

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

Der Carneval neigte sich zu Ende. In den Kreisen des Hofes und der Aristokratie hatten sich die Feste Nacht für Nacht, ohne Ruh, ohne Rast gedrängt: eine Hochfluth, der keine Ebbe folgte. Wie glänzend sie auch gewesen waren, berauschend für die Sinne, entzückend für junge, unerfahrene Gemüther, die noch von der Zauberwelt der Täuschungen befangen waren, so blickte doch jetzt manches Auge mit wahrer Befriedigung dem nahen Ende entgegen. Scharfblickende Beobachter, welche nur die Pflicht ihrer Stellung oder der Zwang der Etiquette, nicht eigene Wahl in die sprische Hitze der überfüllten Salons geführt, wollten schon eine gewisse Abspannung aller Lust wahrnehmen; es war nur noch ein Scheinleben, das sich noch, wie gute Gesellschaft nicht anders kann, in den conventionellen Formen bewegte, aber der Aufschwung, die sprühende Freudigkeit der ersten Zeit fehlte. „Es ist der Rhein, der sich im Sande verläuft!“ bemerkte ein alter Herr in der reich gestickten Uniform höherer Staatsbeamten, der sich mit einem Freunde in ein kleines Cabinet zurückgezogen hatte, wo der Klang der Musik, das Schwirren und Treiben der Versammlung, welche die andern Zimmer

füllte, nur gedämpft zu ihnen drang. Der Freund, ein besterter Offizier, auch schon in vorgerückten Jahren, verglich die absterbende Geselligkeit vielmehr einer matt über den Boden hinrollenden Kanonenkugel, welche noch immer Kraft genug hat, dem Berwegenen, der sie etwa hemmen will, den Fuß hinwegzureißen.

„Ich würde Dir nicht rathen, Deine letzte Assemblée gleichsam aus Schonung für die arme todmüde Menschheit ausfallen zu lassen!“ sagte er. „Deine Großmuth würde verkannt, Du selbst von Allen, die jetzt schmerzlich nach Ruhe seufzen, mit Entrüstung verurtheilt werden! Suche vielmehr der matten Kugel, wenn auch nicht den eigenen Fuß, doch einen andern interessanten Gegenstand in den Weg zu legen, der sie zu neuen Sprüngen animirt. Hast Du nicht irgend eine noch nicht aufgetretene Schönheit, die Du einladen kannst, eine reiche Erbin, eine Löwin der Zukunft?“

„Zwei sogar!“ erwiderte der Minister. „Aber, wenn ich es Dir im Vertrauen gestehen darf, so ist es grade ihretwegen, daß ich meine letzte Gesellschaft nicht geben möchte. Davon erzähle ich Dir gelegentlich. Du siehst, wir werden überfallen.“ — Auf der Schwelle des Cabinets erschienen zwei Damen, welche hier wohl auch einen Moment der Zurückgezogenheit suchten, vielleicht auch etwas an ihrer Toilette ordnen wollten. Die beiden Herren standen auf, aber die kleinere, ältere der Damen rief: „Lassen sich die Excellenzen nicht stören! Wir nehmen eine Secunde bei Ihnen Platz — meine arme Irene ist einer Ohnmacht nahe! Die Tante muß ihre Schuldigkeit thun.“

Das junge Mädchen, frisch wie eine Rosenknospe, sah nicht danach aus und verwahrte sich lächelnd gegen die Besorgniß ihrer Tante. Doch hielten es die beiden Herren für indiscret, zu bleiben und ließen die Damen allein.

„Nichts von Ohnmacht, nichts von zärtlicher Besorgniß, Herr Bruder!“ sagte der General. „Hier giebt es eine Strafpredigt. Ich kenne Frau von Ruhl, ihre Augen waren so kalt und scharf, daß man sich vor ihrem Blick fürchten konnte.“

„Die Kleine schien sich aber nicht zu fürchten,“ erwiderte der Minister. „Sie ist allerliebste geworden. Hier wäre eine Löwin der Zukunft, wenn man sie nicht zu früh auf die Bühne gebracht hätte. Die Ruhl kennt das Terrain besser als ich und muß ihre eigenen Pläne mit der Kleinen haben, sonst würde sie erst in der nächsten Saison mit ihr erschienen sein, statt sie schon zwei Jahre, wie der junge Offizier sagt, vergeblich tanzen zu lassen.“

„Sind Deine Referendare und Aesoren vielleicht schonender gegen das schöne Geschlecht?“ entgegnete der General.

In dem kleinen Cabinet war Frau von Ruhl mit ihrer Nichte allein geblieben und schien sich erst zusammen, ehe sie dem erwartungsvollen jungen Mädchen sagte, warum sie dasselbe aus dem Ballsaal entführt hatte. Es war die Stille vor dem Sturm. Dieser brach endlich los, kein heißer Gewittersturm, sondern ein nordischer Orkan mit eisigem Schneegestöber, dessen Spigen wie Messer schnitten. Frau von Ruhl war eine kleine dürre Frau, aufgewachsen und erstarrt in höchsten Eisregionen, mit einem kalten Auge und kaltem Herzen, welche keines warmen wohlthuenden Tones selbst in milder Stimmung mächtig war, im Unwillen aber tödtlich verletzen konnte.

„Du bist das undankbarste Geschöpf, das ich je gesehen habe,“ begann sie, als Irenens unschuldige Augen, welche fragend auf ihr geruht hatten, einen muthwilligen Blick annahmen. „Was ich für Dich seit Monaten mit unermüdlicher Sorge aufgebaut, vernichtest Du in einem einzigen Momente des Leichtsinns!“

„Tante!“ rief Irene im höchsten Erstaunen.

„Du verstehst mich etwa nicht?“ entgegnete die Tante bitter und verächtlich. „Oder ist wirklich Deine Einfalt vom Lande so unverwundlich, daß Du nicht einmal ahnst, was ich sagen will?“

„Ich weiß in der That nicht, was ich verbrochen und für ein wunderbares Gebäude eingerissen haben

sohl,“ erwiderte Irene, der bei der Anspielung auf ihre ländliche Heimath das Blut in die Wangen stieg. „Es ist wohl ein Lustschloß gewesen, Tante Ruhl, daß ich es so gar nicht bemerkt habe. Oder ein Kartenhaus?“

„Fängt das Kind an witzig zu werden?“ sagte die Tante, ihre schmalen Lippen verziehend. „Vergiß nicht, daß dieser Ton sich wohl gegen einen Lieutenant, aber nicht gegen mich paßt. Hier ist nicht der Ort Dich aufzuklären, wenn Du mich nicht begriffen hast, wie ich zu meiner großen Verwunderung bemerkte. Ich hätte Dich für klüger gehalten als Du bist. Für heut wünsche ich nur, daß Du nicht mehr tanzest —“

„Aber ich habe meine ganze Tanzordnung vergeben!“ wandte Irene mit einer gewissen Aufregung ein.

„Willst Du sie mir einmal zur Einsicht erlauben?“ — Das junge Mädchen reichte ihr das zierliche Blättchen dar, Frau von Ruhl las die darauf verzeichneten Namen, die sie meist errathen mußte, mit einem eisigen Lächeln, das nicht verwerfender sein konnte, dann gab sie die Karte zurück und sagte: „Es bleibt dabei. Du bist unwohl und tanzest nicht mehr. Ich will es, Irene. Bemühe Dich nicht — ich bin nicht gewohnt, meine Worte zu rechtfertigen.“

Irene hätte auch nicht Zeit gehabt etwas zu erwidern, denn ein rascher Tritt nahte sich dem Cabinet und ein junger Mann trat ein, welcher beim Anblick der Damen erfreut sagte: „Endlich finde ich Sie! Darf ich bitten, gnädiges Fräulein? Der Tanz hat schon begonnen —“

Sie erröthete lebhaft; in ihrem jungen Herzen, gekränkt wie es durch die harten Reden der Tante war, mochte sich wohl die Lust zu einer offenen Rebellion regen — was konnte ihr viel geschehen? — aber das bessere Gefühl siegte doch und die Tante durfte ihr nicht zu Hilfe kommen. „Es thut mir leid,“ erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Ich tanze diesen Abend nicht mehr. Wir werden bald nach Hause fahren.“

Das Auge des jungen Mannes richtete sich auf die Tante, welche, ihre Unterlippe fast bis zur Nase emporchiebend, mit unaussprechlicher Kälte die Antwort ihrer Nichte bestätigte, so daß ihm nichts übrig blieb als sich mit einer stummen Verbeugung zu entfernen. — „Ich bin zufrieden mit Dir, Irene,“ sagte Frau von Ruhl. „Du hast keine Erklärung gegeben, er hat auch keine zu fordern.“

„Sollte ich Unwohlsein vorschützen, wo jeder Blick mich Lügen straft?“ entgegnete Irene unmuthig.

„Wer ist aber dieser junge Mensch, der hier im bürgerlichen Kleide auftritt, von Niemand gekannt ist

und es nicht einmal der Mühe werth gehalten hat sich mir vorstellen zu lassen?“

„Von Niemand gekannt?“ erwiderte Irene. „Er ist ein Verwandter des Generals Proß. Was soll er anziehen, wenn er nicht in Diensten steht? Ich hätte ihn Dir vorgestellt, wenn Du ihn nicht förmlich ausgewiesen hättest.“

„Du widerlegst mich ja Punkt für Punkt, wie der beste Rechtsamwalt!“ versetzte die Tante. „Heißt er auch Proß, wie der General? Ich habe in Deiner Tanzordnung nur seinen Anfangsbuchstaben bemerkt — und zu meiner großen Befremdung zwei Mal — danke mir's, daß ich Dir dies auffallende Benehmen erspart habe.“

In den Mienen des jungen Mädchens war von einem solchen Danke wenig zu lesen; sie unterdrückte sichtlich eine Antwort. — „Wollen wir denn aber, bis die Wagen vorfahren, hier wie die Spinnen im Winkel sitzen bleiben?“ fragte sie dann. „Wenn ich auch nicht tanze, so wird es doch nicht auffallend sein, wenigstens dem Tänze zuzuschauen?“

„Ich habe den Wagen schon bestellt, er muß gleich gemeldet werden,“ erwiderte die Tante etwas milder. „Wollten wir in den Saal zurückkehren, so würde es von unsern Bekannten viel Fragen geben, wo wir so lange gewesen — jetzt glaubt man, daß wir schon fort sind und das ist sehr gut. — Irene, sage mir einmal aufrichtig, hast Du wirklich keine Ahnung, wie ich für Dein Glück zu sorgen bedacht bin?“

Irene zögerte einen Moment mit der Antwort.

„O ja!“ sagte sie endlich mit einiger Ueberwindung. „Ich kann nicht lügen. Ja, Tante Ruhl, ich ahne Deine Absichten mit mir, aber —“

„Dein Aber ist vom Uebel!“ unterbrach sie die Tante. „Wenn Du nach Art der unüberlegten Jugend nicht über den Augenblick hinaussiehst, so ist es meine Pflicht, als Deine einzige Verwandte eine sichere Zukunft für Dich zu schaffen. Dazu ist keine Zeit zu verlieren. Wenn im nächsten Jahre Deine Freundin, nach welcher Du Dich so rührend sehnst, neben Dir auftritt, so ist Deine Rolle ausgespielt.“

„Meine Rolle!“ wiederholte Irene unwillig. „Ich spiele keine Rolle. Ich freue mich harmlos meiner Jugend, wie Du ganz richtig sagst — mehr verlange ich nicht. Wenn Diana hier wie eine Morgensonne aufgeht, vor der alle Sterne erbleichen, wenn sie gefeiert wird von Kaiserlichen und Königl. Hoheiten bis zum jüngsten Bagen hinab, so werde ich darüber nur

glücklich sein, denn ich liebe sie zärtlich. Ihr Stück ist das meine.“

„Du schwärmst noch in poetischen Ergüssen als wärst Du gestern erst aus der Pension gekommen!“ sagte die Tante spöttisch. „Laß mich aber prosaischer denken und praktischer handeln. Lebst Du wie ein Schmetterling für den Augenblick, so muß ich Dir eine solidere Existenz bereiten. Der Frühling vergeht rasch, die schönste Blume verblüht, für den Herbst und Winter braucht man Früchte. Du siehst, ich kann auch bildlich reden. Ehe Deine Diana hier wie eine Morgensonne aufgeht, hoffe ich Dich aller Concurrrenz enthoben zu sehen. — Nur laß mich dies B. nicht in Deiner nächsten Tanzordnung bei Frau von Zellenstein sehen: Dir wird es ein Leichtes sein, sie zu fällen, ehe der junge Mann in seinem bürgerlichen Kleide sich Dir nahen kann. Wir finden ihn jedenfalls dort, wenn der General Proß sein Verwandter ist — überdem sind Proß und der Minister Zellenstein intime Freunde, wie wir so eben in ihrem tête-à-tête hier gesehen haben. Ich warne Dich noch einmal, Irene. Es wäre unverantwortlich, wenn Du Dich einer flüchtigen Anwandlung hingeben und meine Pläne dadurch kreuzen wolltest. Hast Du einst in der Gesellschaft eine feste und gesicherte Stellung, so kannst Du Dich ja Deiner Jugend in voller Freiheit noch lange freuen!“ Sie warf diese letzten Worte nur leicht hin und Irene hatte keine Ahnung, welcher Sinn darin verborgen lag: ihr Gefühl würde dadurch auf das Tiefste verletzt worden sein. Ein Diener des Hauses unterbrach jetzt das Gespräch mit der Meldung, daß der Wagen der Frau von Ruhl vorgefahren sei: und Irene folgte der Tante mit einem heimlichen Protest in die Garderobe, während sie noch auf die entzückenden Klänge der Musik aus dem Tanzsaale lauschte. Sie hätte wohl in diesem Momente einen Blick hinein thun mögen! Was aber wünschte sie so glühend zu wissen?

Der junge Mann, dem sie auf Befehl der Selbstherrscherin ihre Hand versagt hatte, tanzte nicht. Er hatte seinen Oheim aufgesucht und stand mit ihm in der vordersten Reihe der Zuschauer. Wenn er unter den glänzenden und verschiedenartigen Uniformen der einheimischen und fremdherrlichen Offiziere, der Herren vom Hofe, der Gesandtschaften, der Landstände und Staatsdiener durch seinen einfachen schwarzen Anzug abstach, so hatte er doch wieder den Vortheil, daß sich dadurch zuweilen die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, welcher er sonst unter der Menge, wo es viel vornehme und schöne Gestalten gab, leicht entgangen wäre. Er durfte den Vergleich mit

ihnen nicht scheuen. Hochgewachsen und doch voll männlicher Kraft, welche manchem lang aufgeschossenen Jünglinge nur zu sehr fehlt, mit einem edlen Gesicht voll frischer Farben unentweibter Jugend, das von ruhig blickenden, dunklen Augen unter einer hohen Stirn einen entschiedenen Ausdruck erhielt und von einem dichten Bart, nicht bis zum Uebermaß der herrschenden Mode hinaus gewachsen, beschattet wurde — so ausgestattet war diese fremde Erscheinung, die man bis jetzt noch in keinem Salon getroffen hatte, wohl geeignet, die Augen der Kennerinnen männlicher Schönheit, deren es hier unter den Frauen gar viele gab, auf sich zu ziehen und man wußte denn auch bald, daß er ein Neffe des Generals Proß war: alle übrigen Fragen, deren Beantwortung von Interesse gewesen wäre, blieben jedoch unbefriedigt. Nach seinem Wesen zu urtheilen, schien er ein durchaus selbstständiger Mann zu sein, er war vielleicht ein reicher Grundbesitzer oder Majoratsherr, was immerhin möglich war, obgleich sein Oheim, wie bekannt, gar kein Vermögen besaß. Jedensfalls war er aber eine „distinguirte“ Erscheinung und man bedauerte nur, daß er so gar nichts that, um Bekanntschaften zu machen, woran jedenfalls sein Onkel Schuld war, der in der Gesellschaft noch immer keine rechte Wurzel geschlagen und eine gewisse brüste Absonderung behauptet hatte, wahrscheinlich weil er kein großes Haus machen konnte. Der stattlich: Neffe hatte nur ein einziges Mal getanzt und mit gutem Blick seine Wahl getroffen, das erkannten selbst Frauen an, denn die kleine Erlheim, die so ganz ohne Anmaßung auftrat und noch ein halbes Kind sich fröhlich, ohne sich ihrer Lieblichkeit bewußt zu sein, der geselligen Freude hingab, hatte weder Nebenbuhlerinnen, noch Richterinnen, sondern eher Freundinnen unter den Damen, was ihr gewiß zum Lobe gereichte. Wer aber hatte den Fremden ihr vorgestellt? Niemand hatte es bemerkt. Vielleicht waren sie von früher bekannt. Jetzt tanzte er nicht, es blieb im Laufe der Nacht nicht unbeachtet, daß er gar nicht mehr tanzte. Dieser Umstand gab zu denken. Es war eine Auszeichnung, welche die kleine, wenn auch noch so reizende Erlheim nicht verdiente. Indessen war es vielleicht nur eine Art Pflichttanz gewesen, von früherer Bekanntschaft veranlaßt — am Ende war die ganze Sache auch nicht wichtig genug, um sich länger damit zu beschäftigen. In der ersten Woche der Saison, wo die Fülle neuer Erscheinungen, die sich verschlingenden Fäden interessanter Verhältnisse bei noch frischer Spannkraft der Geister stets wechselnde Eindrücke machten, so daß die Aufmerksamkeit selten

auf einem Gegenstande lange rasten konnte, wäre dies geringfügige Intermezzo wohl ganz unbeachtet geblieben, jetzt hatte es, wenn auch nur bei Wenigen, dem ermatteten Interesse, das längst Alles, was sich geboten, abgethan fand, einen Moment wieder aufgeholt. Aber wirklich nur einen Moment. Noch ehe der Fremde gegen den Schluß des Festes den Saal und das Palais verlassen hatte, war er schon vergessen, und da er in den nächsten Tagen an andern Orten, wo sein Oheim erschien, nicht gesehen wurde, so dachte wohl Niemand mehr an ihn. Die Wellen des Residenzlebens waren auch über ihn, — wie über so viele, dahingerauscht.

Jetzt nahte der Schluß des Faschings. Am Montag noch eine Assemblée beim Minister von Zellenstein, am Fastnachtsdienstag Hofball, dann war Alles überstanden! So dachten Viele, selbst vom jüngern Geschlecht, das der täglichen Wiederholung nur in der Ausstattung zu unterscheidender Feste allmählig auch müde wurde und am Spiegel jeden Morgen sich überzeugen konnte, welche Opfer sie kosteten.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Dichter auf einem Schiffe.) Franz Wallner, der Allbekannte, hat (bei Gerschel in Berlin) Erinnerungen aus seinem Leben herausgegeben. Darin erzählt er Folgendes:

„Freiligrath fühlte sich in Brüssel nichts weniger als behaglich. Trotzdem, daß ihm seine lebenswürdige, prächtige Frau mit den Kindern in die Verbannung gefolgt war, lag ihm doch die Sehnsucht nach Deutschland in jedem Pulsschlag, in jedem Zucken der Nerven. Außer seiner Familie hatte er fast keinen Umgang als mit Karl Heinzen, dessen hervorragende Eigenschaft eben nicht in persönlicher Lebenswürdigkeit besteht. Einen Lichtpunkt in dem damaligen Leben Freiligrath's bildete folgendes Ereigniß: Der Dichter, welcher schon im Jahre 1832 in einer Menge reizender Schöpfungen: „Amphitrite“, „Meerfabel“ etc., den Ocean und das Schiffstreiben so prächtig schilderte, hatte doch, außer im Elbhasen in Hamburg, weder Eines noch das Andere je gesehen. Ein Ausflug nach einer der nahen Seestädte, ich glaube nach Amsterdam, sollte ihm Gelegenheit geben, das, was er „mit seines Geistes Augen“ so oft gesehen, auch in Wirklichkeit kennen zu lernen. Der Adler, ein prachtvoller, nach Kanton bestimmter neuer Dreimaster lag vor Anker, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß erteilt, das Schiff zu besetzen. Der Oberbootsmann, ein wettergebräunter alter Seemann, machte den Führer. An der Capitän's-Kajüte entschuldigte er sich, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Capitän eben Gäste bei sich bewirthe. Gesprächsweise wurde noch er-

wähnt, daß derselbe schon zwei Mal die Reise um die Welt gemacht habe. In dem Augenblicke öffnet sich die Thür und man erblickt eine fröhliche Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriffe ist, ein nichts weniger als frugales Diner zu beenden, wie eine reichliche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundet. Der blonde Dichter entschuldigt sich, seiner Neugierde, das prachtvolle Schiff zu bewundern, ohne Erlaubniß des Capitäns gefolgt zu sein. Dieser, ein vollendeter Weltmann, nöthigt die Herren in seine Gemächer einzutreten, zeigt ihnen seine elegante Waffenkammer, sein Arbeitszimmer, alles aufs netteste und comfortabelste eingerichtet. Letzteres zierte auch eine kleine, aber sehr gewählte Büchersammlung, in welcher die Pracht-Ausgabe von Freiligrath's Poesien obenan steht. „Freut es Dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die Reise nach Kanton mitmachen?“ fragte der Begleiter Freiligrath's seinen Freund. „Wie so?“ wirft der Capitän dazwischen. „Der Herr ist Freiligrath.“ „Freiligrath, der Dichter Freiligrath?“ ruft der Seemann stürmisch aus.

„Auf die Bejahung der Frage stürzt er zum Sprachrohr: „Flaggen auf! Alle Mann an Bord! Champagner herauf! — Gott segne Sie! Sie haben mir manchen heißen Tag auf dem weiten Ocean verkräft, manche frohe, begeisterte Stunde geschaffen!“ Er drückte den erschütterten Dichter bewegt an die Brust, und die Gläser mit dem inzwischen angekommenen schäumenden Rebensaft füllend, spricht er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie auf dem Festlande haben keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seefahrer in fernen Welttheilen ist, was dieser ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich segne, bringt der Besten einen an meinen Tisch! Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine morgende Reise an! Erheben Sie die Gläser, der Dichter Freiligrath, er lebe hoch!“

„Lautlos, nur durch eine mühsam zurückgedrängte Freudenthräne konnte der arme Dichter, der in diesem Augenblicke mit keinem Fürsten der Erde getauscht hätte, den stürmischen Jubelruf der Anwesenden erwidern.

Bei seiner Entfernung standen ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Festkleidern „Alle Mann an Bord“, alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im festlichen Schmucke da, als ob der König es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Das war der schönste Tag im Leben eines deutschen Dichters!“

(Ein gewissenhafter Vater.) In einer der stillsten Straßen von Nancy hatte sich vor einiger Zeit Chéraz, ein beliebter Portrait- und Genremaler, sein Atelier dicht unter dem Dache eingerichtet, da die Maler bekanntlich zu ihrer Arbeit des reinsten Himmelslichtes bedürfen.

So sehr Chéraz aber auch das Licht von oben liebte, verschmähte er deswegen doch durchaus nicht, die weiter unten spielenden Begebenheiten zu beobachten und blickte häufig genug auf die Straße, in die benachbarten Häuser, kurz, überall hin, wo es etwas zu sehen gab — natürlich bloß im Interesse seiner Studien. Er war damals etwa fünfundsiebenzig Jahre alt,

ziemlich klein, blond und von etwas schwächlichem Aussehen, so daß man versucht war zu fürchten, ein Windstoß könne ihn aufheben und fortwehen. Dabei war er aber still, flug und solid, ein starkes Herz, ein sanftes und festes Gemüth, so daß man über seine kleine, unausgezeichnete Gestalt hinweg sah, sobald man ihn näher kannte.

Seit einigen Wochen war unser Künstler in ein unbekanntes junges Mädchen verliebt, die mit ihrer Mutter in einem der gegenüberliegenden Häuser wohnte. Da dieses Mädchen wunderhübsch, geschmackvoll gekleidet und anmuthig in jeder ihrer Bewegungen war, hatte er sie anfangs nur vom künstlerischen Standpunkt aus bewundert, dann hatte sich das Herz in diese schweigende Bewunderung gemischt und hatte dieselbe zur Liebe umgewandelt.

Wenn Chéraz immer bloß als Künstler das hübsche Bild betrachtet hätte, welches sich ihm zwanzig Mal des Tages in der Umrahmung des Fensters zeigte, würde die Unbekannte vielleicht nie etwas von seiner Beobachtung bemerkt haben, aber die Liebe besitzt eine magnetische Gewalt, welche die Augen des geliebten Gegenstandes anzieht und so begegneten die Blicke des holden Kindes gar bald den brennenden Augen, die so sehnsuchtsvoll zu ihr hinüberschauten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Lucine, wie sie sich nannte, augenblicklich an den glühenden Blicken des Künstlers Feuer gefangen hätte, aber die stumme Anbetung desselben schien ihr doch nicht zu mißfallen, denn sie fuhr fort sich am Fenster zu zeigen und ertappte sich bei gar manchem Blick auf die Straße, wenn Chéraz früh in sein Atelier kam oder des Abends von dort wegging.

Chéraz, der von Tag zu Tag verliebter wurde, wünschte nichts sehnlicher als die Familie seiner Angebeteten kennen zu lernen, zu wissen, wer dort aus- und einging und dergleichen mehr, aber von seinem Atelier aus konnte er nichts sehen, also entschloß er sich Erkundigungen einzuziehen.

Die Mutter seiner Geliebten hieß Madame Schnapp; sie war nicht Wittve, wie er geglaubt, sondern die Frau eines Offiziers, der sich eben im Lager von Chalons befand und überhaupt selten in Nancy war, binnen Kurzem jedoch zu Hause erwartet wurde, da Fräulein Lucine im Begriffe stand sich zu verheirathen. Dem Maler wurde es bei dieser Kunde schwarz vor den Augen. Sie sollte heirathen? wen sollte sie heirathen?

Neue Erkundigungen berichteten ihm, daß ein wohlhabender Advokat der Stadt, von Lucine's Schönheit eingenommen, bei der Mutter um sie angehalten habe und daß noch ein anderer Freier, ein sehr reicher Juwelier, ebenfalls Schritte zu dem gleichen Zwecke gethan hätte.

Madame Schnapp hatte sich noch nicht entschieden in der Sache ausgesprochen, allein sie schien den Juwelier entschieden zu begünstigen. Natürlich theilte sie ihrer Tochter den Stand der Dinge mit, allein Lucine stimmte weder für den Advokaten noch für den Juwelier, sondern entgegnete bloß, daß sie noch sehr jung wäre und wohl noch warten könne mit dem Heirathen.

Sie erschien nun noch öfter als früher am Fenster und war weniger heiter als sonst.

Einige Tage darauf öffnete sich Lucienens Fenster gar nicht und Chéraz wurde darob entsetzlich aufgeregt; es war ihm zu Muthe als ob er geschmolzenes Blei in den Adern hätte. Hatte die Mutter etwa bemerkt, daß ihre Tochter zu häufig nach dem Gegenüber blickte? Oder war es am Ende gar mit der Heirath entschieden? Von seiner Höhe herab glaubte der Künstler zuweilen einen männlichen Kopf in dem Zimmer seiner Nachbarinnen zu erblicken. Wem gehörte dieser Kopf, dem Juwelier oder dem Advokaten? Er hätte Viel darum gegeben, wenn er dies gewußt hätte.

Die beiden Nebenbuhler, der Advokat und der Juwelier, brachten ihre Abende ziemlich regelmäßig in demselben Kaffeehause zu, jeder mit seinen verschiedenen Freunden, ohne sich weiter als von Angesicht zu kennen. Chéraz begab sich nun in das nämliche Café, um die Gesichter der beiden Rivalen zu studiren und daraus zu erkennen, welcher von ihnen der bevorzugte Glückliche sein könne. Er ließ sich Bier bringen, zündete seine Pfeife an und nahm einige Zeitungen zur Hand. Dabei hatte er den geeignetsten Platz ausgesucht, um die Beiden beobachten zu können, die an zwei benachbarten Tischen Karten spielten. Beide wechselten von Zeit zu Zeit finstere Blicke; Beide sahen sorgenvoll aus. Uebrigens zeigte sich ihre Rivalität durch kein feindliches Wort; man hätte eher glauben mögen, daß sie sich gegenseitig fürchteten.

Gegen neun Uhr Abends trat ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit gebräuntem Teint, langem, röthlichem Schnurrbart, blühenden Augen und bis herauf zugedrücktem Ueberrock, der sich trotz seiner Civilkleidung schon von Weitem als alter Soldat verrieth, in das Etablissement und setzte sich nicht weit von den Kartenspielern nieder, um ein Glas Bier zu trinken und eine Cigarre anzuzünden. Keiner der Stammgäste kannte ihn; war doch erst seit acht Tagen ein neues Regiment in die Stadt gekommen und der alte Rothbart konnte wohl ein Offizier dieses Regiments sein.

Nach einer Viertelstunde näherte sich dieser Militär dem Tische, wo der Advokat spielte und sagte zu dem eleganten jungen Manne: „Ich hörte soeben mehrmals Ihren Namen erwähnen, mein Herr, sind Sie wirklich Herr Rouffet?“

Der Advokat verbogte sich.

„Es ist mir sehr lieb Sie zu treffen, mein Herr, und es würde mir äußerst angenehm sein, wenn Sie mir nach Beendigung Ihrer Partie einige Minuten schenken möchten. Ich habe Ihnen eine Mittheilung von der größten Wichtigkeit zu machen.“

Rouffet verließ sofort sein Spiel und stellte sich dem Unbekannten zur Verfügung. Die beiden Herren setzten sich in einen Winkel, ganz nahe bei Chéraz, den sie Beide nicht kannten. Der Rothbart begann sofort ohne Umschweife: „Sie wünschen Fräulein Schnapp zu heirathen?“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete der Advokat überrascht, ich . . .“

„Ich weiß es und will Ihnen nur sagen, daß meine Absichten die nämlichen sind, wie die Ihrigen.“

„Mein Herr, ich verstehe nicht, wo Sie hinaus wollen . . .“

„Sie werden mich sogleich verstehen. Ich bin fünfzig Jahre alt, habe es also sehr eilig und besitze nicht soviel Zeit, lange den Hof zu machen; überdies sind die Chancen zwischen uns auch nicht gleich, denn Sie sind jung und hübsch und ich nicht — ich muß also zu großen Mitteln greifen. Einer von uns muß sich zurückziehen.“

„Nu . . . aber . . . so ziehen Sie sich zurück, mein Herr!“

„Nein, nichts da! Ich habe es mir in den Kopf gesetzt zu heirathen, und ich werde heirathen.“

„Aber wer soll denn zwischen uns entscheiden?“

„Der Degen, der Säbel oder das Pistol, nach Ihrer Wahl.“

Der Advokat erblaßte. — „Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er dann.

„Ein Soldat, der sich verheirathen will; ein Mann von fünfzig Jahren, der nicht lange warten kann; ein Verliebter, der seinen Nebenbuhler tödten will!“

„Und wenn ich mich weigerte, diese Herausforderung anzunehmen? Denn ich muß Ihnen sagen, mein Herr, bei uns im Civil ist man nicht gewöhnt sich so auf der Degenspitze zu verheirathen.“

„Ich werde Sie schon zwingen sich zu schlagen.“

„Das werden wir sehen.“ Damit erhob sich der Advokat, um die Audienz zu beendigen.

„Ich werde noch weiter gehen,“ fügte der Offizier hinzu, „das nächste Mal, wenn ich die Ehre habe Sie hier oder anderwärts zu treffen, werde ich Sie zu provociren wissen, daß Sie das Duell unmöglich verweigern können.“

Rouffet blieb höchstens noch zehn Minuten bei seinen Freunden und ergriff den ersten besten Vorwand sich zu entfernen. Der schreckliche Unbekannte setzte sich wieder auf seinen Platz und rauchte ruhig weiter. Als der Juwelier fortgehen wollte, nahm er ihn bei Seite, um ein Paar Worte mit ihm zu sprechen. Der Maler, der durch das Vorhergehörte neugierig geworden war, folgte ihnen so nahe, daß er ihr Gespräch verstehen konnte.

Der Rothbart begann wieder wie bei dem Advokaten. — „Sie bewerben sich um Fräulein Schnapp?“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete ungenirt der Juwelier.

„Sie heißen Durand?“

„Durand-Pivot, nach dem Namen der Firma.“

„Gut. Ich bin der intimste Freund des Capitän Schnapp und komme, Ihnen Folgendes zu sagen: Sie sind zwei Nebenbuhler, ich bin der dritte, und ich weiß, daß mein Freund seine Tochter nur dem Tapfersten geben wird. Es ist also nöthig, daß wir uns schlagen.“

„Aber ich habe nie ein Fleuret in der Hand gehabt.“

„Das schadet nichts! wir nehmen Pistolen, mein Herr!“

„Sie scherzen doch nur?“

„Mein Herr, ich scherze niemals! Morgen werden Sie den Advokat Rouffet fordern, oder . . .“

„Ober?“

„Sie werden es morgen Abend mit mir zu thun haben. Adieu, mein Herr. Wir sind ihrer drei, und zwei von uns müssen verschwinden.“

„Der Tausend!“ dachte Chéraz, „was wird dieser Liebhaber mit dem Pistol sagen, wenn er hört, daß wir vier anstatt drei sind? Nun, wir wollen sehen!“

Den folgenden Tag ereignete sich nichts Besonderes. Der Advokat wie der Juwelier widmeten sich ihren Geschäften; beide hatten ihre Liebe durch die Mittheilungen des fremden Offiziers merkwürdig erkaltet gefühlt. Beide waren im Innern entschlossen, als sie des Abends in das Café gingen, dem Duellanten das Feld zu räumen.

Chéraz war schon vorher dort; er wollte diesen Streit bis zu Ende verfolgen und sollte überdies dem Rothbart seine Bewunderung. Rouffet und Durand-Pirot setzten sich zum Spiel; noch nie waren sie so finster und übelgelaunt gewesen; jedenfalls waren sie heute nur aus alter Gewohnheit gekommen.

Um neun Uhr öffnete sich die Thür und der Rothbart erschien auf der Schwelle. Rouffet und Durand fanden Beide plötzlich einen Vorwand sich zu entfernen und thaten dies mit solcher Schnelligkeit als ob es in ihren Taschen gebrannt hätte.

Der Offizier blickte ihnen mit ironischem Lächeln nach und setzte sich dann an seinen alten Platz. Da klopfte ihm der Künstler auf die Schulter und sagte: „Mein Herr, wir sind ihrer vier und nicht bloß drei. Es ist nun an uns Beiden, wenn es Ihnen gefällig ist.“

„Was sagen Sie?“ frug der Offizier.

„Solche Dinge sagt man draußen, mein Herr! Wenn es sich um eine Dame handelt, müssen wohlgezogene Leute mit Discretion verfahren. Wenn Sie mich hinausbegleiten wollen, siehe ich zu Ihrem Befehl.“

Die beiden Herren gingen nun draußen auf dem Plage auf und ab. — „Was wollen Sie also von mir?“ frug der Rothbart.

„Dasselbe, was Sie von den beiden Furchtsamen wollten, die eben ausgerissen sind. Sie bewerben sich um ein junges Mädchen, welches ich liebe; Sie wollen Ihre Rivalen umbringen: nun, ich bin ein Rival und erwarte Sie!“

„Sieh da! Sie gefallen mir, junger Mann! Ehe wir uns aus dem Leben gehen, wollen wir erst noch Freunde werden. Wer sind Sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Was thut das zur Sache?“

„Nun, sagen Sie mir es immerhin!“

„Ich bin ein hiesiger Maler, liebe Fräulein Schnapp und habe die größte Lust Sie zu tödten, mein Herr!“

„Ich muß Ihnen sagen, junger Mann, daß ich ein ausgezeichnete Fechter bin und mein Lebelang das Pistol gehandhabt habe.“

„Desto besser für Sie.“

„Sie schlagen sich also trotzdem mit mir?“

„Bestimmen Sie die Waffen und die Stunde.“

„Ihren Arm, mein Herr!“

„Warum?“

„Sie werden es sehen.“

Chéraz war heftig erzürnt. Die spöttische Ruhe seines Gegners erbitterte ihn auf's Aeußerste. Er bemerkte gar nicht, daß derselbe ihn auf das Haus von Madame Schnapp zuführte.

„Steigen Sie die Treppe hinauf“, sagte der Brumbär.

„Wo sind wir, wo gehen wir hin?“

„Kommen Sie, junger Mann, kommen Sie doch in's Teufels Namen!“

„Was kann er vorhaben?“ dachte der Maler, „meinetwegen, ich gehe mit.“

Der Rothbart öffnete eine Thür auf dem Vorfaal der ersten Etage und Chéraz erblickte in heller Beleuchtung Lucine, welche dasaß und sticte, sowie deren Mutter, welche las.

„Meine Frau und Tochter, mein Herr!“ sagte der Offizier.

„Dein Bräutigam, Lucine! Nicht dick und nicht lang, aber brav! Junger Mann, mein Verfahren mag Ihnen bizarr erscheinen, aber ich bin ein Soldat, ein vorsichtiger Vater und habe es sehr eilig. Ich muß nach Afrika zurück und der Tod kann mich dort schnell ereilen. So möchte ich doch gern diesen Damen einen legitimen, soliden und furchtlosen Beschützer zurücklassen. Die Idee ist sonderbar, aber ich wiederhole nochmals, ich habe Eile. Wir haben bloß 14 Tage, um die Sache abzuschließen, also kommen Sie, junger Mann, die Augenblicke sind kostbar. Machen Sie schnell Bekanntschaft!“

Wenn der Capitän den Blick bemerkt hätte, den Lucine und Chéraz austauschten, so würde er errathen haben, daß diese Bekanntschaft schon gemacht sei. — So genügten denn auch die vierzehn Tage vollkommen zum Abschluß der Heirath; die jungen Leute schienen es eben so eilig zu haben, als der Capitän und dieser war sehr befriedigt über den Schwiegersohn. — F.

(Ein kalifornischer Nabob.) Vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht stand vor Kurzem ein schwarzgekleideter Italiener, Namens Ghanèse, der trotz seiner zweiundvierzig Jahre noch unwiderstehlich wie Don Juan zu sein scheint, wovon seine fünf Anklägerinnen, die ihm vor den Schranken gegenüberstanden, Einiges zu erzählen wissen. Zuerst trat eine Modistin auf, nicht mehr in der allerersten Jugendblüthe, aber noch recht wohlconservert, und trug ihre Leidensgeschichte vor; sie erzählte: Als ich eines Tages durch die Rue Richelieu gehe, spricht mich ein Herr an und berichtet mir in sehr schlechtem Französisch, er sei fremd hier, habe einem Gamin fünf Francs gegeben, um ihn nach seinem Hotel zu führen, derselbe sei ihm aber mit dem Gelde fortgelaufen und er befände sich nun in großer Verlegenheit. Er bittet mich, ihm den Weg nach seinem Hotel zu zeigen und erzählt mir unterwegs, er sei der einzige Sohn des Gouverneurs von Kalifornien, besitze sehr viel Geld und wisse nicht, was er damit anfangen solle; er beabsichtige nun, sechs Monate in Paris zu bleiben und werde sehr glücklich sein, eine Dame zu finden, die ihm die Ehre ihrer Gesellschaft gönnen wolle. Vor seinem Hotel angekommen, bittet er mich um meine Adresse und um die Erlaubniß, mir morgen für meine Gefälligkeit persönlich

banken zu dürfen. Folgenden Tages besucht er mich; während der Unterhaltung bittet er mich, ihm meine Kleider zu zeigen; da er sie aber bei Weitem nicht reich genug fand, bittet er um die Erlaubniß, mir bessere anbieten zu dürfen. Für den ersten Anfang, fügte er bei, werden Sie mir gestatten, Sie nach dem Palais Royal zu begleiten, Sie werden mir dort den ersten Juwelier bezeichnen und mir erlauben, Ihnen etwas in Brillanten und eine Uhr auszuwählen. Nehmen Sie einstweilen dieses, setzte er hinzu, indem er mir zwei Rollen zeigte, es ist kalifornisches Gold. Damit schob er mir die beiden schweren Rollen in die Taschen. Also wir fahren nach dem Palais Royal; als ich aber mit in den Juwelierladen gehen will, hält er mich zurück mit den Worten: bleiben Sie gefälligst, in meinem Vaterland ist es nicht Sitte, daß eine Dame, für welche man ein Geschenk wählt, bei dem Einkauf zugegen sei; geben Sie mir Ihr Armband, um die Stärke Ihres schönen Armes danach zu bemessen; Sie werden im Wagen auf mich warten. Von den Manieren des Herrn bezaubert und ohne alles Mißtrauen, da mir die Goldrollen das Kleid fast niederzogen, stiege ich wieder in den Wagen, der in der Rue Valois auf uns wartet. So sitze ich eine ganze Stunde, ganz erfreuet, daß der Herr den ganzen Laden umkehren muß, um etwas Passendes zu finden. Endlich will ich aus Neugierde und Ungeduld eine der Rollen aufbrechen, aber was muß ich sehen? Statt aus Goldstücken besteht sie aus schönem Blei; noch mehr gerieth ich aber außer mir, als ich auch mein Portemonnaie vermißte, welches 92 Francs enthielt. Kaum war es nöthig, zu dem Juwelier zu gehen, um zu erfahren, daß der Herr schon vor einer Stunde davon ist, ohne etwas zu kaufen. Ich mußte dem Kutscher noch ein Pfand geben, da ich keinen Sou mehr besaß und dazu noch um mein Armband gekommen war, welches 75 Francs Werth hatte.

Dieser Klägerin folgte eine Wittve in den mittleren Jahren, die nun ihrerseits berichtete:

Dieser Herr fand durch seine ausgesuchten Manieren und seinen Ton Zutritt in meinem Hause; eines Tages bat er mich die Einladung zu einem Frühstück im Pavillon d'Armenonville, anzunehmen, was ich denn auch nicht ablehnte. Während ich die letzte Hand an meine Toilette legte, zieht er drei Goldrollen aus der Tasche, bricht die eine davon auf, so daß ich das vorderste Goldstück sehen konnte, was er herausnahm und in die Westentasche steckte. Dann bog er das Papier wieder um und legte die Rolle nebst den beiden anderen auf einen Tisch, weil sie ihm zu schwer zum Mitnehmen seien, wie er sagte. Zugleich frug er mich, ob ich Geld bei mir habe; ich versetzte, ich hätte zwei Bankbillets zu 100 Francs. Gut, erwiderte er, gehen wir. Mir nahmen also einen Wagen und hielten im Pavillon ein Frühstück für 56 Francs. Er bat mich nun zu bezahlen, wozu ich auch ohne Zaudern bereit war. Ich ziehe die beiden Banknoten heraus und will eine derselbe dem Kellner geben, allein der Herr nahm mir beide aus der Hand, mit der Bemerkung: das sei wohl nicht schicklich, man könnte ja glauben, ich bezahlte.

Er bezahlt also den Kellner, ohne mir den Rest wiederzugeben, aber ich dachte an die bei mir zu Hause zurückgelassenen Goldrollen und schwieg. Während der Rückfahrt nimmt er meine Hand in die seinigen und betrachtet meine Ringe; ich hatte einen Brillanten und einen orientalischen Amethyst. Geben Sie mir die Ringe mit, sagte er, ich will ihnen Gefährten geben. Wir fahren nach dem Palais Royal, ehe wir aber aussteigen, nimmt er mir noch meine Uhr mit der Kette ab mit der Bitte, sie gegen eine mit Brillanten besetzte Uhr und eine schwere Kette vertauschen zu dürfen. Ich lasse ihn gewähren, bemerke jedoch, daß wir nicht mehr Geld genug bei uns hätten, um so bedeutende Einkäufe zu machen. Beruhigen Sie sich, ist seine Antwort, wir nehmen den Juwelier in unserm Wagen mit und bezahlen ihn zu Hause.

Natürlich kehrte auch hier der Don Juan nicht zurück; wie die Modistin verliert auch die Wittve zuletzt im Wagen die Geduld, geht in den Laden, um zu erfahren, daß der Herr gleich wieder gegangen ist, kehrt vernichtet nach Hause zurück und findet höchstens die Ansicht, in ihren drei schweren Rollen Trost genug zu haben, um in der Sylvesternacht Blei gießen zu können.

Noch drei andern Dämchen ist es mehr oder weniger ähnlich ergangen und sie zweifeln seitdem stark an der Echtheit des kalifornischen Goldes. Der Sohn des Gouverneurs von Kalifornien schien zuletzt beinahe froh, zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt zu werden, um nur den Zornblitzen der zehn auf ihn gerichteten feindlichen Augen zu entgehen. — 8.

(Eine eigenthümliche Whistpartie.) Am französischen Hofe, der sich gegenwärtig zu Compiègne mit Vergnügungen aller Art, als Aufführungen von Theaterstücken, Sprichwörtern und Charaden, lebenden Bildern und dergleichen mehr zu ergötzen sucht, hat man schon allerlei originelle Ideen für die bald beginnenden Masken- und Costümbälle ausgedacht, unter denen besonders eine eigenthümlich genug ist. Es soll nämlich auf einem dieser Bälle in den Kreisen der haute-volée eine Partie Whist gespielt werden, und zwar mit lebendigen Karten. Demgemäß werden außer denen, welche die Partie spielen sollen, zweiundfünfzig Personen bei der Sache mitwirken, welche die verschiedenen Whistkarten vorstellen und alle Embleme derselben an sich tragen. Die Karten werden mindestens vierzehn Tage vor der Aufführung gezogen werden, damit die auserwählten Personen vollauf Zeit haben, ihre betreffenden Costüms herzustellen zu lassen. Die zuletzt übrig bleibende Karte soll dann das Atout oder der Trumf sein.

Man hat indessen schon soviel in der Sache bestimmt, daß die verheiratheten Damen die vier As und die vier Damen vorstellen sollen, während die jungen Mädchen die niedrigeren Blätter von Coeur und Trefle, die älteren Herren die vier Könige und die jungen Leute die vier Buben, sowie die niedrigeren Karten in Pique und Carreau darstellen werden. Man ist sehr gespannt auf die Ausführung dieser Idee und Jeder und Jede aus den vornehmen Kreisen hegt den sehnlichen Wunsch, sich dabei theiligen zu dürfen. — 8.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.
mit Stablischen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Frau von Kuhl wunderte sich aber doch, als auch ihre Nichte sich damit zufrieden erklärte, daß Alles bald ein Ende haben werde: Irene war erst siebzehn Jahre alt, war noch heut, nach fast vier Wochen anstrengender Carnevalslust so frisch, als käme sie eben aus der gesunden Bergluft ihrer Heimath, sie war bis zum letzten Augenblicke gefeiert worden und seufzte nach Ruhe? Sollte es doch ein Fehler gewesen sein, sie schon mit sechszehn Jahren „ausgehen zu lassen“, wie es in der seltsamen Sprache der großen Gesellschaft heißt? Aber gerade darin hatte Frau von Kuhl für ihre Pläne das wirksamste Mittel gesehen; sie selbst hatte ohne alles Vorurtheil mit kältestem Blicke ihre kleine Nichte geprüft und in ihrer zarten Jugend und der bezaubernden Lieblichkeit, welche sie umfloß, den Magnet gefunden, dessen Anziehungskraft jeden Widerstand besiegen mußte. Nun war sie zwar ausgezeichnet worden, wie kaum eine Andere, auch glaubte die Tante festen Grund für ihr stolzes Gebäude gewonnen zu haben, aber sie hatte seit Kurzem mit großem Mißbehagen bemerkt und sich nicht ablängnen können, daß ihr Bau ins Stocken zu gerathen schien. Wer trug die Schuld?

Sie saß am Fenster, mit diesem Gedanken beschäftigt, als sie durch einen ungewöhnlich raschen Hufschlag und das Rollen eines Wagens darin unterbrochen wurde. In der ganzen Residenz gab es nur ein so flüchtiges Gespann — sie blickte auf und hatte sich nicht getäuscht. Es war der leichte Jagdwagen, und in demselben saß, in seinem Pelz nachlässig zurückgelehnt ein junger Mann, vor ihm der bärtige Kutscher in russischer Nationaltracht, hinter ihm der Jäger im Federhut. Ein flüchtiger Blick über die Front des Hauses — kein Gruß — vorüber! Frau von Kuhl erröthete so heiß als wäre sie noch ein Kind wie Irene; sie hatte ihre ganze Fassung verloren — stürzte ihr das Gebäude ihrer Hoffnungen über dem Kopfe zusammen, war es ein Kartenhaus gewesen, wie Irene neulich gesagt hatte?

Das Auge der alten Dame richtete sich feindlich auf das junge Mädchen, das ihr gegenüber an ihrem Arbeitstisch in der Nische des andern Fensters saß und in scheinbarer Unbefangenheit ruhig fortsticht. Scheinbar konnte diese Unbefangenheit doch nur sein; sie mußte doch so gut wie sie bemerkt haben, daß der Prinz vorüber gefahren war, ohne zu grüßen, daß er kaum hinaufgeschaut hatte, während doch sonst —

„Hast Du den Prinzen beleidigt?“ fragte sie, von ihrem Unmuth hingerissen.

Irene blickte befremdet auf und schien keine Antwort zu haben. — „Nun, Kind,“ fuhr die Tante mit scharfer Betonung fort, „Du wirst doch die Absichtlichkeit bemerkt haben, mit welcher er vermied uns zu grüßen?“

„Er hat uns hinter den Eisblumen der Fenster nicht bemerkt,“ erwiderte Irene lächelnd. „Vielleicht blendete ihn auch die Sonne. Wodurch sollte ich ihn beleidigt haben?“

Die Tante wollte etwas sagen, unterdrückte aber die heftige Aufwallung und zuckte nur die Achseln.

„Wäre es aber auch, wovon ich doch nichts weiß,“ setzte Irene lebhafter hinzu, „so halte ich den Prinzen Egon für zu ritterlich, um ihm eine so kleinliche Rache zuzutrauen.“

Die Tante schwieg noch immer, ihre Gedanken hatten eine andere Richtung gewonnen. Vielleicht war Irene doch so unbefangen als ihr Aeußeres kund gab, sie konnte sich nicht verstellen, in der großen Welt allerdings kein Vorzug, aber für die Tante in mancher Beziehung von Werth. Und hatte sie den Prinzen gekränkt, — Frau von Ruhl war nicht in Zweifel, wodurch es allein geschehen sein konnte, — so war vielleicht grade das für ihn ein neuer Reiz! In dieser veränderten Anschauung erheiterte sich der Blick der kleinen alten Dame und sie war getröstet, auch wenn der Prinz in kleinlicher Unart wirklich mit Absicht nicht gegrüßt haben sollte.

Es war seit gestern von Neuem starker Frost eingetreten, die Fenster hatten sich wirklich schon Nachmittags wieder mit Eisblumen belegt und draußen auf den Fluren hauste ein scharfer Nordwind, der es fast frevelhaft machte, im offenen Wagen zu fahren. So dachte wenigstens der alte Jäger, welcher hinter dem Prinzen auf dem Jagdwagen saß; er murrte in seinen Gedanken aber nicht für sich, sondern für seinen jungen Herrn, den er mit einer wahren Zärtlichkeit liebte. Spötter nannten ihn die Kinderfrau, wohl gar die Amme des jungen Herrn.

„Was willst Du, Frieder?“ fragte der Prinz, als der Alte ihm leise den Pelzfragen höher zog. „Denkst Du, ich werde erfrieren?“

„Des Herrn Vaters Durchlaucht waren in Rußland auch so unvorsichtig,“ entgegnete der Jäger. „Er wäre wie so viele Tausende erfroren, wenn er sich so wenig hätte warnen lassen als Sie, gnädiger Herr.“

Der Prinz ließ es sich gefallen, daß ihm der Pelzfragen noch dichter um den Nacken gelegt wurde. — „Würdest Du mich auch vor dem Verbrennen warnen?“ fragte er leicht hingeworfen, und als der Alte verwundert war über die sonderbare Rede, die mit der augenblicklichen Lage im schneidenden Gegensatz stand, setzte der Prinz hinzu: „Es war nur ein Einfall. Man

kann ja wohl auch einem gefährlichen Feuer zu nahe kommen.“

„Ja wohl, Durchlaucht, darum thut man wohl, davon weg zu bleiben,“ erwiderte der Jäger trocken. Es schien als habe er die geheime Meinung seines Herrn errathen, wie es oft in auffallender Weise der Fall war. „Wir müssen in magnetischem Rapport stehen, Frieder!“ hatte der Prinz bei einer ähnlichen Gelegenheit gesagt, was der Alte jedoch nicht verstanden hatte.

Der Russe auf dem Boß — es war wirklich ein Nationalrusse, welchen der Vater des Prinzen einem russischen Fürsten im Spiel abgewonnen hatte — bog jetzt aus dem Gleise, um einem ziemlich schwer bepackten Reisewagen, der mit Extrapostpferden scharfen Trabes entgegenkam, auszuweichen. Die Fenster desselben waren natürlich geschlossen und erlaubten, da sie mit Frost belegt waren, keinen Blick hineinzuthun; der Jäger erkannte aber im nahen Vorüberfahren das Wappen am Schlage, das nicht gemalt, sondern mit feinen Zeichen in Metall ausgeschlagen an der Wagenthür angebracht war: zwei gekreuzte Schwerter mit einer Grafenkrone darüber. Auch dem Prinzen war dies kriegerische Sinnbild nicht entgangen; es erinnerte an das ehemalige Erzmarshallwappen Churfürstentums.

„Kennst Du die Equipage, Frieder?“ fragte er, als dieser sich lebhaft nochmals umwandte.

„Gräßlich Hohenwehrsche,“ erwiderte der Jäger. „Es wird die Frau Gräfin sein!“

Den Prinzen interessirte es nicht weiter, er nahm die Auskunft mit einem gleichgiltigen Kopfnicken hin. In dem Reisewagen dagegen hatte man auf ihn geachtet, da die Scheiben doch einige Aussicht gewährten; er war erkannt worden, wenn auch nicht persönlich, doch dem Namen nach an seinem russischen Kutscher.

„Das muß der junge Prinz von Westerfeld-Altkirch gewesen sein,“ sagte die ältere der beiden Damen, welche wohlverwahrt in Pelzsachen neben einander in dem bequemen Wagen saßen. — „Ich erkannte den rothbärtigen Iwan des verstorbenen Fürsten. Hast Du vielleicht den Jäger Dir angesehen — war es ein alter Mann?“

Die junge Dame saß auf der andern Seite und hatte gar nichts gesehen.

„Nun, Diana, wenn der junge Prinz so schön ist als sein Vater noch im Alter war, so hüte Dein Herz vor ihm,“ sagte die Ältere.

„Hast Du das Deinige an den alten Herrn verloren, Mama?“ — fragte das junge Mädchen schallhaft.

Die Mutter antwortete nicht mehr im gleichen Tone des Scherzes. „Der Fürst war ein sehr edler Mann!“ sagte sie.

„Ist er ein Kriegsgefährte meines Vaters gewesen?“ fragte Diana ernst werdend.

„Mein liebes Kind,“ antwortete die Mutter. „Er diente in der Armee seines großherzoglichen Cousins von Würzburg“ — sie betonte das Wort Armee ziemlich spöttisch — „war also mit Napoleon in Rußland und wenn ich nicht irre bei der großen Retirade eine Hauptstütze der légion sacrée, die aus lauter Offizieren der vernichteten Regimenter gebildet wurde. Dein Vater war, wie viele deutsche Offiziere, in russische Dienste gegangen, um' gegen den Unterdrücker Deutschlands zu kämpfen. — Das war aber lange vorher, ehe ich geboren wurde,“ brach sie kurz ab.

„Wie alt bist Du eigentlich, Mama?“ fragte Diana mit einem jener raschen Uebergänge, die ihr eigen waren.

Die Mutter schien überrascht von dieser Frage und schwieg einen Moment, doch antwortete sie bald mit unbefangenen Tone: „Fast siebzehn Jahre älter, als Du. Berechne es Dir selbst.“

„Dreiunddreißig also! Du könntest für zwanzig, für meine Schwester gelten — wofür Du ja auch schon gehalten worden bist. Und wie alt war der Vater, als er starb?“

„Fünfundsechzig,“ sagte die Mutter. Es trat eine lange Pause ein. Beide schienen des Sprechens müde und blickten in entgegengesetzter Richtung nach den Fenstern des Wagens, durch welches sie doch nichts sehen konnten. Endlich wandte sich Diana wieder zu der Mutter und schmiegte sich an dieselbe an, ihren Kopf an ihre Schulter lehrend. „Mein liebes, liebes Kind!“ sagte die Mutter leise.

2.

In der Entfernung einer starken Meile von der Stadt lag eine Villa, welche der verstorbene Fürst von Westerbald auf einem dazu gekauften Bauerngute erbaut und mehrere Jahre bis zu seinem Tode bewohnt hatte. Er besaß in dieser Gegend sonst keinen Grund und Boden, aber die Lage dieses Hofes hatte ihm so gefallen, daß er ihn weit über seinen Werth bezahlt und nach und nach das ganze Dörfchen, zu welchem es gehörte, an sich gebracht hatte, um es — abtragen zu lassen. Der Name mit allen Staatslasten verblieb seiner Villa, das Dorf war verschwunden. Es war ein seltsames

Gebäude, ganz nach den eigenen Angaben des alten Herrn, das hier aufgerichtet worden war; man konnte eine Verschmelzung der verschiedenartigsten Baustile hier bemerken, aber ein Grundgedanke hatte doch dem Ganzen gebietet: die Beachtung höchster Bequemlichkeit, vom Hauptgebäude bis zu den Dienerwohnungen, Scheuern und Ställen hinab. Rhauna war zu einer Merkwürdigkeit in der Gegend geworden; Fremde, welche die Residenz besuchten und Zeit zu Ausflügen in die Nachbarschaft hatten, wurden in den Hôtels von den Lohn-dienern darauf aufmerksam gemacht und so erschienen besonders reisende Engländer oft in Rhauna, um das originelle Bauwerk, das in keinem Reisehandbuche verzeichnet stand, in Augenschein zu nehmen. Der erste Eindruck, den es machte, gab sich meist in einem herzlichen Gelächter kund; bei näherer Betrachtung, welche der verstorbene alte Herr gern gestattete, erwarb es sich jedoch bald Anerkennung durch seine praktischen Einrichtungen und man schied immer zufrieden, daß man diese architektonische Humoreske gesehen hatte. Zur schönen Jahreszeit war überdies die Lage bezaubernd und in der unmittelbaren Umgebung der Villa hatte die Kunst herrliche Parkanlagen geschaffen: die Blumenpracht von Rhauna war berühmt. Seit dem Tode des alten Fürsten wollte man indessen gefunden haben, daß Rhauna vernachlässigt würde. Die alten Besitzungen in Franken und am Rhein waren natürlich dem ältesten Sohne als jetzt regierenden Fürsten zugefallen, der jüngere, Prinz Egon, der schon ein reiches Muttererbe besaß, hatte Rhauna testamentarisch erhalten — er war aber ein junger Mann, der nicht entfernt daran dachte, sich häuslich hier niederzulassen und, wie der alte Herr, sein Leben in Rhauna zu beschließen; er diente in der kaiserlichen Armee und war nur zu Zeiten dort anwesend. Wie es aber zu geschehen pflegt, wenn des Herrn Auge der Dienerschaft, auch wenn sie noch so treu ist, nicht auf die Finger sieht, glaubte man hier auch in den Anlagen eine bedeutende Mißachtung der Befehle zu bemerken: es war Schade, daß der junge Prinz nicht einmal überraschend im Sommer eintraf, sondern meist nur im Winter kam, wie jetzt. Da wurde er es niemals inne, wie die Lieblingschöpfung seines Vaters nach und nach zu verfallen drohte.

Prinz Egon hatte dem Carneval in der Residenz beigewohnt und vor Beendigung desselben die Stadt verlassen, um den Rest seines Urlaubs in Rhauna zuzubringen. Er schien den Entschluß so plötzlich gefaßt zu haben, daß keine Zeit mehr gewesen war, die nöthigen Anstalten zu seiner Aufnahme zu treffen; wie Frie-

der seinem jungen Herrn vorausgesagt hatte, fand er Alles höchst unwirthlich, natürlich kein Zimmer geheizt, die Wirthschafterin und einen Theil der Leute nicht anwesend und den Ober-Inspector betrunken.

„Es scheint, ich werde einmal hier aufräumen müssen!“ sagte der Prinz mit bligenden Augen zu seinem Jäger, als dieser, seinem Spitznamen Ehre machend, nach Kräften für ihn gesorgt hatte und im Ofen, wie im Kamin bereits ein lustiges Feuer flackerte.

„Durchlaucht haben's mir immer nicht glauben wollen,“ versetzte Frieder.

„Wenn ich Dich entbehren könnte, so würde ich Dich zum Ober-Inspector in Rhanna einsetzen,“ sagte der Prinz.

„Das ist Ihr Spaß, gnädiger Herr. Ich verstehe von der Wirthschaft so wenig als die alte Hartmann von der Jägerei, wenn's nicht etwa auf zahmes Geflügel im Hühnerhofe ist. Mich lassen's hier aus, Durchlaucht, eben so gut könnten Sie den Zwan zum Gärtner bestellen.“

„Ihr Beide scheint die Einzigen, auf die ich mich verlassen kann,“ erwiderte der Prinz, der zum ersten Male in seinem verwöhnten Leben eine Erfahrung wie die heutige gemacht hatte und darum seine Empfindlichkeit noch nicht zu bezwingen vermochte. „Wenn es so zugeht, da ich nur auf eine Meile entfernt bin, wie mag es erst beschaffen sein, wenn ich hundert Meilen weit in meinem Stationsort hause! Ich werde dies verschöndelte Nest, das mich ohnehin nur lächerlich macht, verkaufen!“

„Erlauben Durchlaucht! Das geht ja nicht, wissen Sie!“ erinnerte der Jäger. „Wenigstens nicht an Leben.“

„So verschente ich es, wer will mir das wehren?“ rief der Prinz unmuthig. „Davon steht doch im Testament nichts!“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte der Alte ernsthaft, „wenn erst Alles wieder in Ordnung ist, werden Sie schon anders denken. Halten Sie einmal eine scharfe Musterung, daß ein Schreck unter das Volk kommt, und so von Zeit zu Zeit einmal oder, Durchlaucht, vermählen Sie sich und schlagen Ihre Residenz hier auf —“

Der Prinz unterbrach ihn durch eine unwillige Bewegung; sein alter Diener, der jede Miene seines Gesichts zu beurtheilen wußte, sah den finstern Schatten auf seiner Stirn und hörte den kurzen heftigen Athemzug, der die einzige Antwort auf seine Rede war. Er schwieg und wartete darauf, entlassen zu werden.

Eine Weile hatte der Prinz, der am Kaminfeuer saß, starr in die Gluth gesehen, dann sprang er plötzlich auf und ging einige Mal, wie von innerer Unruhe getrieben, im Zimmer auf und ab.

„Weißt Du, Frieder,“ fragte er hierauf, vor dem Alten stehen bleibend, „daß mein Vater noch in seinem Alter im Begriff gestanden hat, den Vorschlag, den Du mir eben gemacht, auszuführen und uns eine Stiefmutter zu geben? Nur der Tod hat ihn daran verhindert.“

Frieder schien in die Sache eingeweiht zu sein, sein Benehmen verrieth das, aber er sprach sich nicht aus.

„Da wir einmal auf die Geschichte — Gott weiß wie! — gekommen sind,“ entgegnete Prinz Egon, „so geh mit der Sprache heraus. Du weißt davon, mein Vater hatte Dich immer um sich, seit ich in die Armee getreten, er hatte vor Dir keine Geheimnisse und konnte auch keine haben — Du sollst mir jetzt beichten.“

Durchlaucht sind aber doch kein Vater, haben ja den geistlichen Stand, für welchen Sie bestimmt waren, verschmäht“ — nahm sich der Alte heraus zu scherzen, wodurch er vielleicht die von ihm geforderte Erklärung zu umgehen hoffte.

„Keine Seitensprünge Frieder!“ sagte jedoch der Prinz. „Du weißt Alles, wie es gekommen ist und weiter verlief. Ich habe nicht einmal den Namen der Schönheit erfahren, welche mein Vater zur Fürstin von Westerheim erheben wollte!“

Der Jäger sah seinen Herrn verwundert an und schüttelte dann den Kopf. „Des Herrn Vaters Durchlaucht sind nun drei Jahre todt,“ erwiderte er. „Sie sollten die Sache ruhen lassen, aus der ja doch nichts geworden ist. Was soll ich als Diener viel davon wissen oder erzählen können?“

Zu seiner Erleichterung wurde eben der Thee aufgetragen und dadurch das Gespräch unterbrochen. Als er wieder mit dem Prinzen allein war, schien dieser die Lust verloren zu haben, dasselbe fortzusetzen; er entließ vielmehr den Jäger vor der Hand. Im Zimmer war es nun höchst behaglich geworden, es war durchwärmt, in dem schönen Marmorkamin prasselte das Feuer, ein Paar Lampen erleuchteten den geschmackvoll eingerichteten Raum. Wenn die Villa im Aeußern das Erzeugniß einer wunderlichen, excentrischen Laune schien, die ihren Spott mit dem Herkömmlichen getrieben hatte, so war in ihrem Innern keine Spur davon zu finden; hier mußte sich Jeder wohl fühlen: es war nicht die kalte Pracht, nicht die Anhäufung von Kunststücken, welche Fürstengemäcker oft so unerquicklich oder

museenartig erscheinen lassen, sondern bei allem Reichtum der Ausstattung vor Allem die Sorge um angenehme Wohnlichkeit, die sich hier kund gab. Prinz Egon ging langsam auf und nieder und fühlte die unmutige Stimmung, welche ihn nicht erst bei der Ankunft in Rhauna übermannt hatte, allmählig weichen. Er hatte wieder Augen für seine Umgebung, er konnte den wenigen, aber werthvollen Gemälden, welche das Zimmer enthielt, in der halben Beleuchtung einen Blick schenken, den kostbaren Schreibtisch seines Vaters, ein Meisterstück alter Schreinerkunst, das ihm fast lieber war als jene, im Vorüberwandeln seiner Beachtung würdigen. Jetzt blieb er vor demselben stehen — in früheren Zeiten war dieser Tisch mit dem Aufsatz und den vielen Fächern, an welchem sein Vater manche Stunde mit Schreiben zuzubringen pflegte, immer ein Gegenstand stiller Neugier gewesen: gewiß war dies Erbstück, dessen Alter sich gar nicht berechnen ließ, von Generation zu Generation gegangen und enthielt manches nun vergessene Familiengeheimniß des Hauses Westerheim. Wie hatte sich die jugendliche Phantasie des Prinzen das ausgemalt, wie heiß ihn oft der Wunsch beseelt, einmal diese Mysterien zu ergründen! Nun stand ihm der Zutritt offen, der geheimnißvolle Schrein war sein Eigenthum und er hatte ihn bereits geprüft, aber er war arg enttäuscht worden. Wenn der Schreibtisch in seinen verschlossenen und theilweise künstlich verborgenen Fächern jemals Geheimnisse bewahrt hatte, so waren sie jetzt verschwunden. Der Tod hatte den alten Fürsten nicht überrascht, sondern er war ihm, wie ein ehlicher Feind fernher zu erkennen, genahet und der tapfere Soldat, der ihm bereits in der schrecklichsten Gestalt vor Jahren auf den Schneegebirgen Rußlands, an der Beresina in's Auge geschaut hatte, war von ihm nicht erschreckt worden, als seine Stunde endlich gekommen war. Er hatte Zeit gehabt alle seine Angelegenheiten zu ordnen und diese auch in der musterhaftesten Ordnung hinterlassen; kein Punkt über seinen Nachlaß und dessen Vererbung war dunkel geblieben, er hatte seine beiden Söhne noch gesprochen, ihnen seine letzten Wünsche noch eröffnet und seinen väterlichen Segen erteilt und war dann ruhig entschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Aus R. Maria v. Webers Jugendzeit.) Der Sohn des großen Componisten, Max v. Weber, hat eine musterhafte

Biographie seines Vaters (Leipzig, Keil) geschrieben, in welcher auch des Meisters Jugendverirrungen nicht verschwiegen sind. Weber hatte eine Zeitlang bei dem kunstsinigen Prinzen Eugen von Württemberg in Schlesien gelebt. Da heißt es:

Der Donner der Schlacht von Jena, an welcher der Prinz als preussischer General Theil nahm, zerstörte Webers Glück. In seiner Liebenswürdigkeit glaubte aber der Prinz für seinen Schützling auch fernere Sorge tragen zu müssen, indem er ihn dringend und warm seinen Brüdern, dem damaligen Könige von Württemberg und dem Herzog Ludwig von Stuttgart empfahl. Letzterer engagierte Weber, weist wohl in Anbetracht seines Adels als Geh. Secretär und machte ihn zugleich zum Verwalter seiner eigenthümlich verwickelten und zerrütteten Vermögensverhältnisse. Am Hofe des tyrannischen, herrschsüchtigen Königs, der mit einer alle Begriffe übersteigenden Willkür regierte, umgeben von seinen Günstlingen, bevorzugten Sängern, schönen Pagen und Jagdgefellen, herrschte ein mehr als lazer Ton. Bald gerieth auch der junge, unerfahrene Weber in einen Strudel von Vergnügungen, die ihn unwiderstehlich fortrissen. Das alte Cavalierblut seines Vaters regte sich in ihm und verführte ihn zu hundert tollen Streichen und Ausgaben. Nächtlüche Orgien, kostspielige Landpartien und Liebchaften, besonders seine Leidenschaft für die verführerische Sängern Gretchen Lange stützten ihn in Schulden und immer neue Verlegenheiten. Der leichtsinnige, heißblütige Künstler war hier nahe daran, sittlich und materiell unterzugehen. Als Diener des selbst im höchsten Grade verschuldeten Prinzen bestand seine Hauptbeschäftigung darin, die alten Gläubiger durch Versprechungen zu beschwichtigen und neue durch allerlei Ränke aufzutreiben, nebenbei den Zorn des über die Verschwendung seines Bruders empörten Königs auf sich abzuleiten. Da gab es Scenen und Austritte, welche in der That für Weber gefährlich werden konnten und zuletzt seinen Sturz unter schweren Umständen herbeiführten. Als einmal der leichtsinnige Secretär nach einer heftigen Scene den König verließ und ihn auf dem Corridore eine alte Frau nach der Wohnung der Hofwaschfrau fragte, deutete Weber auf die Thür zu den Gemächern des Königs und sagte: „Da wohnt die königliche Waschfrau.“ Die Folge dieses frechen Humors war ein mehrwöchentlicher Arrest und die Ungnade des Königs, die nur auf Bitten des herzoglichen Bruders sich mit so leichter Strafe begnügen ließ. Endlich brach der langverhaltene Zorn des Monarchen über den Leichtsinnigen in fürchtbarer Weise los. Weber's Vater, der sich bei seinem Sohne in Stuttgart niedergelassen, hatte mehrere Summen, die ihm zur Tilgung herzoglicher Schulden von diesem übergeben worden waren, zur Bezahlung seiner eigenen drängenden Gläubiger verwendet. Entsetzt über diese Entdeckung suchte Weber das Geld von einem ihm bekannten Wirth Hörer zu borgen. Als dieser sich weigerte, erbot sich Weber's eigener Diener ihm die fehlende Summe von 1000 Gulden gegen ein Trintgeld von einigen Louisdors zu verschaffen. Derselbe wandte sich zu diesem Zwecke nochmals an den Wirth, indem er ihm versprach, um den Preis eines solchen Darlehns seinem Sohne durch den vielvermögenden

Secretär des Herzogs eine Anstellung bei Hofe zu verschaffen und somit von dem gefürchteten Soldatendienst frei zu machen. Unter diesen Umständen ließ sich der Wirth bereit finden, das Geld vorzuschießen, ohne daß Weber eine Ahnung von den daran geknüpften Bedingungen hatte. Als daher der junge Mann nicht nur keine Anstellung am Hofe erhielt, sondern noch dazu zum Militär ausgehoben wurde, gerieth der getäuschte Wirth in solchen Zorn, daß er die ganze Angelegenheit anzeigte und zur Kenntniß des Königs brachte. Mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Oper „Sylvana“, welche in Stuttgart zur Aufführung kommen sollte, wurde Weber verhaftet, einem strengen Verhör unterworfen und nach 16tägigem peinvollen Gefängniß mit seinem Vater, trotzdem Niemand an seiner Unschuld zweifelte, über die Grenze gebracht und für immer aus Württemberg verwiesen. Diese Katastrophe bildete einen entscheidenden Abschnitt in Weber's Leben, indem er damals streng mit seinen Jugendthorheiten abschloß und mit neuem Eifer zu der Kunst zurückkehrte, der er fortan sein ganzes Leben widmete.

(Ein wandernder Komödiant.) Franz Wallner erzählt in seinen bereits erwähnten „Rückblicken“ (Berlin, Gerschel) auch Folgendes: Niemand kann sich im gewöhnlichen Leben eine Idee davon machen, wie viel Leichtfinn, wie viel Menschenelend, wie viel Niederlichkeit und Gutmüthigkeit sich bei einer wandernden Truppe im grellsten Contraste zusammengedrängt finden. Und es ist nicht immer Arbeitsfurcht und Talentlosigkeit, die hier eine letzte Zuflucht sucht; oft verirrt sich auch das Genie in eine solche Kunstpelunke, um im Strudel des wüsten Treibens zu versinken, und in dem Sumpfe der Gemeinheit rettungslos unterzugehen. Es gehört eine starke, mächtige Willenskraft dazu, um sich aufzuraffen aus der unvermeidlichen Apathie, bei solch elendem Dasein, um in der allgemeinen Verachtung, welche diese Künstler-Parias trifft, nicht das eigene Selbstbewußtsein zu verlieren. — Ich habe gerade Jene, welche einige Spuren von Talent zeigten, mit dumpfer Fühllosigkeit sich der ärgsten Niederlichkeit in die Arme stürzen sehen. Der Trunk ist für sie der Tröster, welcher sie betäubt und zur Vergessenheit ihres fluchbeladenen Geschicks führt. —

Den Aermsten dieser Art lernte ich kennen, und da er mir seit dieser Zeit nie mehr vor die Augen gekommen, da ich auch seit Langen vergebens nach seinem Namen geforscht habe, so glaube ich mit Beruhigung, daß ihn der Tod bereits mitleidig seinem Leiden enthoben.

In dem kleinen ungarischen Städtchen Stein am Anger war eine Bande dramatischer Zigeuner angekommen, und gab in dem Saale des Wirthshauses die Darstellung einer Ritterkomödie — wenn ich nicht irre, von Ziegler, zum Besten. Ein Herr Frentz, vom Theater zu Komorn, debütierte in der Hauptrolle nicht zur Zufriedenheit des durch außerordentliche Kunstgenüsse eben nicht verwöhnten Theaterpublikums von Stein am Anger. Man fand sein Organ widerlich, dazu stieß er mit der Zunge an — was für einen ersten Helden und Liebhaber allerdings störend ist — kurz er hatte nebst seiner eigenen, auch die Stimmen sämmtlicher Kunstkenner gegen sich. Einer desto bei-

fälligeren Aufnahme erfreute sich der Intriguant der Gesellschaft, der in der Rolle eines Mohamedaners gräßliche Fragen schnitt und den Jubel der Menge hervorrief. Jetzt kam die Scene, wo sich die beiden Feinde zum Kampfe auf Leben und Tod rüsten. Der Requisiteur hatte zwei Galanteriedegen gebracht, welche die Stelle der mangelnden Schwerter ersetzen mußten. Der Kreuzritter stellte sich dem Ungläubigen kampfgerecht gegenüber, beide sochten mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß die Jungen davon stoben. Jetzt fällt das Stichwort, wo der Held den Bösewicht zum Lohn seiner Thaten zur Hölle fördern soll. Ein rascher Ausfall — da stößt der Türke einen grauenvoll markerschütternden Schrei aus, und stürzt mit dem, für seinen dargestellten Charakter allerdings sonderbaren Ausruf: „Jesus, Maria, Joseph!“ wimmernd zu Boden. Das Publikum jubelt, eine solche Wahrheit der Spieler war in Stein am Anger noch nicht erhört worden. Der Gefallene wälzt sich unter dem donnernden Applaus der Zuschauer in convulsivischen Krümmungen heulend am Boden und verhaucht seinen Geist, während der Sieger, wie zur Bildsäule erstarrt, den bewaffneten Arm maschinenmäßig vor sich ausgestreckt hält und mit schredenbleichem Antlitz und verglasten Augen sein Opfer betrachtet. Der Vorhang fällt.

Der Enthusiasmus der Anwesenden ruft die Künstler unter Beifallsdonner hervor. Niemand ahnt, daß sich hier Schein und Wahrheit auf die grauenvollste Weise vermählt hatten. Unter dem Sturm der Anerkennung war der unglückliche Intriguant in Wirklichkeit und im strengsten Sinne des Wortes in seinem Verufe gestorben, der arme Frentz hatte ihm die Degenspitze durch die Nase gestoßen und das Gehirn verletzt; — was das Publikum für vollendete Kunstleistung hinnahm — war in der That der qualvolle Todeskampf des Verschwendenden gewesen.

Von dem furchtbaren Schreck, der bei der Nachricht des wahren Vorganges Alles durchzuckte, kann sich Niemand einen Begriff machen. Der Getödtete war seit Kurzem Wittwer geworden, und der einzige Ernährer von fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre und das kleinste sieben Monate zählte.

Ein rührendes Jammerbild stand der arme Frentz an der Leiche seines Kameraden, heiße Thränen rollten über die geschminkten Wangen herab, und die zitternden Lippen wiederholten nur unaufhörlich die Worte: „Es ist nicht möglich! Es kann nicht sein!“

Natürlich konnte die Vorstellung nicht zu Ende gespielt werden, und auch die folgenden mußten unterbleiben, denn der gewalthabende Stadthauptmann war so grausam, der Truppe das fernere Auftreten in Stein am Anger zu untersagen, und so die ganze Gesellschaft für die schwer gestrafte Unvorsichtigkeit des einen Mitgliedes büßen zu lassen. Mit großer Mühe erwirkte man noch die Erlaubniß zu einer Benefiz-Vorstellung für die schutzlosen Waisen des getödteten Schauspielers, nach welcher sich die armen Jünger des Theatris in alle Winde zerstreuten.

Sechs Monate sind vergangen. Wir finden den unglücklichen Freutz in dem kleinen ungarischen Badeorte Trentschin. In seinem sonst so stillen Stübchen sieht es gar bunt und seltsam aus. In wildem Tumulte lärmen einige Knaben, von denen der älteste ein schreiendes Wickelkind zu besänftigen sucht, während Freutz sich so eifrig mit Rollenspielen beschäftigt, daß ihm der Schweiß über das bleiche, abgehärmte Antlitz herabläuft. Er hat alle fünf Sprößlinge seines Opfers an Kindesstatt angenommen, er, der wandernde Komödiant, arm und talentlos, hatte die schwere Sorge der Erhaltung Derjenigen auf sich genommen, denen er ohne sein Verschulden den Vater geraubt. Von Ort zu Ort schleppte er die freiwillig übernommene Last, mit der angestrengtesten Mühe übernahm er mit hastiger Eile jeden Nebenwerb, Tag und Nacht sich abängstlich und quälend, um den Bedarf für diese herbeizuschaffen. — Mit engelgleicher Geduld ertrug er alle Launen der ungezogenen Knaben, der Aufforderung zur Bestrafung derselben immer nur die mit einem tiefen Seufzer begleiteten Worte entgegengehend: „Lasset die Kinder gewähren, die ich um den Vater gebracht!“ — Nach jahrelanger Wanderung nahm ihn, wie ich später erfuhr, der mitleidige Director Frisch in Bassy auf, und gab ihm, da er ihn als Schauspieler nicht beschäftigen konnte, eine Anstellung als Inspicient.

Später habe ich nie wieder etwas von ihm gehört, da mich mein Berufsweg dem Norden zuführte; allein unter den vielen achtungswerthen Kunstgenossen, mit denen ich auf meinen Kreuz- und Querzügen zusammentraf, ist mir der arme Freutz doch der achtungs- und bedauernswürdigste geblieben, und ich kenne kein Märtyrertum, welches ich mit dem seinigen vergleichen könnte. Noch immer sehe ich den armen Selbstquäler am Schreibtische sitzen, die durchwachte Nacht steht leiserlich auf seinem abgesehenen Antlitz, in den gerötheten Augenlidern, die grauschwarzen Haare hängen glatt an den feuchten Wangen herab; die zitternde Hand fliegt mit rascher Eile über das Papier und hält nur von Zeit zu Zeit inne, um ein Glas Wasser an die trockenen Lippen zu führen. In einem kleinen Stengelglase hat er Tinte vor sich stehen. Jetzt ist ein vollgeschriebener Bogen bei Seite gelegt, da stößt einer der johlenden Knaben mit einem raschen Ruck an den Tisch, das Tintenfaß fällt um, und der Inhalt verdirbt die Frucht stundenlangen Fleißes. Freutz, der schon vorher mit seltener Stimme die Kinder um Ruhe gebeten, fährt erschrocken in die Höhe, doch nur eine Sekunde lang dauert die Erregung, leise bewegen sich die bleichen Lippen zu einigen unverständlichen Worten, und geduldig beginnt er das saure Tagewerk wieder von Neuem.

(Amerikanische Heirathen.) Ueber die Art und Weise, wie in Amerika häufig Ehen abgeschlossen werden, wollen wir nur einige Beispiele erwähnen, welche durchaus nicht in den Bereich der Erfindung gehören und ein neues, ganz eigenthümliches Streiflicht auf die dortigen socialen Zustände werfen.

Vor einigen Monaten kam ein wohlhabender Farmer in Verkaufsgeschäften nach Harrisburg in Pennsylvanien und machte dort die Bekanntschaft einer hübschen, lebhaften jungen Wittwe,

die schon bei der ersten Unterhaltung einen bedeutenden Eindruck auf sein keineswegs bloß mit Weizen und Erdböl beschäftigtes Gemüth hervorbrachte. Mrs. Doylies ward als erfahrene Frau sofort ihres Vorteils inne; sie hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß Herr Spencer ein Mann von bedeutendem Vermögen sei, und bot nun alle Künste der Koletterie auf, ihn mit unauf lösblichen Banden an sich zu fesseln. Inzwischen war die Sache nicht leicht, denn trotz aller Verliebtheit war Spencer ein vorsichtiger, ja sogar etwas misstrauischer Mann, und da er Einiges über den etwas zweifelhaften Ruf seiner Angebeteten hatte munkeln hören, biß er nur zur Hälfte an die Angel. Er fühlte, daß es ihm ebenso schwer fallen würde, sich von Mrs. Doylies zu trennen, als ihr einen Heirathsantrag zu machen.

Die Dame kannte jedoch ihre eigene Reputation zu genau, um nicht Alles zur Beschleunigung einer Erklärung zu versuchen. Sie wußte, daß Gefahr im Verzuge war; ihr weiblicher Scharfblick erspähte auch gar bald eine schwache Seite in den feindlichen Außenwerken. Diese schwache Seite war eine sehr starke Liebhaberei für starke Getränke, welche die schöne Wittwe dem Mr. Spencer übrigens durchaus nicht zum besonderen Vorwurf machte, da er diese Liebhaberei mit zu vielen seiner Landsleute gemein hat. Wehe aber jedem Simson, dessen Delila seine starke oder schwache Seite ausgespäht hat; kommen auch die Philister nicht allemal über ihn, so macht sie ihn doch selbst oft genug zum Philister.

Hiernach also richtete die Wittwe ihre Batterien. Beim nächsten Besuche wirkte ein excellenter Cognac mit ihren eigenen Reizen um die Wette, um Spencer in die gehörige Begeisterung zu versetzen; nach und nach gerieth der junge Mann allmählig in das von Mrs. Doylies erwünschte Stadium, wo der Kopf schwer wird, die Zunge lallt, das Auge nur noch verschwommen sieht und die Füße nicht mehr so recht tragen wollen.

Das Letzte war nun freilich nicht ganz dem Plane der heirathslustigen Dame gemäß, denn der Wagen stand schon bereit vor der Thür. Mit Mühe brachte sie ihren erwählten Zukünftigen hinein, mit noch größerer Anstrengung wieder heraus, als der Wagen vor der Wohnung des Geistlichen hielt. Der Reverend, welcher möglicherweise schon auf die Sache vorbereitet war, machte auch keine unnöthigen Umstände; er richtete wenige Fragen an den von zarter Hand unterstützten Spencer, worauf dieser mit einem unverständlichen Brummen antwortete, welches der Mann Gottes so zartfühlend war, zu Gunsten der verschämten (oder eigentlich unvereschämten) Braut auszulegen. So wurden die verhängnißvollen Worte gesprochen und Mistress Doylies hatte erreicht, was sie wollte, sie hatte ihren Namen verloren und einen reichen Mann gewonnen.

Unmittelbar nach der Rückfahrt verfiel der junge Ehemann in einen tiefen Schlaf und erfuhr am folgenden Morgen zu seinem größten Schrecken, daß er in Hymens Banden liege. Er war empört über die Art und Weise, wie man ihn dazu gebracht, und sein erster Ausgang war zu einem Advokaten, um die Annullirung seiner Heirath zu bewirken; als vollgilt-

tiger Grund wurde angeführt, daß die heilige Handlung in vollständiger Bewußtlosigkeit mit ihm vollzogen worden sei. Die Notizen, welche der Anwalt über die Antecedentien der jetzigen Mistress Spencer auftrieb, waren für diese nichts weniger als schmeichelhaft. Allein, leider sind es nicht allemal die guten Prozesse, welche gewonnen werden.

Der Richter, welcher über die Sache zu entscheiden hatte, erkannte die Heirath als gültig an und hielt sie aufrecht, und zwar aus folgenden Motiven. Zwar räumte der Mann des Gesetzes den gespielten Betrug ein; „allein,“ fügte er bei, und dies war durchschlagend, „es muß der Justiz und der gesetzlichen Ordnung daran liegen, die Bewohner dieses Landes nicht in ihrer Unmäßigkeit zu ermuntern, welche hier schon ohnedies allzusehr verbreitet ist.“ Und so mußte Mr. Spencer zur Strafe für seine Unmäßigkeit im Trinken seine Ehehälfte behalten. Ob ihn dies wohl bewogen haben mag, sich das Trinken abzugewöhnen, oder ob er danach erst recht viel getrunken hat? —

Einen anderen Beleg für die patriarchalische Heirathsweise in dem glücklichen Amerika bildet ein Geschichtchen, das sich ebenfalls kürzlich zutrug. Ein alter Farmer und Landbauer zu Gironville im Staate New-York, welcher in dem Dorfe das Amt des Friedensrichters bekleidete, war eines Tages auf das Feld hinausgegangen, um Getreide zu mähen. Als er so recht voll Eifer mit seiner Arbeit beschäftigt war und dabei die richtige Berechnung machte, wie viel er diesen Herbst aus seiner Schweinezucht lösen könne, vernahm er plötzlich den Galopp eines nahenden Pferdes. Als er sich umsieht, gewahrt er einen kräftigen jungen Mann, der, ein junges Mädchen vor sich auf dem Sattel haltend, in aller Eile heransprengte. Am Felde des Friedensrichters hielt der Reiter an und fragte: „Heda, guter Freund, seid Ihr der Friedensrichter Job Glimmers?“

„Ja wohl,“ entgegnete der alte Mann.

„Eure Frau hat uns hierher gewiesen, und wir sind recht froh, Euch zu treffen, Alter. Seht, dies ist meine Braut Sally, wir haben uns lieb und sind einig darüber, daß wir uns heirathen wollen; aber wir haben es eilig, denn wir müssen wieder mit dem Eisenbahnzuge nach Hause, wo die Gäste schon bestellt sind, und Ihr wißt, der Bahnzug wartet nicht.“

„Gut, meine Kinder, kommt mit mir nach Haus und ich will Euch in aller Form trauen.“

„Aber geht das nicht auch hier an? Wir haben sehr große Eile und möchten nicht unnütz Zeit verlieren.“

„Hier? Nun, warum im Grunde nicht? Da ist ja des alten Gottes Himmel über uns; ich sehe darin nichts Unschickliches. Steigt ab; ich will Euch nicht aufhalten.“

„Um, muß es denn abgestiegen sein, Alter? Wie gesagt, wir haben furchtbare Eile. Die Eisenbahn — —“

„Na, gut, gut, junger Mann, gebt Eurer Sally die rechte Hand, sagt mir Eure Namen und antwortet mit Ja auf meine Fragen.“

Der Greis that nun die üblichen Fragen, Beide antwor-

ten, es wurde bestimmt, wohin ihnen der Trauschein nachgeschickt werden sollte, und fort galoppierte das Paar, das im Sattel Mann und Frau geworden. Wer weiß, ob sie nicht über kurz oder lang wiederkommen und sich im Sattel wieder scheiden lassen! —

(Nach einer Javanerin.) Ein junger Holländer auf Java hatte sich in ein eingeborenes malayisches Mädchen verliebt, die ihm mit aller Leidenschaft des brennenden Südens zugethan war. Sie hatte dem Geliebten Alles geopfert — sich selbst, ihre Familie, ihre Kaste, ihre Gewohnheiten, selbst ihre eigentliche Natur, denn sie hatte sich fast zu seiner Skavin gemacht; sie ertrug ohne Murren die Ungerechtigkeiten, die bösen Launen, die schlechte Behandlung, alle Rohheiten, ja selbst die Schläge ihres Geliebten. So währte dieses Verhältniß drei Jahre, da hört die Javanerin plötzlich, daß sich der Holländer in Kürze mit der Tochter eines Colonisten verheirathen werde. Sie nahm diese Nachricht schweigend hin, ohne weder Born noch Verdruß darüber zu zeigen.

Sie ging hin zu ihrem Geliebten, der im Begriff stand sie zu verlassen und sagte ruhig und voll Resignation zu ihm: „Mein Freund, ich habe gehört, daß Du eine Andere heirathen wirst. Ich begreife wohl, daß ein Verhältniß zwischen einer Malayin und einem Europäer, einem armen Mädchen und einem Manne, der hierher kam, um Reichthum zu suchen, nicht ewig dauern kann. Doch habe ich mich Dir immer treu und ergeben gezeigt, deshalb bitte ich Dich um einen letzten Liebesbeweis. Komm diesen Abend doch noch einmal in meine Hütte, mit mir zu Abend zu essen; dann will ich Dich ganz Deinem neuen Glück überlassen und Du sollst nie mehr von mir sprechen hören.“

Der Holländer war nur zu froh, so leichten Kaufes von der Javanerin loszukommen und erfüllte gern ihre Bitte. Nach der fröhlichen Mahlzeit versiel er in einen tiefen Schlaf und am andern Morgen küßte die Verlassene dem Ungetreuen auf die Stirn, reichte ihm die Hand, zeigte ihm schweigend die Thür und lauerte sich dann, in einen großen Schleier gehüllt, unbeweglich in einen Winkel ihrer Hütte.

Der junge Mann eilte in die Stadt und beschäftigte sich den ganzen Tag mit der Beschleunigung der Vorbereitungen zu seiner Heirath. Plötzlich fühlte er sich von heftigem Schwindel erfaßt, schlug ein schallendes Gelächter auf ohne jede Veranlassung, worauf er in einen Strom von Thränen ausbrach. Seine Braut suchte vergeblich ihn zu beruhigen; er stieß sie von sich, warf sich auf das erste beste Pferd und galoppierte davon. Er war wahnsinnig geworden.

Auf Java war dieser plötzliche Wahnsinn für Niemanden ein Räthsel, besonders als man vernahm, daß die ehemalige Geliebte des jungen Mannes verschwunden war. Sie hatte ihm eine Dosis Dutroa, wie die Eingeborenen eine zur Familie des Stramonium gehörige Pflanze nennen, gegeben, deren Wurzel auf immer die Vernunft und das Gedächtniß raubt. F.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Von seinen eigenen, ihn persönlich betreffenden Papieren hatten sie aber nach seinem Tode nichts gefunden, keinerlei Aufzeichnungen, nicht einmal gleichgiltige Briefe und er hatte doch ein so vielbewegtes Leben geführt in der Zeit, der seine Jugend angehört hatte, ein Theilnehmer des Niesenkampfes gewesen, aus welchem Deutschlands Befreiung vom Fremdjoch hervorgegangen war, hatte mit vielen hochgestellten und berühmten Personen in naher Berührung gestanden! Die Söhne wußten, daß er viel geschrieben, sie konnten gar nicht zweifeln, daß er die Erinnerungen seines reichen Lebens für sie, wenn nicht für die Mit- und Nachwelt aufgezeichnet hatte, es wäre auch unrecht gewesen, wenn er es nicht gethan und er hatte gegen Egon, seinen Liebling, auch einmal eine Aeußerung gethan, welche gar nicht anders zu beziehen war. Nach seinem Tode hatte sich aber nichts gefunden: der Schreibtisch, den sie immer als die Schatzkammer seines geistigen Vermächtnisses betrachtet hatten, war fast leer gewesen und Egon glaubte doch, auch das geheimste Fach desselben erspäht zu haben. Hatte der Vater Alles am Schlusse seines Lebens vernichtet oder an einen andern

Ort gebracht, welchen er den Söhnen mit Absicht verschwiegen hatte? Frieder, der treue Diener seines Herrn, den sie darüber befragt, hatte ihnen keine Auskunft geben können und das Räthsel war ungelöst geblieben. Heut, wo Prinz Egon so allein und einsam war, wie seit Jahren wohl nicht, fiel ihm das Alles beim Anblick des alten Schreins wieder ein, er holte sich eine Lampe herbei und setzte sich auf den Armstuhl seines Vaters, der noch vor dem Tische stand und gedachte noch einmal eine gründliche Nachforschung nach irgend einem geheimen Fache, das seiner Aufmerksamkeit vielleicht entgangen war, zu unternehmen. Es zerstreute ihn auch wohl und fesselte seine rebellischen Gedanken, welche sich von einem andern Gegenstande sonst nicht abrufen ließen.

Die Untersuchung ergab kein anderes Resultat als jede frühere; Egon hatte aber in dem Schreibtische jetzt seine eigenen Papiere, welche er nicht stets mit sich führen wollte, aufbewahrt und fing an, nachdem er sich von der Vergeblichkeit seiner wiederholten Nachforschung überzeugt hatte, in seinen Briefen und Schriften zu lesen. Dabei fiel ihm der Brief seines Vaters, einer der letzten, welche er von ihm bekommen hatte, in die Hände, der Brief, in welchem derselbe seinen Sohn von dem Entschlusse in Kenntniß gesetzt, sich wiederum zu vermählen. Egon erinnerte sich noch lebhaft des Eindrucks, welchen diese überraschende Mittheilung auf ihn gemacht hatte; das Blut war ihm heiß in die Wangen gestiegen: der Vater, welcher erwachsene Söhne hatte, schon seit zwanzig Jahren Witt-

wer war, und nun ein Sechziger, wollte noch einmal heirathen! Gewiß war er von der „liebenswürdigen Frau“, wie er schrieb, durch Künste der Coquetterie bethört worden — daß er ihren Namen nicht nannte, war ein sehr übles Zeugniß für sie. Die Beispiele in jüngster Zeit, daß hochgeborene Fürsten sich ihre Gemahlinnen von der Bühne gewählt, sind für Komödiantinnen äußerst ermutigend, ihre Neze und Leimruthen auf Hochgeflügel zu stellen — mag es auch ein alter Adler sein, dessen Horst ihnen wenig Freuden verspricht, sie geben ihren freien Flug ja nicht auf dabei! Egon sowohl als sein Bruder waren fest überzeugt, daß ihr gestrenger Herr Papa eine Theaterprinzessin auf Rhanna heimführen werde; derselbe hielt jedoch seine Autorität in Wahrheit so streng aufrecht, daß keiner von ihnen jemals wagte sich über sein Thun und Lassen irgend eine Bemerkung zu erlauben — so mußten sie sich auch hier schweigend verhalten. Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen; sie erhielten bald darauf die Nachricht von seiner Erkrankung, und nach kurzer Zeit die Aufforderung, welche sie an sein Sterbelager beschied. Hier war von dem Plane, welchen nun der Tod verhinderte, nicht weiter die Rede gewesen, und heut noch schwebten die Söhne im Dunkeln darüber, weil der alte Frieder, der allein in das Vertrauen seines Herrn eingeweiht war, sich auf keine Weise zum Reden bewegen ließ. Egon las den Brief des Vaters noch einmal durch, so aufmerksam, wie er ihn das erste Mal nicht gelesen hatte. Damals war erst der Inhalt, der ihn auf das Unangenehmste überraschte, zu bewältigend für ihn gewesen, ehe er den Worten, in welche derselbe gekleidet war, einige Aufmerksamkeit schenken konnte und später hatte es ihm immer widerstrebt, den Brief nochmals zu lesen: heut erwog er jedes Wort desselben, um daraus ein Urtheil über das Verhältniß zu gewinnen. Als er geendigt hatte, stand er, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, rasch auf und klingelte. Frieder erschien. „Komm her, Alter!“ sagte der Prinz. „Ich weiß jetzt den Namen, mit welchem Du so geheimnißvoll gethan, alle Mitwissenschaft läugnend, obgleich kein Mensch besser als Du um die ganze Angelegenheit gewußt hat. Also keine Ausflüchte mehr, sondern reinen Wein, wie Du ihn mir schuldig bist.“

„Wenn Eure Durchlaucht den Namen wissen,“ antwortete der Jäger bedächtig, „so braucht es keiner weitem Erklärung von mir als Diener, der über solche Dinge nicht mit zu sprechen hat.“

„Aber ich will wissen, wie mein Vater die Be-

kanntschaft gemacht, überhaupt wie sich das Verhältniß entsponnen hat.“

„Gnädiger Herr, wie sich ein solches Verhältniß entspinnt,“ versetzte Frieder, „das werden Sie schon aus eigener Erfahrung wissen.“

Der Prinz wurde von dieser Antwort überrascht, er erröthete flüchtig, was aber der Alte nicht bemerkte. „Du vertheidigst Deine Stellung Schritt für Schritt,“ sagte er, „wie es einem alten Soldaten geziemt. Ich werde Dich aber doch aus Deiner letzten Position werfen und zur Capitulation zwingen. Alle Achtung vor Deiner Treue gegen meinen verstorbenen Vater, aber Du hast doch nun Pflichten gegen Deinen lebenden Herrn und wenn ich Dir nun befehle zu reden?“

„Durchlaucht können das,“ erwiderte Frieder, — „wenn ich Ihnen aber sage, daß ich meinem hochseligen Herrn versprochen habe über diese Sache gar nicht zu sprechen, so werden Sie nicht darauf bestehen, daß ich Ihrem Befehl gehorche. — Wenn Sie den Namen wissen, und sie haben es ja gesagt, daran ist gar kein Zweifel mehr, so sehe ich nicht ein, was Sie eigentlich noch wissen wollen. Sie könnten ja nun, da wir ihr begegnet sind, gleich an die rechte Quelle gehen.“

Der Prinz war bei den Worten des alten Mannes, welcher die Wahrhaftigkeit seines Herrn über allen Zweifel erhaben annahm, noch lebhafter erröthet als zuvor, denn sie enthielten einen verdienten Vorwurf für ihn. Er hatte sich in der That einer Kriegslift bedient, deren er sich jetzt schämte. Als der Alte jedoch von der Begegnung sprach, die es ihm möglich machte, gleich an die rechte Quelle zu gehen, blickte er hoch auf. Sein Scharfsinn hatte sofort die richtige Combination gefunden. Ohne diese Aeußerung würde er lächelnd seiner „Bonne“, wie auch er zuweilen im Scherz den alten Frieder nannte, gestanden haben, daß er nur auf den Strauch geschlagen, um ihn herauszulocken; nun es ihm aber wirklich gelungen war den Alten im festen Glauben an ihn zu einem unvorsichtigen Worte zu verleiten, nahm er den Vortheil wahr und entschlug sich allzu gewissenhafter Scrupel.

„Ich könnte freilich bei der Gräfin Hohenwerth Alles erfahren,“ sagte er, seine Vermuthung mit großer Zuversicht als Gewißheit annehmend. „Aber Du siehst doch wohl ein, Frieder, daß für mich als Sohn die Angelegenheit eine höchst delicate ist und ich mich der Dame nicht ohne die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse nahen darf, wenn ich nicht in peinliche Verlegenheiten kommen will. Ein Anderes wäre es, wenn

der Graf Hohenwerth mitgekommen wäre, aber Du sagtest ja, es sei nur die Gräfin gewesen.“

Der alte Frieder sah nun seinerseits den Prinzen starr an. — „Der Graf, Durchlaucht?“ entgegnete er. „Der ist ja lange todt — wie wär's denn sonst möglich gewesen? Aber lassens mich aus, gnädiger Herr. Ich möchte nicht gern mein Versprechen durch ein oder das andere dumme Wort brechen.“

„Dazu will ich Dich auch nicht verführen, wenn es einmal so steht,“ sagte der Prinz. „Ich werde mich denn auf gut Glück mit der Gräfin Hohenwerth verständigen.“

„Hohenwehr, gnädiger Herr, nicht Hohenwerth. Die Schwerter im Wappen sollen die Wehr bedeuten, wie mir ihr Diener gesagt hat.“

„Richtig! Ich habe mich nur versprochen, Alter. Sage mir nur noch aus, wodurch Du nicht im Geringsten Dein Versprechen verletzest: ist die alte Dame umgänglich, freundlich?“

„Alte Dame, sagen Durchlaucht?“ rief der Jäger. „Aber sie ist ja eine Frau in den Dreißigern, Durchlaucht, man kann sie für noch viel jünger halten, wenn man sie sieht!“

„So! Das wußte ich freilich nicht!“ erwiderte der Prinz und ging, von dieser Eröffnung seiner Combination unsicher geworden, ein paar Mal auf und ab. Ihm hatte eine etwaige Tochter der Gräfin vorgeschwebt oder eine Verwandte, nun schien die Gräfin selbst der Gegenstand jener Winterliebe seines Vaters gewesen zu sein. Weiter zu fragen und den treuen Mann zu mehr Verletzungen seines Wortes zu verlocken, hielt er nun doch für Unrecht; er begnügte sich damit, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben und beschloß die Angelegenheit, welche durch die heutigen Aufschlüsse ein erhöhtes Interesse gewonnen hatte, bis auf den Grund zu verfolgen. Sie konnte dazu dienen ihn zu zerstreuen und seine Gedanken, die sich nur allzu schmerzlich mit einer verlorenen Hoffnung beschäftigten, in eine andere Bahn zu lenken. Er entließ jetzt den Jäger für den ganzen Rest des Abends, bis er sich in das Schlafzimmer zurückziehen werde und gab sich nun seinen Gedanken hin. Es war seine Absicht gewesen einige Tage in Rhauna zu bleiben, um dadurch der Verpflichtung überhoben zu sein, auf der Assembly beim Minister Zellerstein und auf dem letzten Hofballe zu erscheinen, ja er hatte schon halb den Entschluß gefaßt seinen Urlaub freiwillig abzukürzen und baldigst nach seinem Stationsorte zurückzukehren. Was ihn dazu bewogen hatte, war zu demüthigend für ihn: es war das Ge-

fühl der Zurücksetzung, wie es ihm in seiner bevorzugten Stellung noch niemals genahet war; ihn tröstete nur Eins dabei, daß er sich nicht schon verrathen oder gar ausgesprochen hatte. Das Letztere war nun ganz unmöglich geworden, aber die Unsicherheit, ob er sich nicht dennoch verrathen könne, hatte ihn bewogen Alles zu vermeiden, was ihn dieser Gefahr aussetzte und darum war er hier. Jetzt schien sich durch die Entdeckung, welche er heut gemacht, in seinen Ansichten eine Aenderung vorzubereiten. Der Zufall hatte ihm die Möglichkeit geboten, sich mit den letzten räthselhaften Verhältnissen seines Vaters vertraut zu machen; er wußte, wer die Frau war, die ihm als Stiefmutter zugebacht gewesen, sie war jedenfalls in der Residenz, er konnte sie dort auffuchen: ihre Beziehung zu seinem Vater gab ihm ein Recht sich ihr vorzustellen. Daß sie noch so jung und nach der Aeußerung Frieders gewiß schön war, gab der Phantasie des Prinzen auch hinreichende Beschäftigung. Er beschloß daher morgen wieder nach der Stadt zu fahren und diese Angelegenheit zu verfolgen: das zwang ihn ja nicht, sich den Verbindlichkeiten gegen den Hof und den Minister, von denen er sich schon losgesagt hatte, von Neuem zu fügen. Als er sich zur Ruhe begab, kündigte er dem alten Diener seinen Entschluß an und hielt es für nöthig denselben zu motiviren, da er sich heut erst dahin ausgesprochen hatte, daß er wenigstens vier bis fünf Tage hier bleiben werde. Der Alte hatte zwar kein Recht danach zu fragen, aber Prinz Egon war noch immer nicht dazu gelangt sich gegen ihn ganz auf den Standpunkt des Herren zu stellen, der nur befiehlt ohne eine Erklärung zu geben. Er sagte ihm also, daß er die Gräfin Hohenwehr kennen lernen wolle, die doch wahrscheinlich einige Zeit sich hier aufhalten werde. Diese Mittheilung machte auf den Diener offenbar einen unangenehmen Eindruck: er zuckte mit den Augenbrauen und sah seinen jungen Herrn besorgt an. Der Prinz achtete aber nicht darauf, da er sich etwas schämte, seinen Befehl gleichsam zu rechtfertigen und deshalb Frieder nicht in das Auge gefaßt hatte.

„Die hat Verwandte hier!“ warf er halb fragend hin.

„Den Herrn Minister von Zellenstein,“ erwiderte Frieder. — „Ich möchte mir aber die Frage erlauben, wozu Sie eigentlich die Frau Gräfin kennen lernen wollen: es kann Ihnen doch so gar nichts helfen!“

„Das ist meine Sache, ma bonne!“ versetzte der Prinz, und da der Alte von dieser ersten Abfertigung betroffen schien, fügte Egon, der sich nun einmal gegen

ihn ermannet zu haben glaubte, rasch hinzu: „Ich habe mich überhaupt nie zu verantworten! Um neun Uhr morgen früh den Wagen!“

Frieder sagte kein Wort, stellte sich vielmehr, gewissermaßen instinktmäßig, in straffe militärische Postur, wie er sie vielleicht seit seiner Entlassung vor vielen Jahren nicht mehr angenommen hatte. Dem Prinzen entging das nicht und that ihm nun leid; er kämpfte aber diese weichliche Regung, wie er sie nannte, mit erzwungener Verhärtung nieder und ließ, ohne weiter von der Sache zu reden, die gewohnten Handreichungen beim Entkleiden thun.

„Gute Nacht, Alter!“ sagte er dann doch mit der frühern Freundlichkeit. In der Erwiderung Frieders konnte ihm der bebende Ton verrathen, welchen Eindruck sein hartes Wort auf ihn gemacht hatte. Doch ließ er ihn gehen, ohne es wieder gut zu machen. „Es ist nur der erste Schritt, der etwas kostet!“ tröstete er sich mit dem bekannten französischen Sprichworte. „Einmal mußte das geschehen; das ganze Verhältniß, von den Knabenjahren übertragen, war unschicklich und machte mich vor der Welt lächerlich. Gefällt es ihm nicht, nun, so hat mein Vater ja für ihn reichlich gesorgt: er braucht nicht zu dienen.“

3.

„Deine beiden Löwinnen sind also hier?“

„Ja, Herr Bruder, und Du wirst sie morgen bei mir sehen. Schade, daß Dein Nefse nicht mehr hier ist, er könnte sie vielleicht trennen und so dem unnatürlichsten Bande, das die Welt je gesehen hat, ein Ende machen.“

„Laß Dir den Löwenjäger Gerard aus Algier kommen!“ erwiderte der General lachend. „Mein Kuno kann es mit zwei Wüstenköniginnen auf einmal nicht aufnehmen. — Ist aber das Band zwischen Mutter und Tochter ein so unnatürliches? Lieblos, nicht wahr, von der einen, unkindlich von der andern Seite! Man kennt das schon in unserer sogenannten großen Welt, unnatürlich mag es sein, selten ist es leider nicht.“

„Hier liegen die Dinge anders, Herr Bruder. Weder Liebe noch Kindlichkeit fehlt, jene ist zwischen Beiden schwärmerisch bis zum Fanatismus! Aber die Weihe, das wahre heilige Verhältniß zwischen Mutter und Kind — nun Proß, Du wirst ja selbst urtheilen, schon nach den äußern Anzeichen! Wie mag es erst sein, wenn man die Tiefe des Borns ergründet!“

„Ich habe den Vater gekannt und eine Campagne

mit ihm gemacht,“ entgegnete der General. „Er war ein tüchtiger Soldat, ein Mann von Ehre und strengen Grundsätzen. Ich bin gespannt darauf seine junge Wittwe und seine Tochter kennen zu lernen, da Du eine so wunderliche, mir unverständliche Schilderung von ihnen entwirfst. — Es scheint Dir unangenehm zu sein, daß sie doch noch zu rechter Zeit eingetroffen sind, um auf Deiner Assemblée zu erscheinen, wenigstens äußerlich Du neulich, daß Du sie ihretwegen gern ausfallen lassen möchtest.“

„Der Grund, den ich dazu hatte, ist seit der Zeit weggefallen,“ erwiderte der Minister. „Ich wollte ein unangenehmes Zusammentreffen meiner Cousine mit dem jungen Prinzen Westerbeld vermeiden — seine verstorbener Vater hatte ihr nämlich kurz vor seinem Tode seine Hand angetragen. Aus der Vermählung ist wegen seines schnellen Ablebens nichts geworden, aber Du begreifst, daß es meiner Cousine, wie dem Sohne ihres greisen Verlobten peinlich gewesen wäre sich zu begegnen, da sie sich bis jetzt nicht gesehen haben und dem Prinzen die Stiefmutter gewiß keine angenehmen Gefühle erregt hat.“

„Welche Thorheit von dem alten Fürsten! Und die junge Frau, wie hat sie sich durch die Eitelkeit, Fürstin zu heißen, so verblenden lassen können, da sie, wie Du sagst, sehr reich und klug ist?“

„Was willst Du, Proß,“ entgegnete der Minister. „Es wäre nur eine Wiederholung ihrer ersten Wahl gewesen. Ihr Mann, den Du ja gekannt hast, war wenigstens vierzig Jahre älter als sie und sie besaß ein bedeutendes Vermögen, erfuhr durch ihn keine Rang-erhöhung, da sie selbst aus einem reichsgräflichen Hause ist. Sie hat nun einmal eine Passion für alte Männer — von unserm Standpunkte aus, lieber Herr Bruder, müssen wir das einen soliden Geschmack nennen, den nicht jede ihres Geschlechts theilt. Vielleicht findest Du jetzt Gnade vor ihren Augen, Adolf, und es gelingt ihr, eine verlorene Seele, ich meine einen Hagestolz, zu retten.“

„Du machst mich wahrhaftig gespannt diese Frau kennen zu lernen,“ sagte der General lächelnd. „Was Deine Hoffnung für meine arme Seele betrifft, so gieb sie auf. Ich gehöre zu den Unrettbaren. Was ich in der Welt gesehen habe, macht mich nicht eben lüftern meine lange Jahre behauptete Freiheit noch auf meine alten Tage in die Schanze zu schlagen. — Von der Tochter hast Du mir noch nicht viel gesagt, oder gehört sie zu den Duzendbilderchen, wie sie heut auf allen Plätzen des großen Frauenmarktes floriren?“

„Schäme Dich mit Deinen türkischen Ansichten!“ versetzte Zellenstein. „Meine Frau wird sich bedanken, daß sie auch Dir keine bessere Meinung von der Ehe abgewonnen hat. Ueber Diana könnte ich Dir viel sagen, aber ich will Deinem eigenen Urtheil nicht vorgreifen, da Du sie nicht bloß auf dem Parquet des Salons, sondern hoffentlich auch bei uns im Familienkreise sehen wirst. Ich wiederhole es Dir: Schade, daß Dein Neffe nicht hier ist, woraus Du schon absehen kannst, wie ich über sie denke — denn ich würde Deinem Kuno wahrlich keine Verbindung ansinnen, welche seiner nicht würdig wäre.“

„Ich weiß, daß Du es gut mit ihm meinst,“ erwiderte der General. „Aber Kuno läßt sich überhaupt schwer berathen, er hat seinen eigenen Kopf und geht seine eigenen Wege. Was Du mir wegen Deiner Frau gesagt hast, da bedarf ich wohl keiner Entschuldigung: Du weißt, wie ich sie verehere, aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Im Ganzen kann ich ihretwegen meine Meinung nicht ändern. — Der junge Westerbeld wird also, wenn ich Dich recht verstanden habe, nicht auf Deiner Assemblée erscheinen?“

„Er muß Ordre erhalten haben sich bei seinem Regiment einzufinden, denn er hat plötzlich Abschiedskarten abgeben lassen. Die böse Welt behauptet freilich, er sei durch hinterlistige Anschläge auf seine Freiheit verschleht worden, die hier etwas unvorsichtig zu Tage getreten sind.“

„Wie so denn?“ fuhr der alte Soldat etwas heftig auf. „Es wird wohl bald kein Mensch vor Verdächtigung in unserer verfluchten Zeit der Politik sicher sein?“

„Beruhige Dich! Es war kein politischer Anschlag, sondern eine zarte Sorge für sein Herz. Grade herausgesprochen: die gute Frau von Ruhl hatte ihm die Hand ihrer lieblichen Irene zugedacht, der edle Prinz ist aber durch die Netze gebrochen. So flüsterte man sich wenigstens zu.“

„Wer hat es denn Dir zugeflüstert?“ fragte Proß barsch. — „Nun, ich kann mir schon denken und ich will Deiner Frau keinen Vorwurf machen: was kann sie dafür, daß sie eine Frau ist! Weiß Gott, ich bin kein Weiberfeind, aber wenn man so mit ruhigen Augen ihrem Treiben zuschaut — verzeihe, lieber Bruder, Deine Frau nehme ich immer aus!“

Der Minister mochte diese Ausnahme nicht ehrlich gemeint finden, er bot dem alten Freunde mit ernstem Gesicht eine Priße und änderte das Thema des Ge-

sprächs, indem er etwas gewaltsam die neuesten Nachrichten aus Amerika erzählte, welche eine baldige Beendigung des furchtbaren Bürgerkrieges versprachen.

„Zum wievielften Male?“ fuhr der General wieder auf. „Da habt ihr Militärfeinde — Du gehörst auch dazu, Zellenstein, weil Du als Finanzminister uns jeden Heller unsers Etats streitig machst! — da habt ihr die ganze miserable Probe auf einer Rechenexempel mit der Volksbewaffnung und dem Milizheere! Warum dauert dieser Krieg mit so ungeheuren Armeen und einem Menschenverbrauch, wie er dem ersten Bonaparte Ehre machen würde, nun so lange, bringt unsägliches Elend in Tausende von Familien, verschlingt Millionen über Millionen Kapital und ruiniert die Volkswohlfahrt nicht bloß drüben jenseit des Oceans — ? Weil es keine Soldatenheere sind, weil sie keine Offiziere haben, welche die Truppen, keine Feldherrn, welche den Krieg zu führen verstehen! Darum kein entscheidender Schlag, der den Gegner zu Boden wirft, daß er sich nicht wieder erheben kann, darum die grauige Menschenschlächterei ohne Ende und ohne Erfolg. Sage das Deinen Fanatikern für Miliz!“

Der alte Soldat saß auf seinem Streitroß und Herr von Zellenstein wußte, daß er dann nicht mit sich sprechen ließ, ohne hitzig zu werden. Er versuchte also die Unterhaltung nochmals und nun auf ein ganz unverfängliches Gebiet zu spielen, nämlich das Theater, von welchem Proß ein großer Verehrer war. Aber es wollte heut nicht glücken; der General hatte sich auf den amerikanischen Krieg verbissen und unterwarf die dortigen Heerführer von Scott und Mac Clellan bis Beauregard und Lee der herbsten Kritik, bis er plötzlich, als Zellenstein ganz verstummt war, den Hut ergriff und mit kurzem Abschiede fortging.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Nach einem Schüler.) Im Jahre 1760 lebte zu Tremblay, einem kleinen Dorfe in der Bretagne, ein mürrischer, altlicher Magister nebst einem Schüler, der es nicht lassen konnte, die Obstbäume des Lehrers zu plündern, so daß die Beiden sehr schlecht mit einander auskamen. Nachdem der Schulmeister die Streiche des Knaben mit allen erdenklichen Mitteln bestraft hatte,

Desfontaines brauchte bald darauf nicht mehr die unschuldige Bosheit zu begehen, dem alten Job seine neuen Erfolge anzuzeigen, denn nicht lange nachher starb der Magister und wurde auf Kosten seines vormaligen Schülers begraben. Was würde er gesagt haben, hätte er noch erfahren, daß René von der Regierung auf eine wissenschaftliche Reise nach Tunis und Algier geschickt wurde?

Desfontaines erfüllte diese Mission vollständig und brachte eine wundervolle Ausbeute von Pflanzen mit, als er nach zwei Jahren voll Mühe und Anstrengungen aus Africa heimkehrte; er wurde dafür zum Professor am Jardin des Plantes ernannt. Von dieser Zeit an lebte er ganz seiner Leidenschaft für die Botanik und entsagte der Medicin vollständig. Sein Leben verfloß unendlich friedlich, ohne Ereignisse und ohne Aufregung, seine Vorlesungen waren außerordentlich besucht, und er würde wohl kaum das Grollen der Revolution um ihn herum bemerkt haben, wenn diese Revolution nicht einige seiner Freunde sehr unsanft verührt hätte.

Der Geologe Ramond und der berühmte Cheritier wurden als Girondisten in's Gefängniß geworfen; da eilten Desfontaines und Thonin zum Revolutionstribunal, sprechen dort im Namen des Vaterlandes für die beiden Gefangenen und sagten, daß Frankreich und die Wissenschaft ihrer bedürften, da nur sie allein im Stande seien, gewisse von ihnen begonnene Arbeiten zu vollenden, die Frankreich zum Ruhme gereichen würden. Die Jacobiner verstanden die Gelehrten nicht, aber sie ließen ihre Beute fahren und das war die Hauptsache. Die beiden Botaniker nahmen ihre geretteten Freunde mit sich und verbargen sie im Jardin des Plantes, bis die Schreckensherrschaft vorüber war.

Desfontaines wurde später zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und heirathete 1814 ein junges Mädchen ohne Vermögen, die ihren Gatten, obwohl er schon über 60 Jahre alt war, doch von Herzen liebte und sehr glücklich machte. Dieses Glück vermehrte sich noch durch die Geburt einer Tochter und Desfontaines fühlte sich wie im Paradiese, als eine schreckliche Katastrophe all sein Glück vernichtete.

In Folge eines zweiten Wochenbettes wurde seine Frau wahnstünnig und der arme Greis war genöthigt sich von ihr zu trennen, auf die er alle Hoffnung seines Alters gesetzt hatte; er fühlte sich nun einsamer als je zuvor. Doch war er noch nicht am Ende seiner Prüfungen angelangt, denn nach und nach wurden seine Augen immer schwächer, bis er zuletzt ganz erblindete und ihm kein anderer Trost blieb, als sich in die Gewächshäuser führen zu lassen, wo er mit zitternden Händen die Blätter befühlte und glücklich war, wenn er eine Pflanze erkannte und nennen konnte.

Am 23. November 1833, 50 Jahre nach seinem letzten Briefe an Magister Job, endete das lange und reine Leben des gelehrten Desfontaines, nachdem er verlangt hatte, daß seine Tochter ihre auf den nächsten Tag festgesetzte Hochzeit nicht um einen Tag aufschieben möchte.

F.

(Der Magnetismus vor Gericht.) In Lyon fand man vor Kurzem an allen Straßenecken einen gedruckten Prospect angeschlagen, der noch überdies an alle Bewohner der umliegenden Dörfer vertheilt wurde und folgendermaßen lautete:

„Herr Isidor Baumer, Metaphysiker, ist nach langwierigen und fruchtbaren physikalisch-physiologischen Studien zu unschätzbaren Entdeckungen in der Chiromantie, Phrenologie und dem thierischen Magnetismus vorgegangen; er ist Professor dieser noch so wenig kultivirten Wissenschaften. Er widmet seinen geschätzten Besuchern seine Kräfte sowohl zur Voraussicht der Zukunft, als zur Bestimmung des individuellen Charakters und der natürlichen Anlagen. Das Cabinet des Herrn Baumer, Place Morand Nr. 20, ist den ganzen Tag über geöffnet. Man findet dort eine Somnambule, welche durch den unendlichen Fortschritt, den er dem Magnetismus gegeben, sowie durch eine Reihe neuer Entdeckungen im Gebiet der Nervenenthätigkeit, auf die höchste Potenz eines in diesem Maße noch nie dagewesenen Hellschens gebracht worden ist. Consultationen in französischer, italienischer und spanischer Sprache. — NB. Phrenologie, Chiromantie und Magnetismus beanspruchen ebensowohl das Vertrauen, als sie zur höchsten Discretion verpflichten.“

Durch diese pomphaste Anzeige ließ sich unter Andern auch die ehrsame Bäckerin Coquart bestimmen, bei dem allwissenden Herrn Baumer Nachrichten über ihr verschwundenes Portemonnaie einzuziehen. Das Vertrauen hatte sie, zur Discretion schien sie sich jedoch weniger verpflichtet zu fühlen, wenigstens erzählte sie vor Gericht nachstehende Geschichte: „Mein kleiner Jules, ein Bäckchen von sieben Jahren, spielte neulich mit meinem Portemonnaie, welches 70 Francs enthielt, und verlor es. Die Polizei wußte mir nicht zu helfen; da bekam ich zum Unglück die Adresse des Wahrsagers in Lyon, der Alles wissen sollte. Ich gehe also hin, Place Morand Nr. 20 im ersten Stock, da war Alles ganz schön eingerichtet mit Spiegeln und Teppichen. Man führt mich in ein Zimmer, wo eine junge Dame saß, sehr elegant gekleidet; da ist sie ja wieder, die da, auf der Bank neben dem Wahrsager! Dieser Herr ließ die Dame sich auf's Sopha legen, zog seinen Rock aus und machte solche Zeichen und Grimassen und wunderliche Bewegungen mit beiden Armen, heilige Mutter Gottes! daß ich in die größte Angst gerieth. Diese Dame sagte dann mit einer ganz kuriosen Stimme, meine 70 Francs stecken in dem Strohsack eines Dienstmädchens in der Nachbarschaft. Dann wurden mir fünf Francs für das Wahrsagen abverlangt und ich ging nach Hause. Dort erzählte ich die Sache dem Herrn Maire; dann ließ dieser bei dem Dienstmädchen meiner nächsten und einzigen Nachbarin visitiren und man fand nicht einen rothen Heller. Meine fünf Francs hatte ich gesehen, meine 70 Francs auch! Und als Zugabe noch den Zorn meiner Nachbarin. Acht Tage darauf fanden wir zehn Francs in unserem Hof unter dem Stroh das war doch noch etwas, und ohne Wahrsager!“

Präsident: „Süßen Sie sich, künftig Ihre Nachbarn auf die Angaben von Somnambulen hin zu verklagen! Man rufe den zweiten Zeugen.“

Bächter Pegot: „Vor drei Wochen kamen in unserer Abwesenheit ein Armband und zwei Ringe von Gold abhanden. Nachdem wir Alles vergeblich durchsucht, hielten wir die Schmuckfachen für gestohlen und ich entschloß mich, diesen Herrn da aufzusuchen, dessen Prospect ich gelesen, aber nicht verstanden hatte. Nach vielerlei Grimassen sagte mir die Dame, meine Goldsachen lägen in der Asche meines Heerdes. Ich gehe heim, wühle die Asche durch und durch und finde nicht die Spur. Meine fünf Francs, die ich hatte bezahlen müssen, waren schlecht angelegt. (Zum Publikum): Lachen Sie nicht so, es kann Ihnen grade so gehen wie mir! Ich hätte es freilich nicht thun sollen, denn unser Herr Pfarrer, Gott segne ihn! der keine 100 Sous für einen guten Rath nimmt, hatte mir schon oft gesagt, ich solle diesen Wahrsagern und gottlosen Menschen kein Wort glauben. Auch unser Polizeikommissär, Herr Baujolin, hatte mir gesagt, diese Leute lügen ganz infam; aber was will man machen! Jeder muß erst durch Schaden klug werden.“

Präsident: „Sie haben aber doch Ihre Goldsachen wieder gefunden?“

Pegot: „Freilich, Herr Präsident. Aber nicht in der Asche, sondern in einem alten Kleiderschrank, wohin sie verlegt worden waren, denn meine Frau räumt gern auf, und da kommt so etwas manchmal vor.“

Präsident: „Angellagter Baumer, Sie sind aus der Normandie; sind Sie schon einmal verurtheilt?“

Baumer: „Es ist das erste Mal, daß sich die Justiz gegen meine Wissenschaft wendet.“

Präsident: „Es ist zu bedauern, daß es nicht schon früher geschah! Sie treiben praktischen Magnetismus; thun Sie das in gutem Glauben?“

Der Angellagte erhebt sich mit Würde, entrollt ein mit kabbalistischen Charakteren beschriebenes Papier und erwiedert: „Ich kann Ihnen beweisen, meine Herren, daß Magnetismus, Phrenologie und Chiromantie sehr ernste und positive Wissenschaften sind, daß sie mir bedeutende Fortschritte verdanken. . .“

Präsident: „Ersparen wir uns die Beweise, wir kennen den ganzen Werth solcher Phrasen. Hier handelt es sich allein darum, ob Sie einen Betrug begehen, indem Sie eine Macht vorpiegeln, welche Sie nicht besitzen.“

Der Angellagte: „Ich errathe zwar nicht die Zukunft, aber ich enthülle die Vergangenheit und Gegenwart, das heißt, nicht ich, sondern meine Somnambule.“

Präsident: „Sie hat allerdings genau errathen, wo die 70 Francs und die Schmuckfachen dieser Leute sich befanden!“

Der Angellagte: „Sie haben die Sachen ja gar nicht verloren.“

Präsident: „Dann hätten Sie oder die Somnambule gleichwohl wissen müssen, wo die Sachen waren, wenn es nach Ihren Worten gieng.“

Baumer: „Das ist nicht so leicht, als man glauben mag!“

Präsident: „Wer glaubt es denn auch? Weber Sie selbst

noch sonst Jemand auf dieser Erde vermag wirklich wahrzusagen! Und Sie, Angeklagte Lacroix, errathen Sie vielleicht die Zukunft?“

Fräulein Lacroix, eine nicht ungraziöse Dame von etwa 25 Jahren, mit langen Schmachtkloden, entgegnet: „Wenn ich schlafe, weissage ich; wenn ich aber erwache, weiß ich kein Wort mehr davon.“ (Allgemeine Heiterkeit im Publikum.)

Das Gericht giebt den Beiden eine gelinde Lektion, indem es sie für ihre Prophezeibungen zu sechstätigem Gefängniß verurtheilt. —

(Maria Stuart wie sie wirklich war.) Ein kürzlich aufgefundenes Buch unter dem französisch-englischen Titel: „Inventaires de la Roynie Descosse Douairière de France. Catalogues of the Jewels, Dresses, Furniture, Books and Paintings of Mary Queen of Scots. Edinburg, 1556 bis 1569“ giebt Nachrichten und Urkunden über die Garderobe und Hauseinrichtung der unglücklichen Königin Maria Stuart im Holyrood-Palast. Eine große Rolle unter den Toilettenartikeln der Königin spielten ihre Perrücken, deren sie eine beträchtliche Anzahl von verschiedenen Farben besaß, wiewohl noch nicht so viele, wie ihre Feindin, die Königin Elisabeth, welche achtzig Perrücken ihr Eigen nannte. Die königlichen Reifröcke konnten sich sichtlich mit den heutigen Crinolinen messen, denn sie waren zum Theil neun englische Ellen weit. Ihre Hofhaltung in Holyrood war, den Inventarien nach zu schließen, äußerst luxuriös, während ganz Schottland in tiefer Armuth und halber Barbarei steckte und selbst die höheren Klassen der Gesellschaft fast nur in Thierellen gekleidet gingen. Merkwürdig war die Bibliothek der klassisch gebildeten hohen Dame; sie enthielt mehr griechische als lateinische Autoren, daneben französische, italienische und spanische, aber nur zwei oder drei englische Bücher. Maria's Lieblingslectüre waren Geschichtswerke und theologische Controversschriften.

Die Haare der Königin kräuteten schon in ihrem 35. Lebensjahre, darum schnitt sie dieselben kurz ab und steckte sie unter eine Perrücke. So kam es, daß, als nach ihrer Hinrichtung in Fotheringhay der Nachrichten ihr Haupt emporhalten wollte, ihm die Perrücke in der Hand blieb und das Haupt mit den kurzen grauen Haaren zu Boden fiel. Sie war damals 46 Jahre alt, ganz gealtert, und wohl vermögend durch ihr Unglück die Sympathie politischer Freunde, aber keineswegs mehr die Liebesleidenschaft eines Mortimer zu entzünden und ihn zu Worten zu begeistern, wie:

„Ja, glühend, wie sie hassen, lieb' ich Dich!
Sie wollen Dich enthaupten, diesen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchschneiden.
O, weihe Du dem Lebensgott der Freuden
Was Du dem Hasse blutig opfern mußt!
Mit diesen Reizen, die nicht Dein mehr sind,
Beselige den glücklichen Geliebten!
Die schöne Locke, dieses seidne Haar,
Verfallen schon den finstern Todesmächten,
Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umflechten! —

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Auf der Treppe begegnete er Frau von Ruhl, welche der Dame vom Hause einen Besuch gemacht hatte; er mußte sie nothgedrungen hinab und an ihren Wagen begleiten, der vor der Thür hielt. Sie sprach nach der Begrüßung von gleichgiltigen Dingen, ihre eintönige Stimme war ihm noch nie so fatal gewesen; ihm fiel wieder ein, was der Minister von ihren Intriguen in Bezug auf den jungen Prinzen Westerheim gesprochen hatte und er fragte mit einer gewissen Befremdung, warum ihre Nichte sie nicht begleitet habe.

„Nun, Excellenz, ich fordere von ihr nicht, daß sie mein Schatten sei,“ erwiderte die kleine Frau. „Irene ist aber heute wirklich unwohl.“

„Unwohl! Das thut mir leid! Sie wird also auch morgen nicht hier erscheinen?“

„Auch?“ wiederholte Frau von Ruhl, welcher dies betonte Wort auffiel. „Wen meinen Excellenz noch?“

Es brannte ihm auf der Zunge, ihr den Namen des Prinzen in den Bart zu werfen, aber das wäre doch zu stark gewesen und er zog sich durch eine allgemeine Redensart, daß mehrere seiner Bekannten nicht erscheinen würden, aus seiner Angriffsposition, wie er

es nannte, zurück, ziemlich ungeschickt allerdings, so daß ihr das Gefühl einer Stichelei blieb. — Das Gespräch, das sie eben mit Frau von Zellenstein gehabt, hatte sie empfindlich gemacht. Sie sagte jedoch nichts und nur in dem Blicke ihres steinharten Auges, mit welchem sie, als er ihr in den Wagen half, ihm dankte, hätte er eine feindselige Frage lesen können, wenn er zu solchen Beobachtungen fähig gewesen wäre.

Irene war in der That leidend; ein heftiges Kopfweh, das sie gestern schon befallen hatte, war dem Arzte heute, als es noch nicht gewichen war, so bedenklich erschienen, daß er gerathen hatte die letzten Feste des Carnevals sich zu versagen. Er kannte freilich die Quelle dieses Kopfwehs nicht; wenn er sie auch in einer Gemüthsbewegung suchte, so konnte er nicht ahnen, daß die nächste und einzige Verwandte des jungen, lebenswürdigen Mädchens die Schuld davon trug. Aber sein Rath hatte wenigstens Irenens Herzenswunsch getroffen und da Frau von Ruhl mittlerweile eine Nachricht erhalten, nach welcher sie kein Interesse mehr hatte, Irene in dieser Saison noch einmal tanzen zu sehen, so war sie ganz damit einverstanden gewesen und hatte eben heute bei einem gelegentlichen Besuche ihre Nichte gegen Frau von Zellenstein entschuldigt. Nun hatte sie aber das „Auch“ des alten Landsknechts, wie sie den General Proß nannte, wie ein Wespenstich getroffen; daß er damit eine boshafte Anspielung gemacht, schien ihr nach ihrer eigenen Denkungsweise außer allem Zweifel — sollte sie durchschaut worden sein? War es so weit mit ihr gekommen, daß sie nicht mehr mit

verdeckten Karten spielen konnte? Sie mußte sich in ihrem Eifer arg vor der Welt verrathen haben, wenn die Kunde von ihrem Fiasko bis zu dem alten Landsknecht gedrungen war. Dieser feierte nun vielleicht gar eine Art Triumph in Gedanken an seinen Neffen, den Niemand kannte, und der zu jenem Fiasko den Ausschlag gegeben hatte, als ihr Spiel noch zu gewinnen stand! Durch solche Möglichkeiten, aus denen sie sich in gewohnter Weise ein zusammenhängendes Gewebe spann, wurde sie in eine sehr gereizte Stimmung versetzt und es war nahe daran, daß sie sich gelobte, ihre Hand ganz von dem undankbaren Kinde abzuziehen, dem sie das glänzendste Loos geboten hatte, so nahe, daß Irene nur hätte zugreifen dürfen — statt einer phantastischen, wahrhaft kindischen Anwandlung nachzugeben und sich ihr Glück zu verschmerzen. Daß es verschert war, hatte ihr das Benehmen des Prinzen, als er an ihrem Hause vorüberfuhr, deutlich genug gesagt; daß sie dadurch aber zum Gespött der Welt geworden, war ihr bis heute unbekannt geblieben und sie mußte etwas thun, um dasselbe siegreich zu widerlegen. Wenn sie jetzt nicht mehr in den großen Zirkeln erschien, weder beim Minister Zellenstein, noch auf dem Hofballe, so gab sie den bösen Zungen Recht: hätte sie vor ihrer heutigen Visite die maliciöse Anspielung des alten Landsknechts gehört, so würde sie nicht entfernt daran gedacht haben, sich für die Assemblée mit dem Kopfweh ihrer Nichte zu entschuldigen, diese hätte um jeden Preis hingehen müssen und wenn sie ihr Leiden bis zur gefährlichsten Krankheit verschlimmert hätte. Auch jetzt mußte die Entschuldigung zurückgenommen werden: Irene konnte ja bis morgen gesund sein; und wie sie Frau von Zellenstein kannte, war es ihr eine Freude, wenn sie die junge Dame, deren Thron als Königin aller Feste bisher noch unbestritten geblieben war, bei sich sah. Frau von Ruhl trat mit bitterbösen Augen in ihr Haus. Im Flur erblickte sie einen fremden Diener in unbekannter, etwas auffälliger Livree, der einen kostbaren Damenpelz über dem Arme hielt.

„Wer ist hier?“ fragte sie mit der Autorität der Frau vom Hause.

„Comtesse von Hohenwehr,“ gab der Diener, schnell den Hut ziehend, Bescheid.

Diana, die Freundin aus dem Pensionsstift! Das Ideal der Mädchenfreundschaft, für welches Irene bis zur Vergötterung schwärmte! Sie war also hier, sie hatte Irene sogleich aufgesucht und Frau von Ruhl sollte sie endlich kennen lernen, um sich zu überzeugen, ob wirklich, wie sie der Nichte in übler Laune prophe-

zeit hatte, Irene's Rolle im Salon nun ausgespielt sei. Ohne Zeit zu verlieren, begab sie sich nur in ihr Zimmer, um Mantel und Hut abzulegen, dann ging sie zu ihrer Nichte, wo sie die Freundinnen in ihrem süßen Geplauder unterbrechen wollte. Aber sie kam schon zu spät. Diana war bereits aufgebrochen, sie konnte ihren leichten Schritt, ihr rauschendes Kleid noch auf der Treppe hören und Irene kam der Tante mit strahlendem Gesicht entgegen: jede Spur eines Leidens war verschwunden.

„Weißt Du, wer bei mir gewesen ist?“ rief sie, als Frau von Ruhl eintrat.

„Wenn ich es nicht wüßte, würde ich es in Deiner Berklärung lesen,“ antwortete die Tante. „Du hast den rechten Arzt und den wahren Balsam für Deine Migräne gefunden.“

„Ja, Tante Ruhl!“ bestätigte Irene, indem sie die Hand auf das Herz legte, als ob dort der Sitz ihres Leidens zu suchen sei: das Auge der Tante bemerkte diese Bewegung und ein ironisches Lächeln zuckte um ihren scharf eingezogenen Mund. — „Ich fühle mich so wohl, daß ich bereue, Dich zu der heutigen Fahrt bewogen zu haben: wenn es nicht inconsequent wäre und unschicklich wohl auch, so würde ich glühend wünschen, es ungeschehen zu machen.“

„Was sprichst Du von Consequenz, die Du selbst wie ein fliegender Herbstfaden auf dem Felde vom leichtesten Winde in jede beliebige Richtung geweht wirst!“ entgegnete Frau von Ruhl. „Du hast also wirklich Lust, bei Zellensteins Deine Sonne, wie Du poetisch sagtest, aufgehen und alle Sterne, Dich eingeschlossen, vor ihr erbleichen zu sehen?“

„Ja, Tante Ruhl! Ich würde mich freuen!“ erwiderte Irene.

Die Tante setzte sich und sah die Nichte scharf an, mit einem jener Blicke, welche ihr das Blut in die Wangen jagten — nicht aus Befangenheit, sondern vor Unwillen, den sie doch nicht zu äußern wagte. — „Es sei!“ sprach die Tante dann kalt und herb. „Du weißt, ich gönne Dir gern eine Freude und wenn es Dir Freude macht in den Schatten gestellt zu werden, will ich Dir dazu verhelfen. — Wann ist denn Deine Sonne angekommen? Frau von Zellenstein schien noch nichts davon zu wissen, wenigstens erwähnte sie ihrer Cousine mit keinem Worte.“

„Gestern Abend schon; die Gräfin wollte ihren ersten Besuch bei ihren Verwandten allein machen und Diana ist während dieser Zeit zu mir gekommen. Aber liebe Tante,“ setzte sie bittend hinzu, „sprich von ihr

nicht in diesem spöttischen Tone: Du kränkst mich dadurch und sie verdient ihn nicht, wie Du Dich bald überzeugen wirst.“

„Ein noli me tangere also! Gut, ich werde mich danach richten. — Hat sie Dir viel Interessantes erzählt? Natürlich werden die Reminiscenzen aus der Pension die erste Stunde eures Zusammenseins ausgefüllt haben, dann aber werden doch auch Herzensangelegenheiten zur Sprache gekommen sein — wie?“

„Ganz gewiß, Tante Kuhl!“ erwiderte Irene, von Neuem und aus demselben Grunde wie vorher erröthend. „Herzensangelegenheiten von uns Beiden — da unsere Herzen untrennbar für Zeit und Ewigkeit verbunden sind.“

„Das ist ein kühnes Wort, mein Kind!“ sagte die Tante frostig. „Ich muß mir Deine Naivetät schon gefallen lassen. Du bist also vollständig genesen und willst morgen, um praktisch zu reden, wieder tanzen? Nun, ich werde die Inconsequenz auf mich nehmen — Unschicklichkeiten dann zu vermeiden, ist Deine Sache. Es haben mehrere der geladenen Gäste dort abgesetzt, auch Prinz Egon.“

Diese hingeworfene Bemerkung, deren Sinn doch Irene nur zu wohl verstand, machte auf sie einen Eindruck, welchen Frau von Kuhl nicht übersah. Das junge Mädchen hatte nicht gelernt — noch immer nicht! — die Regungen ihres Herzens zu verbergen und es stimmte ihre Tante feindlicher als je, daß Irene bei der Nachricht, daß sie dem Prinzen wirklich nicht im Hause des Ministers begegnen werde, so zufrieden aufblickte. Doch sagte sie kein Wort, sondern schrieb vielmehr gleich ein Billet an Frau von Zellenstein, in welchem sie mit der vollen Gewandtheit einer Dame von Welt den Wunsch ihrer Nichte erfüllte.

Der Minister war gerade im Zimmer seiner Gemahlin anwesend, als dies Billet ihr übergeben wurde. Sie las es und sagte lächelnd, indem sie ihrem Gemahl den Inhalt mittheilte: „Das ist mir sehr lieb! — Sieht es aber nicht wie eine Verabredung aus? Beide sagen ab, Beide melden sich wieder an! Man sollte denken, die jungen Leute ständen doch so mit einander, wie es die sorgliche Kuhl wünscht, und es habe nur ein kleiner Zwist stattgefunden?“

„Das zu durchschauen, überlasse ich Deinem Frauennurtheil,“ erwiderte der Minister. „Ich kenne den jungen Mann auch zu wenig, um zu wissen, ob es für das herzige Mädchen ein Glück sein würde, wenn die Wünsche ihrer Tante, an denen ich nicht

zweifle, in Erfüllung gingen. Nach unserm Abende wirst Du mir vielleicht mehr darüber sagen können.“

Prinz Egon hatte wirklich um die Erlaubniß gebeten, da seine Anwesenheit sich unerwartet noch verlängert habe, bei der Soiree des Ministers erscheinen zu dürfen. Er war seinen frühern Entschlüssen völlig untreu geworden und entschuldigte es damit bei sich selbst, daß es die beste oder vielmehr die einzige Gelegenheit sein werde, die Gräfin Hohenwehr kennen zu lernen, da er sie doch nicht füglich in ihrer Wohnung aufsuchen und sich ihr als einst designirten Stiefsohn vorstellen konnte. Einen Moment hatte er im fürstlichen Selbstbewußtsein diese Idee gehabt, sie aber bald wieder aufgegeben, weil er sich dadurch auf ein ganz unbekanntes und gefährliches Terrain gewagt haben würde, wo vielleicht seine ganze Sicherheit des Benehmens, deren er sich sonst rühmte, zu Schanden geworden wäre. Der einzige Grund, der ihn zu der Wiederanmeldung bei Frau von Zellenstein bestimmte, war es jedoch nicht; er mußte sich eingestehen, daß ein anderer Gedanke ihn dabei gleich stark beherrscht hatte und es war eine gewisse Beschämung über ihn gekommen, die er nur durch den trotzigen Vorsatz bekämpfte, mit der sichtbarsten Gleichgiltigkeit im Gegensatz zu seiner frühern Huldigung, die er fruchtlos verschwendet hatte, aufzutreten. Dadurch allein konnte seinem Stolge Genugthuung werden.

Die Stunde der Prüfung kam. Prinz Egon, ehe er dem Jäger, der harrend an der Thür stand, zum Wagen folgte, trat noch einmal vor den Spiegel, um eine militärische Musterung über sich selbst zu halten. So schön wie sein Vater nach der Aeußerung der Gräfin Hohenwehr noch im Alter gewesen, war er nicht, dazu fehlte ihm noch die imposante Männlichkeit, er war ein aufgeschossener Jüngling von neunzehn Jahren mit einem feinen Gesicht, dem der erste blonde Flaum, mit welchem sich noch nichts anfangen ließ, um die Lippen sproßte; nur die überaus lebhaften Augen, welche in gewöhnlicher Stimmung einen muthwilligen, für reine Frauen nicht ganz wohlthuenden Blick hatten, gaben diesen noch wenig entwickelten Zügen Bedeutung. Eine solche wurde aber der Person des jungen Mannes durch den Ordensstern beigelegt, der auf seiner Brust funkelte: es war der Stern des Hausordens einer der kleinen Fürstengeschlechter Deutschlands, — in neuester Zeit sind ja von verschiedener Seite solche Decorationen, meist recht geschmackvolle, gestiftet worden. Die Söhne der mediatisirten Reichsunmittelbaren werden vorzüglich damit bedacht, um sie nicht in der Schaar

ihrer Altersgenossen unbeachtet verschwinden zu lassen. Prinz Egon trug den Stern, der ihn bei seiner Jugend als einen Fürstlichgeborenen bezeichnete, auf den breiten rothen Rabatten seiner grünen Ullanka, oder wie sie dort eigentlich officiell heißt: Kurka, obgleich sie mehr polnisch, als kurisch ist; die goldenen Fangschnüre, die Epaulettes mit dicken goldenen Raupen, wie sie in andern Armeen nur von Generalen getragen werden, die weiße Czapka mit dem Kofschweif — schimmernde, stattliche Zierden, um die schlanke Gestalt des jugendlichen Rittmeisters ins Auge fallen zu lassen, so daß sie keinen Vergleich mit Andern scheuen durfte. Und dennoch! rief eine schadenfrohe Stimme von Außen in Egon's Ohr. Er wandte sich rasch vom Spiegel ab.

„Vorwärts!“ herrschte er im Tone des Commandos dem alten Frieder zu, der ihn unverwandt betrachtet hatte.

Die Anfahrt vor dem Hôtel des Ministers war noch im vollen Gange, der Wagen des Prinzen mußte sich der allmählig vorrückenden Reihe anschließen, da er nicht zu den einzig Bevorzugten des Hofes gehörte. Endlich konnte Egon aussteigen, er eilte die prächtige, mit Decken belegte, mit schönen Gewächsen besetzte Treppe hinauf, bis zum ersten Absatz gefolgt von seinem Jäger, der ihm den Mantel abnehmen sollte. Zwei Damen gingen unmittelbar vor ihm, die eine wandte sich um, faßte aber nicht ihn in das Auge, sondern den alten Frieder und wenn sie ihn auch nicht grüßte, wie es wohl unpassend gewesen wäre, konnte er doch in ihrem Blicke lesen, daß sie ihn erkannt hatte. Der Prinz bemerkte das nicht, er hatte überhaupt die Damen vor ihm nicht beachtet, da er hinter sich eine Stimme vernommen, die sein Blut, das ohnehin schon erregt durch die Andern fluthete, in raschere Wallung gesetzt hatte. Es war nicht etwa süßer Wohlklang, der ihm zum Herzen gedrungen, es war ein metallloses, ödes Organ, das eintönig, aber unabweisbar vernehmlich sich hören ließ im Gespräch mit einem männlichen Begleiter und wie sich der Prinz, welcher diese Stimme nur zu wohl kannte, unsah, bemerkte er einige Stufen zurück Frau von Ruhl mit ihrer Nichte neben dem General Proß, der zufällig mit ihnen zusammengetroffen war. Wohl hatte er dasselbe Gefühl wie sonst, wenn er Ireuen sah, aber er nahm die Gunst des Zufalls, die ihm geboten wurde, nicht wahr — ob auch mit bebendem Herzen bezwang er sich, grüßte nur die Damen, welche ihn nicht übersehen konnten, mit kalter Neigung über die Gruppe hinweg, die zwischen ihm und ihnen die Treppe hinaufstieg und setzte seinen

Weg fort. Darüber hatte er den Moment versäumt, in welchem sein Frieder die Aufmerksamkeit der schönen Frau, unmittelbar vor ihm, erregt hatte.

Der Alte mußte nun auf dem breiten Absatz, wo schon viele Diener standen, zurückbleiben, er nahm seinem Herrn den weißen Reitermantel ab und enthüllte damit den vollen Glanz der Uniform, welche selbst in diesen Räumen noch Wohlgefallen erregte.

„Durchlaucht!“ flüsterte Frieder dabei. „Sie ist hier.“

Ein flammender Zornblick strafte die unerhörte Frechheit, deren sich der Alte, verwöhnt wie er war, getraute. „Ich werde ihn von mir entfernen, er mag Kastellan in Rhama werden,“ sagte Prinz Egon im Weiterschreiten für sich. „Es wird Zeit, daß ich die Kinderfrau los werde.“ Er hatte aber nicht verstanden, wen der Alte gemeint.

„Ist das Ihr Ernst, gnädige Frau?“ fragte der General Proß ganz verwundert über eine völlig verkehrte Antwort, welche ihm Frau von Ruhl auf eine Frage gegeben hatte. Sie hatte dieselbe kaum gehört und nicht verstanden, so zerstreut war sie gewesen, völlig benommen durch die unerwartete Erscheinung des Prinzen, den sie schon fern geglaubt, noch mehr aber durch sein auffallendes Betragen, welches ihre Wahrnehmung beim neulichen Vorüberfahren nur zu wohl bestätigte. Er hatte gebrochen mit seiner frühern Neigung. Die Basstimme des Generals brachte aber die Dame schnell zur Besinnung, sie schämte sich ihrer Zerstretheit und suchte sie wieder gut zu machen. Irene konnte über sie lächeln! Empörender Leichtsin in diesem über ihre Zukunft entscheidenden Augenblicke!

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine fatale Ueberraschung.) Vor ganz kurzem verheiratete ein reicher Grundbesitzer in einer kleinen Stadt des Departements Saône-et-Loire seine Tochter, ein sehr hübsches und wohlgezogenes Mädchen, deren Aeußeres Nichts zu wünschen übrig ließ, als daß sie ein ganz klein wenig hinkte. Doch bemerkte man diesen geringen Mangel kaum, den die junge Dame so geschickt zu bemänteln wußte, daß er eigentlich wie bei Mademoiselle de Cavallière, der schönen Geliebten Ludwig XIV., nur einen pikanteren Reiz mehr bildete.

Nach der Trauung saß die ganze Familie gegen Abend bei

einem äußerst brillanten Diner, man war sehr vergnügt und Scherze flogen herüber und hinüber, während die Champagnerpfropfen knallten und die Gläser aneinander klangen. Beim Dessert wurde ein kleiner Bette des Bräutigams so kühn und unternehmungslustig, daß er heimlich unter den Tisch kroch, um nach dem altherkömmlichen Gebrauch das Strumpfsband der Braut zu rauben, was diese alsdann gewöhnlich theuer auslösen muß. Der Knabe kam gleich darauf wieder zum Vorschein, schien jedoch gar nicht mehr so übermüthig gelaunt zu sein wie vorher, sondern verhielt sich ziemlich schweigsam und nachdenklich. Nach Beendigung des Diners und während man im Salon den Kaffee trank, kam der kleine Bette plötzlich aus seiner Ecke hervor, näherte sich dem Bräutigam, zog diesen beiseits und flüsterte ihm angelegentlich etwas in die Ohren, worauf der junge Mann anfangs erschrocken zurückfuhr und ungläubig den Kopf schüttelte, dann aber doch nach einem weiteren eifrigen Flüstern von Seiten des Knaben auf seinen Schwiegervater zusüßte und diesen auf die Gartenterrasse führte.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „Sie haben mich betrogen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Sohn?“

„Ihre Tochter hat ein hölzernes Bein.“

„Um Gotteswillen, schweigen Sie doch darüber!“

„Es ist unwürdig, mich so zu hintergehen.“

„Ich hatte nicht gewagt, Ihnen dieses traurige Factum mitzutheilen, aber um Sie zu beschwichtigen . . .“

„Ich lasse mich durch nichts beschwichtigen.“

„Machen Sie weiter kein Standa über die Sache und ich gebe Ihnen noch 20,000 Francs mehr Mützigkeit als zwischen uns ausgemacht war.“

Das war schon ein hübsches Schmerzensgeld und der Bräutigam hätte zur Noth darin wohl einen kleinen Trost finden können. Unzählige Andere würden an seiner Stelle ein Auge oder gar beide Augen über diese Unvollkommenheit zugedrückt haben und hätten, um ihren Schmerz zu beruhigen, ihrer Frau vielleicht ein neues Bein aus Rosenholz mit Polysander eingelegt machen lassen. Aber leider wollte unser junger Ehemann nichts von derartigen Trostgründen wissen, er riß sich aus den Armen seines Schwiegervaters, der ihn mit Gewalt festzuhalten suchte, los, und stürmte davon, ohne auf weiteres gütliches Zureden zu hören. Er lief geradenwegs zu einem Advolaten, dem er sein Mißgeschick mittheilte und welcher bald darauf ein Gesuch einreichte, wodurch die Heirath für null und nichtig erklärt werden sollte. —

F.

(Ein wohlverborgener Schatz.) Eine Bauersfrau in einem französischen Dorfe hatte verschiedene Fälle erzählen hören, wo Diebe die Zeit benutzt hatten, in welcher die Leute in der Kirche waren, und da sie am Weihnachtsabend doch gar zu gern der Witternachtsmesse beiwohnen wollte, sann sie lange nach, wohin sie ihre Ersparnisse inzwischen ganz sicher verbergen könne, bis ihr endlich die Idee kam, ihren Schatz, der in achtzehn Zwanzigfrankstücken bestand, auf den Boden eines Gefäßes zu legen, aus dem die Schweine immer gefüttert wurden und oben darauf die zur Fütterung bestimmten Kartoffeln zu schütten.

Als sie von ihrem Kirchgange zurückgekehrt war und von der Kälte ermüdet des Morgens noch fest schlief, stand ihr Mann auf, um das Vieh zu füttern, gab den beiden Schweinen ihre Kartoffeln zu fressen, und da das eine derselben gleich danach sehr krank zu werden schien, entschloß er sich, es zu schlachten, bevor es stürbe. Er sagte seiner Frau nichts davon, um sie nicht zu erschrecken, tödtete das Thier, aber wer beschreibt das Erstaunen des braven Mannes, als er in dem Magen des todtten Schweines die runde Summe von 300 Francs in blanken Goldstücken entdeckte. Das Märchen von der Henne, die goldene Eier legt, schien hier zur vollen Wahrheit geworden zu sein!

Der Bauer war noch immer ganz außer sich über das seltsame Phänomen, als seine Frau dazu kam und ihm unter vielen Klagen die Lösung des Räthsels gab. Indessen fehlten immer noch drei von den Goldstücken, die das andere Schwein wahrscheinlich mit verzehrt hatte, die ihm aber keinerlei Beschwerden zu verursachen schienen. Es blieb den armen Leuten zuletzt keine andere Wahl, wenn sie ihr Geld wiedererlangen wollten, als auch dieses gute Thier, welches die 60 Francs nur mit seinem Leben wiedergeben wollte, zu opfern. —

F.

(Eine sentimentale Heirath.) In Chicago besuchte vor einiger Zeit eine Dame von ziemlich reifem Alter mit ihrem geliebten Schoßhündchen eine Menagerie, die eben in der Stadt zu sehen war. Sie näherte sich einer Schlange, welche ruhig dalag und zu schlafen schien; als sie aber ganz dicht hingetreten war, entrollte die Schlange plötzlich mit Blitzesschnelle ihre Ringe und packte die eine Pfote des kleinen Hündchens, welches die Dame auf dem Arme trug. Auf das herzerreißende Geschrei der Dame eilte der Wärter herbei, kniepte die Schlange in den Schwanz und bewog dieselbe dadurch, ihre Beute wieder fahren zu lassen. Da warf sich die Herrin des Hundes, hingeworfen von dem aufwallenden Gefühl ihrer unendlichen Dankbarkeit, dem Wärter stürmisch an den Hals, küßte ihn zärtlich und trug ihm ihre Hand und ihr Herz als Belohnung seiner rettenden That an. Der ganz verdugte Mann verlangte in Bezug auf dieses unverhoffte Anerbieten vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, zog Erkundigungen über die Hundebesitzerin ein, ging am nächsten Tage zu ihr, um ihr mitzutheilen, daß er geneigt sei ihren Antrag anzunehmen, und war am selben Abend noch ihr glücklicher Gatte.

Die Dame, seine nunmehrige Gemahlin, war zwar alt, häßlich, zänkisch sowie mit einem unaufhörlichen Katarrh und einem bissigen kleinen Hunde behaftet, aber sie war die Wittve eines Armeelieferanten, was wohl in Betracht zu ziehen war. F.

(Neue Unterhaltung für die Eisenbahreisenden.) Die Eisenbahnreisenden, welche ohnedies schon so unendlich schnell dahinstiegen, daß ihnen oft kaum die Zeit bleibt, ein Gespräch mit ihren Reisegefährten zu führen, sollen durchaus vor jeglichem Anfall von Langeweile bewahrt werden. Nicht blos, daß man sie mit Eisenbahnbibliotheken, Zeitungen und dergleichen zu unterhalten sucht, nein, jetzt hat ein Herr Smarsh in London

auch den Versuch gemacht, ein Eisenbahntheater ins Leben zu rufen und dieses Experiment ist ihm bereits auf der Bahnstrecke Manchester-Liverpool vollkommen geglückt. Man denke sich fünf lange Waggons derartig eingerichtet, daß das Ganze einem langen Saale gleicht. Der gewölbte Plafond ist mit Lustres versehen, die ein glänzendes Licht verbreiten, die Seitenwände des Raumes sind anstatt mit Fenstern mit akustischgebauten Holzwänden versehen worden und außerdem eine Menge mechanischer Vorkehrungen getroffen worden, um jedes störende Geräusch soviel als möglich fern zu halten; auf dem Dache befindet sich eine Vertiefung, wo ungefähr sechs Musiker mit ihren Instrumenten Platz haben. Man denke sich ferner eine Bühne in einer Erhöhung von ungefähr sechs Fuß über das Niveau des Waggons, und man hat ein nothdürftiges Bild eines solchen improvisirten Eisenbahntheaters. Die Scenen sind derartig eingerichtet und berechnet, daß mit je einer Station eine Scene beendet ist. Ist in einem Orte eine Viertel- oder halbe Stunde Aufenthalt, so schließt das Stück ab, wann oder einige Minuten bevor man diese Station erreicht. Am 8. December 1863 als Herr Smarth mit seiner aus zwölf Köpfen bestehenden Truppe den ersten Versuch machte, wurde, wie der mit den gelösten Fahrbillets ausgegebene Theaterzettel besagte, das in England sehr populäre Stück: „Die Kunst, eine böse Sieben zu zähmen“ aufgeführt, und erntete außerordentlichen Beifall. Vielleicht wird man nächstens noch das Pfeifen und Pusten der Locomotive durch die Musik Verdi'scher und Rossini'scher Opern übertönen und reisende Sänger und Schauspieler können unterwegs gleich Gastrollen geben. —

f.

(Eine unschuldige Täuschung.) Die liebe Weihnachtszeit hat wohl ihre großen Freuden, aber auch ihre schlimmen Sorgen, besonders für Ehemänner und Familienväter, denn es ist eine Zeit, wo Jeder, der Einen ansieht, die Hand aufhält und etwas haben will und das ist manchmal nicht ganz angenehm, besonders wenn die Taschen leer sind. So ging es vor den Feiertagen auch einem ehemaligen Schauspieler in Wien, Friedrich N., dem die Mäusen den Rücken gekehrt und der nun die „Kette seines Daseins“ damit fortspiunt, musikalisch-deklamatorische Abendgesellschaften und dergleichen zu arrangiren, bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke, wobei die Hauptsache jedoch für ihn abfällt. Der arme Mann hat freilich oft seine große Noth damit, wenn dieser Künstler oder jene beliebte Schauspielerin ihm erst zugesagt etwas bei seiner Soirée vorzutragen, dann im letzten Augenblicke von allerlei Capricen geplagt werden und ihm den Pakt kündigen, und was derlei tragische Ereignisse mehr sind, aber es kommen doch oft nach schlimmere Momente für ihn. So saß Herr N. einige Tage vor Weihnachten in seiner Stammkneipe bei seiner gewöhnlichen Abendgesellschaft und machte ein gar trübseeliges Gesicht. Die Gäste, die ihn näher kannten, wußten sofort, wo ihn der Schuh drückte und daß er sich gewiß eben in der echt künstlerhaften Situation befinde, kein Geld zu haben, was bei dem Herannahen der Feiertage stets doppelt bedenklich ist. Einer aus der Gesellschaft sagte zu ihm: „Arrangiren's was, schau'n's, daß a Hetz giebt,

jetzt san a so g'spirrte Log und Sie werden glei a G'schäft machen.“ — „Au Zehner, zwa Zehner-Banknoten gib i her, wenn's wos Ordentlich's z'somstellen, aber die Gallmeyer muß dabei sein,“ bemerkte ein dicker Hausbesitzer, der die beliebte Soubrette Gallmeyer, das enfant gâté der Wiener, noch nicht gesehen hatte, weil ihm die Sperrstige im Theater an der Wien zu eng sind.

Wie eine Eingebung von oben schienen diese Worte dem armen N., der schon gefürchtet hatte, er müsse während der Festtage krumm liegen und dessen Gesicht jetzt ganz verklärt schien, indem er sofort auf den Vorschlag einging. Am nächsten Tage rannte er gleich in die Wohnung des Fräulein Gallmeyer, aber leider fand er dieselbe verreeßt, und nun stürzte er wie ein Verzweifelter in die Wohnung eines der täglichen Tischgenossen, um diesem die Kunde zu bringen, daß er die Bedingung des dicken Hausbesitzers nicht erfüllen könne. Der Andere, durch und durch ein gemüthlicher Wiener Lebemann, lachte laut auf und sagte zu dem unglücklichen Arrangeur: „Schaun's, dös is grad recht, dös gibt a Hauptspäß, der kennt die Gallmeyer gar nicht und Sö werden doch irgendwo eine leichte Person kennen, die dem Alten die Gallmeyer vorzshnackt. Auf solche Art san „die falsche Catalani, die falsche Pepita, die falsche Artot entstanden, wer waf, greift den G'spaß nicht aner von unsere Volksdichter auf und erlangt noch Berühmtheit dadurch.“ Auf diesen tröstlichen Vorschlag ging N. mit erleichtertem Herzen ein und am ersten Weihnachtsfeiertage Abends paradierte vor einer kleinen, aber nach dem Wiener Ausdruck „wohlbespidten“ (reichen) Gesellschaft ein stotteres Frauenzimmerchen als „Elegante Tini“, „Röchin“ und noch in anderen Glanzrollen der Gallmeyer, die sich sehr gut aus der Affaire zu ziehen wußte und einen wahren Beifallssturm bei ihren Zuhörern erregte, von denen namentlich der dicke Hausbesitzer ganz begeisterter Stimmung zu sein schien. Da die Künstlerin alle Geschenke zurückwies, regnete es Banknoten für den armen N., der bei der Sache seinen schönsten Schnitt machte und gegen 300 Gulden einnahm. Nach den Vorträgen hielt die ganze Gesellschaft ein gemüthliches Souper, bei dem der Champagner reichlich floß, und als sich schließlich die vermeintliche Gallmeyer mit burschikosem Grusse empfahl, flogen ihr Handklässe von allen Seiten zu und sie nahm die befriedigtesten Complimente mit auf den Weg. Nach ihrem Ausbruche ging bald die ganze Gesellschaft auseinander.

So weit war Alles ganz prächtig gegangen, aber leider hatte der dicke Hausbesitzer sich bei einem Ausfluge nach Hütteldorf des frühlichen Abends gegen einen Bekannten, einen jener Journalisten, die Alles zu wissen vorgeben, gerühmt, und dieser hatte ihm auf das Entschiedenste die Unmöglichkeit seiner Angabe bewiesen und mit Bestimmtheit erklärt, man habe ihn dupirt und die Vorgestellte sei eine falsche Gallmeyer gewesen. Diese Behauptung verwandelte die Milch der frommen Denkart bei dem dicken Hausherrn in Galle, er eilte zu der gewohnten Abendgesellschaft, die nichts Arges in der Sache sah und ihm die ganze Wahrheit mittheilte. Er aber verstand lei-

nen Spaß, sondern schwor N. blutige Rache und reichte eine Klage wegen Betrugs gegen denselben ein. Der Gerichtshof wies jedoch diese Anklage zurück, der Hausbesitzer mußte demnach seine forstianischen Gelüste bekämpfen und es sich noch tüchtig Geld kosten lassen, da die Tischgesellschaft erzürnt über ihn war und sich nur dadurch versöhnen und dazu bewegen ließ, ihn wieder an ihren Tisch anzunehmen, daß er Alle gehdrig regalierte, wobei es sich besonders Friedrich N. herrlich munden ließ. — F.

(Eine sparsame Schauspielerin.) Man thut den Schauspielerinnen wohl Unrecht, wenn man sie durchgängig für Verschwenderinnen hält; es giebt doch noch Manche darunter, die mit ihrer Gage äußerst sparsam umgehen. So gestand neulich eine hübsche kleine Schauspielerin vom Palaisroyal, welche ein eigenes Hotel bewohnt und eine ganze Schaar betreffter Bediente kommandirt, einem Bekannten, daß sie nicht mehr als 50 Francs monatlich an Gage beziehe, also 600 Francs (160 Thaler) im Jahre.

„Und was fangen Sie mit dem vielen Gelde an?“

„D, ich bin sehr ökonomisch, ich lasse es im Schrank,“ antwortete das muntere Kind, „und da mein Engagement drei Jahre zu dauern hat, so werde ich eine mächtige Summe zusammenbekommen, die ich dann auf einmal angreife, um mir — eine Robe dafür zu kaufen. — F.

(Wie man um eine Erbschaft kommen kann.) Man erzählt sich jetzt bei Gelegenheit der verschiedenen Geschichten von Erbschaften und Testamenten, die sich in letzter Zeit ereignet haben, auch eine solche, die vor ganz kurzem in England gespielt hat. Im Jahre 1834 befand sich Sir James Graham, erster Lord der Admiralität oder Marineminister, wie man bei uns sagen würde, in Zwistigkeiten mit den übrigen Mitgliedern des Cabinets über irgend eine politische Frage, obwohl dieselben sonst seine besten Freunde waren. Sir James Graham wollte um keinen Preis nachgeben und legte deshalb lieber seine Stellung nieder, so sehr sein Herz auch daran hing. Er brachte damit seiner Ueberzeugung ein großes Opfer und diese Resignation rührte das Herz eines Mr. George Blamire in Cumberland, der ihm darum außerordentliche Bewunderung schenkte, was um so lobenswerther war, als sonst Sir James Graham und Mr. George Blamire durchaus nicht von demselben politischen Beassteal zehrten.

Trotzdem war der ehrenwerthe Gentleman so ergriffen von dem loyalen und würdevollen Benehmen Sir James', daß er sofort sein Testament machte und dem Ex-Minister alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter vermachte, deren Werth ungefähr eine halbe Million Thaler betrug.

Vor einigen Monaten starb Mr. George Blamire und sein Testament wurde eröffnet. Es war kein späterer Zusatz vorhanden, und doch erhielt Sir James Graham nichts von den ihm zugedachten Reichthümern, da er so thöricht gewesen war, bereits im October 1861 mit Tode abzugehen, so daß das Vermächtniß natürlich null und nichtig war und den Verwandten des Erblassers anheimfiel.

Dies war freilich Pech für Sir James Graham, aber desto mehr Glück für die Erben des Mr. Blamire. — F.

(Theure Einkäufe.) Obwohl die großen Magazine in Paris schon darum bekannt sind, daß man dort Alles theuer bezahlen muß, kann man doch noch weit schneller um sein Geld kommen, wenn man auf die Idee kommt, etwas in einem der Wohlthätigkeitsbazars zu kaufen, wie sie alljährlich von der vornehmen Damenwelt in Paris zu Gunsten der Armen abgehalten werden. Da stehen die schönsten und edelsten Damen in den Buden und halten feil was man nur wünschen kann: Schuhe, Buchbinderarbeiten, Gewaaren und dergleichen. Sie machen meist brillante Geschäfte, so kam z. B. zu einer schönen Schuhhändlerin ein reicher Fremder und fragte nach dem Preise von einem Paar Pantoffeln. Die Dame nannte einen sehr hohen Preis, der Käufer aber erbot sich, wenn sie ihm das Paar Schuhe verkaufen wolle, welches sie selbst eben an habe, so wolle er 6000 Francs dafür geben, worauf sich die Verkäuferin sofort blühte, die Schuhe auszog, dem Herrn überreichte und die Summe dafür einstrich. Ein ähnlicher Weihnachtsbazar fand vor dem Christfest auf der Sophieninsel in Prag statt, wo ein reicher Damenstolz aus den Reihen des hohen Adels und der vornehmen Beamten- und Bürgerkreise zum Besten der Armen feil hielt und etwas Erkleckliches zusammenbrachte, da der Zulauf der Menge ungeheuer war. Da handelte eine Gräfin Clam-Gallas mit Zündhölzchen, eine Gräfin Kinsky mit Meeresschaumpfeifen und eine Gräfin Lobkowitz stand am Büffet und verkaufte Würstel, deren sie nicht genug austheilen konnte, da Jeder sich herbeidrängte, um zum ersten Male in seinem Leben ein Paar Würstel aus der Hand einer Fürstin zu empfangen. Die hochgeborenen Verkäuferinnen verstehen ihr Fach aber auch gehdrig und als zum Beispiel ein junger Herr sich einer Pseffertuchhube näherte, um sich bei der schönen Comtesse C. einen Pseffertuchreiter zu kaufen, gedachte er sich sehr nobel zu zeigen, da er nicht nach dem Preise fragte, sondern eine Zehnguldennote hinlegte in der Erwartung, wie viel er herausbekommen werde. Die junge Gräfin schob aber ganz ruhig die Banknote in die Kasse und entgegnete dem Herrn mit ihrem süßesten Lächeln: „bei mir wird nicht gewechselt,“ so daß der glückliche Eigenthümer des Reiters ziemlich verblüfft mit seinem theuren Andenken fortging, während alle Umstehenden ihn noch austachten. Der erste Tag des Bazars brachte allein einen Reinertrag von 2000 Gulden. — F.

„Der Verfluchte“ (Le Maudit) heißt ein neuer Roman (deutsch bei Steinacker in Leipzig, 3 Bände), der in Frankreich, Belgien und Italien das allergrößte Aufsehen macht und auch in Deutschland bereits vielfach gesucht wird, weil er neben einer höchst ergreifenden dramatischen Handlung mehrere der brennendsten Fragen der Gegenwart in der anziehendsten Weise berührt. Eine kleine Stelle daraus siehe hier:

Wenn ein Fremder Rom besucht und den prächtigen kreisrunden Platz mit den hohen Portiken vor der St. Peterskirche aufmerksam betrachtet, so vermuthet er nicht, daß diese großartige Säulenreihe einen düsteren Stadttheil mit schlechten Hän-

fern und krummen kaum gepflasterten Gäßchen verdeckt. Wenn man nach dem Vatican sich zu Wagen begiebt, fährt der Kutscher durch die beste dieser Gassen, die sich an der linken Seite der runden Säulenreihe hinzieht, dann zwischen den hohen Wänden eines kleinen campo santo, gleich dem in Pisa von Erde aus dem heiligen Lande, und einem großen Gebäude hin, dessen schwarz verräucherte Außenseite kleine Fenster hat, in welches nie die Sonne scheint und das man für ein Bußhaus, ein Gefängniß oder ein Hospital für Aussätzige zu halten geneigt ist. Es ist etwas von allem dem, — das Haus des heiligen Gerichts.

Als die Revolution in Rom ausbrach und die Republik unter Triumvirn erklärt war, stürzte das Volk nach dem Gebäude hin, einem Gegenstande des Schreckens. Es war eine zweite Bastillen-Einnahme. Das Volk verlangte nicht die Niederreißung der Engelsburg, die ein riesenhaftes Bauwerk des alten Roms ist. Es schonte die Reste der Päpste und zog aus, um die Kerker der Inquisition zu zertrümmern.

Es fand wenige Gefangene darin; in einem der Kerker aber lag ein Leichnam, lange schon, vergessen entweder ober, was man nicht zu glauben wagt, weil ein Mensch zum Hungertode verurtheilt war.

Dieser vergessene Leichnam ist ohne Zweifel etwas Gräßliches, aber kein einzeln stehendes Factum. Seit Pius IX. regiert, hatte sich die Strenge der Inquisition sehr gemildert, aber den Muth, dies verhaßte Gericht ganz zu unterdrücken, fand er auch nicht.

Wohl Jedermann hat die haarsträubenden Beschreibungen der Kerker della Santa Inquisizione gelesen, wie sie das römische Volk im Jahre 1848 fand: angeleitet oder am Boden liegende Gerippe; Körper, bis an die Achseln in Roth eingegraben — die entsetzlichste aller Strafen; Säle voll Folterwerkzeuge; Kerker in den Schleißen, in denen sonst unglückliche Opfer, halb in Schlamm versunken, das nöthige Brod erhielten, damit ihr Leben und sonach ihre Leiden verlängert würden, und zahllose andere gleich schauerliche Einzelheiten.

Einige der Verfasser solcher Schilderungen fragen, warum das Volk jenes fluchwürdige Haus nicht ganz der Erde gleich gemacht habe. Wir beklagen das nicht; im Gegentheil, wir wünschen, es wäre alles genau so geblieben wie es war, die Gerippe, die Folterwerkzeuge und der hundert Klästern lange Hof, in dem man im Geheimen verbrannte, da man es nicht öffentlich mehr thun durfte. Wir wünschen sehr, es wäre alles dies geblieben als eine Art schauerlichen Museums, in dem sich nachweisen ließe, wie weit der Fanatismus Jahrhunderte lang gegangen ist und wie er noch sein könnte, wenn ein exaltirter Mönch den päpstlichen Stuhl bestiege; denn, es muß ausgesprochen werden, die Mönche haben die Mißbräuche und die Verbrechen in die Kirche gebracht. Das Mönchthum gehört nicht zum Wesen der Kirche, es ist nur zufällig in ihr, zu ihrem Schaden. Das Mönchthum hat alle Ausschreitungen der religiösen Unbuddsamkeit veranlaßt. Wenn man aufmerksam in der

Geschichte sucht, kann man sich leicht überzeugen, daß die Weltgeistlichen in den unglücklichen Zeiten der blutigen Verfolgungen keine andere Schuld trifft als daß sie sich durch die Mönche fortreißen ließen und ihre Rechte zu leicht aufgaben. Wenn der Papst Pius V. gesagt hat, die Milde bestehe in der unbarmherzigen Strafe der Keyer, so erklärt sich dies dadurch, daß Pius V., bevor er Papst wurde, Mönch und zwar Mönch des Dominikaner-Ordens war, jenes schrecklichen Ordens, dem die Inquisition anvertraut war. Wenn Pius IX. sich so äußerst duldzaam zeigt, wenn die Milde seines Charakters ihn von jeder gewaltsamen Maßregel fern hält, so findet es seine Erklärung darin, daß er nie die Mönchskutte trug.

Welche seltsame Wandlung alles Menschlichen! In dem Augenblicke, da der Leser diese Zeilen überblickt, weht die dreifarbigte französische Fahne über der düstern niedern Pforte des heiligen Gerichts. Ein Schilderhäuschen steht an der linken Seite des Einganges und ein Rothhose hält Wache vor der schrecklichen Pforte, die sich sonst nur aufthat, um ein Opfer aufzunehmen.

Ihr Touristen, die Ihr so viele Merkwürdigkeiten in Rom besichtigt, geht auch in die französische Caserne hinter der Säulenteiche des St. Petersplatzes und sucht um die Erlaubniß nach, die Kerker zu besichtigen. Es wird Euch noch Leichengeruch entgegen kommen.

Bei der Restauration Pius IX., nach seiner Rückkehr von Gaëta, ließ die heilige Congregation einen provisorischen Bau mit einigen schmalen und niedrigen Zellen auführen, weil sie hoffte, daß sie nach dem baldigen Abzuge der Franzosen ihren ehemaligen Palast wieder in Besitz nehmen könne. Sie lebt von der magern Hoffnung, welche die Diplomatie den status quo nennt.

Trotz dem provisorischen Zustande, in dem sich die Inquisition befindet, werden alle Formen mit der äußersten Genauigkeit befolgt. Es giebt auch jetzt einen Präfecten des heiligen Gerichts, der ein Cardinal ist; einen Siegelbewahrer des heiligen Gerichts; einen Generalcommissar, der stets ein Dominikaner sein muß; einen Assessor, der ein Prälat und überdies Ober-Kammerherr Sr. Heiligkeit ist; Rätthe des heiligen Gerichts, welche verschiedenen Orden angehören, andere Beamte, kurz Alles ist organisiert wie in der guten alten Zeit und es fehlen nur die Scheiterhaufen zu größerer Ehre Gottes und des heiligen Stuhles. Die heilige Congregation versammelt sich drei Mal wöchentlich: Montags im Palaste des heiligen Gerichts, wo sich der Pater General-Commissar und die Rätthe befinden; Mittwochs im Kloster Santa Maria sopra Minerva der Dominikaner und Donnerstags vor dem Papste „wegen Sachen der Inquisition und Keyerei,“ wozu sich auch Cardinäle einfinden, mehr oder weniger, je nachdem sie von Sr. Heiligkeit dazu beordert werden, nebst einer guten Anzahl Prälaten und Theologen aus verschiedenen Orden, die alle Rätthe des heiligen Gerichts heißen.

Allgemeine Moden-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

4.

Ungewöhnlich früh waren heut auch die Allerhöchsten Herrschaften beim Fest erschienen und dasselbe nahm in gewohnter Weise seinen Anfang. Prinz Egon war Anfangs durch seine fürstliche Geburt in die Kreise gebannt, zu denen er durch dieselbe gehörte, bald aber „brach er aus“ wie er es mit einem Sport-Ausdruck bezeichnete und suchte die eigene freie Bahn in den durcheinander fluthenden Wogen der Gesellschaft. Er gestand es sich nicht, aber er wollte, wenn auch nur von fern, Irene sehen, ob sie heiter und glücklich wie immer sei oder ob sein Benehmen, das sie in seiner Absichtlichkeit doch bemerkt haben mußte, einen Schatten in ihre Seele geworfen habe — war das der Fall, dann zeigte sich's auch: sie war ja nicht der mindesten Verstellung fähig, auch wo diese klug gewesen wäre. In der glänzenden und beweglichen Menge, welche alle Räume füllte, war es sehr schwer, Personen, die man suchte, zu finden, und es gelang auch dem Prinzen nicht sogleich, bis zum Ballsaal wieder vorzubringen, nachdem er ihn einmal, als er seinen Ehrenpflichten

genügt, zu einem Streifzuge verlassen hatte. Als er endlich die offene Flügelthür gewonnen hatte, wurde sein Blick durch zwei neue Erscheinungen gefesselt, die im Laufe der Saison noch nicht gesehen worden waren. Der Tanz war eben beendet, die Paare hatten sich getrennt; noch war der freie Raum nicht ganz wieder gefüllt und einzelne Gruppen standen unverdeckt, zur Musterung der Zuschauer in willkommenster Beleuchtung. Es schien aber als würden die meisten Blicke magnetisch auf eine derselben gezogen. Zwei Damen, welche Niemand sich erinnerte in der Gesellschaft je gesehen zu haben, bildeten den Mittelpunkt dieser Gruppe, in welcher man auch Frau von Zellerstein bemerkte: wer waren diese wunderbar schönen Zwillinge? Für Zwillinge hielt man sie Anfangs wegen ihrer Ähnlichkeit, obgleich eine nähere Betrachtung darüber belehren mußte, daß zwischen Beiden doch ein, wenn auch nur geringer Unterschied der Jahre herrschte. Schwestern waren sie aber, das zeigte nicht allein die gleiche Toilette, welche sich eben so durch Geschmac als durch Einfachheit auszeichnete, sondern auch der gleiche Wuchs, der bei der Jüngern nur zartere Formen hatte, während die Ältere zwar auch jungfräulich graziös, aber doch für das Kennerauge schon mehr entwickelt war, vor Allem aber die täuschende Ähnlichkeit der reizenden Gesichtszüge mit dem blendenden Teint und dem schönen braunen Haar. Es war grausam und konnte zu argen Verwechslungen führen, daß die Schwester sich so gar nicht durch eine äußere Verschiedenheit in der Wahl der Farben, des Ausputzes, der Coiffüre, oder

wenigstens der Bouquets, die sie in den fabelhaft kleinen Händen trugen, von einander kenntlich machten.

„Sage mir,“ wandte sich Prinz Egon rasch an einen nahe stehenden Offizier, den er zwar nicht kannte, aber nach der kameradschaftlichen Sitte in der Kaiserlichen Armee, welche zwischen Allen von gleichem Range das brüderliche Du eingeführt hat, mit dieser Form anredete, „kennst Du die beiden fremden Damen? Weißt Du, wer sie sind?“

„Freilich! Es sind die Gräfinnen Hohenwehr,“ antwortete der Offizier, in dessen Mienen auch die unverkennbarste Bewunderung zu lesen war.

Der Name schien den Prinzen betroffen zu machen, er sah den Offizier mit einem fragenden Blick an, als fordere er noch eine Bestätigung der gegebenen Auskunft, an die er nicht recht glauben wollte.

„Die Krone des ganzen heutigen Damenflores, nicht wahr?“ sagte der Offizier. „Warum sie aber jetzt erst kommen, wo die Faschingsfreude zur Reize geht, ist unbegreiflich!“

„Weißt Du auch bestimmt, daß es zwei Gräfinnen Hohenwehr sind?“ fragte der Prinz dringend.

„Freilich! Ich habe sie vorigen Sommer am Rhein gesehen und einen ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zugebracht. Warum zweifelst Du daran?“

„Wo ist ihre Mutter?“ fragte Egon. „Zeige sie mir, wenn sie in der Nähe steht.“

„Die Mutter?“ erwiderte der Offizier lachend. „Schau, das hat schon Mancher nicht anders geglaubt. Denkst Du, es sind Schwestern? Fehlgeschossen! Mutter und Tochter sind's.“

„Unmöglich!“ rief Egon, fast bestürzt.

„Ich kann Dir nicht helfen. Die Sache hat ihre Wichtigkeit. Welche von Beiden die Mutter ist, darüber kann nur ein Blinder in Zweifel sein, aber man würde in Verlegenheit kommen, wenn man sich auf der Stelle entscheiden sollte, welche die Schönste von ihnen ist. Und Du sollst erst mit ihnen näher zusammen sein, mit ihnen plaudern. Soll ich Dich vorstellen? Wie heißt Du — doch wohl eine Durchlaucht, nach Deinem Stern?“

Der Prinz nahm das Erbieten, ohne sich einen Moment zu besinnen, an und nannte seinen Namen, worauf auch der Andere den seinigen, der nichts weniger als hochgeboren klang, angab und ihn mit soldatischer Entschlossenheit die Reihe der Umstehenden durchbrechend, zu den Damen führte, um ihn vorzustellen.

Egon fühlte das Blut in seine Wangen steigen,

als ihn das leuchtende große Auge der Gräfin bei seiner Annäherung traf; er glaubte zu bemerken, daß ein leichter Blitz der Ueberraschung in diesem Auge aufzuckte, als ihr der Prinz von Westerbeld-Altkirch genannt wurde — konnte es auch anders sein? Sie erwiderte die Vorstellung mit einer anmuthigen Verneigung, sein Blick blieb wie durch einen Zauber an den ihrigen gebannt — Beide sahen sich einen flüchtigen Moment tief in die Augen. Dann sprach sie ein Paar freundliche Worte, Egon achtete kaum darauf — was konnte sie ihm sagen als herkömmliche unbedeutende Worte, wie sie bei gleichem gesellschaftlichem Anlaß hundert Mal gesagt werden. In seinem Innern war ein Sturm unruhiger Gedanken erwacht; auch er genügte der Form und fand sich bei der Gräfin und ihrer Tochter leidlich ab; die letztere bat er um einen Tanz und erhielt ihn, wenn auch nicht den nächsten, für welchen ihr Tänzer schon ungeduldrig harrend hinter ihr stand, dann verließ ihn die Gräfin mit einer zweiten, leichtern Verneigung und ging mit der Frau vom Hause nach der Tiefe des Saales.

„Nimm Dich in Acht, Durchlaucht!“ sagte lachend der Husar, welcher Egon vorgestellt hatte. Dieser war sich nicht recht bewußt, ob er sich mit der Sicherheit, die ihn bis jetzt noch keiner Frau gegenüber verlassen, bei diesem für ihn überwältigenden Momente benommen hatte; er war daher auch nicht recht in der Laune, auf die Neckerei des Kameraden scherzend einzugehen, sondern dankte ihm nur ziemlich kühl und vornehm für seine Gefälligkeit und trennte sich von ihm. Der Husar strich seinen schwarzen, magyrisch aufgesetzten Schnurrbart und sah ihm nach — in seinen Augen konnte man einen Ausdruck lesen, der in Worte übersezt wohl ähnlich wie: „Lauf!“ geklungen hätte. Egon suchte auch in die Tiefe des Saales zu gelangen; er drängte sich hinter den eben antretenden Paaren durch und da er mit einem Herrn dabei in unsanfte Berührung gerieth und diesem ein flüchtiges: „Pardon!“ zuwerfen wollte, erkannte er in der Dame, welche der Herr zum Tanze führte, Fräulein Irene von Ruhl. Er richtete seine Entschuldigung an diese und eilte vorüber; seltsam! noch vor einer Stunde hätte ihm die Begegnung mit Irenen das Herz in unruhige Bewegung gesetzt und kurz vor dem gegenwärtigen Zusammentreffen war er in seinem Bestreben sie wieder aufzufinden, nur durch das Intermezzo, das ihn zu der Frage an den Husaren-Mittmeister veranlaßt hatte, gestört worden. Wie kam es denn, daß er jetzt so eilig vorüberging und in seinem Innern die unklarsten Gefühle mit einander

kämpften? Welche Wandlung bereitete sich in ihm vor? Der Moment hatte den Keim dazu gelegt, sie wuchs mit tropischer Treibkraft — für ihre Dauer kein sicher bürgendes Pfand!

Irene hatte sein verändertes Benehmen seit jenem Tage, wo es ihr die Tante zuerst bemerlich gemacht, gegen diese und vielleicht auch gegen sich selbst, nicht zugegeben und für zufällig oder absichtslos erklärt: sie gestand sich nicht ein, daß sie es veranlaßt hatte, aber ein dunkles Gefühl von Unrecht gegen ihn lebte doch in ihrer Seele und darum hatte sie wohl die Bemerkung der Tante abgelängnet. Heut konnte sie endlich der Wahrheit sich nicht mehr verschließen — und sein Betragen gegen sie kränkte ihr Gemüth: es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie auf ihrem mit Blumen bestreuten Wege einen Dorn gefunden hatte. Ihr Tänzer, der ihr die aufmerksamste Huldigung widmete, fand sie gegen ihre sonstige Weise einsilbig, zerstreut. „Schade!“ dachte er. „Ihre Zeit ist vorüber! Sie sollte nicht warten, bis die letzte Rose ihrer Kränze entblättert ist, sondern abtreten, so lange sie noch vermißt wird! Die Wenigsten wissen den rechten Moment eines ehrenvollen Rückzugs zu finden.“

Nach dem Tanze kam Irene mit ihrer Freundin zusammen. Wie sie selbst vor zwei Jahren gefühlt, als sie zum ersten Male in der großen Welt aufgetreten war, glaubte sie Diana, welche heut ihren ersten Schritt dazu gethan, in jener Stimmung zu finden, welche dem jungen Herzen unvergänglich bleibt und nie wiederkehrt. Wohl blickten Diana's Augen voll heiterer Lust und die feinen Züge ihres Gesichts zeigten den Ausdruck unbefangener Freude an dem Genuße des Moments, aber es fehlte der leuchtende Strahl, die wonnige Befriedigung, welche Irene in den zwei Jahren, seit sie im Salon heimisch geworden war, an manchem Mädchenantlitz wahrgenommen hatte. Sie war noch zu jung und lebte selbst noch zu sehr ihrer glücklichen Gegenwart, als daß sie ernstere Betrachtungen jemals daran geknüpft, als mahnenden Gegensatz die verhüllten Zeichen herber Enttäuschung an Andern, deren Sonne im Sinken war, aufgesucht hätte — das wäre von einem siebzehnjährigen Mädchen unnatürlich gewesen — aber heut war sie überrascht, daß Diana von Allem, was sie doch wie eine fremde Zauberwelt umgab, so kalt gelassen wurde und sie konnte eine Frage danach nicht unterdrücken. Diana's seelenvolle Augen gaben ihr eine Antwort, welche sie nicht recht zu deuten wußte, da sie im Widerspruch schien mit der lächelnden Erwiederung, daß sie wahrhaft be-

zaubert und darum nur äußerlich kalt oder vielmehr starr sei.

„Sehe ich Dich morgen?“ fragte Irene rasch. „Ich habe Dich noch so viel zu fragen.“

Meine Mutter wünscht, daß ich sie bei einigen Besuchen begleite —“ erwiderte Diana. „Willst Du gegen fünf Uhr zu uns in das Hotel kommen, so findest Du mich auf jeden Fall. Auch ich habe so viel, so sehr viel mit Dir zu besprechen.“

In fliegender Hast, gleichsam verstoßen mußten diese Worte der Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Mädchen gewechselt werden, denn sie blieben nur einen Moment sich selbst überlassen — zu ihnen fanden sich bald einige jener Unvermeidlichen, welche sich stets das Recht anmaßen, die Schönsten und Ausgezeichnetsten lästig zu umschwärmen, obgleich ihre Persönlichkeit keineswegs zu gleicher Anerkennung geeignet ist; auch ein Paar Damen gefelkten sich zu Irene, um durch sie mit den Gräfinnen Hohenwehr bekannt zu werden, deren Erscheinung wegen des Ungewöhnlichen allgemeinen Aufsehen gemacht hatte. Der Wellenschlag desselben war bis in die Allerhöchsten Regionen gedrungen, obgleich die beiden fremden Schönheiten keinen Schritt gethan hatten, um sich dort präsentiren zu lassen und dadurch noch eine Einladung zu dem morgenden Hofballe zu erobern. Da begann aber schon wieder die Musik mit ihren einladenden Vortakten zum nächsten Tanz und Prinz Egon erschien, um Diana's ihm dazu bereits zugesagte Hand zu nehmen. Es berührte ihn unangenehm, daß er sie im Gespräch mit Irene von Kuhl traf; Beide schienen, da er sie erst stören mußte, schon von früher bekannt und befreundet zu sein. Seine Farbe, die für gewöhnlich etwas bleich war, hatte im Laufe der heutigen Nacht, wie es sonst nie geschah, einen unruhigen Wechsel angenommen, über welchen er sich längst erhaben gewöhnt — jetzt erhöhte sie sich noch mehr: er machte der jungen Gräfin seine auffordernde Verbeugung, wandte sich auch an Fräulein von Kuhl mit einer leichten Frage, ob sie noch für ihn einen Tanz habe, fest überzeugt, wie es auch der Fall war, daß es unmöglich sei und sagte dann in einer gewissen Aufregung zu Diana, ehe er sie in die Reihe führte: „Wissen Sie, gnädigste Comtesse, daß ich um diesen Tanz, den Sie mir gegeben haben, so eben zu Ihrer Frau Mutter getreten bin? Es mag zu meiner Entschuldigung gereichen, daß ich nicht der Einzige gewesen, der durch die wunderbare Ähnlichkeit von Ihnen Beiden — ich kann wohl sagen — verblendet worden ist!“ Er würde sei-

nen Irrthum, der für die Tochter vielleicht nicht schmeichelhaft, — da sie doch immer um eine stattliche Reihe von Jahren jünger war — gewiß nicht erzählt haben, wenn Diana ihn niemals erfahren hätte: auch ließ er sich dabei unwillkürlich von der Strömung in seinem Innern leiten, welche immer reisender wurde. Ihm war es nicht leid, die Tochter durch seine Aeußerung in ihrer Eitelkeit zu verletzen, da seine Gedanken und Sinne sich nur mit der einstigen Braut seines Vaters beschäftigten. „Phädra!“ klang es in seiner Seele, als er mit ihr gesprochen hatte und die Aufregung, in welcher er eben, nachdem die Mutter lächelnd seinen Irrthum eines Moments entschuldigt, vor der Tochter erschien, war die Folge dieses gefährlichen Gedankenspiels mit einer durch den Tod längst entschiedenen Möglichkeit.

Auch Diana lächelte und sagte ihm, während er sie von Brenens Seite entführte, daß sie schon daran gewöhnt sei, mit ihrer Mutter verwechselt zu werden, wozu die gleiche Kleidung natürlich auch beitragen müsse.

Es wäre taktlos gewesen, nach dem Grunde des eigenthümlichen Einfalls zu fragen, der schon in der ganzen Versammlung ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses geworden war und mehr oder weniger wohlmeinend besprochen wurde, länger als man sonst bei einem Gegenstande zu verweilen pflegte. Neu war der Einfall, das gab Jeder unbestritten zu, ob aber schicklich, war eine andere Frage. Gleichgekleidete Schweftern, auch von sehr verschiedenen äußerlichen Vorzügen, ließ man sich gefallen, obgleich es nicht immer geschmackvoll war, aber Mutter und Tochter in raffiniert gleicher Toilette auftretend war eine Neuerung, deren Kühnheit man nicht ohne Weiteres hinnehmen konnte. Gegen dies Urtheil protestirte aber eine andere Partei, welche den Gedanken für originell und pikant erklärte und es war kein Zweifel, daß die Soiree des Ministers von Zellenstein dadurch ein Interesse gewonnen hatte, wie es nach den zur Alltäglichkeit herabgesunkenen letzten Tagen des Faschings nicht mehr zu erwarten gewesen war. Die Gräfin Mutter war in der That eine sehr schöne Frau, mochte ihr unbekanntes Alter noch soviel Jahre zählen! Sie hatte in ihrem Wesen wahrhaftig noch etwas Mädchenhaftes, ihr Gesicht, wenn sie sprach, belebte sich in bezaubernder Weise und wen ihr leuchtendes Auge mit seinem eigenthümlich tiefen Blicke traf, der wähnte einen elektrischen Schlag zu fühlen. Sie tanzte nicht, obgleich sie von mehreren Cavalieren, selbst von einem Prinzen des Herrscherhauses, der als ein besonderer Verehrer des schönen Geschlechts bekannt

war, zum Tanz aufgefordert wurde — gewiß war das ein richtiges Gefühl, nicht mit ihrer Tochter in einer Colonne zu tanzen, warum aber dann überhaupt die herausfordernde Toilette?

„Nun, Herr Bruder?“ fragte der Minister, als er zufällig mit seinem alten Freunde zusammentraf, der die Gräfin höchst aufmerksam beobachtete. „Wirßt Du wenigstens dem Geschmacke Deines verstorbenen Kriegskameraden Gerechtigkeit widerfahren lassen?“

„Allen Respect!“ erwiderte der General. „Ich begreife, daß ein Damenfreund da in Brand gesetzt werden kann. — Sie scheint sich übrigens mit dem ihr zugebacht gewesenen Stiefsohne verständigt zu haben, da er wie gebannt in ihre Nähe ist. Ich betrachte mir das schon eine halbe Stunde. Du wirßt morgen Alles durch Deine Frau hören, Frauen haben vor einander keine Geheimnisse, wie ich mir denke.“

„Darin möchtest Du doch irren, bei Deiner mangelhaften Frauenkenntniß“ versetzte Zellenstein. Wer kann sich überhaupt rühmen, das Wesen, das Herz der Frauen ergründet zu haben? Nicht einmal Frauen selbst!“

„Ja, ja, Du phantasirtest neulich schon von einem tiefen Borne,“ sagte der unverbesserliche Weiberfeind trocken. „Indessen, wenn man einen Stein hineinwirft und zählt, bis die Blasen auf der Oberfläche erscheinen, kann man ungefähr berechnen, wie tief er ist. Prosaisch, Herr Bruder, aber praktisch. Probir's einmal bei Deiner Cousine.“

Die Stunden verrannen, das Fest war zu Ende; im Portale des Ministerhotels fuhr ein Wagen nach dem andern an — das Warten darauf in den Vorzimmern oder gar im Corridor und auf der Treppenschucht ist das unangenehme Nachspiel auch der entzückendsten Stunden, wohl geeignet, von einem Seelen- oder Sinnenrausche zu ernüchtern. Prinz Egon hatte die beiden Gräfinnen begleitet und von der Mutter die Erlaubniß erhalten, sich morgen nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen: er stand nun, in seinen weißen Mantel gehüllt und harrete mit großer Ungeduld bis Frieder ihm seinen Wagen melden würde. Der alte General Proß ging an ihm vorüber und fragte ihn, ob er Nachurlaub genommen habe; er verneinte die Frage, in welcher er eine Beziehung suchte, so kurz, als es das Subordinationsverhältniß gestattete. Dann kam der Husar, welcher ihn den Gräfinnen vorgestellt hatte, rasch die Treppe hinab.

„Stolz zu Fuß, unabhängig!“ rief er dem Prin-

zen zu. „Gute Nacht! Angenehme Träume brauch' ich Dir nicht erst zu wünschen.“

Egon hätte die Neckerei — denn was konnte es anders sein! — scharf zurückgewiesen, wenn der Magyar nicht so flüchtig gewesen wäre. Des Prinzen Unmuth ergoß sich also über das schuldblose Haupt seines alten Dieners, als dieser endlich kam und den Wagen meldete. Ich werde Dich in Rhanna zurücklassen, wenn ich zum Regiment gehe,“ sagte er ihm herrisch und unfreundlich, ohne jede Erklärung. „Nichte Dich darauf ein.“

Wie war die Stimmung in den Wagen, die nach allen Richtungen durch die stillen Straßen der Residenz fortrollten, so verschieden, je nachdem das Fest befriedigt hatte oder nicht! Meist ist Alles dann still beschäftigt noch mit dem Erlebten, die Jugend mit dem eigenen Herzen, mit Hoffnungen und Träumen stiller Seligkeit, oft auch mit bitterer Enttäuschung. Auch in dem Wagen der Gräfin Hohenwehr wurde kein Wort gewechselt, bis sie ihre Wohnung erreicht hatten. Dort, als das helle Licht sie umstrahlte, sah die Mutter mit einem prüfenden Blicke ihre Tochter an und Beider Augen ruhten einen Moment liebevoll auf einander, ehe sie den Schlummer suchten. Auch in ihrer Heimath, auf dem Schlosse mit unbeschränkter Räumlichkeit, hatten sie ein gemeinsames Schlafzimmer, wie viel mehr in dem Gasthause der Residenz. Die Mutter hatte ihr Kind, seit es geboren war, nicht von sich getrennt, bis Diana zur Vollendung ihrer Erziehung in das Stift gekommen war; seit ihrer Rückkehr in das mütterliche Haus hatte sie wieder ihre gewohnte Stätte im Schlafgemach bezogen. Es war immer zwischen Beiden, ehe der Schlummer sich auf ihre Augenlider senkte, ein Weilschen in süßer Vertraulichkeit geplaudert worden, und auch heut nach dem Ballfeste zögerte die Mutter, die Kerzen vor ihrem Bette, deren Schein das liebliche Antlitz ihres Kindes beleuchtete, auszulöschen.

„Bist Du sehr müde, Diana?“ fragte sie mit ihrer sanften Stimme.

„Ich bin es nicht, Mama,“ erwiderte Diana. „Ich glaube, daß ich noch lange nicht werde schlafen können.“

„Du warst nicht mit vollem Herzen beim Feste —“ bemerkte die Mutter und Diana konnte hören, daß ihr Ton unsicher klang.

„Findest Du das nicht natürlich?“ erwiderte sie; der Mutter, welche nur halb liegend ruhte und ihr Auge auf dem geliebten Kinde haften ließ, entging es

beim hellen Kerzenschein nicht, daß Dianas Wange bei ihrer Gegenfrage erglühte und ihr eigenes Herz zuckte schmerzlich auf.

„Mein liebes, liebes Kind!“ sagte sie leise und innig; die Bewegung, welche sie übermannt hatte, hinderte sie einen Moment, Diana's Frage, ob sie sich gefallen habe, zu beantworten.

„Du bist an die Vergangenheit erinnert worden, Mama?“ fragte das Mädchen zärtlich, als die Mutter noch schwieg.

„Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!“ rief die Mutter, von ihrem Gefühl widerstandslos hingeworfen in die räthselhafte Tiefe des Borns und die Schaumperlen vom Grunde, der getroffen war, brausten empor — aber sie zerrannen sofort und ließen keine Deutung zu. Erschrocken über sich selbst hatte die Mutter sich schnell und gewaltsam bezwungen. — „Ich darf Dir nicht erst sagen,“ fuhr sie mit bebender Stimme, aber doch ruhiger fort, „daß mich die Begegnung mit dem Prinzen Westerbeld mächtig bewegt hat. Ich habe Dir ja endlich Alles erklärt —“

„Gestern noch sprachst Du so heiter, daß —“ hier stockte Diana.

„Daß Du irre an meinem Herzen wurdest? Das wolltest Du doch sagen?“ fragte die Mutter.

„Mama! wie kannst Du so sprechen!“ rief Diana.

„Du hast auch Recht!“ sagte die Mutter, ohne auf sie zu hören. „Gott gebe, daß Du nicht einmal auch irre wirst an Deinem eigenen Herzen.“ Es lag in dem Tone, mit welchem diese Worte rasch hingesprochen wurden, ein leidenschaftlicher Klang, wie ihn Diana von den geliebten Lippen noch nie gehört hatte und sie fühlte sich fremdartig und schreckhaft davon berührt. — „Ich rede Dir unverständlich, mein süßes Kind,“ fuhr jedoch die Mutter nach einer Pause fort, in welcher es ihr besser gelungen war ihre rebellischen Gedanken zu bezwingen. „Du könntest auch noch nicht Alles begreifen, selbst wenn ich mich bemühen wollte, Dir ein Verständniß zu eröffnen — welches Deinem Herzen nicht erfreulich sein würde. Ich habe Dir gestern auf Deine harmlose Neckerei die Wahrheit gesagt — Du wolltest sie erst nicht glauben, weil ich so leicht und scherzend von dem Manne gesprochen, welchem ich doch meine Hand hatte reichen wollen, von dem Manne, den ein rascher Tod vor nicht langer Zeit erst hinweggerissen hatte — nicht wahr, Diana, das machte Dich irre an mir, das trübte mein Bild in Deiner unschuldigen Seele?“

„Mama —!“ rief Diana in höchster Bewegung und wäre gern an das Herz der Mutter geeilt, wenn sie nicht gewußt hätte, daß diese kein Uebermaß von Gefühlsäußerungen liebte.

„Ich verdanke es Dir nicht! Herzlosigkeit ist wohl eine bittere Entdeckung an denen, die wir lieb haben und Du mußt mich für herzlos halten, wenn ich so sprechen konnte, wie Du mich bei der ersten Begegnung mit dem Prinzen unterwegs hast reden hören und bald darauf vernahmst, in welchem Verhältniß ich zu seinem Vater gestanden habe. Laß Dir aber sagen, Alles was ich Dir jetzt, vielleicht jemals sagen kann. — Der Fürst war ein Mann hoch bei Jahren, und ich — drei Jahre jünger, als ich jetzt bin. — Glaubst Du, daß ich ihn geliebt habe?“ fragte sie mit einer plötzlichen Heftigkeit, vor welcher Diana erbebt. „Du glaubst das nicht! Und dennoch habe ich mich ihm verlobt — meine Hand versprochen, ohne mein Herz — was konnte mich dazu bewegen? Sage mir, Diana, ich beschwöre Dich, was sind Deine Gedanken? Was glaubst Du, daß mich zu dem seltsamen Bunde bewogen habe? Du schweigst?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Schriftsteller auf Reisen.) Vor einigen Wochen kamen zwei Reisende von übrigens ganz reputirlichem Aussehen nach der guten Stadt Colmar in Schweden und stiegen dort in einem der vornehmsten Hotels ab. Der Wirth, welcher sich anfänglich sehr artig um sie bemüht hatte, brachte ihnen das Fremdenbuch und las dann mit ziemlich verächtlichem Achselzucken und Gesichterschneiden, wie der eine der beiden Herren sich einschrieb: „Karl, Schriftsteller.“ Er bekümmerte sich nicht weiter um die Fremden und wies ihnen ein nach hinten heraus, drei Treppen hoch gelegenes Zimmer an.

Die Reisenden verließen das Hotel am nächsten Morgen wieder, der hochnäsige Wirth war aber nicht wenig bestürzt, als man ihm einige Stunden nach deren Abreise folgendes Billet überbrachte:

„Mein Herr, ich hatte die Absicht, acht Tage in Ihrem Hotel in Colmar zuzubringen; da ich aber zu bemerken glaubte, daß Sie sich nicht besonders geehrt fühlten, einen Schriftsteller zu beherbergen, so reiste ich sofort weiter nach Stockholm und werde Ihr Hotel auch nicht wieder besuchen. — Karl, Schriftsteller und König von Schweden.“

Etwas Aehnliches passirte vor einiger Zeit auch dem be-

kannten geistreichen französischen Schriftsteller Léon Gozlan in einem Brüsseler Hôtel. Als er dem mit dem Einschreiben in die Fremdenliste beschäftigten Wirthse seinen Namen und Vornamen angegeben, fragte dieser weiter:

„Ihr Stand?“

„Schriftsteller,“ entgegnete Léon Gozlan.

Der Wirth sah etwas unruhig aus und frug wieder:

„Welches sind Ihre Existenzmittel?“

Gozlan heftete seinen spöttischen Blick auf den Mann und antwortete: „Ich lebe von der Feder.“

Das Gesicht des Wirthes erheiterte sich wieder und er schrieb auf die Fremdenliste: „Léon Gozlan, Schriftsteller und Federhändler.“ Er war nun über die Solidität und die Existenzmittel seines Reisenden völlig beruhigt. — F.

(Zur Geschichte der Rose von Jericho.) Diese in Syrien und Egypten heimische Pflanze mit vielen Aesten, länglichen Blättern und kleinen weißen Blüthen, welche sich, nachdem die Samentörner ihre Reife erlangt haben, zusammenrollt und verdorrt, besitz die wunderbare Eigenschaft, daß ein verdorrter Zweig derselben, und wenn er schon ein Jahrhundert dürr dargelegen, doch sofort wieder grün wird und seine Blüthen wieder aufblühen, wenn man ihn nur eine Viertelstunde in frisches Wasser legt. Nimmt man ihn dann wieder aus dem Wasser, so verliert er ebenso schnell seine Frische und ist von Neuem so dürr und vertrocknet wie vorher. Sie dient deshalb im Orient vielfach bei den Wahrsagereien und Zauberkünsten sowie zur Probe, ob ein Angeklagter schuldig oder unschuldig ist.

Als die Kreuzfahrer in Palästina die Rose von Jericho entdeckt und durch Zufall das Absterben und scheinbare Wiederaufleben derselben bemerkt hatten, begannen sie sie für eine Wunderblume zu halten und zum Gegenstand eines allgemeinen Aberglaubens zu machen. Trug sie doch überdies gleich den anderen Cruciferen, zu denen sie gehört, die Symbole der Passion, die Nägel, die Dornenkrone und das Kreuz! Manche wogen die ziemlich seltene Blume mit Gold auf, da sie ihnen als ein Talisman gegen die Pest galt, welche so oft die christlichen Heerschaaren decimirte; Andere behaupteten, daß sie die Wahrheit von der Lüge unterscheiden lehre, da sie nur noch mehr verdorre, wenn ein Verbrecher oder Lügner sie zum Zeugen seine Unschuld anrufe.

Vor einiger Zeit fand man in einem Kloster eine uralte Handschrift in barbarischem Mönchslatein, wo der fromme Verfasser mit Begeisterung von der „Blume des Leidens“ spricht, die zur Bekräftigung der Wahrheit erblüht und bei der Lüge verdorrt, dieser von Gott geschaffenen Blume, welche das Siegel von dem heiligen Mysterium des Calvarienberges an sich trägt, dem der Mensch die Nacht verdankt, an dem schlüpfrigen Rande des Höllengrundes wandeln zu können, ohne hineinzustürzen, seine Seele in den Flammen des Fegefeuers zu erfrischen und zu reinigen und dann triumphirend in das neue Jerusalem einzuziehen.

„O meine Brüder!“ fährt er fort. „Betrachtet diese Blume, die vielleicht aus einem Tropfen des göttlichen Blutes entstanden, das vom Kreuz auf die steilen Höhen des Calvarienberges floß, diese heilige Blume, welche ein Pilger vom Grabe des Erlösers mit heimgebracht! Widersteht den Prüfungen der Welt, wie sie den sengenden Sonnenstrahlen! Lebt wieder auf gleich ihr in dem heiligen Wasser der Taufe und der Gnade und blühet wie sie einst ewig im Paradiese!“

Die Chroniken sprechen mit nicht weniger Enthusiasmus von der Rose von Jericho und berichten zuweilen sogar ganz interessante Geschichten darüber, wie zum Beispiel die von der schönen Alix, welche sich im südlichen Frankreich ereignete.

Die schöne Alix war die Gemahlin eines Barons, der kurze Zeit nach seiner Vermählung das Kreuz nahm und gen Palästina zog. Man hörte volle fünfzehn Jahre nicht mehr von ihm sprechen und die junge Baronin suchte diese Abwesenheit so gut zu ertragen als es angehen wollte.

Eines Morgens schien es jedoch, als ob die schöne Alix für diese lange Trennung entschädigt werden sollte, denn ein Pilger trat in die Schlosshalle, welcher erzählte, er sei der so lang vermisste Gatte, der von den Ungläubigen Jahre hindurch in Gefangenschaft gehalten worden sei, bis es ihm endlich gelungen, nach unerträglichem Elend und Gefahren aller Art zu entkommen und in die Provence zurückzukehren. Der Pilger war ein Greis, gebeugt durch die Jahre, Gefangenschaft und Elend, noch dazu ganz allein, in Lumpen gehüllt und überhaupt keine angenehme Erscheinung in Bezug auf Aeußeres und Manieren.

Als Dame Alix, bei der die verflossenen fünfzehn Jahre zu den sechzehn, die sie bei ihrer Heirath zählte, hinzugerechnet, die Schönheit nur vermehrt hatten, dieses Phantom vor sich sah, welches sich für ihren Gemahl ausgab, überließ sie ein Schauer und sie erklärte dem Manne, daß sie ihn durchaus nicht wieder erkenne und ihn nur dann ins Schloß lassen werde, wenn er ihr unwiderlegbare Beweise seiner Identität darlegen könne.

Darauf zog der Pilger aus seinem Gewande eine Rose von Jericho, welche kostbare Gabe er für die Ungläubige mitgebracht hatte und rief: „Im Namen Gottes und aller Heiligen, wenn diese verdorrte Pflanze zum Zeugniß dessen, was ich behauptet habe, nicht von Neuem grünt und blühet wie ehemals der Stab Moses, so will ich als Lügner dieses Schloß für immer verlassen!“ Die Schlossherrin, einigermaßen erschüttert durch diese Worte und die Verheißung eines Wunders, betrachtete den Alten von Neuem sehr aufmerksam, aber er kam ihr so häßlich und abstoßend vor, daß sie die Probe bis auf den andern Tag verschob und mit einem Freunde eine Berathung hielt; dieser Freund war ein schmucker Ritter, der das Amt des Trösters bei der schönen Verlassenen versah. Der Ritter ging wiederum einem Eremiten um Rath fragen, einen ehemaligen Kreuzfahrer, der ihm erwiderte: „Laßt mich nur machen, der sogenannte Baron soll schon wieder fortgehen, wie er hergekommen ist, und noch dazu mit Schande bedeckt werden.“

Am folgenden Tage, als alle Vasallen der Baronin zusam-

mengeblasen worden und voller Neugierde auf das Mirakel warteten, zog der angebliche Baron die Rose von Jericho hervor, erzählte von der wunderthätigen Blume, rief sie zum Zeugen für die Wahrhaftigkeit seiner Aussagen an und tauchte sie in das Wasser eines Springbrunnens, der sich inmitten des Schloßhofes befand. Nach wenigen Minuten schön erholte sich die vertrocknete Blume und wurde wieder so frisch, daß alle Anwesenden das Wunder anstaunten.

Die Schlossherrin selbst, obwohl sie keine große Lust dazu verspürte, glaubte nun den Fremdling als ihren Gatten anerkennen zu müssen und war eben im Begriff, ihm die Hand zu reichen und ihm einen Platz an ihrer Seite anzuweisen sowie ihn als Herrn und Gemahl zu begrüßen, als plötzlich der Eremit vortrat und ihr Halt gebot. Die Baronin Alix, welche nichts mehr wünschte, blieb also stehen.

Der Eremit fuhr fort: „Ihr seid das Opfer einer unwürdigen Betrügerei, edle Dame. Diese Rose von Jericho ist bezaubert und belebt sich nur durch das Werk eines Dämons. Jedenfalls hat irgend ein muselmännischer Zauberer sie mit Hilfe seines falschen Propheten beehrt. Hier habe ich eine andere Rose von Jericho, die ich seit langen Jahren in meinem Betzimmer aufbewahre, wohin sie der heilige Petrus der Eremit selbst gelegt hat, der sie mir aus dem heiligen Lande mitgebracht. Ich schwöre nun auf diese heilige Blume, daß dieser Bettler hier ein Lügner und Betrüger ist, der den Strang verdient. Möge diese Rose von Jericho, die gesegnete Gabe des Heiligen, welcher so viele Gläubige zur Befreiung des Grabes Jesu Christi führte, möge sie auf ewig verdorrt bleiben, wenn ich lüge!“

Und er warf seinen Zweig in das Wasser, wo er noch weit schneller frisch und grün wurde als der andere.

Bei diesem Anblick ergriff der Baron oder der, welcher diesen Titel beanspruchte, so schnell als möglich die Flucht unter dem lauten Hohnschrei der Menge, die ihn verfolgen wollte, was jedoch Dame Alix nicht gestattete, welche froh war, den widerlichen Alten so leichten Kaufes losgeworden zu sein. Darauf begab sie sich ins Schloß, nachdem sie die Versammlung wohl bewirthet und entlassen, um mit ihrem Freunde und dem Eremiten noch von der vorübergegangenen Gefahr zu sprechen. Wie es ihr weiter ergangen, davon berichtet die Chronik nichts.

§.

(Ein großmüthiger Russe.) Vor einigen Tagen kam ein sehr reicher russischer Reisender durch Berlin und war im Begriff, sich nach Frankfurt a. M. zu begeben; bei seiner Abfahrt von Berlin ließ er jedoch aus Vergeßlichkeit im Restaurationszimmer des Anhaltischen Bahnhofes seine Reisetasche stehen, in der sich das runde Sämmchen von 275,000 Thalern befand. Während der Fahrt bis Großbeeren vermißte der Reisende mit nicht geringem Schrecken die kostbare Tasche und hatte bei der Ankunft in Großbeeren natürlich nichts Eiligeres zu thun, als nach Berlin deswegen telegraphiren zu lassen und mit dem nächsten Zuge selbst dahin zurückzukehren, wo er auch sogleich wieder in den Besitz der werthvollen Tasche gelangte. Der Buchhalter auf dem Anhaltischen Bahnhofe hatte die zurückge-

lassene Reisetasche sofort nach Abgang des Zuges bemerkt und in Verwahrung genommen; er übergab sie dem Eigentümer sogleich und dieser war so außer sich vor Freude, daß er augenblicklich denbeutel zog und dem Finder eine höchst großmüthige und angemessene Belohnung überreichte, welche in einem Thaler bestand. —

F.

(Ein hartnäckiger Bauer.) Ein Bauer aus dem Dorfe Pogöriach im Unter-Drauthale, der eine kleine Waldparcette besaß, war in einer Stunde der Versuchung über die Grenzen derselben hinausgegangen und hatte in einer benachbarten, zu einem andern Gute gehörigen Waldung Bäume gefällt, weshalb er verklagt worden war. Als ihm der Richter bei der Verhandlung die Klage vorlas und ihn fragte, was er darauf zu erwidern habe, meinte er: „I sag gar nix, als i recurrir!“

„Ja, mein Lieber,“ entgegnete der Richter, „Ihr müßt Euch erst vertheidigen, denn wenn Ihr nichts dagegen zu sagen wüßtet, so würde dies als ein Geständniß angesehen werden.“

„Macht mir nix, i recurrir.“

„Ganz recht, aber jetzt könnt Ihr noch nicht recurriren, da das Urtheil noch nicht bestimmt ist, jedoch später mögt Ihr es thun.“

„Was später Recht is, kann ih a nit Unrecht sein. I han amol das Recht zum Recurriren und i laß mirs nit nehmen, i recurrir.“

„Seid nicht so starrköpfig. Das hat Euch wahrscheinlich Jemand angerathen, und Ihr habt denselben mißverstanden. Wer hieß Euch denn recurriren?“

„Wer mirs g'hasen hat, manen Sö? Da werd wohl nix derhinter sein, wenn ich's sag. Anige Nachbarn habens mir angerathen, denen das Recurriren schon öfter g'holfen hat, und wenn ich's nit verstah, so verhängens schon Dö.“

„Ich wiederhole es Euch,“ meinte der Richter, „erst wenn Euch die Strafe dictirt ist, könnt Ihr recurriren.“

„So bitt' i, dictirens mir die Strafe, damit i do amol recurriren kann.“

„Nun, wenn Ihr es so wollt,“ sprach der Richter, und verurtheilte ihm das Strafurtheil, welches auf drei Tage Arrest lautete. „Jetzt könnt Ihr recurriren, wenn es Euch beliebt.“

„Na, ih recurrir i nit, es zahlt si nit aus,“ antwortete der Bauer und begehrte seine Strafe gleich antreten zu können.

F.

(Ein Telegramm.) Ein belgischer Maler, Namens Stevens, ist als der beste und gewandteste Schlittschuhläufer von ganz Europa berühmt; er erhielt in diesen Tagen eine telegraphische Depesche vom kaiserlichen Hofe aus Paris, wodurch er schleunigst dorthin beschieden wurde, da die Kaiserin Eugenie wünschte, er solle ihren Stuhlschlitten auf dem See im Boulogner Wäldchen fahren; ob der Maler sich auf dies Geheiß hin sofort auf den Weg gemacht, um die Caprice der hohen Dame zu befriedigen, wissen wir nicht.

F.

(Jean Pauls Denkwürdigkeiten.) Unter dem Titel „Denk-

würdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Fr. Richter“ hat Ernst Förster, der Schwiegersohn des Verstorbenen, vier Bände mit Briefen und Sentenzen herausgegeben, die des Charakteristischen und Geistreichen Vieles enthalten. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Briefe von Frauen, die sich mit leidenschaftlicher Freundschaft und Liebe an Jean Paul drängten, der sich, immer sehr freundlich, aber doch meist halb und halb abwehrend dagegen verhielt, obgleich auch sein Herz gar nicht selten ergriffen wurde. Beispiele dafür sind sein Verhältniß zu Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch, Julie von Krüdner, zu der Hofdame Caroline von Feuchtersleben, die er heirathen wollte und zu Caroline Mayer in Berlin, mit der er sich wirklich verband. Er hatte demnach Gelegenheit genug, die Frauen kennen zu lernen und von dieser seiner Kenntniß zeugen zahlreiche Aussprüche, die im vierten Bande jener „Denkwürdigkeiten“ gesammelt sind, z. B.:

Eine echte Freundschaft zwischen Mann und Mädchen wird stets Liebe. —

Nicht Reize geben Liebe, sondern Liebe giebt Reize. —

Weber die liebenden, noch die genialen, noch philosophischen Männer behaupten die Herrschaft in der Ehe, sondern die recht langweiligen, stummen, ärgerlichen und prosaischen. —

Man liebt noch den Ort der Liebe, wenn man gegen die Person keine mehr hat. —

Ohne Liebe giebt es keine Gründe für ein Weib. —

Der beste Mann hat mit dem schlimmsten Weibe eine größere Hölle als die beste Frau mit dem schlimmsten Manne. —

Weiber handeln auch darum bei dem Kaufmanne so lange, um ein schnelles Ja oder Nein zu ersparen. —

Keine Frau könnte durch das Ankleiden so viel gewinnen als verlieren, wenn man ihr dabei zusieht. —

Weiber hassen an Weibern, nicht an Männern, Eitelkeit und Stolz. —

Nichts fand ich bei Weibern so selten als Sanftmuth und Güte gegen Dienstboten. —

Bei den Männern verträgt sich Liebe nicht mit Eitelkeit, bei Weibern sehr gut. —

Die Weiber sind gut, aber schwer werden sie besser. —

Weiberfeinde giebt es viele, aber Männerfeindinnen wenig; Männer-Berächterinnen noch weniger. —

Gehe, Mann, wenn Du Kummer hast, zu einer weiblichen Seele. —

Irgend einmal kommt die Zeit, wo jede Ehefrau sich für klüger hält als den Ehemann, wenn er auch noch so ausgezeichnet. —

Es giebt Mädchen, welche der beste Weltkenner nicht errathen kann; man muß auf die Ehe warten. —

Je mehr ein weibliches Gesicht dem männlichen sich nähert, um so richtiger kann man aus ihm schließen. Dagegen das echte weibliche milde, schöne verbirgt den starken Engel oder schwachen Teufel zugleich. —

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

„Quäle mich nicht, Mama!“ bat Diana erschüttert. „Ich ehre Deine Handlungen — ich weiß ja, daß Du niemals —“

„Wähnst Du das?“ unterbrach sie die Mutter, ohne sie ansprechen zu lassen. „Doch Du hast Recht, ich quäle Dich. Glaube mir immer an mich und wie auch der Schein gegen mich sein möge, wenn ich Dir sage, daß ich mit Widerwillen dem fast Siebzigjährigen mich verlobt habe, so glaube dennoch, daß kein niedriger Beweggrund mich dazu geführt hat.“

„Ich glaubte nie etwas Anderes!“ erwiderte Diana mit innigem Tone. „Gott hat es nun gewiß zum Besten gefügt.“

„Ja wohl!“ sagte die Mutter. „Ich weiß jetzt, daß mir eine Schuld mehr erspart worden ist — zage nicht, mein geliebtes Kind! Wer ist frei von Schuld? Wer geht aus den Kämpfen dieser Welt siegreich, ohne Fehl und ohne Wunde hervor? Wenn ich von Schuld rede, so darfst Du mir deshalb nicht den heiligen Tempel Deines Herzens verschließen, nicht das Wort im gewöhnlichen Sinne nehmen — Viele würden lachen,

daß ich es im Ernst ausspreche — — ich rede Dir wohl auch Thorheit, Liebchen!“ unterbrach sie sich plötzlich selbst — „Was ich Dir sagen wollte und sagen darf: mein Entschluß sollte mir den festen und sichern Hafen eröffnen, wo mein Schiff geborgen läge vor Stürmen. Erst jetzt habe ich erkannt, wie falsch diese Hoffnung gewesen ist — und ich muß nun zusehen, wie ich durch die Brandung und die Klippen steure, hinaus auf die hohe See, hinüber endlich in den einzig sichern Port.“ Flüsternd mit einem eigenthümlichen Tone hatte sie die letzten Worte gesprochen, aber sie waren der Tochter, welche mit aufgeregten Sinnen lauschte, trotz ihres hoch und laut pulsirenden Herzens nicht verloren gegangen und ein Schauer unverstandener Ahnung zog durch ihre Seele. Sie war nicht fähig, eine Silbe zu erwidern, wie viele stürmische Fragen sie auch quälten — ein Gefühl der Angst, ja des Grauens überfiel sie und die Mutter errieth vielleicht, was dasselbe bedeutete, denn sie sprach nach einer Pause: „Halte mich nicht für verstört in meinem Geiste. Ich habe wohl mehr und anders gesprochen als ich wollte. Du hast ganz Recht, ich bin an die Vergangenheit erinnert worden durch den Prinzen Westerheld und es wird noch mehr geschehen, da er mich um die Erlaubniß gebeten hat, mich morgen zu besuchen. Ich habe freilich durch kein Wort die Gewißheit, daß er um das Verhältniß seines Vaters zu mir weiß: es sollte den Söhnen verborgen bleiben bis zum letzten entscheidenden Momente — aber nur so kann ich mir sein Benehmen deuten! Laß uns denn heut abrechnen und

schlummere süß, Du mein geliebtes Kind! Gottes heilige Engel mögen Dein Haupt umschweben!"

Die Tochter wagte es nicht, noch eine Bitte oder Frage, die ihr so schwer auf dem Herzen lag, auszusprechen: in der letzten Rede der Mutter war jener fremde Geist, der über sie gekommen schien, nicht mehr zu hören gewesen, sie hatte klar und verständig, wie immer, gesprochen. Die innige Liebe zu ihrem Kinde, welche ihres Daseins Trägerin war, hatte ihr wirklich die Kraft gegeben, Sturm und Fluth in ihrem Herzen zu beschwören — nur dunkel war ihr noch erinnerlich gewesen, was sie, gleichsam durch bösen Zauber sich selbst entfremdet, in phantastischen Reden geäußert, und sie hatte ihre gewohnte Haltung wiedergewonnen. Schlummern konnte sie freilich noch lange nicht, als Diana ihrem Herzen durch den innigsten Wunsch dazu Genüge gethan hatte, sie bewachte noch lange die unruhigen Athemzüge ihres Kindes und mancher halbunterdrückte Seufzer fand den Weg zu ihrem Ohre, aber endlich forderte die Natur doch ihr Recht, bei ihr früher als bei dem jungen Mädchen, dessen Herzensfrieden auf einmal so unerwartet, wie durch einen Blitz aus heiterer Höhe, gestört worden war. Seit einigen Monaten war sie erst aus dem Erziehungsstift zu ihrer Mutter zurückgekehrt, welche sie während der fünf Jahre, die sie dort zugebracht, nur auf kurze Zeit in den Ferien wiedergesehen hatte; diese wenigen Monate waren für sie selbst und das ganze Glück ihres Lebens entscheidend gewesen. Ihr junges Herz hatte früh schon den Zauber einer schnell und gegenseitig erwachten Neigung empfunden; keine Kämpfe oder Schmerzen hatten ihren Lenz getrübt, keine Hindernisse den Pfad zum schönsten Ziele unterbrochen und sie war so glücklich gewesen! Wie war es denn möglich, daß auf einmal von der Seite, wo sie nur klaren Himmel und schimmerndes Sonnenlicht gesehen hatte, ein dunkler Schatten über ihre schimmernde Gegenwart flog? Sie rief sich jedes Wort zurück, das die Mutter seit der ersten unerwarteten Mittheilung oder schon seit der Begegnung dicht vor der Stadt gesprochen hatte und suchte sich daraus, verständig wie sie war, eine zusammenhängende Vorstellung zu bilden. Die ersten Aeußerungen über den Prinzen und seinen Vater waren so heiter und scherzhaft gewesen! Sie hatte gewarnt, wenn der Prinz so schön sei als sein Vater, nicht an ihn das Herz zu verlieren, wie sie an den alten Herrn, sie hatte sogar von dem fehlenden Ohre desselben gesprochen und wenige Stunden nach diesem scherzenden Gespräch hatte Diana aus dem Munde ihrer Mutter

in ernstern Worten erfahren müssen, daß sie mit dem Fürsten verlobt gewesen sei! Ihre Bestürzung, welche weniger dieser Nachricht an sich, als dem schmerzlichen Gefühl galt, daß die Mutter ihr das bis jetzt geheim gehalten habe, war durch eine liebevolle Erklärung darüber, daß sie dadurch nur den Wunsch des Fürsten erfüllt, der auch seinen Söhnen vor der Hand keine Mittheilung machen gewollt habe, zerstreut worden, dann aber hatte sich in der Stunde des Nachdenkens jener auffallende Ton der Mutter bei der ersten Erwähnung des Fürsten wieder in ihr Bewußtsein gedrängt: es war ein fremder, aber kein wohlthuernder Zug in dem heißgeliebten Bilde! War es ein erzwungener Scherz, eine Selbstironie gewesen — wie wir wohl glauben können! ein junges Mädchen, das noch in der Aetherwelt unentweihter Ideale lebt, hat dafür keinen Begriff, kein Verständniß, wie Frauen für den Humor in seiner tiefsten Bedeutung und Weiße überhaupt selten besitzen. Nun die heutige Aufregung, die wunderbaren Reden der Mutter! Sie hatte dem Fürsten, wie es auch natürlich war, nicht aus Liebe, sondern aus einem Beweggrunde, den sie nur dunkel angedeutet hatte, ihre Hand versprochen: einen Hasen hatte sie gesucht, um vor Stürmen gesichert zu sein? Welche Stürme fürchtete sie, selbstständig, hochgeachtet wie sie war? Warum sprach sie sich darüber nicht aus gegen ihr Kind, das ihres Vertrauens werth war und nun doch unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen sie auch verstanden haben würde? Sie hatte von einer Schuld gesprochen — Diana zitterte, bei diesem Gedanken zu verweilen, wenn auch die folgenden Worte der Mutter sie gleich beruhigt hatten — warum aber ließ sie ihr Kind unbestimmten Vermuthungen zum Raube, da sie doch kein wirklicher Vorwurf traf? Welch' ein Meer von Zweifeln!

Der folgende Morgen, auf welchen Diana in ihren letzten zerrinnenden Gedanken vor dem Entschlummern gehofft hatte, brachte ihr keine weitere Aufklärung. Die Mutter war heiter und klar wie immer; mit den Schatten der Nacht schienen die Truggebilde, welche sich zwischen sie und ihr Kind unheimlich gedrängt hatten, verschwunden zu sein, sie gedachte ihrer mit keinem Worte, mit keiner Andeutung und Diana, obwohl es so natürlich gewesen wäre, jetzt, wo sie jeden fehlenden Aufschluß in den Augen der Mutter lesen konnte, Alles einfach und ruhig mit ihr zu besprechen, fühlte eine unbestimmte Abneigung dagegen, gleichsam als könne sie damit böse Geister heraufbeschwören. Es war das ein fremder Zug auch an ihr, ein fremder Tropfen in ihrem Blute.

Wenn aber hier des gestrigen Tages kaum gedacht wurde, so fand er, was die beiden Gräfinnen Hohenwehr betraf, in andern Kreisen seine lebhafteste Besprechung in freundlichem oder unfreundlichem Sinne — man konnte dies fast durchgängig nach den Geschlechtern scheiden: die Männer waren meist von der interessantesten Erscheinung, welche neben der Originalität auch noch das Verdienst ungewöhnlicher Schönheit hatte, bezaubert, während die Frauen den letztern Vorzug bekräftigten, den ersteren aber geradezu als unschicklich verwarfen. Gestern hatte noch Manche, unter dem gewinnenden ersten Eindrucke, das Paar mit Selbstverläugnung bewundert, heute wurde es streng gerichtet, am strengsten vielleicht von der Frau von Ruhl, der man wenigstens den Vorwurf persönlichen Neides bei ihrer kleinen, häßlichen Figur nicht machen konnte.

„Avanturieren! Ich kann Dir nicht helfen, Irene, mag Deine Pensionsfreundschaft auch noch so zärtlich sein!“ sagte sie. „Die edlen Damen gehen auf Abenteuer aus — mir fiel gestern schon ein Vers des *Witzblattes* über die Gräfin — chose! — ein: hier nennt man's *demi-monde*, in Frankreich *haute-volée!*“

„Empörend!“ rief Irene mit blinkenden Augen, indem sie aufsprang. „Was haben Dir die Beiden gethan, Tante Ruhl, daß Du sie in dieser Weise angreiffst? Ich kenne Diana und durch sie ihre Mutter — sie stehen hoch über so beleidigenden Ausdrücken — aber ich kann es nicht ruhig anhören, daß Du selbst ihren Charakter verdächtigst!“

„Du wirst mir doch erlauben, meine Meinung zu äußern?“ erwiderte die Tante kalt. „Deine Menschenkenntniß mag groß sein, Du hast wenigstens schon zwei Jahre in der Gesellschaft reiche Gelegenheit gehabt, sie zu sammeln, aber Du schaust Dir die Welt und die Menschen noch durch rosenfarbene Gläser an. Diese Hohenwehrs, Cousinen der guten milchfrommen Zellenstein, haben die gestrige Soirée zu einem wahren Scandal gemacht — die Bewunderung der frivolen Männerwelt kann das nicht ändern! Der gleiche Anzug von Mutter und Tochter ist an sich schon eine Unsitte, er wird es noch mehr durch die raffinierten Toilettenkünste, mit welchen die Mama ihr Alter zu verhüllen und sich dem ihrer Tochter zu nähern verstanden hat — keinen Einspruch, mein Fräulein! es gehören doch eine Portion Jahre dazu, um Mutter werden zu können!“ Irene wandte sich tief verletzt ab; die Tante achtete nicht darauf, sondern fuhr in ihrer scharfen Beurtheilung fort. — „Was ist der Grund, die Absicht

bei diesem unerhörten, die Meinung der Welt trotzig herausfordernden Auftreten? Eitelkeit, Coquetterie — damit ist noch wenig erklärt. Und wenn sie nun doch einmal jugendlich für den oberflächlichen Beobachter erscheint und ganz ballmäßig costümiert ist, warum tanzt sie nicht? Ein weiters Spiel der feinsten Berechnung! Grade dadurch erregt sie noch mehr Aufsehen, wird ein interessantes Räthsel für Alt und Jung — hast Du den Prinzen Georg gesehen, der trotz seines reifen Alters noch einmal tanzlustig wurde und sich einen Korb holte, den ersten wahrscheinlich in seinem vielbewegten Lebens- und Liebescorso? Von einem andern Prinzen will ich gar nicht reden, weil es zu demüthigend für Dich wäre!“

Irenekehrte ihr das unwillig erröthete Antlitz wieder zu und wollte sich gegen diese Rede verwahren; die Tante duldete es aber nicht. — „Kein Protest!“ sagte sie. „Proteste ändern in der Thatsache nie etwas. Ist es etwa nicht demüthigend für Dich, daß Prinz Egon, der bisher nur in Deiner Nähe athmen konnte, für jeden Tanz mit Dir ein Duell bestanden hätte, Dich plötzlich ganz ignoriert und sich nicht etwa der jungen Schönheit, welche hier nach Deinem poetischen Ausdruck wie eine Sonne aufgegangen ist, vor der alle Sterne erbleichen müssen, sondern der Frau Mama zuwendet und ihr eine Huldigung bringt, die an Rücksichtslosigkeit Alles übertrifft, was man bisher von ihm gewohnt war? Rede mir nichts dagegen, Irene — ich liebe keine Scenen, — weinst Du gar? Ursache dazu hast Du, denn Du selbst hast Dir das Glück verschertzt, das Dir schon wie eine reife Frucht in den Schoß fallen wollte: nun wird sie die schöne Frau Gräfin genießen, wenn auch in etwas freierer Weise als sie Dir zugebacht war! Ich will Deine Thränen nicht stören — möchten es nur Thränen der Reue und Besserung sein!“ Sie stand auf und ließ Irenen in einem Zustande zurück, der sie aller Fassung, aller klaren Gedanken beraubte. Noch bis vor Kurzem war sie von der Tante mit der größten Zärtlichkeit behandelt worden, sie hatte nie ein unfreundliches Wort von ihr gehört, nie gefühlt, daß sie von ihr, der einzigen Verwandten, abhängig war — und seit Kurzem hatte sich ihr Wesen gegen sie völlig geändert, Irene hätte den Tag und die Stunde bestimmen können, wo sie zuerst den Umschlag bemerkt hatte! Der Grund dieser Bitterkeit? Selbst in dem jetzigen Momente, wo Irene sich so unglücklich fühlte, daß sie die Magd am Straßenbrunnen, die sie aus dem Fenster sah, um ihr Loos beneidete, selbst in diesem Momente mischte sich doch

in dies Gefühl der Abhängigkeit und Hilflosigkeit eine frostreiche Hoffnung, daß es nicht immer so bleiben werde! Sie konnte sich ja nicht getäuscht haben —

5.

Prinz Egon harrete mit Ungebuld auf die schickliche Stunde, der Gräfin seinen Besuch zu machen. Er war nie der Mann gewesen, sich über sein Thun und Lassen strenge Rechenschaft zu geben oder auch nur seine Schritte vorher zu bedenken, er hatte sich stets von der Gewalt des Augenblicks fortreißen und auf den Wogen treiben lassen — wie wäre er jetzt, wo diese Wogen stürmischer waren als je, zu einer klaren Selbstprüfung gekommen, was er eigentlich wolle und wohin die Fluth, der er sich überließ, ihn führen werde. Die Situation, mit der heimlichen Braut seines alten Herrn Vaters zusammen zu treffen und seine Neugier zu befriedigen, war zu pikant, die Ueberraschung, statt der reifen Schönheit, die er zu sehen erwartet, eine jugendliche reizende Erscheinung zu finden, allzu mächtig gewesen, als daß er dem Einbruche, welchen sie auf ihn gemacht, hätte mit kalten Vernunftgründen Widerstand leisten sollen. Was konnte ihn abhalten, sich dem Zauber des interessanten Verhältnisses, das sich hier zu knüpfen schien, mit voller Lust zu überlassen? War es ein Rausch, so konnte er mit bethörten Sinnen doch nicht den Moment des Erwachens und der Entnüchterung schon jetzt bedenken!

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine kostbare Perle.) In den letzten Tagen des verflossenen Jahres war bei einem der ersten und berühmtesten Juweliere in Paris eine Perle zu sehen, welche durch ihre ausserordentliche Schönheit und seltene Größe in gar manchem Herzen den dringenden Wunsch nach ihrem Besitze rege machte, aber freilich schien sie nur für einen fürstlichen oder königlichen Schmuck geschaffen zu sein, denn die herrliche Perle kostete nicht weniger als 60,000 Francs! Eine junge sehr reiche Dame, die Braut eines Herrn v. B., sah die Perle und sprach den Wunsch aus, sie in ihrem Corbeille zu sehen. Es war dies ein etwas kühnes Verlangen, aber eine Braut, deren Mitgift nach Millionen zählt, ist schon eine Perle für 60,000 Francs und darüber werth.

Die Perle war sehr einfach gefaßt, mit dunkelgrüner Emaille umgeben, so daß sie gleichsam auf einem Bett von Moos zu ruhen schien, aber eben diese einfache Fassung hob ihren strahlenden Glanz nur um so mehr hervor. Bei dem ersten Wort, welches der Bräutigam von dem Wunsche seiner Braut vernahm,

war er förmlich niedergeschmettert, denn für einen jungen Mann, der sich für reich ausgiebt und es nicht ist, mag eine Perle zu 60,000 Francs als Neujahrsgehesent zu geben eine ziemlich harte Sache sein. Sei dem nun wie ihm wolle, der erste Januar kam heran und mit ihm Herr v. B., der in einem zierlichen Etui von dunkelgrünem Sammet seiner jungen Braut die kostbare Broche überrichte; sie und die Ihrigen waren gebendet und begeistert von dieser Großmuth, Zuorkommenheit und zartfühlenden Galanterie. Die Großeltern sagten sogar, Herr v. B. besitze noch weit mehr Vermögen als er zugestehen wolle, und so ging Alles ganz prächtig.

Einige Tage darauf besuchte die ganze Familie eine Vorstellung der großen Oper; Fräulein Eugenie trug stolz und glücklich ihre berühmte Broche und verschwendete ihr süßestes Lächeln an den neben ihr sitzenden Bräutigam; da erscheint in der großen Loge schräg gegenüber die schöne Frau v. A., sehr bekannt in der vornehmen Welt wegen ihrer prächtigen Augen und ihrer kostbaren Edelsteine. Sie war ganz triumphirend, obwohl sie diesen Abend auffallend einfach gekleidet war; sie trug blos ein weißseidenes, mit Schwan besetztes Kleid und um den Hals eine feine Goldkette, an der ein kleiner, sehr bescheiden aussehender Schmuckgegenstand herniederhing. Indessen verbreitete sich bald von einer Loge zur andern das Gerücht, Frau v. A. habe an ihrem Collier eine wundervolle Perle im Werthe von 60,000 Francs, die sie bei dem Juwelier N. gekauft habe.

Diese Nachricht verursachte großes Erstaunen in der Familie der Braut; Fräulein Eugenie empfand gewaltiges Mißbehagen, als sie von einer Rivalin ihrer Perle hörte und ihre Mutter sandte Eugeniens Bruder, der mit Frau v. A. bekannt war, sofort in diplomatischer Mission in die Loge zu dieser Dame; der junge Mann richtete die Bitte an sie, seiner Mutter für einen Augenblick ihren kostbaren Schmuck zur Ansicht zu leihen, wozu sich auch die schöne Frau bereitwilligst verstand. Er brachte die Perle seiner Mutter und man verglich nun beide mit einander, aber o Wunder! beide waren vollkommen gleich, auch in der Fassung.

Dem Bräutigam schien bei der ganzen Geschichte nicht recht behaglich zu Muthe zu sein, er war unruhig und nachdenklich geworden; als das Ballet zu Ende war, trennte man sich unter fortwährendem Gespräch über die beiden Perlen, während man noch vor wenigen Stunden geglaubt hatte, es existire nur eine einzige dieser Art.

Die Familie der Braut war übrigens mißtrauisch geworden und zog geheime, aber genaue Erkundigungen ein, deren Resultat war, daß allerdings nur eine einzige echte Perle von solchem Werthe vorhanden war, daß diese aber nicht in den Händen des Fräuleins Eugenie, sondern im Besitze der Dame mit den prächtigen schwarzen Augen war, welche ihre wohlgezähnten 60,000 Francs dafür bezahlt hatte, während der arme Herr v. B. für das treulich nachgeahmte Kleinod einen verhältnißmäßig geringen Preis gegeben. Diese Entdeckung führte zu noch weiteren, wichtigeren Entdeckungen, die das Ergebnis hatten, daß fast alle Diamanten und Edelsteine des Braut-Corbeils

les unecht waren; in Folge dessen wurde die Heirath augenblicklich abgebrochen.

Die Moral der Geschichte ist, daß unechte Steine und Perlen ebenso schön sind als echte, wenn sie nur in gutem Glauben getragen werden; ferner, daß die jungen Damen nicht zu hochgespannte Ansprüche an ihre Verlobten und Ehegatten machen sollten, da hieraus manche unangenehme Folgen erwachsen können. F.

(Eine unliebame Bohnenkönigin.) Am 6. Januar d. J., dem Dreikönigstage, hatte sich bei einem wohlhabenden Bäcker in einem Dorfe der Ardenner eine fröhliche Gesellschaft von Verwandten und Freunden zusammengefunden, um diesen Tag recht festlich zu begehen, wobei natürlich der Kuchen mit der altberbrachten Bohne die Hauptrolle spielte. Der Kuchen wurde zerschnitten, doch hatte die Hausfrau dabei wohl die Anzahl der Gäste nicht richtig im Sinne gehabt, vielleicht war auch einer der Geladenen nicht erschienen, kurz nachdem Jeder der Anwesenden sein Stück Kuchen erhalten hatte, bemerkte man, daß noch eines auf der Schüssel zurückgeblieben war. Alle Gäste verzehrten eifrig ihren Kuchen, aber Keiner fand die ersehnte Bohne darin; sie mußte also in dem übrig gebliebenen Kuchenstück sein. Dies gab der Fröhlichkeit der Gesellschaft aber nur noch mehr Spielraum und man rief: „Gut, das Schicksal soll selbst unseren König nennen! Oeffnen wir die Hausthür; der erste Vorübergehende soll das Stück Kuchen bekommen und heute Abend den Voratz bei uns führen.“ Dieser Vorschlag wurde von Allen gebilligt; man öffnete trotz der Kälte die Hausthür und eines der Kinder vom Hause stellte sich in den Flur, um den ersten Vorübergehenden anzurufen und hereinzubringen.

Plötzlich rief der Knabe lachend: „Ich sehe keinen Menschen, sondern bloß einen großen Hund, der herein will,“ aber in demselben Augenblick stieß er ein entsetzliches Geschrei aus. Die ganze Gesellschaft stürzte nun hinaus zu seiner Hülfe und man sah ihn im Handgemenge, nicht mit einem Hunde, wie er geglaubt hatte, sondern mit einem ungeheuren Wolfe. Mehrere der Männer bemühten sich, das arme Kind zu befreien und man entriß es endlich mit vieler Mühe verwundet und mit Blut überströmt dem Rachen des schrecklichen Thieres, während die Uebrigen nach Flinten und Hengabeln eilten, mittelst deren sie das Thier tödteten, welches ihnen noch dazu eine doppelte Prämie einbrachte, da es eine Wölfin war.

Eine andere Geschichte vom Dreikönigsabend war minder schauerlich, wenn auch nicht grade angenehm für Die, welcher sie passirte. In einer Gesellschaft, nicht in den Ardenner, sondern mitten in Paris, ward gleichfalls der Bohnenkuchen herumgereicht. Da ruft plötzlich eine junge Dame sehr vergnügt und triumphirend: „Ich habe die Bohne, ich bin Königin!“ Man drängte sich um sie, da springt die vermeintliche Bohnenkönigin plötzlich auf, wird dunkelroth, bricht in Thränen aus und eilt aus dem Salon. Die vermeintliche Bohne war gar keine Bohne gewesen, sondern ein Zahn, den sie sich am selbigen Tage hatte einsetzen lassen, der aber nicht solid genug befestigt und deshalb herausgefallen war. — F.

(Ein Brief von Anna Bolcyn.) Ein englischer Autographen'ammler besitzt einen Brief, den Anna Bolcyn, die unglückliche Gemahlin des königlichen Blaubarts Heinrich des Achten und Mutter der nachmaligen Königin Elisabeth von England, etwa um das Jahr 1528 oder 1530, längere Zeit vor ihrer Vermählung mit dem Könige, an eine Freundin geschrieben hat. Dieser Brief wirft ein eigenthümliches Licht auf die Sitten der vornehmen Welt Englands von damals und lautet folgendermaßen: „Meine liebe Marie, es ist nun schon ein voller Monat vergangen, seit ich nach London gekommen bin; ich finde diese Stadt übrigens nicht sehr amüsant. Man ist hier durchaus nicht sehr früh auf, denn man erhebt sich des Morgens selten vor 10 Uhr; freilich ist es auch wahr, daß man spät zu Bett geht, denn es wird allemal 10 Uhr Abends, bevor man zum Schlafengehen kommt.

Ich bin dieses Lebens eigentlich schon müde und würde danach schmachten, auf das Land zurückzukehren, wenn ich nicht wegen der Geschenke hier bliebe, die ich jeden Tag empfangen.

Meine gute Mutter führte mich gestern zu einem Kaufmann in Cheapside (eine große Straße in London); sie kaufte mir dort drei neue Hemden zu 6 Pence (12 französische Sous) die Elle; auch soll ich zu dem Valle bei Lord Norfolk ein Paar neue Schuhe erhalten, die drei Schillinge gekostet haben (etwa 1 Thaler).

Das wenig geregelte Leben, welches ich jetzt führe, hat mir den Appetit sehr geraubt. Du weißt, daß ich auf dem Lande jeden Morgen zum Frühstück ein Pfund Speck und ein Maß gutes Bier genoß, in London kann ich kaum die Hälfte zu mir nehmen, obwohl ich dann freilich auch die Stunde des Mittagessens mit Ungebuld erwarte, die in den vornehmsten Häusern bis zum Nachmittag hinausgeschoben wird.

Gestern Abend spielte ich mit „heiße Hand“ bei Lord Leicester; Lord Surrey war auch da und sang ein von ihm selbst componirtes Lied auf die Tochter des Lord Kildare. Man fand es sehr hübsch und mein Bruder flüsterte mir in's Ohr, daß die schöne Geraldine (so heißt die Braut von Lord Surrey) die holdseligste Dame ihres Jahrhunderts sei; ich freute mich sehr, sie zu sehen, denn man versichert, daß sie ebenso gut als schön ist.

Ich bitte Dich, meinen Hühnerhof während meiner Abwesenheit gut zu versorgen; die lieben, kleinen Thierchen, ich habe sie stets mit eigener Hand gefüttert!

Wenn Margarethe mit dem Stricken meiner rothwollenen Handschuhe fertig ist, soll sie mir dieselben doch mit der ersten Gelegenheit zuschicken.

Lebe wohl, liebe Marie! Ich gehe in die Messe, wo Du einen so großen Theil in meinen Gebeten haben sollst, als Du schon in meinem Herzen besitzt.

Ganz die Deinige,

Anna von Bolcyn.“ F.

(Der Liebe Müß' verloren!) Eine Schauspielerin in Paris, die zu den hübschesten, ewig jugendlichen dieses leichtblütigen Geschlechtes gehört, hatte eine Liebchaft, eine Liaison, wie sie es nannte, mit einem jungen Manne gehabt, der sie mit einer lei-

denschaftlichen, tollen, aber eben darum auch aufrichtigen Liebe geliebt. Wie lange diese Liebe währte — eine Woche, einen Monat oder die Ewigkeit eines Jahres — ich wage es nicht zu bestimmen. Kurz, sie liebten sich, sie wiederholten sich dies tausendmal und dann — trennten sie sich, das heißt, der Schönen wurde die Treue zu langweilig, sie ließ ihr Ohr anderen Liebeschwüren und der Geliebte verließ die Ungetreue, über die er tief empört war. Sie war der Anbetung und Leidenschaft unwürdig, mit der er sie umgeben und er wollte, er mußte sie nun vergessen. Er versuchte dies in dem Taumel neuer Freuden, in dem Rausche einer unaufhörlichen Jagd nach Vergnügen und Zerstreuung, aber ach! immer fand er im Grunde seines Herzens die unverlöschliche Erinnerung an ihre strahlenden Augen, an ihre lächelnden Lippen, die ihm so oft Liebe vorgeboten. Er sträubte sich gegen das unbarmherzige Gedächtniß seines Herzens — er wußte nicht, daß man wohl von der Liebe zu einer tugendhaften Frau geheilt werden kann, aber nimmermehr von einer jener bethörenden Leidenschaften, die mit Eitelkeit, Laune und halbem Wahnsinn vermischt, eigensinnig ihre Stelle in dem Männerherzen behaupten und nicht auszurotten sind.

Der Körper des armen jungen Mannes unterlag endlich den Stürmen des tollen Lebens, welches er führte, um seinen Gram zu übertäuben, und er mußte, krank und gebrochen, von Paris scheiden, um wo möglich im Süden, unter dem milden Himmel der Pyrenäen Heilung zu suchen. Er fand sie nicht und die Schwindsucht machte reißend schnelle Fortschritte; in den langen Abenden seines allmählichen Dahinsterbens gedachte er oft der tollen, lustigen Abende im *Maison d'Or* und der Schönen, noch immer geliebten Ungetreuen, welche ihn dort erst gelehrt, das Geld zum Fenster hinauszuzwerfen. Er erinnerte sich immer mehr daran, besonders als der unerbittliche Arzt ihm die Nähe des Todes verkündigte und ihn gemahnt hatte, seine Rechnung mit dem Irdischen abzuschließen und sein Testament zu machen.

Er wollte der leichtsinnigen Schönen, die ihr Leben und das Leben Anderer verschleuderte, gern ein Andenken und damit zugleich eine Lehre, einen guten Rath, eine Wohlthat hinterlassen. So vermachte er der Schauspielerin, von zärtlicher Sorge und angstvollen Bedenken für ihre Zukunft getrieben, ein Legat von 6000 Francs jährlicher Rente unter der Bedingung, daß sie dieselbe in kleinen Summen allmonatlich beziehen solle, damit sie niemals, auch wenn die Tage des Alters kämen, Noth und Entbehrung kennen lernen solle.

Als die Schauspielerin die Nachricht von dem frühen Tode und dem Vermächtniß ihres ehemaligen Geliebten erhielt, widmete sie ihm ein mitleidiges Lächeln, zuckte die Achseln und sagte: „Der arme Thor! Er konnte es nicht verwinden, daß er mich verloren hatte.“ Als sie die Bestimmungen des Testaments aber gelesen hatte, fühlte sie sich beleidigt von seiner Sorge um ihre Zukunft. Was nützten ihr solche ärmlich kleine Summen, als ob sie jemals in Noth und Armuth gerathen könnte! Sie trat vor den Spiegel, betrachtete sich lange und murmelte dann:

„Noch bin ich schön — noch fühle ich das Blut der Jugend in meinen Adern pulsiren — ich werde noch Viele finden, die mich lieben und anbeten! Hätte ich anstatt dieser knauerig eingerichteten Erbschaft jetzt lieber eine runde Summe in den Händen, damit ich meinen Hals mit einem solchen Schmuck zieren könnte, wie der, mit dem sich neulich Juliette brüstete. Aber ich habe jetzt freilich keinen Herzog und keinen Bankier in meinen Neigen — doch halt, mir fällt ein herrliches Auskunfts-mittel ein!“

Damit nahm die Schöne den Brief des Notars und die gerichtlichen Documente, warf schnell einen Shawl um, setzte einen Hut auf und ging zu einem jener Geldmenschen, jener Wucherer, deren es in Paris Legionen giebt. Diesem verkaufte sie die hübsche, lebenslängliche Rente von 6000 Francs für die Kleinigkeit von 40,000 Francs, die sie dann in ein strahlendes Collier verwandelte, mit dem sie ihren schönen Hals behing und vor ihren Freundinnen triumphirte. Dafür nimmt nun allmonatlich die dürre Hand des Wucherers bei dem Notar das Geschenk der Liebe, Jugend und Illusion in Empfang, welches die Sirene mit so freventlichem Leichtsinne verschleudert hat. Wer weiß, ob nicht bald genug die Zeit kommen wird, wo sie diesen Leichtsinne schwer und bitter büßen muß! — F.

(Ein Königreich für einen Bierzehnten.) Ein reicher Cavalier in Wien hat die Liebhaberei, ausgezeichnete Dinners und Soupers zu geben, und zwar mit Damen oder ohne Damen, je nachdem er gerade gelaunt ist; er läßt sich dabei keine Ausgabe verbrießen, wenn nur hinterdrein von den Theilnehmern seiner Gastmahle der Ruhm des Wirthes und der Bewirthung gehörig verbreitet wird. Er ist nie gern allein und die herrlichste Mahlzeit mündet ihm eben nur, wenn er möglichst viel Klirren von Weingläsern und heitere Stimmen um sich hört.

Vor Kurzem hatte er denn die Absicht, sich diesen Genuß wieder zu bereiten und er lud fünfzehn gute Freunde zu einem exquisiten Dinner, welches er in einem renommirten Hotel bestellt hatte. Werkwürdigerweise giebt es aber neben den guten Freunden, die in den Tagen des Unglücks nicht zu finden sind, auch solche, die zu guten Dinners nicht kommen; so ließen denn auch, als die Stunde des Dinners heranlam, drei der eingeladenen guten Freunde plötzlich absagen. Welche Verlegenheit für unseren gastfreien Ritter von der gutgedeckten Tafelrunde! Warum aber Verlegenheit? Ist denn der Ausfall von drei Couverts ein Unglück? Ja, es handelte sich aber hier nicht blos um den Ausfall dieser drei Couverts, sondern um nichts weniger als ein Menschenleben, denn zwölf Freunde waren erschienen und der Gastgeber selbst war also — der Dreizehnte bei Tisch! Und das macht doch immer einen unangenehmen Eindruck, selbst wenn man sich von allem Aberglauben losgesagt hat — es geht nun einmal nicht. Und unser Ritter hätte sich um keinen Preis zu Tische gesetzt, ehe nicht dieses Deficit von einem Manne gedeckt war. Er warf sich also schleunigst in seinen Wagen und fuhr zu einigen Bekannten umher; aber die Einen waren bereits eingeladen, die Anderen nicht anzutreffen und er kam ohne Gast wieder, wie er ausgezogen war.

Was war nun zu thun? Diniert mußte doch werden und unser Cavalier war eben so hungrig als die zwölf Gäste, die er nicht länger warten lassen durfte. Da kam ihm endlich ein sublimier Gedanke, den er auch sofort zur Ausführung brachte. Rasch packte er einen der bedienenden Kellnerjungen, entriß ihm seine Serviette, die er in's anstoßende Zimmer warf, und setzte den gänzlich Verblüfften ohne viel zu reden an den Tisch. „Meine Freunde!“ rief er dann, „wir sind jetzt vierzehn, lassen Sie uns also rasch an's Werk gehen, geniren wir uns nicht vor Schani (Wiener Benennung für Jean) und bitten wir ihn, mit unserem einfachen Mahle freundlich vorlieb zu nehmen.“ Es wurde gehdrig gelacht über den Aushilfseffer und Schani erröthete einmal über's andere; er fühlte sich dem ragout sin, dem Parlamentspudding und anderen Delikatessen gegenüber, die zum ersten Male in seinem Leben auf seinen Teller kamen, so recht als eine geringe Kreatur und wußte nicht, wie er viele der dargebotenen Speisen, von denen ihm der Gastgeber reichlich vorlegte, anfassen sollte, was den Herren viel Spaß machte. Anfänglich war Schani nur schwer zu bewegen, die Fragen, welche die Tischgesellschaft an ihn richtete, zu beantworten, auch nippte er nur ängstlich von den feurigen Weinen, bis er durch die Ermunterungen der Anderen herzhafter trank und dadurch auch so dreist und naiv wurde, daß er den Herrschaften mehr Amusement bereitete, als dies irgend einer der drei Ausgebliebenen im Stande gewesen wäre.

Als die Tafel aufgehoben wurde, stand Schani auf, verbeugte sich mit komischem Ernste vor dem Dinergeber und sagte: „Schaffen's ein ander Mal wieder, Euer Gnaden!“ Der Hochmuth war ihm aber nicht zu Kopfe gestiegen bei der ungewohnten Ehre, die ihm widerfahren war, denn er sprang in das Nebenzimmer, holte seine Serviette wieder und räumte mit gewohnter Eile die Tafel ab.

In Paris würde unser Cavalier durchaus nicht soviel Mühe gehabt haben, einen Bierzehnten aufzutreiben, denn dort existirt eine besonders zu diesem Zweck gestiftete Gesellschaft, welche auf Verlangen sofort „Bierzehnte“ stellt, die sie mit untadelhaften Fracks, weißen Westen, Cravatten, Glacéhandschuhen und Lackstiefeln ausstattet und die sich höchst gentlemanlike zu benehmen wissen. In den belebtesten Stadttheilen findet man an manchen Häusern eine Firma mit der Aufschrift: „Hier sind Bierzehnte zu vermietthen!“

8.

(Ein schwer zu entscheidender Streit.) In der Rue du Fauburg Saint-Denis zu Paris sammelte sich kürzlich eine große Menge Vorübergehender um zwei junge und hübsche, aber durch ihre auffallende Toilette bemerkenswerthe Damen, welche jedenfalls zur Demimonde oder gar nur zur Viertelswelt gehörten und sich nicht genirten, auf offener Straße so mit einander zu zanken und dabei sogar in Thätlichkeiten auszuarten, daß die Polizei sich veranlaßt sah einzuschreiten und die beiden Gegnerinnen vor den Polizeikommissär des Viertels zu führen.

Hier setzte sich nun der Streit fort; die eine der beiden

„Demoiselles“ behauptete, die andere habe ihr ihren Liebhaber abspensig gemacht, förmlich gestohlen; die Andere beklagte sich, daß ihre Gegnerin eben auf offener Straße Streit mit ihr angefangen und ihr im Verlaufe desselben ihre falschen Haare vom Kopfe gerissen habe, welche einen Werth von mindestens 30 Francs repräsentirten.

Jede der Beschuldigten gestand die ihr zur Last gelegte Schuld ein, suchte dieselbe jedoch durch das Vergehen der Anderen zu rechtfertigen. Darauf hin wurde denn ein Prozeß instruir, in dessen Verlaufe es zur Entscheidung der schwierigen Frage kommen soll, ob der Raub eines Liebhabers oder der falschen Haare strafbarer sei?

(Ein neuer Robinson.) Ein kürzlich erschienenenes Werk „die Züge Mac Kinley's und seiner Gefährten durch Australien“ schildert die Erlebnisse einer Expedition, welche im Jahre 1860 von Süd-Australien abging, um im Innern des Landes Nachforschungen nach den bekannten Reisenden Burke und Wills anzustellen. Ein Kapitel dieses Buches enthält die Erzählung der seltsamen Abenteuer eines gewissen James Morill, der sich während des Aufenthaltes der Mac Kinley'schen Expedition auf der großen Farm von Harvey und Somers am Flusse Bowen plötzlich eines Tages vor zwei Schäfern im Bereiche dieser Farm zeigte. Die Schäfer hatten des Morgens die Schafe in's freie Feld getrieben, wo sie dieselben weiden ließen, als sie bemerkten, wie ein sonderbar aussehender Mensch sich ihnen vorsichtig näherte. Obwohl derselbe beinahe völlig nackt und von röthlichgelber Farbe war, so schien er doch kein Eingeborener zu sein. Die Schäfer eilten zu den Waffen, da sie eine mögliche Gefahr voraussetzten, aber der Fremde rief ihnen in ziemlich verständlichem Englisch zu, sie sollten ihm nichts anhaben, er sei ihr Landsmann. Er kam nun vollends heran und nachdem der erste Moment der Ueberraschung vorüber war, erzählte er ihnen, daß er seit siebzehn Jahren unter den Eingeborenen der Umgegend lebe und daß er der letzte Ueberlebende von der Mannschaft eines im Jahre 1846 an den Klippen der Küste gescheiterten Schiffes sei.

James Morill stammte aus Maldon in der englischen Grafschaft Essex und gehörte zur Bemannung des gescheiterten Schiffes Peruvian. Die Schäfer nahmen ihn am Abend mit auf die Farm und von da brachte man ihn in den Hafen von Denison, wo seine Geschichte das größte Interesse des Publicums rege machte; eine zu seinen Gunsten veranstaltete Sammlung schaffte ihm nicht bloß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sondern auch die Mittel zur Heimkehr in die langvermisste Heimath. Seine Erlebnisse waren in Kürze folgende:

Der Kapitän des Peruvian hatte die Bemerkung gemacht, daß das Schiff an verschiedenen Stellen led geworden sei, was das Vorhandensein gefährlicher Korallenriffe in den Gewässern annehmen ließ. Trotz aller sofort getroffenen Vorkehrungen gerieth das Schiff in die Wirbel und zerschellte bald an einer Klippe. Dies geschah in der Nacht während des Tobens eines furchtbaren Sturmes; die Wellen hatten beide Boote fortgerissen und mit ihnen den ersten und den zweiten Lieutenant. Die Leute vom Schiffe erkannten sofort, daß ihre einzige Aussicht

auf Rettung darin bestehe, in größter Eile ein Floß zu zimmern; man ging an's Werk, das schnell beendigte Floß wurde flott gemacht und mit den nothwendigsten Lebensmitteln beladen, aber eine Woge warf es so gewaltig gegen die Schiffswand, daß es in zwei Stücke zerbrach. Nach übermenschlichen Anstrengungen gelang es, die Stücke wieder zusammenzufügen, worauf einundzwanzig Menschen diesen zusammengezimmerten Trümmern ihr Leben anvertrauten und von den Wellen weit hinaus in die See getrieben wurden. So wurden diese Unglücklichen zweiundvierzig Tage lang von Wind und Wogen hin- und hergeschleudert, wobei bald der eine, bald der andere von dem erbärmlichen Nachen in den Schoß der Ewigkeit hinabstürzte. Endlich nach so langem Schweben zwischen Leben und Tod strandete das Floß auf der Nordküste von Cap Cleveland. Die Uebriggebliebenen retteten ihr Leben nur, indem sie das Fleisch von drei Haisfischen aßen, die sie mit Mühe getödtet und aufgefischt hatten, denn fortwährend folgte dem Floß eine ganze Schaar dieser Hyänen des Meeres, welche gierig auf Diejenigen lauerten, welche vom Meere weggespült wurden oder an der Erschöpfung gestorben waren.

Als sie einmal am Lande waren, nährten sich die Geretteten, deren von einundzwanzig nur vier, und zwar der Kapitän, seine Frau, Morill und ein Knabe, übrig geblieben waren, von den Muscheln, die ihnen der Strand lieferte, allein sie wurden bald von den Eingeborenen entdeckt und nun begann eine neue Existenz für sie. Die Neugierde der Neuholländer wurde durch diese fremden Gestalten auf's Höchste erregt und sie betrachteten und betasteten sie vom Kopf bis zu den Füßen; zuletzt berathschlagten sie lange unter sich und nahmen dann die armen Fremdlinge mit zu ihrem Stamm, der in nicht zu großer Entfernung sein Lager aufgeschlagen hatte. Dort begann das Betrachten und Examiniren auf's Neue; die weiße Hautfarbe der Ankömmlinge schien das größte Staunen, ja Schrecken hervorzurufen. Das Gerücht von der Auffindung so außergewöhnlicher Wesen verbreitete sich schnell in der ganzen Umgegend und von allen benachbarten Stämmen kamen die Wilden herbei, um sich diese Menschen mit weißer Haut zu betrachten; ihre unerfättliche Neugierde war eine große Qual für die Unglücklichen. Das Wohlwollen der Wilden gegen sie beschränkte sich jedoch darauf, daß sie sie nicht todtzuschlugen, ihre Nahrung, welche aus Wurzeln bestand, gleich denen, von denen die Eingeborenen lebten, mußten sie sich selbst suchen, wobei sie stets aufmerksam bewacht wurden, ob sie sich nicht etwa zu weit entfernten. Die Leiden und Entbehrungen, welche sie erduldeten, sind überhaupt kaum zu beschreiben; am meisten zu beklagen war die Frau des Kapitäns. Als die Arme, der die Weiber der Wilden alle Kleidungsstücke, die sie noch besaß, vom Leibe gerissen hatten, sich vollständig entblößt sah, gesellten sich noch moralische Martern zu ihren physischen Leiden und sie erlag so vielem Ungemach. Binnen Kurzem folgte ihr auch ihr Mann und der Schiffsjunge, so daß nach Verlauf von zwei Jahren

Morill sich allein befand; diese eiserne Natur vermochte es, sich an die Sitten und Gewohnheiten der Wilden zu gewöhnen. Was er von dem Leben der Stämme im Inneren Neuhollands erzählt, ist in vieler Hinsicht interessant. Er bezeichnet die Eingeborenen als barbarisch, grausam und verrätherisch; es besteht eine Art von Verbindung unter ihnen, so daß Jeder seine speziellen Freunde und Feinde hat und diese sofort erkennt. Er selbst hatte auch seine Freunde und Feinde und er würde mehr als einmal in den Hinterhalt der letzteren gefallen sein, wenn nicht die ersteren über ihn gewacht hätten. Diese guten Leuten sind Menschenfresser, aber wie Morill die Sache schildert, verzehren sie einander nicht etwa aus Rohheit oder Wildheit, sondern sie essen nur ihre Häuptlinge oder ihre liebsten Freunde, nachdem diese gestorben sind, weil sie glauben, sich dadurch einige der Tugenden und Vorzüge der Verstorbenen aneignen zu können.

Jahre vergingen, bevor Morill, dessen Stamm bei alledem nicht sehr entfernt von den englischen Niederlassungen war, das Geringste über seine Landesleute vernahm. Ost bemerkte er, daß die Wilden lange Berathungen über die beunruhigende Nähe der weißen Colonisten hielten, doch wurde er währenddem stets so streng bewacht, daß er nichts Genaueres erfahren konnte.

Indessen begünstigte ihn eines Tages (es war zwei Jahre vor seiner Befreiung) der Zufall, so daß er in Erfahrung brachte, eine Anzahl Leute von seiner Farbe haben am Flusse Bowen eine Niederlassung gegründet. Er war aber klug genug, zu thun, als ob er gar Nichts davon wisse und verbarg auch seine Freude, als verschiedene Worte und Geberden der Wilden ihm nach und nach verriethen, daß die Civilisation immer mehr Boden gewinne.

Er hätte gern versucht, der Ueberwachung seiner „Freunde“ zu entweichen, wenn ihn die Gegenwart seiner „Feinde“ in der Nachbarschaft nicht immer von diesem Vorhaben abgehalten hätte. Nur ein ganz besonderer Umstand erleichterte ihm endlich seine Flucht. Aus Neugierde oder irgend einem anderen Grunde wurde er bald von dem, bald von jenem der umliegenden Stämme geborgt, so daß er bei ihnen einige Zeit zubringen mußte, ehe er wieder zu seinem eigentlichen Stamme zurückkehren konnte. Eines Tages brachte man ihn also auch zu einem befreundeten Stamme, der zwischen dem Cap Bowling-Green und dem Flusse Burdelin wohnte. An diesem Flusse sah er von einem Berstedt aus Schafe und Rindvieh zur Tränke kommen, was ihm die Nähe weißer Ansiedler verrieth, und ein anderes Mal sah er diese Thiere auch von einem Manne mit einer Peitsche in der Hand begleitet. Nun stand sein Plan fest, obwohl ihn noch einige Zeit die Furcht zurückhielt, wie ihn die Weißen wohl aufnehmen, ob sie ihn nicht für einen Eingeborenen halten und mit den Waffen in der Hand begrüßen würden? Dann dachte er aber, der Tod sei immer noch besser als die Fortsetzung einer solchen Existenz, wie er sie seit siebzehn Jahren geführt; er entwichte seinen Begleitern, kam zu den Schäfern und war frei. —

F.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

Er hatte den Vormittag zum großen Theil außerhalb seiner Wohnung zugebracht, um die Zeit zu tödten, Bekannte, Kameraden besucht und überall von der Gräfin Hohenwehr Ausdrücke der Bewunderung gehört, welche die Idee, mit ihrer Tochter gleich costümiert zu erscheinen und dadurch zu allerlei reizenden Mißverständnissen Anlaß zu geben, allerliebste fanden, ohne im Geringsten einen Anstoß, wie Frau von Kuhl, daran zu nehmen. Hier und da hatte man den Prinzen auch geneckt. Es war nicht übersehen worden, daß er nur Anfangs getanzt, dann sich aber ganz und gar der schönen Wittve geweiht hatte. Einige hielten das für ein kluges Manöver, um sich die Mutter im Hinblick auf die Tochter geneigt zu machen; Andere, welche Egon besser zu kennen glaubten, waren der Meinung, daß er mit solchen Speculationen nichts zu thun habe, von einem Anfalle sentimentaler Natur, der ihn kürzlich betroffen, kaum geheilt sei und darum nicht wieder einem solchen erliegen, sondern sich reellen Dingen, ohne seine Freiheit zu gefährden, wieder zuwenden werde; sie ließen daher die zarte, wenn auch noch so liebliche

Tochter bei ihrer Neckerei ganz aus dem Spiel und waren nur verwundert, daß der Prinz diese so schwerfällig aufnahm. Es war doch kaum denkbar, daß er sich ernsthaft in die schöne Wittve verliebt habe, welche doch immer um ein Jahrzehend älter als er sein mußte, trotz ihrer wunderbar conservirten Frische! Von dem Verhältniß, welches dem Prinzen einen Anlaß gegeben hatte, sich ihr zu nähern, hatte Niemand eine Ahnung; es wußte überhaupt kein Mensch darum, als die der Gräfin verwandte Frau von Zellenstein und deren Gemahl, welcher nur seinem vertrauten Freunde, dem General Proß, davon eine Mittheilung gemacht hatte. Diesen war darum auch das Benehmen des Prinzen weniger auffallend gewesen, da sie es aus einem tiefern Grunde, als die übrige Welt, sich erklären konnten. Die nähern Bekannten Egons aber zuckten die Achseln, nachdem er sie verlassen hatte und erklärten ihn lächelnd in großer Gefahr.

Jetzt war die passende Zeit für seinen Besuch gekommen und er gab Frieder Befehl, anspannen zu lassen: nicht an den Häusern entlang, gleichsam verstoßen, wollte er zu ihr gehen, sondern mit allen Ehren, die er ihr erweisen konnte, seine Auffahrt halten. Er rief den Jäger aber noch einmal zurück, er wollte mit ihm zu Ende kommen.

„Du wirst, wenn ich zum Regiment zurückgehe, als Kastellan in Rhaua bleiben,“ sagte er in einem Tone, welcher keinen Einwurf gestattete. Er sah dabei den Alten nicht an, sonst würde er doch von dem Ausdrücke, der sich in dessen runzelvollem Gesichte malte,

ergriffen worden sein. Dann wiederholte er den Befehl anspannen zu lassen. Aber Frieder hat noch nicht auf all' seine alten Rechte verzichtet.

„Warum wollen mich Durchlaucht los sein?“ fragte er mit einer so bewegten Stimme, wie sie der Prinz an ihm noch nicht gehört hatte.

„Ich will Dich nicht los sein —“ erwiderte dieser nicht ohne eine gewisse Befangenheit. „Du bleibst ja in meinem Dienst, ich gebe Dir nur einen Ruheposten, wie Du ihn durch Deine Treue verdient hast.“

„Durchlaucht sollten mir nicht schöne Reden machen,“ sagte Frieder. „Sie wollen mich los sein — und haben ja nur zu befehlen. In Rhanna als Kastellan bin ich nichts nütz, lassen's mich nur ganz gehen.“

„Wir sprechen später noch darüber!“ entgegnete der Prinz unruhig, halb schon bereuend, was er gesagt hatte. „Bist bin ich eilig, schaffe mir nur den Wagen — natürlich fährst Du mit.“

Der Wagen kam und Prinz Egon, dessen Gedanken sich wieder den Erwartungen des nächsten Moments zuwandten, vergaß Alles, was nicht damit zusammenhing. Er hätte müssen im Wagen vor dem Hause der Gräfin abwarten, ob er auf die Meldung eines Jägers angenommen werde, aber er folgte demselben auf dem Fuße — konnte er nach der gestern erhaltenen Erlaubniß daran zweifeln? Auf der Treppe begegnete ihm ein Mann, der von Oben herab kam — bei seinem Anblicke stutzte der Prinz. Diese große, kräftige Gestalt, das Gesicht mit den festen Zügen war ihm ja bekannt: schon ein Mal war er ihm in den Weg getreten und Egon hatte ihm in verletzter Eigenliebe das Feld überlassen! Wie kam er hierher? Mußte er ihm gerade hier begegnen? Wagte er es vielleicht, wie sein böser Dämon auch hier seinen Weg zu kreuzen? Blitzschnell durchzuckten diese Fragen Egon's Hirn und er verlor davon so ganz die Haltung, daß er auf den Gruß, der ihm höflich zu Theil wurde, kaum die Hand flüchtig an die Czapka führte. In sein Blick hatte, ihm unbewußt, einen drohenden feindlichen Ausdruck angenommen und der junge Mann hochaufsehend blieb stehen.

„Ich habe wohl nicht mehr die Ehre, von Ihnen gekannt zu werden, Durchlaucht?“ fragte er.

„Baron Proß, wenn ich nicht irre —“ erwiderte der Prinz, indem er die Lippe stolz aufwarf. In demselben Moment kam sein Jäger von Oben zurück und Egon, den Baron mit kurzer Kopfneigung gleichsam entlassend, eilte an ihm vorüber, die Treppe hinauf.

Frieder meldete aber mit vernehmlicher Stimme, die Frau Gräfin sei ausgefahren.

„Unmöglich!“ rief der Prinz und wollte in der ersten Anwandlung dennoch hinauf stürmen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, aber er besann sich doch und kehrte langsam zu seinem Wagen zurück. Baron Proß hatte das Haus bereits verlassen, Egon sah ihn rasch die Straße hinabgehen. Er hätte ihn gern nochmals gestellt, ihn gefragt, ob er etwa auch die Gräfin Hohenwehr habe besuchen wollen und welches Recht er dazu habe, aber es war nicht mehr möglich und er fuhr denn mit wild aufgeregter Seele wieder nach Hause. Zorn und Beschämung kämpften in ihm mit dem bereits mächtig gewordenen Gefühl, das ihn zu der schönen Frau zog, aber es blieb nicht lange zweifelhaft, welche Regung in diesem Kampfe den Sieg davon tragen würde. Die feinste Coquetterie hätte sie nicht besser unterstützen können, als durch das heutige Versagen.

Als die Gräfin mit ihrer Tochter von der Ausfahrt, welche sie früher als zu der angenommenen Visitenzeit begonnen und dann noch abgekürzt hatte, zurückkehrte, fand sie die Karte des Prinzen.

„Ist er schon hier gewesen?“ fragte sie ziemlich gleichmüthig, sie hatte ja noch keine Ahnung von der eigentlichen tiefen Triebfeder in Egon's Gemüth: wie konnte sie eine andere suchen als das natürliche Interesse, die Verlobte seines Vaters kennen zu lernen und zu prüfen, ob sie seiner würdig gewesen wäre? Daß er sie mit solcher Auszeichnung behandelt hatte, war in dieser Voraussetzung ihrem Herzen wohlthuend gewesen und sie hatte ihm gern erlaubt, sie heut zu besuchen, wo er nun gewiß offen und achtungsvoll von dem Verhältniß, dessen gestern mit keiner Silbe gedacht worden war, mit ihr sprechen würde. Nun hatte ihn die Ungebuld früher hergeführt als sie ihn hatte erwarten können und es war ihr unangenehm, daß er sie verfehlt hatte. Einladen konnte sie ihn doch nicht!

Diana hatte unterdessen von dem Diener eine Nachricht bekommen, welche sie der Mutter mit lieblichem Erröthen und leuchtenden Augen brachte. „Kuno ist hier! Er hat keine Karte abgegeben, er wird Abends wiederkommen, da er weiß, daß wir nicht auf dem Hofballe sind.“

Die Mutter, ohnehin etwas durch ihre Gedanken aufgeregter, welche einen weiteren Flug zu nehmen begonnen, wurde durch die Nachricht Diana's so überrascht, daß sie lebhaft erglühte. Sie war darauf so gar nicht gefaßt gewesen. Nur in ihren Augen lag

die Frage, welche Diana auch nicht beantworten konnte, da ihr die plötzliche Ankunft des Mannes, den sie fern gefesselt glaubte, eben so überraschend gewesen war als ihrer Mutter. Sie war aber davon so beglückt, daß die Gräfin ihr Kind gerührt an ihre wogende Brust zog und mit heißer Zärtlichkeit küßte. Es kam dann nach kurzer Zeit zu ruhiger Besprechung und der Mittag verging darüber, worauf sich die Gräfin, wie sie gewohnt war, auf einige Stunden in ihr Zimmer begab, um dort zu lesen oder zu schreiben. Sie liebte es dann nicht, gestört zu werden.

Diana blieb allein. Sie sah nach der Uhr, ob die Freundin, wie sie ihr versprochen hatte, nicht bald kommen könne; ihr Herz war so voll, sie sehnte sich danach, es endlich dem geliebten Wesen, das sie verstand, zu erschließen. Gestern, als sie bei ihr gewesen, hatte sich durch fortwährende Störung noch nicht der rechte Moment der Weihe gefunden, in welchem sie das süße Geheimniß, das die Welt noch nicht wissen durfte, der Freundin vertraute — heut, wo Beide ganz allein, jedem fremden Zutritt unnahbar sein würden, sollte das geschehen, und Diana sah diesem Augenblick mit freudiger Unruhe entgegen. Es schlug fünf Uhr; das trauliche Gemach, das sie auch hier im fremden Hause gefunden hatte, war schon von der Lampe erhellt und noch immer ließ Irene auf sich warten. Schon glaubte Diana ihre Hoffnung aufgeben zu müssen, als ihr endlich das Fräulein von Ruhl gemeldet wurde. Entzückt eilte sie ihr entgegen und schloß sie in ihre Arme.

„Ich hielt Dich schon für eine Verrätherin!“ rief sie — und Irene konnte ihr keine Erklärung, der Wahrheit gemäß geben, warum sie so spät gekommen war und daß sie in Gefahr geschwebt hatte, ihr Versprechen gar nicht halten zu dürfen! Nach einem harten Kampfe in Folge der vorgefaßten strengen Meinung, welche Frau von Ruhl von der Gräfin Hohenwehr und ihrer Tochter gefaßt, hatte sie es der Nichte gradezu verboten, sie zu besuchen. Dem entgegen war Irene dennoch hier. Die Tante hatte noch vor dem Hofballe, welcher erst nach neun Uhr seinen Anfang nahm, eine nothwendige Besprechung über geschäftliche Angelegenheiten mit ihrem Sachwalter, welcher sie für eine Stunde oder noch länger festhalten mußte — und Irene hatte diesen Moment benutzt, um, begleitet von dem Diener, den kurzen Weg zu ihrer Freundin zu unternehmen. Sie war sich vollkommen bewußt, daß dieser Ungehorsam ihr den Zorn ihrer Tante zuziehen mußte, aber der Gedanke, ihr den Schritt, wie sie wohl gekonnt hätte, zu verheimlichen, kam gar nicht in ihre Seele. Es

hatte sich zwar in ihrem Verhältniß zu der Tante, welche sie bisher durch Zärtlichkeit, deren sie allein sich von ihr rühmen konnte, verwöhnt und gegen jedes unfreundliche Lüftchen verweicht hatte, seit einigen Tagen viel verändert, aber was konnte ihr viel geschehen, wenn sie offen ihr Unrecht eingestand unter der Verwahrung, daß sie doch, ohne wortbrüchig zu werden, nicht anders habe handeln können? Der Freundin sagte sie jedoch nichts davon, sie schämte sich, in ihren Augen tadelnswerth zu erscheinen, da das Gefühl des Unrechts sie selbst, nun sie frisch in die Freiheit ausgebrochen war, beunruhigte. Verstellen konnte sie sich nicht und Diana, nachdem sich Beide dicht zusammen in das Sopha gesetzt hatten, sah ihr an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte: ihre Farbe und der Blick ihrer treuen Augen verrieth das. — „Was ist Dir?“ fragte sie besorgt.

Irene konnte nicht läugnen, was sich in ihrem Wesen verrieth. Sie verhehlte aber den eigentlichen Grund, und sprach sich nur im Allgemeinen darüber aus, daß sie sich bei der Tante, welche oft streng und unfreundlich sei, nicht glücklich fühle und daß sie nur zu sehr in letzter Zeit an ihre Verlassenheit in der Welt erinnert werde. Diana war von dieser Klage bis zu Thränen ergriffen; sie wußte ja, daß Irene verwaist war und nur die einzige Verwandte hatte, bei welcher sie Aufnahme gefunden, aber was sie bisher in ihren Briefen gelesen, hatte nur Zufriedenheit und Dankbarkeit für die Güte und Liebe geathmet — wie war denn auf einmal ein so grausamer Wechsel eingetreten? Sie fragte mit innigster Theilnahme danach und Irene, welche selbst das Bedürfniß der Mittheilung fühlte, erzählte ihr Manches, was sie Anfangs nicht hatte berühren wollen.

„Nein, Du geliebtes Herz,“ rief Diana mit überwallendem Gefühl, „Du darfst nicht lange mehr bei dieser lieblosen Frau weilen, welche Dich nur wie ein Spielzeug ihrer Launen betrachtet! Du sollst Dich von ihr trennen, Du sollst in eine andere Lage kommen, wo man selig sein wird, Dich mit offenen Armen aufnehmen zu können!“

„Ach, mein Herzenskind,“ sagte Irene traurig, „Du vergißt, daß ich keinen Menschen auf der weiten Welt habe, der sich meiner annehmen kann.“

„Keinen Menschen?“ rief Diana vorwurfsvoll. „Denkst Du meiner so gar nicht mehr?“

„Du liebst mich — wie ich Dich liebe! Ich weiß es,“ erwiderte Irene. „Aber in das Haus Deiner Mutter —“

„Nicht doch!“ rief Diana hoch erglühend. „Nicht in das Haus meiner Mutter, in mein Haus sollst Du kommen!“ Und dem Blicke der Freundin ausweichend, der erstaunt ihr Auge suchte, barg sie ihr schamhaft erröthetes Antlitz an Irene's Halse und gestand ihr mit bebenden Lauten, daß sie Braut sei. Freudig betroffen fragte Irene nach dem Namen ihres Verlobten, indem sie die Glückliche innig an ihr Herz drückte.

„Du kennst ihn — Kuno Proß.“

Aufzuckte wie vor einem jähen Wetterfchlage Irene's Herz an dem der Freundin, eine Sturmfluth wogte plötzlich aufgerufen durch ihre Adern und raubte ihr Sprache und Gedanken. — „Nur Dir sage ich es,“ fuhr Diana fort, welche selbst zu bewegt war, um Irene's Erbeben für mehr als freundige Ueberraschung zu halten. „Noch weiß es kein Mensch, nicht einmal Kuno's nächster Verwandter, dem er es heut erst sagen wollte. Vor Dir aber, Geliebte, kann ich es nicht länger verschweigen. Kuno hat mir von Dir erzählt, er wußte ja, daß ich Dich liebe, mehr als Alles in der Welt, mehr vielleicht als ihn — darum suchte er Deine Bekanntschaft und tanzte mit Dir — siehst Du, ich weiß Alles und wenn ich Dich nicht so lieb hätte, könnte ich eifersüchtig auf Dich werden, denn was er mir begeistert von Dir erzählte, das stellte Deine arme Diana ganz in den Schatten. Fast wäre ihm das Herz gegen Dich übergeflossen und er hätte Dir vertraut, was er doch noch nicht durfte, da warst Du aber auf Befehl Deiner Tante, wie er durchschaute, unwohl geworden und aus dem zweiten Tanze wurde nichts. Er hat dann auch gar nicht mehr getanzt, da er seinen Onkel nur begleitet hatte, um Dich kennen zu lernen.“

Jedes Wort in dem unschuldig plaudernden Herzenserguß ein Dolchstich! Irene fühlte sich tief beschämt und gedemüthigt, daß sie alle ihre Kraft aufbieten mußte, um sich nicht zu verrathen. Kaum fand sie ein Paar armselige Worte der Theilnahme, ein Paar nachliegende Fragen. Und Diana, ihres Glückes voll, ahnte nicht entfernt, was in Irene's Brust vorging, sie konnte ja endlich der geliebten Freundin Alles erzählen: wo sie Kuno zuerst kennen gelernt, wie ihre Mutter Anfangs ein räthselhaftes Vorurtheil, dessen Grund sie noch jetzt nicht begreife, gegen ihn gehabt und ein Zusammentreffen mit ihm eher vermiethen, als begünstigt, wie aber Kuno, der immer seinen festen Weg männlich gehe, dies Vorurtheil zu besiegen gewußt und wie endlich der Bund der Herzen geschlossen worden sei, dem die Mutter ihre Zustimmung gegeben habe.

„Und wann —“ fragte Irene sich gewaltsam

fassend, aber sie vermochte die Frage nicht zu vollenden.

„Wann?“ erwiderte Diana, von höherer Purpurgluth überwallt, das strahlende braune Auge senkend, daß die langen schwarzen Wimpern tief hinab ihre Wangen beschatteten. — „Zum Herbst wohl erst — dann aber,“ setzte sie hinzu, indem sie Irene stürmisch an ihr Herz zog, „dann aber kommst Du zu mir und bleibst ganz bei mir, auf immer und ewig!“

Wiederum erbehte Irene unter der Umarmung des geliebten Wesens. Welch' ein Abgrund öffnete sich bei den Worten der Ahnungslosen vor ihren Füßen, schwindelnd sah sie sich im Geiste hinabstürzen — verloren — zerschmettert! Und sie mußte sich mit einer Anstrengung, die fast ihr junge Kraft überstieg, fassen, mußte der Freundin lächelnd danken für die schwärmerische Idee und scherzen darüber, wo sie doch ihren Thränen hätte freien Lauf lassen mögen, sie mußte Diana, welche ihren Gedanken ernsthaft meinte und so auch vertheidigte, Rede stehen, von ihrer Tante und den zwingenden Verhältnissen der kalten Wirklichkeit sprechen — aber die Gefahr des Moments gab ihr wunderbare Kraft, sich geistig zu erheben und es war ihr, als sie bald ausbrach, der Tante wegen, wie sie sagte, sogar möglich, ihren wiederholten Glückwunsch auch auf Kuno's Verlobte auszudehnen. Dann nahm sie einen raschen Abschied, küßte Diana heiß und innig und eilte, von ihrem Diener gefolgt, durch die schnee-flimmernde Straße nach Hause.

Frau von Ruhl hatte ihre Besprechung mit dem Sachwalter nicht so lange ausgedehnt als gewöhnlich, sie hatte bereits nach der Richte gefragt und die Meldung, daß das Fräulein mit Sander, dem Bedienten, ausgegangen sei, ohne ein Wort zu äußern, schweigend hingenommen. Irene war nie gewillt gewesen, ihr diese selbstständige Wahrung ihrer Freiheit zu verheimlichen, aber sie hatte sich gedacht, damit aus eigenem Antriebe offen vor sie zu treten — daß sie nun gewissermaßen ertappt war und die Tante vielleicht nicht an ihren Vorsatz unverhehlten Eingeständnisses glaubte, war ihr sehr unangenehm. Sie hatte nie ein rechtes Herz zu der Schwester ihres Vaters fassen können, an deren Wesen sie sich schwer gewöhnt hatte; jetzt aber fühlte sie beinah etwas wie Furcht vor ihr, als sie zu ihr eintrat.

Die Tante saß in sich zusammengekrümmt, so daß ihre kleine dürre Figur in dem geräumigen Lehnstuhl fast verschwand, aber ihr Kopf mit den blassen versteinerten Zügen trat aus dem dunkeln Plüsch um so greller hervor und ihre harten Augen starrten Irene mit

einem Ausdrucke entgegen, daß ihr ein Schauer durch die Glieder rann. Sie schämte sich jedoch dieser kindischen Furcht und kam der Tante gleich zuvor.

„Du wirst böse sein, aber ich mußte mein Versprechen halten,“ sagte sie möglichst unbefangen. „Du weißt, daß ich Dich bat, Dein Verbot zurückzunehmen, Du wurdest aber abgerufen und gabst mir keine Antwort.“

„Ich habe Dir auch jetzt keine auf diese Rede zu geben,“ erwiderte die Tante mit eifriger Ruhe, als sei sie über jeden Ausbruch ordinärer Naturen erhaben. „Du wußtest ganz genau, daß ich nie etwas zurücknehme, was ich ausgesprochen habe und dennoch hast Du die Pflicht des Gehorsams verletzt. Ein Versprechen ohne meine Genehmigung kannst Du nicht geben; ich aber dulde keine Eigenmächtigkeit.“

„Verzeihe mir, liebe Tante —“ bat Irene.

„Ich verzeihe niemals,“ unterbrach sie Frau von Ruhl. „Du magst das für sehr unchristlich halten, ich habe mich aber in meinem langen Leben überzeugt, daß dies schwächliche Verzeihen nur zu erneuten Fehltritten führt — ohne Absolution würde es weniger Sünden in der Welt geben!“ — Vor diesem Ausspruch, der eine Ueberhebung ohne Gleichen in sich faßt, als habe sie nie Gottes Erbarmen nöthig gehabt, blickte Irene betroffen empor, die Tante fuhr aber in ihrer kalten Eintönigkeit fort: „Ich werde es nie dulden, so lange Du in meiner Nähe weilst, daß Du dem unmoralischen Beispiel folgst, mag es Dir auch von Deiner besten Freundin gegeben werden!“

„Tante!“ rief Irene zum höchsten Unwillen gereizt. „Mich kannst Du schelten, wenn ich mir Deine Unzufriedenheit zugezogen habe, aber meine Diana laß unangestastet. Sie ist mir ein Vorbild, Du hast ganz Recht, ein Vorbild in jeder edlen Mädchensitte.“

Frau von Ruhl athmete kurz auf, daß es klang wie ein höhnisches Lachen. „Du wirst diesem Vorbilde auf seinen Wegen folgen, ich zweifle gar nicht daran,“ sagte sie. „Eben deshalb wird es Zeit, daß wir uns trennen, ich habe nicht Lust, Deine Genialitäten mit meinem scheinbaren Einverständnis vor der Welt zu decken. Heut — wie ich Dir gleich erkläre — wirst Du mich nicht auf den Hofball begleiten, und wenn Dir das —“ setzte sie scharf hinzu — „wie ich bemerke, eine sichtliche Erleichterung des Herzens gewährt, aus Gründen, die auf der Hand liegen, so kann ich Dir noch eine größere Freude machen. Du wirst mein Haus in kürzester Zeit verlassen.“ — Sie schwieg einen Moment, um den Eindruck zu beobachten, welchen

diese Eröffnung auf die Nichte machen werde; Irene hatte aber die Augen gesenkt und nur an der Entfärbung ihrer Wangen, an dem Beben ihrer Lippen konnte die Tante wahrnehmen, daß ihr Pfeil getroffen hatte. Sie war aber fern davon, zu errathen, was in Irene's Seele vorging, wo die Bitte der Freundin, zu ihr zu kommen, diese Bitte, welche unmöglich zu erfüllen war, plötzlich wieder auflebte.

„Du sagst gar nichts dazu, weil Du weißt, daß ich nichts zurücknehme,“ sprach die Tante weiter. „Wenn es Dir lieb ist, den Zwang, den ich Dir auferlegen mußte, los zu werden, so spanne Deine Hoffnungen auf unbeschränkte Freiheit aber nicht zu hoch. Du bist zu jung und führst den Namen Deines Vaters — es ist also unmöglich, daß Du allein für Dich haufen kannst und wolltest Du Dich auch über diese altfränkischen Rücksichten als emancipirte Dame hinwegsetzen, so ginge das aus anderen Gründen nicht an: Du hast gar kein Vermögen! Sage mir also, wenn ich Dich ganz frei gebe, was würdest Du anfangen? Du bist immer schnell mit einer Antwort bei der Hand.“

„Arbeiten, Tante!“ sagte Irene, jetzt tödtlich blaß geworden. „Dienen, wenn es sein muß!“

Frau von Ruhl hörte nur den ungemessenen Trotz in ihrem Tone, der ihr doch ein ganz anderes Gefühl hätte verrathen sollen. „Dienen — Du hast das Richtige getroffen!“ sagte sie. „Dienen, wenn auch natürlich nicht als Magd oder Kammerjungfer. Dienen, wo Du gehorchen mußt und nicht verzärtelt wirst, wie bei mir, in einer Stellung, wie sie einem armen Fräulein zukommt — das wird zu Deinem Besten sein. In voller Freiheit leben und ein Bißchen arbeiten, nähen, Putzmachen, sticken und — andere Dinge treiben, wäre freilich hübscher, aber das ist, wie Du einsehen wirst, unmöglich und ich, als Deine einzige Verwandte, habe die Pflicht, über Dich zu wachen und für Dich zu sorgen. Ich werde Dich passend placiren. Geh' jetzt — Hin- und Herreden liebe ich nicht; wunderst Du Dich, daß bei uns auf einmal die Rosenguirlanden verschwunden sind, so ist das nicht meine Schuld.“

„Ich bitte nur — was geschehen soll — bald!“ sagte Irene, bis in das Innerste verletzt und erschüttert.

„Verlaß Dich darauf!“ erwiderte Frau von Ruhl, indem sie sich in ihrem Sessel steif aufrichtete. Irene verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. In dem ihrigen angekommen, warf sie zuerst den Kiesel im Schloß vor die Thür und sank dann, in ihrer ganzen Haltung gebrochen, auf das Bett. Nicht war es

die Aussicht, welche ihr so eben eröffnet worden war, das Haus der Tante, an deren Seite sie bis jetzt ein glänzendes, gefeiertes Dasein geführt hatte, zu verlassen und in eine abhängige Stellung zu einer Fremden zu kommen, wo ihre Armuth, an die sie bisher nicht zu denken gebraucht, sich ihr fühlbar machen sollte, nicht der Gedanke ihrer Hilflosigkeit und Verlassenheit in der Welt war es, der sie so unglücklich machte — sondern ein anderes Gefühl, das Gefühl, sich in der süßesten Hoffnung ihres Herzens so bitter getäuscht zu haben, wie es jetzt in der Einsamkeit erst, nachdem sie sich von Diana getrennt hatte und das Gespräch mit der Tante voll so tiefer Kränkung vorüber war, zum schmerzlichen Bewußtsein kam. Und sie konnte sich doch keinen Vorwurf machen, sich in kindischer Eitelkeit jener Hoffnung, die ihr erwachendes Herz innig beglückte, ohne allen Anlaß hingegeben zu haben! Freilich hatte sie aber nicht ahnen können, daß die Auszeichnung, welche ihr allein zu Theil geworden war, nicht ihrem eigenen Selbst, sondern der Freundin Diana's galt!

(Dortsetzung folgt.)

Scuilleton.

(Eine Apotheke im 17. Jahrhundert.) Wir alle kennen das sehr profaische Aussehen unserer heutigen Apotheken, wo Alles so einfach, nüchtern, geschäftsmäßig und natürlich zugeht, aber wir wollen heute einen Rückblick auf die interessante, an's Mystische grenzende Ausstattung einer Apotheke von ehedem werfen, wo Alles darauf berechnet war, die Sinne und Augen der Kunden zu blenden und dieselben mit geheimer Scheu und Furcht zu erfüllen. Ein französischer Alterthumsforscher schildert uns eine pharmaceutische Offizin des 17. Jahrhunderts in Vannes folgendermaßen: „In einem der hohen, alterthümlichen, hölzernen Häuser befindet sich der große, schöne, nach der Straße zu gelegene Laden, dessen Wände ringsherum bis zur Decke mit mehreren über einander geschichteten Reihen von Büchsen aus Fayence und Zinn, Flaschen, Phiolen jeder Form und anderen zum Geschäft gehörigen Geräthschaften bedeckt sind. Ueber einer Thür im Hintergrunde befindet sich ein großer Rahmen, in welchem man eine mächtige Taube ihre Flügel ausbreiten sieht, mit der Unterschrift: „Ubi spiritus Domini, ibi libertas“ („wo der heilige Geist ist, da ist die Freiheit“). Diese Thür führt zu einem kleinen Laboratorium, in welchem sich der weise, hochgelehrte Apotheker meistens aufhält, um stets für die Kunden bei der Hand zu sein und durch ein kleines vergittertes Fenster seine Gehilfen beobachten zu können, ob sie die Frem-

den höflich empfangen und getreulich, ohne zu betrügen, die Drogen und Mischungen verkaufen.

In der Mitte des Ladens steht ein alterthümlicher Ofen und daneben Retorten und ähnliche sonderbargestaltete Gefäße; weiterhin sieht man einen ungeheuren eisernen Mörser, an dem ein Lehrling steht und eifrig stampft. Dann giebt es noch andere Mörser nebst Stößel aus Holz, Stein oder Metall; ferner verschiedene Spatel, von denen einige aus Palmenholz, die blos zur Bereitung der Palmensalbe dienen, kleine Mählsleine zum Zermalmen der Perlen, Tiegel, Filtrirsäcke, Destillirkolben, Kühlrohre, Siebe und Haarsiebe sowie eine Menge anderer Werkzeuge, deren der Apotheker bedarf.

Der große Mörser stand auf einem hohen hölzernen Block, der mit grotesken Figuren bemalt ist, weniger zur Verschönerung des Ladens, als zum Amüsement der Käufer, welche kommen und gehen.

Die Metallgefäße sind von verschiedener Art, und man unterscheidet darunter erstens den Flaschenkessel, den die Latiner *ahenum* nennen, den Kessel, welcher *cacabus* und das Beden, welches *patina* genannt wird.

Da sieht man auch große, originell und elegant geformte Krüge mit spiralförmig gewundenen Henkeln nach Art der alten Amphoren, auf denen man in großen Buchstaben die Namen der beiden berühmtesten pharmaceutischen Compositionen aus dem Mittelalter gedruckt liest, nämlich: „*Theriak Andromache*“ und „*Mithridat*“ (Gegengift). Salbenschachteln, Syruptöpfe, Pulverschachteln, Pillenschachteln und andere Flaschen und Fläschchen giebt es natürlich in Menge. Außerdem bemerkt man auch Pokale aus feinem Glase von besonders zierlicher Form, die man damals *Urceoli* nannte, in denen man die kostbarsten und berühmtesten Pulver aufbewahrte, wie zum Beispiel das Bibernpulver, Sandelpulver, das pulverisirte Horn eines Einhornes, Saphirpulver und Smaragdpuver.

Auch dürfen wir nicht vergessen, der sonderbaren großen Steingutfaschen zu erwähnen, die sich durch einen ungemein langen Hals und einen sehr dicken Bauch auszeichnen; die Alten nannten diese Flaschen *atramentariae*. Sie enthielten die Kräutertränke und Kräftigungsmittel für die Kunden der Stadt und der umliegenden Dörfer. Sie waren mit zwei oder vier Henkeln oder Drehen an jeder Seite versehen, durch welche die Apothekergehilfen Bindsaden zogen und mittelst desselben um den Hals oder über die Schulter hängten und zu den Bestellern trugen, wie ein Jäger sein Pulverhorn trägt.

Die destillirten Wässer theilte man in verschiedene Arten ein, wozu gehörten: die herzkärkenden Wässer, die gichtabtreibenden, die leberstärkenden, kopfschmerzstillenden, magenstärkenden und die specifischen Wässer.

Was die Drogen anbelangt, so mußte ein fleißiger Apotheker, der auf seinen Ruf nur einigermaßen bedacht war, in seinem Laden vorräthig haben: spanische Fliegen, Kelleraaseln, Köhrenschneden, Eidechsen, Ameisen, Vipern, Storpione, Frösche, Krebse und mehrere Arten kleiner Vögel.

Was außerdem mehrere thierische Theile betrifft, so glaubten die damaligen Aerzte, daß sie mit verschiedenen absonderlichen Tugenden begabt seien, so daß die Apotheker genöthigt waren, auch hiervon stets einen genügenden Vorrath zu halten. Darunter gehörten unter Anderen: der Schädel oder die Hirnschale eines unbegrabenen gebliebenen Todten, der Knochen, welcher sich in dem Herzen der Hirsche befindet, das Gehirn der Sperlinge und Hasen, die Oberzähne, Froschherzen, die Lunge eines Fuchses, die Leber eines Bockes, die Gedärme eines Wolfes, die Haut und Eingeweide der Schlangen, dann das Fett von Menschen, Gänsen, Schafen, Enten, Kaninchen, Ziegen, Kalen und Schlangen; das Blut eines Menschen, das von Tauben und Vöckern; die Hörner und Gewebe der Hirsche, Rehe und Einhörner; die Nägel der Eleuthiere, die Schalen der Austern und die Blasen mehrerer Arten Fische.

Außer dem Verkauf der Heilmittel befaßten sich auch viele Apotheker mit dem Handel von Schönheitsmitteln, Schminken, Parfümerien u. s. w., doch spricht sich Jean de Renou, der Alles dies schildert, sehr dagegen aus, da es nicht gerathen sei, den Courtisänen noch Mittel an die Hand zu geben, wie sie die unklugen und unbesonnenen jungen Leute noch leichter fangen könnten. Uebrigens meint der treuherzige Gelehrte aus dem 17. Jahrhundert, daß die Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers keinen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausübe, da es noch häßlichere und mißgestaltete Leute als Theristes war gegeben habe, die doch sehr tugendhaft gewesen seien und im Gegentheil noch schönere und anmuthigere denn Adonis, welche dabei die größten Bösewichter waren.

Unter den Drogen waren auch Misteln, auf Eichen gewachsen, Eleuthierfüße, Porbeerbalsam, Extract von geweihter Holzkohle, eine Flasche Elixir de propriété (Eigenthumselixir), ein Gefäß mit Siegelerde und Erde von der Insel Lemnos (sehr wirksam gegen die Pest und andere ansteckende Krankheiten), ein Gefäß mit präparirten Kellervormern, mehrere Gläser mit Vipernpläschen, ein Pokal mit etwas Perlenpulver, welches man auch manus Christi nannte, wahrscheinlich wegen seiner Kostbarkeit.

Zwei Fläschchen mit Lavendelgeist, ein Gefäß mit rothem Bolus, eines mit Perlenpulver und anderen seltenen Salzen, mehrere Unzen Panacee (Universalheilmittel), Himmelswasser, ein Pfund Mirobolan, vier Unzen kretische Diptam, sechs Unzen Sbellium (ambisches Harz) und außerdem noch Erde aus dem gelobten Lande, Korallenmoos, geriebenes Elfenbein, Mastix, Spinnengewebe, orientalischen Bezoarstein, syrische Hermodattel oder Herzwurz in Gestalt eines Herzens, weißen und gelben Rhabarber, Lavendelöl und Steinöl, Tragantlatwerge, Ratternsalz, Bernstein und Catholicon, auch ein Universalmittel.

Noch weiterhin erblickte man ein Gefäß mit einer Unze präparirten Magnetsteins; wenn man diesen in kleiner Quantität einnahm, so hatte der wunderbare Stein die Eigenschaften, die Jugendblüthe unendlich lange zu erhalten.

Zu allerletzt sah man noch zwei Instrumente aufgehängt, welche bazumal speciell den Apothekern zugehörig waren und

eine ihrer vorzüglichsten Einnahmequellen bildeten. Es waren dies Klystiersprizen von verschiedener Größe, mit denen sich der eifrige Apotheker bewaffnete, wenn er bei dem Aufgang der Sonne ausging und würdevoll durch die Straßen schritt, um bei verschiedenen Kranken die Vorschriften des Arztes auszuführen. Einige trugen dies wichtige Instrument in einem großen Etui eingeschlossen unter dem Arme, Andere begnügten sich damit, es in einem Futteral an einem Bande über die Schulter zu hängen. Die einmalige Execution kostete nach dem Tarif funfzehn Sous. —

(*Cine Partie à quatre.*) Vor kurzem reiste eine gewisse Mrs. Emma Goodwin aus der Grafschaft Noble im nordamerikanischen Staate Ohio von zu Hause ab, indem sie ihrem Manne mittheilte, sie habe eine große Sehnsucht, ihre Eltern einmal wieder zu besuchen, die in der Grafschaft Greene wohnen; sie habe überdies auch einige kleine Geschäfte dort abzumachen und werde in wenigen Tagen wieder daheim sein. Sie sprach dabei ihren dringenden Wunsch aus, wenigstens eines der Kinder mitzunehmen, entschied sich aber zuletzt unter vielem Bedauern voll mütterlicher Sorgfalt dahin, die lieben Kleinen bei dem rauh werdenden Wetter lieber zu Hause lassen zu wollen, da ihnen die Reise leicht schaden könne. Die treffliche Gattin und Mutter nahm zärtlichen Abschied von ihrem Manne, der ihr mit exemplarischer Gefälligkeit die Tasche mit Dollars füllte, damit sie diese kleine Excursion mit möglichster Bequemlichkeit und allem Behagen ausführen könne.

Zu ganz derselben Zeit verreiste auch einer der Nachbarn, ein Mr. George Taylor, der nach dem Osten, und zwar nach New-York, wollte; wahrscheinlich irrte er sich aber im Wege, man weiß nicht wie, und der Zufall fügte es, daß er zu gleicher Zeit mit Mrs. Goodwin in Wheelingen ankam und mit dieser dort im Hotel zusammentraf. Am anderen Tage reisten die beiden Nachbarn ganz einmüthig weiter nach Pittsburg und von da kamen sie nach einer weiteren gemeinschaftlichen Tour von zwei bis drei Tagen nach Cleveland. Hier trafen sie eben um die Stunde des Mittagessens ein, machten in aller Eile ein wenig Toilette und begaben sich dann in den Speisesaal, um sich zur Table d'hôte zu setzen. Hier wartete ihrer jedoch eine ganz unverhoffte Ueberraschung. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, so wurden sie von einer seltsamen Erscheinung frappirt, denn Mrs. Goodwin sah sich ihrem Gatten gegenüber und Mr. Taylor seiner Frau, die ganz friedlich an der Seite Mr. Goodwin's saß.

Jede Erklärung war überflüssig; die Thatsache war ganz klar, daß die beiden zu Hause verlassenen Gatten ihre Vereinigung benutzt, um sich gegenseitig zu nähern und daß sie sich endlich durch ein herzliches Einverständnis über ihr Strohwitterthum getröstet hatten.

Man sollte denken, daß dieser gegenseitigen unerwarteten Begegnung irgend eine schreckliche Scene voll Zorn, Eifersucht, Toben der Männer und Thränen der Frauen gefolgt wäre, aber die Amerikaner geben sich nicht leicht mit derlei dramatischen Effecten ab — Nichts von alledem geschah. Ein Zeichen von

beiden Theilen genügte, um die Ruhe der vier anfänglich sehr verblühten Gesichter wiederherzustellen und die vier Schuldigen zu gegenseitiger Nachsicht zu bestimmen, so daß keiner der übrigen Gäste gewahr wurde, welches Drama sich eigentlich vor seinen Augen abspielte. Nach dem Dessert erhoben sich die beiden Paare vom Tisch und trafen in einem abgesonderten Zimmer zusammen, wo Alles wieder in das legale Gleis kam. Vorwürfe hatte Keines dem Andern zu machen, eher schienen sie Alle zum Lachen geneigt. Die beiden Männer nahmen dann jeder den Arm seiner legitimen Gattin und kehrte mit ihr nach der respectiven Heimath zurück, wo Jedes seine Kinder und die wohlthunende Ruhe des häuslichen Heerdes wiederfand.

Indessen, so verschwiegen wohl alle vier Theile gewesen sein mögen, scheint die Sache doch herausgekommen zu sein, denn wie hätten sonst die amerikanischen Zeitungen Wind davon bekommen und die Geschichte in die Welt hinausposaunen können?
F.

(Ein Unglückstag.) Der 24. Januar d. J. wird ewig berühmt bleiben in den Annalen der Mairie von Antwerpen, denn noch niemals hatten sich an einem Tage so viele komische Scenen und Unglücksfälle in Bezug auf heirathslustige Paare dort ereignet. Das erste und eclatanteste Beispiel war das eines Bäckergehilfen, der ein Mädchen heirathen wollte, das bis dahin bei seinem Brotherrn in Diensten gestanden hatte. Zur festgesetzten Stunde begeben sich die Zeugen zu dem Bräutigam, der sie in eine Droschke packt und derselben befiehlt, nach dem Rathhaus zu fahren. An dem Bestimmungsorte angelangt, sollte die Civiltrauung nun vor sich gehen, aber siehe da, die ganze Hochzeitgesellschaft stand in großer Verlegenheit da. Es war Alles in Ordnung, bloß etwas hatte man vergessen, und zwar etwas ziemlich Wichtiges, nämlich das Abholen der Braut. Die Zeugen stiegen sofort wieder in den Wagen, um diese Vergesslichkeit gut zu machen und kamen erst nach Verlauf einer vollen Stunde der Erwartung zurück, indem sie nur mit Mühe die Braut hereinzerrten, welche vor Bohn und Entrüstung bald roth bald blaß wurde und augenblicklich einen erbitterten Zank mit ihrem Zukünftigen begann.

Dieser entschuldigte sich so gut es gehen wollte, die Zeugen redeten auch mit darein, und so gab es denn eine äußerst lebhafteste Auseinandersetzung mit viel Worten und Geschrei. Die Braut geberdete sich ganz wie außer sich, wollte von der ganzen Heirath nichts mehr wissen und weinte und lamentirte wohl über eine Stunde, ehe es ihrem unglückseligen vergeßlichen Zukünftigen gelang, den Frieden wieder in soweit herzustellen, daß endlich die Trauung stattfinden konnte, worauf Beide noch ganz schmolend fortgingen. Der Beamte hatte mit unzerstörbarer Ruhe und Geduld während des ganzen Drama's mit untergeschlagenen Armen dagestanden und voller Würde abgewartet, bis er seine Functionen vollziehen konnte.

Ein zweites Brautpaar war wohl glücklich und einträchtig auf das Rathhaus gekommen, hatte jedoch unterwegs seine Zeu-

gen verloren, die man erst nach langen und eifrigen Nachforschungen lachend und trinkend in einer Schenke auffand. Ein drittes Pärchen endlich hatte seine erforderlichen Papiere vergessen und mußte wieder nach Hause gehen, um dieselben zu holen. Es war entschieden ein Tag der Vergesslichkeit, der aber schließlich doch noch zum gewünschten Ziele führte — F.

(Eine ephemere Existenz.) In Paris bewunderten die Spaziergänger im Bois de Boulogne seit einiger Zeit eine reizende junge Dame von höchstens sechzehn Jahren, die dort Tag für Tag in einem reizenden kleinen Coupé mit prächtigem Gespann ihre Promenade machte. Jeder hätte darauf schwören mögen, daß die junge Dame über ein Vermögen zu gebieten habe, sei dies nun ihr eigen oder das eines Auneters; sie war stets so elegant, so originell gekleidet, sie war wie ein Musterbild der allerneuesten und fashionabelsten Moden, aber sie war nicht mehr und nicht weniger, als — das Laufmädchen von Mademoiselle Z., einer der ersten Modistinnen von Paris. Von acht Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags übte sie diese bescheidenen Functionen ihres officiellen Standes aus; von ein bis zwei Uhr befand sie sich bei dem berühmten Coiffeur X., wo sie sich nicht nach dem Geschmack des Tages, der Stunde — nein, nach dem der herrschenden Minute fristren ließ. Dann begab sie sich in die Rue, Hotel so und so, wo sie eine allerliebste kleine Wohnung besaß, und kleidete sich dort nach der allerelegantesten und excentrischesten Mode an (sie war es auch, welche zu allererst die großen Schneckenhäuser in den Haaren trug); und hierauf fuhr sie fort nach dem Gehölz und nach dem See, wo ihre Erscheinung stets Furore machte. Sie promenirte dort bis um fünf Uhr, dann kehrte sie nach ihrem Hotel zurück, zog ihre Arbeitskleidung wieder an, kehrte zu Mademoiselle Z. zurück und übernahm daselbst ihre Aufträge für den folgenden Tag. Darauf eilte sie wieder in ihre Wohnung, machte Toilette für das Theater und wohnte der Aufführung des beliebtesten Modestüdes in einer Loge bei. Dann soupirte sie, und so ging es alle Tage. Dabei hatte sie nicht einen Centime Schulden; sie bezahlte Alles baar was sie kaufte und schickte selbst einmal einem jungen Sänger vom Théâtre lyrique einen Ring für 500 Francs, den dieser jedoch nicht annahm. Sie schuldete auch nichts in ihrem Hotel, wo man ihr oft warnend sagte: „Madame Jeanne von N. (so nannte sie sich), Sie veransgaben sich doch nicht zu sehr?“ Dann erwiderte sie lachend: „Pah! ich habe eine alte Tante in Versailles, die mich in ihrem Secretär wählen läßt, und ich sage Ihnen, der ist nicht schlecht garnirt!“ — Die alte Tante in Versailles war aber Mademoiselle Z., die Modistin, welche in der That bemerkte, daß man in ihrem Secretär wühlte und dann ihr Laufmädchen anzeigte. Daher kommt es nun, daß man im Boulogner Gehölz die reizende Jeanne seit einigen Tagen vermißt, die so led und verwegene Taubensflügel und kleine Befen auf den Hüften oder in ihrem schwarzen Haare trug; sie sitzt jetzt im Zellengefängniß zu Mazas. — F.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Sie überließ sich jetzt widerstandlos ihren quälenden Gedanken, nur momentan erwachte ihr Stolz, den sie bekämpfte, aber sie gab den ungleichen Kampf bald auf — morgen erst, wenn sie wieder Menschen sehen sollte, war es Zeit dazu, sich zu stählen und ihnen ein harmloses Antlitz zu zeigen, heut achtete sie nur auf die Stimme ihres verwundeten Innern! Niemand störte sie; die Tante hatte dazu Anstalten getroffen. Die Erklärung, daß ihre Nichte vom Hofballe zurückbleiben werde, weil sie sich unwohl fühle, mußte der Jungfer genügen; diese erhielt keine weitere Anweisung und als ihre Dame fortgefahren war, ging sie aus wahrer Anhänglichkeit, sich nach dem Befinden des Fräuleins zu erkundigen, und zu fragen, ob sie vielleicht den Arzt wünsche, der fast bei den geringsten Anlässen im Hause geholt wurde. Sie fand aber die Thür verschlossen; auf ihr Anklopfen und ihre Frage gab Irene nur Bescheid, daß sie nichts bedürfe, auch keinen Thee trinken werde und nur Ruhe wünsche.

„Hier ist etwas vorgefallen, Sander!“ sagte sie zu dem Diener, als dieser mit dem Wagen zurückge-

kommen war. „Meinen Sie nicht auch?“ Der Diener hatte darüber keine Meinung; sie fragte noch, ob die gnädige Frau nicht heut, wo das Fräulein krank sei, den Wagen früher bestellt habe, und schüttelte den Kopf, als sie hörte, um zwei Uhr, wie alle andern. „Hier giebt's etwas Sander!“ sagte sie. — „Wir müssen Acht geben — Sie spizen die Ohren nicht genug, Sander. Das liebe Fräulein ist ein Engel — die Alte hat bis jetzt ihre Herrlichkeit mit ihr gehabt, weil sie glaubte, es müsse gleich eine brillante Partie geben: nun sind aber zwei Winter vorbei und wenn es dann hier nichts geworden ist, so sieht es schlimm. Da mag die Laune der Frau etwas sauer werden.“

„Wie alt sind Sie denn, Babi?“ fragte der Diener ziemlich unhöflich.

Sie verstand ihn und strafte ihn durch einen leichten Schlag. „Unsereins heirathet noch als alte Jungfer,“ sagte sie. „Ich bin drei und zwanzig, wenn Sie es wissen müssen, habe also noch Zeit und warte nicht auf Sie.“

Die Stunden der Vormitternacht verrannen und erst viel später fand Irene den ruhigen Schlummer, der sich sonst immer so schnell und süß auf ihre Augenlider gesenkt hatte. Kaum aber war sie entschlummert, als sie durch ein Klopfen an der Thür geweckt wurde — schreckhaft fuhr sie empor.

„Ich bin es, mein Kind,“ vernahm sie die Stimme ihrer Tante. „Ich bringe Dir eine Nachricht, welche Dir angenehme Träume bereiten wird. Willst Du mich einlassen oder hörst Du mich?“

„Ich höre Dich, Tante,“ sagte Irene, indem sie Anstalt machte, aufzustehen. „Gleich öffne ich Dir.“

„Laß nur, Du kannst es auch so vernehmen. Darüber sprechen können wir morgen, ich bin todtmüde vom Stehen: es war ja für eine alte Dame ohne Galan kein Stuhl zu erlangen, während jüngere sich auf den Divans spreizten. — Eine Verlobung ist ausgeplaudert worden, welche Dich besonders interessirt: Deine Busenfreundin ist Braut, Du wirst nicht errathen, mit wem — Baron Proß, der vor Kurzem zweimal auf Deiner Tanzkarte stand. Nun, gute Nacht, Du wirst mit dieser Neuigkeit gewiß noch einmal so süß schlafen.“

Irenen's Herz verkrampfte sich vor dem boshaften Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden; sie konnte nicht antworten, hörte auch gleich darauf die Tante, welche gar nicht darauf zu warten schien, davon rauschen — was hatte sie ihr gethan, um so schonungslos, so grausam von ihr verfolgt zu werden?

6.

Ausgeplaudert — Frau von Ruhl hatte ganz Recht — war die Verlobung worden, welche erst in den folgenden Tagen öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Durch wen die interessante Nachricht, um welche doch nur Wenige wußten, in Umlauf gesetzt worden war, ließ sich nicht ermitteln: der stärkste Verdacht traf den alten General, dessen Geradheit ihn wohl zu einer unbedachten Aeußerung hingerissen haben konnte. Er verwahrte sich zwar dagegen und hob gegen Runo hervor, daß er es bewiesen habe, wie gut er Geheimnisse bewahren könne, indem er über das Verhältniß der Mutter zu einem gewissen Fürsten, das der Nefse jetzt auf jeden Fall auch kennen werde, gegen Jedermann geschwiegen habe. Durch diese Rechtfertigung brach er sich aber selbst den Stab, denn Runo kannte das angedeutete Verhältniß keineswegs und eine Frage genügte, um den Oheim, der nun zuviel gesagt zu haben meinte, um noch zurückzuziehen, zu einer geraden Antwort zu bewegen. Runo war im höchsten Grade überrascht und vergaß darüber die Schlußfolge, welche sich aus dieser Zugänglichkeit des Oheims auf das plötzliche Bekanntwerden der Verlobung seines Nefsen ziehen ließ. Er versank in Gedanken und rief sich viele Umstände aus der Vergangenheit zurück, als er Diana's Mutter eben kennen gelernt hatte — damals war der Fürst Westerheld allerdings viel in ihrer Gesellschaft gewesen, aber nie hätte er sich träumen lassen, daß er

der Gräfin seine Hand angetragen und noch minder, daß sie dieselbe angenommen hatte. Runo war früher von Wiesbaden abgereist, als sie — das Verhältniß konnte sich also erst später entwickelt haben.

„Stimmt's?“ fragte der General.

Runo antwortete zerstreut und brach das Gespräch bald ab. Er hatte dadurch aber den Schlüssel bekommen, warum sich Prinz Egon, wie ihm der Onkel erzählt, so auffallend auf der Soiree des Ministers von Zellenstein der Gräfin gewidmet hatte und nur das war ihm noch unklar, wodurch er selbst sich die hochfahrende Begegnung zugezogen, welche ihm beim zufälligen Zusammentreffen gestern von dem Prinzen zu Theil geworden war. Er hatte darüber gelächelt, da er sie einem andern Grunde zuschrieb: der Prinz mochte es vor Kurzem übel genommen haben, daß er ihm bei einer Aufforderung zum Tanz zuvorgekommen war und daß die junge Dame nicht dennoch ihm die Hand gereicht hatte. Diese Erinnerung konnte allerdings den Unmuth des jungen Herrn bei neuerlicher Begegnung verschärft haben, aber nach der heutigen Entdeckung lag der eigentliche Grund seines Benehmens doch wohl darin, daß er ihm kein Recht zugestand, das Haus der ehemaligen Braut seines Vaters zu betreten. Runo runzelte etwas die Stirn, er war nicht der Mann, sich fremder Anmaßung zu beugen. Doch verslog der Schatten, welcher ihm den heutigen Tag nicht trüben konnte, schnell wieder: seine Verlobung sollte heute im Hause der Verwandten seiner Braut gefeiert und dann sogleich bekannt gemacht werden. Früher war dazu ein anderer Plan gefaßt worden; die Reise der Gräfin und die Angelegenheit, welche einen längern Aufenthalt hier bedingte, hatten aber eine Aenderung darin veranlaßt und die gestrige Verlautbarung des Geheimnisses einen schnellen Entschluß bewirkt, welchen Frau von Zellenstein angerathen hatte. Es war, wie Runo meinte, überhaupt kein Grund gewesen, so lange mit der Veröffentlichung zu zögern; um so freudiger hatte er den Gedanken der wohlwollenden Frau aufgenommen und Diana's Mutter bewogen, ihm zuzustimmen; er war dem Onkel dankbar, daß er unwillkürlich dazu beigetragen hatte.

Prinz Egon wußte nun auch, mit welchem Recht der Mann, gegen welchen er einen gewissen Widerwillen hegte, das Haus der Gräfin Hohenwehr betreten hatte und er mußte dies Recht anerkennen. Mit Sicherheit hatte er darauf gerechnet, sie auf dem Hofballe zu finden und dem Hofmarschall, mit welchem er genauer bekannt war, Vorwürfe gemacht, als er nach langem

Harren endlich jene Hoffnung aufgegeben hatte; der Scherz, in welchen er seine Vorwürfe gekleidet, war etwas gezwungen gewesen und der Hofmarschall hatte sie auch, weil sie seinen Dienst betrafen, ernsthaft beantwortet. Wie konnte die Dame, welche es nicht für nöthig erachtet hatte, sich den höchsten Herrschaften präsentiren zu lassen, eine Einladung erwarten? Das wäre ja ein Verstoß gegen alle Formen der Hofetikette gewesen, wie sie kaum zur Zeit Louis Philipps, des Königs mit dem Regenschirm unterm Arme, erhört worden! — Auch das reizende Fräulein von Ruhl war heut nicht erschienen! Der Prinz wurde erst durch den Hofmarschall darauf aufmerksam gemacht und das eigenthümliche Lächeln, welches diese Bemerkung begleitete, reizte den Prinzen zu einer Aeußerung, die für Irene nicht eben schmeichelhaft war. Er tanzte nun mit der gewohnten Leidenschaft, die an Wildheit grenzte, und der Husaren-Rittmeister, der ihn gestern den Hohenwehrschen Damen vorgestellt hatte, wunderte sich nur, daß er ohne Ansehen der Person tanzte; er glaubte ihm deshalb sein Compliment machen und eine Dankadresse von Seiten aller verzauberten Wandbilder, die er erlöst, in Aussicht stellen zu müssen, aber der Prinz hatte wieder seine hochmüthige Laune und rümpfte die Nase über den Scherz. Da sah ihn der Magyar fest an. „Du bereust wohl, daß Du mich gestern unnützlich als Ceremonienmeister engagirt hast?“ Und auf des Prinzen einlenkende Frage theilte er ihm mit, was er so eben unter der Hand gehört habe: daß die junge Gräfin Hohenwehr Braut mit dem Neffen des Generals Proß sei, der General, dem man bereits Glück gewünscht, stelle es zwar noch in Abrede, aber doch so schwächlich, daß er die Sache dadurch eher bestätige. Für Egon war diese Nachricht überraschend unangenehm: er kannte zwar den Freiherrn Proß fast gar nicht und Diana erst seit gestern, wo er kaum einige Worte mit ihr gewechselt hatte, die Verlobung der Beiden konnte ihm ganz gleichgiltig sein, aber bei dem mächtig entbrannten Gefühl, das ihn durchloderte und durch seinen heutigen verfehlten Besuch noch mehr gesteigert war, konnte er nur mit äußerstem Unmuth von einer Verbindung Diana's mit dem Verhassten — wie er ihn jetzt ohne rechten Grund nannte, hören. Er gab sich nicht einmal Mühe, diesen Eindruck gegen den Kameraden zu verhehlen, ihn kümmerte es nicht, was dieser davon dachte. Mochte er es für Eifersucht halten, gleichviel! Die Zeit mußte ja kommen, wo er, glänzend widerlegt, auch die Berechtigung des Prinzen, mit dieser Verlobung unzufrieden zu sein, anerkennen würde. Mußte

sie aber kommen, diese Zeit? War die Hoffnung, die lähne Sicherheit, welcher sich Egon schon überließ, etwa begründet?

Am Mittage nach dem Hofballe, obgleich er gehört hatte, daß in der That die Verlobung, welche gestern nur vertraulich erzählt worden war, heut beim Minister von Zellenstein gefeiert und proclamirt werden sollte, fuhr er nochmals bei der Gräfin vor und wurde zu seiner großen Befriedigung angenommen. Noch mehr beglückte es ihn, daß er sie allein fand: er hatte schon gefürchtet, daß Diana unzertrennlich vor ihr sein oder wohl gar der Bräutigam sich dort vorfinden werde. Die Gräfin empfing ihn unbefangen, mit jener bezaubernden Freundlichkeit, welche ihn von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an gefesselt hatte! Wie schön war sie auch heut in der vollen Tagesbeleuchtung, welche Frauen, die nicht mehr in der ersten Blüthe sind, sonst so gefährlich wird! Aber sie war ja noch nicht über die erste Blüthe hinaus, wer konnte es wagen, ihr das streitig zu machen? Wohl hatte sie eine erwachsene Tochter, wurde bald Schwiegermutter, im nächsten Jahre jedenfalls Großmutter und dennoch war sie jung und blühend, so frisch, daß kein junges Mädchen in der ganzen Hofgesellschaft — selbst Irene nicht! setzte Egon trotzig hinzu — ihr darin den Rang streitig machen konnte. Er fand sie sogar heut schöner noch, als neulich bei Gas- und Kerzenlicht; das einfachere Kleid, das weniger aufgebläht und garnirt sich ihren herrlichen Formen angeschlossen, stand ihr weit besser, als die Balltoilette, der leichte Aufzug ihres reichen glänzend braunen Haares ließ dessen Schönheit mehr hervortreten, als die prächtigste Coiffure. Ein rascher Blick, der bei der Begrüßung die ganze Gestalt der verführerischen Frau überflamnte, hatte genügt, um diese Wahrnehmungen in dem Prinzen hervorzurufen und er gab sich nun dem vollen Zauber ihrer Gegenwart hin. Seinen Besuch zu rechtfertigen — auch vor sich selbst! — hatte er sogleich das Verhältniß seines Vaters zu der Gräfin berühren, sich damit bei ihr gewissermaßen legitimiren wollen, daß er wohl einen Grund gehabt, ihre Bekanntschaft zu suchen, aber das kam ihm jetzt gar nicht mehr in den Sinn — wie hätte er von seinem alten Vater reden können, wo ihn selbst der Besitz dieser Frau als das sinnberauschendste Glück erschien? Der Gedanke, daß der Greis diese vollblühende Rose an seine erstorbene Brust habe drücken wollen, wo sie doch hätte erstarren müssen, hatte für ihn jetzt, wo er in ihrer Nähe weilte und ihre Unterhaltung nur ihm allein gewidmet war, etwas

Unerträgliches; er hatte gewünscht, ihn ganz aus seinem Gedächtniß verbannen zu können! Was bedurfte es auch einer Legitimation für ihn? Sprach nicht sein Auge, nicht manches beziehungsreiche Wort, das seiner Lippe entfloß, genügend aus, warum er hier war und was ihn über die schickliche Dauer eines ersten Besuchs hinaus fesselte? Die Gräfin mußte es ahnen, sie hätte keine Frau sein müssen! Und sie ahnte es auch, denn sie wurde befangen. Die anfängliche Leichtigkeit der Conversation im gewohnten Visitenleise ging ihr mehr und mehr verloren, ihre schönen Augen, welche freundlich ihre Worte begleitet hatten, vermieden jetzt seinen Blick und wie durch magnetischen Rapport gezwungen, theilte sich auch ihm, der sonst mehr als frei bei Frauen war, ihre Befangenheit mit, — es trat auf einmal eine Pause ein und das Blut stieg ihm in das Gesicht, bis in die Stirn hinauf.

Da ging in der Gräfin eine stolze Verwandlung vor. „Wollen es mir Durchlaucht nicht länger vorenthalten,“ sagte sie mit einem Tone, der völlig verändert war, wenn er auch bewegt klang, daß Sie mir aus einem ganz bestimmten Grunde, der in der Vergangenheit wurzelt, die Ehre gegeben haben!“

Er sah betroffen zu ihr auf und begegnete jetzt ihrem Auge, aber vor dem Blicke stolzer Hoheit, der ihn traf, mußte er das seinige senken. — „Welcher andere Grund,“ erwiderte er leidenschaftlich, „könnte mich zu Ihnen führen, als der heiße Wunsch, Ihnen meine Bewunderung zu Füßen zu legen!“

„Sein Sie offen gegen mich, gnädiger Herr,“ sagte die Gräfin, welche an Haltung gewann, je mehr er dieselbe verlor. „Ihr Herr Vater kann Sie nicht in Unbekanntschaft mit seinem Entschlusse gelassen haben und ich glaube sein Gedächtniß zu ehren, wenn ich Ihnen diese Ueberzeugung ausspreche.“

Er konnte ihr nicht mehr ausweichen; ihm war, als würde er dadurch aus der Höhe, die er bereits gewonnen zu haben meinte, um mehrere Staffeln hinabgestürzt. — „Ja, Sie haben Recht —“ erwiderte er in unruhiger Hast — „ich weiß darum, aber nicht dies Verhältniß — das ich von Ihrer Seite nicht fassen kann —“

„Halten Sie ein, Prinz Egon!“ unterbrach ihn die Gräfin sanft. „Wie Sie auch darüber denken mögen, achten wir das Andenken des Verstorbenen!“

„Nur Eins, nur Eins sagen Sie mir!“ rief er, indem er sich, nun einmal das überwunden war, rückwärtslos seiner Leidenschaft überließ. „Wie war es möglich, daß Sie Ihre blühende Jugend, welche zum Hoch-

genuß des Lebens berechtigt ist, glücklich zu machen und glücklich zu werden, an einen Greis fesseln wollten, der wohl Achtung und — Furcht einflößen konnte, aber einer jungen schönen Frau nimmermehr Liebe? Doch ich verlege, ich beleidige Sie! Mein Gefühl riß mich hin — strafen Sie mich nicht deshalb mit Ihrem Zorne! Nicht die Vergangenheit hat mich zu Ihnen geführt — ich wußte nichts davon bis vor Kurzem — auch ahnte ich nicht, als ich zum ersten Mal Ihnen begegnete, wer Sie waren: Ihre eigene Macht war es, die mich hinriß und wenn Sie mir zürnen, daß ich das auszusprechen wage, so bin ich schuldlos, ich kann nicht anders!“

Er hatte so rasch und stürmisch gesprochen, daß jeder Versuch, ihn zu unterbrechen, vergeblich gewesen war. Die Gräfin war erblaßt und fassungslos; sie fühlte sich durch diese Sprache, deren sich noch kein Mann zu ihr getraut hatte, erniedrigt in ihren eigenen Augen; aber in diesem Gefühl gewann sie auch wieder Stolz und Kraft, sich über die kränkende Situation zu erheben. — „Ihr eigener ritterlicher Sinn wird Ihnen bald eine bessere Antwort auf Ihre Frage geben, als ich es vermöchte,“ sagte sie, zwar blaß noch, aber in ihrer Haltung fest und klar. — „Ich werde vergessen, was Sie gesagt haben — Sie kennen mich eben nicht. Nur eine Bitte habe ich noch: was Sie auch von den Beweggründen meines Entschlusses denken mögen, ehren Sie, ich wiederhole es, das Andenken Ihres Vaters und lassen Sie auch mich auf Ihre Achtung Anspruch machen.“

Sie wandte sich der Thür zu, welcher sich eben ein rascher, leichter Schritt von Außen näherte: Diana trat ein, sie hatte keine Ahnung, daß ihre Mutter nicht allein sei und stutzte, als sie den Prinzen bemerkte. Dieser hatte sich unter dem beschämenden Eindrucke, welchen die Worte der Gräfin auf ihn machten, schnell gefaßt, er hätte sich vor den Augen des jungen Mädchens mit dem unverthilgbaren Brandmal der Lächerlichkeit beladen, wenn er sich verrathen hätte: vielleicht war es auch nicht das erste Mal, daß er in einer ähnlichen, wenn schon hoffnungsvollern Situation überrascht worden war. So hatte er denn schnell so viel scheinbare Unbefangenheit gewonnen, daß er Diana's unerfahrenen Blick täuschen konnte: sie wußte ja, daß er gestern schon hier gewesen war, sie kannte den Grund seines Besuchs, wie sie ihn als ganz natürlich aufgefaßt hatte, und wenn sie die Bewegung ihrer Mutter und auch an dem Prinzen eine solche, die sich nicht völlig verbergen ließ, bemerkte, so war das nach einem

Gespräch über ernste Verhältnisse der Vergangenheit leicht erklärlich. Ihr Erscheinen hatte dasselbe unterbrechen und sie war darüber nun ihrerseits etwas verlegen; die Mutter jedoch hatte ihre volle Fassung wieder und wußte den Moment zu beherrschen, so daß die conventionelle Form alsbald in jeder Beziehung hergestellt war. Egon blieb nur noch so lange, als es nach Diana's Eintritt nothwendig war; er war aber in diesem kurzen Moment wieder so weit in das Gleichgewicht gekommen, daß er zwischen Mutter und Tochter Vergleiche anstellen konnte und diese setzte er im Geiste fort, nachdem er sich empfohlen hatte und wieder in seinem Wagen saß. Beide trugen auch im Hause gleiche Kleidung, es war also nicht bloß eine gesellschaftliche Caprice, berechnet darauf, in der großen Welt nicht bloß durch ihre wunderbare Ähnlichkeit bei solcher Schönheit, sondern noch durch ihre ungewöhnliche, einem der Shakespeare'schen Verwechslungsstücke entnommene Erscheinung Aufsehen zu erregen, sondern es war ihre Gewöhnung wahrscheinlich seit das Töchterlein die kurzen Kleider der Kindheit abgelegt hatte. „Für Zwillinge könnte man sie in dämmernder Beleuchtung halten!“ sagte Egon für sich, indem seine Pulse, die sich kaum etwas beschwichtigt, wieder heftiger zu pulsiren begannen. „Wahrscheinlich lieben sie sich mit Fanatismus, denken und fühlen gleich, es wäre kein Wunder, wenn bei einem solchen Spiel der Natur, bei der ewigen Schönheit der Mutter auch ihre Herzen gleiche Regungen hätten! Aber die Wahl zwischen Beiden, wem der Preis, der Parisapfel gebühre, kann sie zweifelhaft sein? Das kaum erwachsene Kind und dies göttliche Weib! Lächerlich mag ich erscheinen, daß ich für die hinterlassene Braut meines Vaters schwärme, verwerflich vielleicht, daß ihr Besitz mein glühendes Verlangen ist, ein Wahnsinn, da ich sie kaum gesehen habe! Aber mein muß sie werden und sollt' ich mein Leben daran setzen!“ Nach so vielen Tändeleien der leichtfertigen Art war denn wirklich in ihm eine wahre und tiefe Reigung erwacht oder trug diese stürmische Leidenschaft, welche ihn über alle Schranken hinwegzureißen drohte, dennoch die alten unedlen Elemente in ihre Brandung?

Als er Abschied genommen hatte, konnte die Gräfin ihr verletztes Gefühl, das sie nur einen Moment zurückgedrängt, nicht mehr ganz beherrschen und Diana entnahm aus einer unwillkürlichen Aeußerung, daß etwas mehr, als die ernste Erinnerung an vergangene Tage sie bei ihrem Gespräch mit dem Prinzen in diese bewegte Stimmung versetzt habe. Doch sprach sich die

Mutter nicht darüber aus: wie hätte sie vor ihrem Kinde die Beschämung eingestehen können, die ihr zu Theil geworden war? Zwischen Beiden senkte sich abermals ein Schleier, wie vor Kurzem bei dem abendlichen Gespräch, das so verheißungsvoll für ein unbedingtes Vertrauen begonnen hatte. Diana fühlte es wohl, aber ihr Herz war heut zu voll von ihrem Glück, das nun aller Welt bekannt werden sollte, als daß sie sich mit den Räthseln beschäftigt hätte, welche ihr doch — dessen war sie gewiß! von der Mutter selbst gelöst werden mußten. Die Stunde nahte — es war Zeit, sich zu schmücken, um des Geliebten würdig zu erscheinen. Wer Mutter und Tochter jetzt gesehen hätte, wie sie in den Kreis der Verwandten eintraten, der würde gewiß nicht Egon's Meinung gewesen sein, schon des zauberischen Reizes wegen, der das jungfräulich befangene und doch so innig beglückte Kind umwehte, während auf der Stirn und in den Augen der Mutter für den Seelenkennner ein innerer Kampf sich malte, der nicht vollständig aus der Bewegung des Moments, wie entscheidend dieser auch für die Zukunft ihres Kindes war, sich erklären ließ. Es war aber nur ein Einziger in der Versammlung, welcher eine Ahnung von dem Grunde dieses inneren Kampfes haben konnte und wenn er ihn auch bemerkt hätte, doch mit keinem Zucken einer Wimper verrathen haben würde, daß er ihn verstanden. — Mutter und Tochter hatten heut die gleiche Kleidung abgelegt. —

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Affe als Vermittler.) Der Vicomte von X. gehörte einer der reichsten und ältesten Familien der Normandie an; er war jung, schön, geistreich und wurde in Paris von seinem Großvater erzogen, der ein großer Feind des Herzogs von Choiseul und ein noch größerer Freund der Gräfin Du Barry war.

Der glänzende Hof Ludwig XV. und dessen berühmter Courtisane war freilich keine besonders gute Schule der Moral für einen jungen Mann, dessen Großvater noch dazu bis in seine spätesten Lebensjahre ein leichtfertiger Lebemann und galanter Cavalier geblieben war, und so stellte sich der Vicomte von X. auch nicht auf die Seite der Reformpartei, als Ludwig XVI. und Marie Antoinette die Reinheit und Sittenstrenge wieder auf den Thron Frankreichs versetzten, die man dort seit den Tagen des heiligen Ludwig nicht mehr gesehen hatte.

Im Gegentheil zeigte sich der Herr Vicomte auch fernerhin nicht bloß den Traditionen des alten Königs, sondern sogar denen des Regenten Philipp von Orleans getreu, und nichts machte ihn stolzer als die Erzählungen und Gerüchte von seinen Abenteuern und Liebesaffären. Diese Abenteuer wurden jedoch

immer lecker und skandalöser, so daß König Ludwig XVI., welcher derartigen Berühmtheiten durchaus nicht hold war, dem Selben derselben den Befehl zugehen ließ, so lange in's Ausland auf Reisen zu gehen, bis er die Erlaubniß erhalten würde, nach Frankreich zurückzukehren.

Den Tag darauf, nachdem der Vicomte Justinian diese Weisung erhalten hatte, verließ er sein geheimes Absteigequartier oder petit-maison, wie man es damals zu nennen pflegte, welches in der Nähe des Fauburg Saint-Antoine sehr versteckt in einem Garten lag; er wollte sich in sein Hotel begeben, um die nöthigen Reisevorbereitungen zu treffen, als er auf der Schwelle eines Ladens ein junges Mädchen mit wundervollem kastanienbraunem Haar, glänzenden blauen Augen, reizender Gestalt — kurz, von seltener Schönheit, bemerkte.

Das leichtgerührte Herz des Vicomte brannte sofort in hellen Flammen und er beschloß, Paris nicht eher zu verlassen, bis es ihm um jeden Preis gelungen sei, die Eroberung des schönen Kindes zu machen.

Noch denselben Tag zog er die genauesten Erkundigungen über das liebliche Mädchen ein und erfuhr, daß sie die einzige Tochter einer Wittve sei, die ein sehr rentables kaufmännisches Geschäft besaß und ihr Kind mit der liebevollsten Sorgfalt zu Frömmigkeit und Tugend erzog.

Am nächsten Morgen sah die schöne Marguerite vor ihrer Thür einen hübschen jungen Mann vorübergehen, der trotz seiner Arbeitertracht doch wahrhaft fein ausah und sie so aufmerksam betrachtete, daß es ihm kaum möglich schien, seine Blicke von ihr abzuwenden. Marguerite sah ihn voll Wohlgefallen nach; sie freute sich, als sie ihn am Abend abermals vorbeigehen und nach ihr schauen sah und erröthete tief, als er des anderen Tages gar in den Laden trat und etwas kaufte, wobei er nicht verfehlte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. So ging dies eine ganze Weile fort; der interessante junge Arbeiter wußte immer wieder eine Gelegenheit zu erspähen, Marguerite zu sehen und zu sprechen, und erzählte ihr dabei, daß er ein Tapezierergehilfe sei, der in der Nachbarschaft arbeite und ein ordentliches Stück Geld verdiene, doch sei er eine Waise, ohne Vermögen, und bestie Niemanden auf der ganzen Welt, der ihn lieb habe oder den er lieben könnte. So fühlte er sich einsam und verlassen und würde schon vor einiger Zeit Paris verlassen haben und nach Amerika gegangen sein, dort sein Glück zu versuchen, wenn ihn nicht seit kurzem eine mächtige Liebe erfaßt hätte, die ihn in Paris zurückhielte.

Margueritens Mutter wurde bald die häufigen Gespräche ihrer Tochter mit dem jungen Arbeiter gewahr und da derselbe ihr gar nicht übel gefiel und sie auch die Bemerkung machte, daß er das Herz des jungen Mädchens im Sturm genommen hatte, beschloß sie, nähere Erkundigungen über Justinian einzuziehen; sie erfuhr in Folge dessen, daß er eine kleine Stube in der sechsten Etage eines in der Nähe befindlichen Hauses bewohne und dort ein ganz exemplarisch solides Leben führe, während er noch eine alte Frau, wahrscheinlich eine Verwandte von ihm, bei sich habe und mit ernähre.

Zu dieser alten Frau begab sich die Wittve denn eines schönen Tages unter irgend einem plausiblem Vorwande, forschte dieselbe nach ihrer Meinung sehr geschickt aus und sah sich mit großer Neugierde in der kleinen Wohnung von Mr. Justinian um, die sie zu ihrer Ueberraschung ganz ungewöhnlich nett, sauber und freundlich fand.

Die alte Tante erhob ihren sogenannten Neffen bis in den siebenten Himmel und wußte nicht genug Rühmens von seinem vorzüglichen Betragen, seiner unerhörten Solidität u. s. w. zu machen, wobei sie jedoch der tiefgerührten Wittve wehmüthig zu verstehen gab, daß ihr engelguter Justinian seit einiger Zeit völlig melancholisch geworden sei, da er eine unglückliche Liebe im Herzen zu tragen scheine — hoffentlich werde Gott verhüten, daß sich der arme junge Mensch irgend ein Leides anthue!

Sehr befriedigt von dem Resultat ihrer Erkundigungen ging die Schnittwaarenhändlerin heim und beschloß in ihrem Herzen, die armen Kinder, welche sich gegenseitig so sehr zu lieben schienen, nicht zu lange schwachten zu lassen und sie mit unerhörtem Glück zu überraschen.

Eines Abends, als Justinian und Marguerite ganz leise und sehr zärtlich an der Schwelle des Ladens zusammen plauderten, erschien ganz plötzlich die Mutter des jungen Mädchens und legte ihre Hand auf die Schulter Justinian's. — „Mein Junge,“ sagte sie zu ihm, „Ihre Aufmerksamkeit werden Marguerite noch compromittiren. Sie sind zu arm, um sie heirathen zu können und ich glaube doch nicht, daß Sie daran denken, sie zu verführen, nicht wahr? Sie ist zu fromm und zu gut erzogen, um so tief zu fallen, auch möchte sie nicht ihrer alten Mutter das Herz brechen, ist es nicht so, mein Kind?“

Und da alle Beide sie ganz bestürzt ansahen, fügte sie hinzu: „Kommen Sie herein, mein Herr, ich möchte mit Ihnen und meiner Tochter etwas sprechen.“ Damit schob sie sie gleichsam gegen ihren Willen in's Haus und in ein Zimmer, welches ihr Salon und Staatszimmer war. Die jungen Leute waren sehr überrascht, als sie dies Zimmer mit vielen Kerzen hell beleuchtet fanden und einen schwarzgekleideten Herrn nebst zwei anderen Personen darin erblickten.

„Mein Herr Notar,“ sagte die Kaufmannsrau, „bitte, lesen Sie den Heirathscontract meiner Tochter mit Justinian vor. Ich gebe Marguerite eine Mitgift von zwanzigtausend Thalern, und ihrem Manne einen Schatz, der noch viel mehr werth ist, nämlich eine tugendhafte und schöne Frau.“

Marguerite stieß einen Freudenschrei aus aber Justinian wurde bleich wie der Tod und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Trozdem unterzeichnete er den Contract; der Abend verging, indem man Zukunftspläne entwarf und den Tag zu der kirchlichen Trauung festsetzte.

Am nächsten Morgen wartete Marguerite mit Sehnsucht auf ihren Verlobten, aber er kam nicht; anstatt seiner kam jedoch ein Brief von wenigen Zeilen, worin er ihr anzeigte, daß er nach Amerika abgereist sei.

Die arme Marguerite glaubte, diesen Schlag nicht überleben zu können, und doch mußte sie leben, um ihre tiefgebeugte Mutter

zu trösten und den immer noch geliebten Verräther gegen deren Anklagen zu vertheidigen.

Große Ereignisse trugen sich währenddem zu; die Revolution kam, dann die Schreckensregierung mit ihren Strömen von Blut, und endlich das Directorium, welches dem Blutvergießen ein Ende machte. Justinian war mittlerweile in Amerika von der Confiscation seiner Güter in Frankreich hart betroffen worden und hatte sich genöthigt gesehen, als Commis in ein Geschäft einzutreten, in welcher Eigenschaft er auch auf einem Hanleeschiffe nach Madagaskar ging.

Nach mancherlei unglücklichen Schicksalen kehrte er während der ersten Tage des Consulats nach Paris zurück, krank, arm und ohne alle anderen Mittel als dem Besitz von einer Menge madagassischer Curiositäten und einem lebendigen Galago-Affen.

Zu dieser Zeit besaßen aber die Curiositäten überhaupt und vollends die madagassischen Curiositäten einen höchst geringen Werth. Auf der anderen Seite bot die Administration des Thiergartens, welche niemals viel für ihre neuen Erwerbungen bezahlte, damals nicht mehr als einen Louisd'or für den Galago-Affen, den einzigen Freund, welcher Justinian geblieben war. Freilich schlug dieser die Trennung von dem Thiere, welches er lieb hatte und das ihm treu ergeben war, viel höher an, aber doch trieb ihn die Noth endlich zu diesem äußersten Schritt, und er entschloß sich endlich, das Thier an die Direction des Jardin des Plantes zu verkaufen. Eine noch junge Dame, welche eben in den einsamen Alleen des Gartens lustwandelte, hörte die Debatte zufällig an und näherte sich endlich Justinian mit den Worten:

„Herr Vicomte, ich will Ihnen diesen Affen ablaufen.“

„Und wie viel wollen Sie mir dafür geben, Madame Marguerite?“ fragte Justinian, bleich und zitternd wie am Tage, wo er den Heirathscontract unterschrieb.

„Zwanzigtausend Thaler!“ entgegnete sie.

„Ach, Sie sind ein Engel und ich bin ein elender Mensch! Aber Sie wissen wohl, daß ich Ihre Güte nicht annehmen kann, denn Sie würden mich verachten!“ Damit eilte er fort, nachdem er den Affen zu Marguerite's Füßen gesetzt hatte.

Kurze Zeit darauf erfuhr man, daß der Vicomte Justinian wieder in den Besitz seiner Güter gelangt sei und eines seiner Schlösser bewohne, nachdem er eine schöne und reiche Frau, Namens Marguerite, geheirathet, die man niemals ohne einen wunderhübschen Affen im Park spazieren gehen sah.

Beide führten ein sehr angenehmes Leben auf großem Fuße; sie verließen einander niemals und schienen sehr glücklich, bis sie wenige Monate vor der Restauration fast zu gleicher Zeit starben. —

(Briefe deutscher Fürstinnen aus dem 17. Jahrhundert.)

Der Sorgfalt unserer Geschichtsforscher verdanken wir mancherlei Bruchstücke aus den zweihundert Jahre alten Correspondenzen unserer deutschen Fürstinnen und es bietet wahrhaftes Interesse, solche Briefe zu lesen und daraus einen Einblick in die Einfachheit des Haushaltes und Familienlebens der damaligen Fürstenhäuser zu gewinnen. Die Prinzessinnen wurden meistens von

ihren Müttern erzogen und erhielten weniger gelehrten Unterricht, sondern bloß Unterweisung im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion — selten lernten sie Musik und andere schöne Künste, sondern vor Allem nach bürgerlicher Weise den Haushalt führen, der Küche ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die Zubereitung der meisten Gerichte selbst besorgen, die dazu gehörigen Einkäufe überwachen, Früchte einmachen mit eigener Hand — kurz, alles Das, was heute noch einer bürgerlichen Hausfrau zur Ehre gereicht. So stellte die Herzogin Dorothea von Preußen, die eine wahre Meisterin in allen Angelegenheiten des Haushaltes war, um eine gute Köchin zu bekommen, die zugleich als Kammerzofe dienen sollte, Nachforschungen durch ganz Deutschland an. Da sie in Preußen keine taugliche Person finden konnte, schrieb sie endlich in höchst charakteristischer Weise an Felicitas Schürstab in Nürnberg: „Nachdem wir gern eine gute Köchin, die uns für unseren Leib kochen und uns in unserem Gemach aufwarten thäte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befehligen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen könntet, denn wir einer solchen gern im Jahre 10 Gulden geben wollen, und ob es sich schon um ein paar Gulden höher belaufen thäte, läge uns auch nicht viel daran; zudem auch ein gutes Kleid, so gut wir's unseren Jungfrauen in unserem Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwieder melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würdet; sondern sie müßte still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserem Gemache sein und auf uns warten. Ist sie brav und will sich in Preußen weiter versorgen, so wird die Herzogin dazu behilflich sein.“

Dieser Brief ist in die heutige Schreibweise übertragen, die Originale wimmeln jedoch natürlicherweise von grammatischen Fehlern, große und kleine Anfangsbuchstaben sind bunt durcheinander gemischt, Interpunctionen fehlen fast gänzlich und dabei wechseln die steifsten Höflichkeitsformeln mit den familiärsten Ausdrücken in fast komischer Weise ab. So schrieb eine Schwester an die andere, z. B.: „Was ich in meinem Herzen alles liebes und gutes habe und vermag, das sei Ew. Liebden die Zeit meines Lebens mit getreuem Herzen mitgetheilt zu vorn. Hochgeborne Fürstin, freundliche meine herzallerliebste Schwester! Ich habe Ew. Liebden Schreiben“ u. s. w. An den Gemahl schrieb eine Fürstin stets: „Hochgeborener Fürst und Herr!“ doch folgte darauf sehr oft noch „herzallerliebster Schatz“.

Indessen schreiben die Frauen des 17. Jahrhunderts wie sie denken und sprechen, frisch von der Leber weg, manchmal etwas derb, immer aber aufrichtig und wahr. Als eine Probe davon theilen wir noch den Schluß eines Originalbriefs mit, den die Kurfürstin Marie von der Pfalz an ihre Tochter Elisabeth, Gemahlin Johann Friedrich des Mittleren, Herzogs von Sachsen und Landgrafen von Thüringen, am 24. Juli 1666 schrieb.

Sie erzählt zuerst, daß sie ihr Schreiben empfangen, mit Freuden von ihrer, ihres Gemahls und der Enkel Gesundheit gehört habe. Auch in Heidelberg ist Alles gesund. Die 17 Stück Garn hat sie empfangen und will sie machen lassen, und erwartet nächstens aus Weimar die Stückmuster. Der Vater

hat für die Elisabeth von Augsburg eine Bettlade mitgebracht, die er ihr jetzt schickt durch einen Knecht, der weiß, wie man sie auf- und abschlagen soll. Dann fährt sie in gut psälzischer Weise fort: „Ich schick Dir auch in dem bedledlein Dein wasfad wider; darin wirstu den umbhang der umb das bedt gehört, finden und ein blintlein leyt darin, ist ein briß darauf gebunden, das gehört Deinem Hainzen dem huntobuben zu; sein hemeter, die schickt im sein muter, das wolste im geben lasen, und die muter wolt gern, das er ir ein mal geschrieven het, ich bit Dich, wolst mir Hans Henlein ser grusen den küttesed und alle Dein gesündlich; und kus, mir meine kinder alle 3. Ich schick meine hanfernstern auch ein kriesolitus, den wolst im anhenden, ich hat im geren ein schonern geschicht so hab ich kein grossern konden bekumen; niemb also mein guten willen für die werck. Damit bevelch ich Dich in gottes genebigen schuz und schirem, der wol Dir ein vrolichen aufgang verleihen und uns ein mal mit frayden wider zu samem helfen, und Dir alle mütterliche lieb und treue zu erzaygen hastu mich allezeit als Deine getreue muter.

Datum eylenz den 24 julije im 66 jar.

Dein getreue muter im herzen weil ich leb maria psalhgrefin “ F.

(Eine dunkle Geschichte.) Vor wenigen Tagen wurde ganz Antwerpen in Aufregung versetzt durch ein höchst seltsames Ereigniß, und zwar eine Entführung, die mitten am hellen Tage stattfand. Zwischen zehn und elf Uhr Vormittags hielt ein Wagen vor einem großen Hause in einem der belebteren Stadttheile. Vier anständig gekleidete Herren stiegen aus dem Wagen, öffneten mit einem mitgebrachten Schlüssel die Hausthür (bekanntlich herrscht in Belgien die nämliche Sitte wie in England, daß jede anständige Familie ein besonderes Haus bewohnt, dessen Thür stets verschlossen ist, so daß sich jeder, der hinein will, erst durch einen Klopser oder eine Klingel bemerklich machen muß) und erschienen einige Zeit darauf wieder mit einer in ein weißes Tuch eingehüllten Gestalt, welche sie alle vier trugen, die jedoch eiserne Anstrengungen machte, sich aus ihrer Umhüllung zu befreien. Da indessen Alles sehr ruhig und sehr schnell dabei zing, vermuthete Niemand irgend etwas Außergewöhnliches bei der Sache und nach Verlauf weniger Sekunden rasselte der Wagen ungehindert im schärfsten Galopp auf und davon mit den vier Männern und ihrer geheimnißvollen Beute.

Die Person, welche man in dieser Weise entführt hatte, war aber nicht etwa irgend eine vermögende junge Dame, die von einem tyrannischen Vormund befreit sein wollte, auch gar kein Frauenzimmer überhaupt, sondern ein Greis von 76 Jahren, schwer krank und dem Tode nahe. Er wollte an demselben Vormittag um 11 Uhr sich auf dem Sterbebette mit einem jungen, unglücklichen und armen Mädchen trauen lassen, um das Recht zu haben, dieselbe in aller Form und unangefochten zu seiner Universalerbin einsetzen zu können. Der arme Bräutigam lag im Bett und erwartete ungeduldig die Ankunft der Braut, des Geistlichen und der Trauzeugen, als die vier Männer mit unglaublicher Kühnheit, nur wenige Minuten vor der festgesetzten

Stunde der Vermählung, bei ihm einbrangen und, um keinen Augenblick der kostbaren Zeit zu verlieren, den sterbenden Mann in seine Bettlader einwickelten und ihr Opfer so ohne Weiteres fortzuschleppten und entführten. Der Schmerz der Braut und der Schrecken der Zeugen läßt sich denken, als sie kurz darauf mit dem Schlage der ersten Stunde anlangten, das Haus verödet und das Bett des Kranken leer fanden. Man glaubt, daß die Entführung wahrscheinlich das Werk habgieriger Verwandten war, die um ihr Erbtheil bangten; die allereifrigsten Nachforschungen haben aber noch keine Spur enthüllt, was aus dem geheimnißvollen Wagen geworden sein könne. F.

(Die Verbene als Heilkraut.) In einem alten Arzneibuche, welches aus dem 13. Jahrhundert stammt, finden wir die Verbene (Verbena oder das Eisenkraut) als ein unschätzbares Universalmittel gerühmt, was sich heute freilich Niemand träumen läßt, wenn er sich im Sommer und Herbst an den zierlichen, in allen Farbenschattirungen blühenden Dolben erfreut, die eine so große Zierde unserer Gärten bilden. Die Verbena war unumgänglich nothwendig dazu, um zu erkennen, ob ein Kranker davonkommen werde oder nicht. Das Buch sagt darüber: „Wer ein Zweiglein davon verborgen in der rechten Hand trägt und geht zu einem Kranken, ohne daß der das Kraut gewahr wird, und spricht zu ihm: „wie befindest Du Dich und hoffst Du zu genesen?“ und der Kranke sagt: „ich befinde mich wohl,“ so wird er sicher gesund; sagt er: „ich befinde mich übel,“ so kommt er nimmer auf; spricht er: „ich kann mich nicht besser befinden“ oder „ich hätt' es gern besser, wenn ich könnte,“ so wird er wohl gesund, muß aber noch viel Schmerz leiden auf dem Krankenlager.

Außerdem ist die Verbene noch sehr gerühmt als gut für die Wöchnerinnen, für Kinder gegen den Schrecken, sie bringt Ruhe und Schlaf, bannet alle Zauber, hilft gegen Müdigkeit bei Mensch und Vieh, vertreibt den Alp und, was das Beste ist, erwirbt dem, der sie bei sich trägt, die Liebe der Menschen, macht ihn angenehm und allzeit frohgemuth. Das ist doch mehr, als unsere Aerzte heute von ihren wirksamsten Medicamenten rühmen können! Wer die Verbene aber ausgraben will, muß um sie mit einem Goldstück und einem Silberstück einen Kreis rizen und darüber ein Paternoster und credo beten und sprechen: „Ich gebiete dir, edle Wurzel Verbene, in nomine patris, filii et spiritus sancti und bei den zwei und siebenzig Namen des allmächtigen Gottes und bei den vier Engeln Michael, Gabriel, Raphael und Antoniel, bei den vier Evangelisten Johannes, Matthäus, Lucas, Marcus, daß du keine Kraft in der Erde lassst, sondern immer in meiner Gewalt seiest mit der Kraft und Tugend, mit der dich Gott geschaffen und gezieret hat. Amen.“ Dieselbe Nacht lasse Silber und Gold bei der Wurzel liegen bis zu Morgen ehe die Sonne aufgeht, dann grabe sie aus, ohne sie mit Eisen zu berühren; dann wasche sie mit Wein und weibe sie am Tage Mariä Verkündigung und halte sie sehr sorgfältig.“ — F.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Reuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfächer 6 Thlr.
mit Stabfächern 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

7.

„Eine Verlobung am Aschermittwoch! Hatte sie denn so schreckliche Eile, daß man damit nicht einen Tag länger warten konnte? Oder war der Tag in irgend einer symbolischen Absicht von der phantasiereichen Frau Mama gewählt, wobei sich nur fragte, wer von den Betheiligten denn eigentlich in Sack und in Asche Buße thun sollte?“ — In der Residenz, wo man sich um die kirchliche Bedeutung der Tage nur so weit kümmert, als es unumgänglich geboten ist, war es bei der Versendung der Karten, welche die Gräfin Diana von Hohenwehr mit dem Freiherrn Runo von Proß als verlobt meldeten, nicht aufgefallen, daß diese Verlobung, obgleich von einem frühern Datum angezeigt, doch grade am Aschermittwoch im Zellensteinschen Hause gefeiert worden war; nur Frau von Ruhl hatte diese Bemerkung im kältesten Hohne gegen ihre Nichte gemacht. Sie war, nachdem sie Irene's Schlummer in der Nacht schonungslos gestört hatte, am Morgen in gleichgiltigster Haltung mit ihr zusammen gekommen; Alles, was gestern vorgefallen, war abgemacht, sie sprach

davon, daß sie bereits die nöthigen Schritte getroffen habe, um Irene eine „Stelle“, wie sie sich ohne Rücksicht auf das Gefühl ihrer Nichte ausdrückte, zu verschaffen und ging dann sogleich auf die bewußte Verlobung über, deren Anzeige sie so eben erhalten hatte und in ihrer spottenden Weise angriff. Irene schwieg. Das Herz war ihr wie zugeschnürt; sie wünschte, daß der Tag der Trennung von der herzlosen Frau, die sie nun ebenso peinigte, wie sie einst ihr geschmeichelt hatte, erst vorüber sei — am liebsten wäre sie, Alles verlassend und vergessend, geflohen, um in weiter Ferne, wo sie Niemand kannte, einsam und still ein neues Dasein zu suchen, aber die Unmöglichkeit dieser Idee hatte sich ihr längst fühlbar gemacht und sie war darum so unglücklich, daß sie mit sich schalten lassen müsse, wie eine arme, verkaufte Sklavin.

Gegen Mittag kam Diana. Ihre Zukunft hatte nun eine feste Gestalt gewonnen, es war schon Alles bestimmt worden, wann die Vermählung, wohin und auf wie lange die Reise, und wo dann nach der Heimkehr ihre bleibende Heimath sein werde: diese letzte Nachricht, welche Runo erst gestern mit Sicherheit zu geben vermocht, hatte sie grade in Bezug auf ihre Freundin entzückt und sie kam, ihr Alles mitzutheilen und ihre dringende Bitte, deren Erfüllung sie nun als gewiß ansah, zu wiederholen. Frau von Ruhl ließ diesmal die beiden Mädchen nicht allein. — „Es interessirt mich, das Gesicht einer glücklichen Braut zu sehen,“ sagte sie, als die junge Gräfin Hohenwehr gemeldet wurde. „Ich habe ein solches Labfal in meinem Hause

nicht mehr zu erwarten.“ Ihr Stich traf, wie immer und Irene vermochte kaum das schmerzliche Beben ihrer Lippen vor dem Eintritt Diana's zu unterdrücken. Diese hatte, als sie die Schwelle überschritt, nur Augen für sie — „ich eile zu Dir, mein geliebtes Herz,“ rief sie, die Freundin umarmend, „Du nimmst ja Antheil an meinem Glücke, als wäre es Dein eigenes und ich bringe Dir auch Grüße von Kuno, bis wir uns in feierlicher Reuerenz Deiner Gestrengen vorstellen und von ihr die Genehmigung unserer Bitte — Du weißt! erstehen werden!“

„Meinen aufrichtigen Glückwunsch, Comtesse!“ sprach Frau von Ruhl, deren kleine, graue Figur jetzt auf einmal, wie eine Spinne aus dem Winkel, zum Vorschein kam und Diana war erschrocken über sich selbst. Doch hatte sie Geistesgegenwart genug, lächelnd um Verzeihung zu bitten, daß sie beim Anblick ihrer Herzensfreundin Alles vergessen und sich nicht einmal umgeschaut habe. Sie überwand sich und küßte der alten Dame, von der sie seit gestern ein ganz anderes, nicht mehr freundliches Bild gewonnen hatte, die Hand, dankte für ihren Glückwunsch, bestellte die Empfehlung ihrer Mutter, welche ihr aufgetragen worden und machte der feinen Erziehung, für welche das Stift, in welchem sie dieselbe genossen, berühmt ist, alle Ehre. Frau von Ruhl konnte nicht anders, als mit ihr zufrieden sein; sie begriff, daß Diana Ireneu vorgezogen werden müsse.

„Darf ich nun fragen, welchen Wunsch Sie mir aussprechen wollen, da ich doch unwillkürlich so eben davon schon ein Wörtchen fallen hörte?“ Ihre Freundlichkeit gegen Diana hatte einen so aufrichtigen Ausdruck gewonnen, daß er einen schroffen Gegensatz zu ihrem Benehmen, wie es ihre Richte kürzlich erfahren, bildete.

„Ich lege meine Bitte Ihnen an das Herz,“ erwiderte die Braut. „Von Ihnen allein ist die Erfüllung meines heißesten Wunsches abhängig! Ich weiß sehr wohl, daß ich ein großes Opfer von Ihnen erbitte, aber bei der Liebe, welche Sie für Irene bewiesen haben, wird es Ihnen nicht zu schwer fallen.“

„Sie können mich durch eine so feierliche Beschreibung erschrecken!“ sagte Frau von Ruhl lächelnd. „Welches Opfer sinnen Sie mir denn an?“

„Irene mir zu schenken! Ich habe schon vergebens mit ihr davon gesprochen, sie will davon nichts hören, sie kennt ihre Pflicht und weiß, was sie Ihnen zu danken hat —“

„Verstehe ich Sie recht?“ fragte die Ruhl und das Lächeln in ihren Zügen nahm eine wahrhaft dä-

monische Ironie an. „Sie wünschen, daß Irene zu Ihnen kommen soll, hoffentlich doch erst nach den Flitterwochen und nur auf eine kurze Zeit?“

„Wenn wir unsere bleibende Heimath bezogen haben, welche für Ireneu eine besonders liebe sein wird — — dann aber, gnädige Frau, wenn sie uns freundlich sein wollen und es über sich vermögen, sich ganz von Irene zu trennen —“

„Eine förmliche Uebersiedelung?“ rief die Ruhl, indem sie einen Blick des lachendsten Hohnes auf Irene warf, die, in sichtliche Bestürzung gerathen, schon versucht hatte, Einspruch zu thun. „Ei, das würde ja für meine Richte ein namenloses Glück sein! Glauben Sie nicht, daß mir das Opfer zu schwer fällt!“

„Nein, Tante Ruhl!“ rief jetzt Irene, mit einer bittenden Geberde gegen Diana. „Sie haben schon anders über mich beschloffen und es führt nicht zum Glück, wenn gefaßte Entschlüsse wieder aufgegeben werden —“

„Das ist Aberglauben, liebes Kind,“ unterbrach sie die Tante. „Wenn sich Besseres zeigt, darf man auf seinem ersten Plane nicht eigensinnig verharren. Ich gebe aus vollem Herzen meine Zustimmung, liebe Comtesse, und da Sie vorerst doch einige Zeit, wie ich mir denken kann, abwesend sein werden, so kann ich auch mein Versprechen, das ich anderwärts schon gegeben habe, für diese Zeit halten. Ich habe nämlich einer achtungswerthen Dame versprochen, daß Irene sie im Frühlinge auf einer längern Reise, die sich vielleicht über den ganzen Sommer und Herbst hinausziehen wird, begleitet. Wenn Sie dann mit Ihrem Herrn Gemahl zurückkehren — nun, liebe Comtesse, warum werden Sie roth? es wird doch aus jedem Bräutigam ein Gemahl! — wenn Sie sich dann eingerichtet haben, soll Irene Ihr Glück mit eigenen Augen sehen und bei Ihnen bleiben, so lange Sie wünschen!“

Diana dankte der Tante mit feurigen Worten und wandte sich hocheifrig, daß ihre Bitte eine so leichte Gewährung gefunden hatte, zu der Freundin, deren räthselhaftes Benehmen sie jetzt erst mit Staunen und Besorgniß bemerkte. Irene's Augen standen voll Thränen, in ihren Zügen malte sich eine Bewegung, die man eher Bestürzung und Angst hätte nennen können, als Freude über die Entscheidung der Tante. Hatte sie denn nicht selbst über deren unfreundliche Behandlung geklagt? War es ihr denn nicht lieb, zu ihrer Diana zu kommen? Irene mußte diese Fragen in ihren Augen lesen, denn sie sagte hastig, mit sichtbarer

Anstrengung, jene verrätherischen Zeichen zu unterdrücken: „So gütig bist Du, meine Diana! Und die Tante so besorgt für mein Glück und meinen Frieden! — Doch ist die Zeit noch lang — ehe sich Alles erfüllen wird — und es kann sich soviel bis dahin ändern!“

„Wie, meine geliebte Irene! Hast Du mir Dein Herz entzogen?“ rief Diana. „Wird es Dich auch nicht ein wenig zu uns locken, wenn ich Dir sage, wo wir künftig unsere Heimath haben werden? In Lauensee!“

„Irene wiederholte überrascht den Namen: es war das Gut, das einst ihr Vater besessen, wo sie die glücklichsten Tage ihrer Kindheit, an welche sie stets mit einer Art von Heimweh dachte, verlegt hatte, das schöne Besitzthum, das nach dem Tode ihres Vaters, wo Alles, was bisher künstlich vor der Welt aufrecht erhalten worden, zusammenbrach, dem hinterlassenen Kinde verloren gegangen war! Auch Frau von Ruhl blickte betroffen auf, sie schien aber von dem leicht zu errathenden Zusammenhange der Nachricht unangenehm berührt zu sein.

„Runo hat Lauensee gekauft — erst gestern hat er von dem Abschlusse Nachricht erhalten,“ berichtete Diana. „Du hast mir soviel von Lauensee erzählt, Deine Seele hängt ja mit den süßesten Erinnerungen daran — nun kannst Du wieder dort wohnen, all die lieben Stätten wiedersehen und täglich genießen, lockt es Dich nicht, wenn Dein Herz auch für mich erkaltet ist?“

„Welch' ungerechter Vorwurf!“ rief Irene, indem sie, die Gegenwart der Tante nicht achtend, der Freundin Hand ergriff und an ihr Herz drückte. Meine Liebe zu Dir kann nur im Tode erkalten! Dann vielleicht erst wirst Du es ganz erkennen! Gib keinem Mißtrauen Raum — laß uns Deinen schönen Plan — bis die Zeit kommen wird, in Hoffnung bewahren: daß Du mich bei Dir haben willst, macht mich so glücklich!“

„Sie haben mein Wort, das Uebrige wird sich finden!“ unterbrach die Tante die schwärmerischen Ergüsse der beiden Schulfreundinnen, welche ihr zu überschwenglich waren. — „Sagen Sie mir aber, wie hat sich denn der Ankauf des Barons so plötzlich gemacht? Ich weiß doch, daß Lauensee nicht käuflich war und daß gar noch ein alter Prozeß darüber schwebte? Hat Ihnen der Baron darüber nichts gesagt?“

Das junge Mädchen verneinte die Frage und setzte hinzu, daß sie von Geschäften nichts verstehe und auch

nichts davon hören wolle. Frau von Ruhl hatte sie scharf in das Auge gefaßt, in ihren unschuldigen Zügen aber die Wahrheit ihrer Antwort erkannt; sie selbst hatte alle Mühe, die Unruhe, in welche sie die Nachricht gesetzt hatte, zu verbergen und es gelang ihr, der weitem Unterhaltung ein früheres Ende zu machen, als es in den Wünschen der Freundinnen lag, die so gern allein geblieben wären und sich ausgesprochen hätten — wenn schon in sehr verschiedenem Sinne. Das war aber jetzt unmöglich, die Tante wich nicht von ihrem Plaze und Diana in ihrer wachsenden Ungeduld nahm endlich Abschied, indem sie Irene einlud, sie recht bald zu besuchen.

„Runo freut sich auch, Dich wieder zu sehen,“ sagte sie ahnungslos, welchen Eindruck diese ihre Worte machen würden. „Es hatte ihm damals fast das Herz abgedrückt,“ setzte sie lächelnd hinzu, „daß er vor Dir sein Geheimniß, welches Dich doch meinethwillen so nahe anging, bewahren mußte! — Sie erlauben es doch, daß Irene uns den morgenden Abend schenkt?“ wandte sie sich an Frau von Ruhl. „Meine Mutter bittet auch darum. Runo muß übermorgen abreisen, ihn rufen Geschäfte, die sich nicht aufschieben lassen, nach Lauensee — wir aber bleiben noch länger hier: meine Mutter hatte hier noch so viel zu ordnen, was nur durch ihre Anwesenheit möglich ist. Sie erlauben es also, daß Irene kommt?“

„Wie sollte ich ihr wehren, sich an ihrem Glücke zu weiden?“ erwiderte Frau von Ruhl, und Irene fühlte bis in ihr zuckendes Herz hinein, was diese Worte für sie selbst enthielten; aber sie mußte ihr Gefühl verbergen und die Gräfin schied mit einer Zusage, welche Irene fest entschlossen war, nicht zu halten. Unmittelbar darauf verließ auch die Tante das Zimmer, ohne mit ihrer Nichte noch ein Wort zu wechseln. Sie war von der Nachricht, daß Lauensee, das frühere Besitzthum ihres Schwagers, verkauft worden war, in große Unruhe versetzt und schrieb sogleich deshalb an ihren Sachwalter mit der Bitte zu ihr zu kommen und sie über den Zusammenhang aufzuklären. Für sie hing zuviel davon ab.

Auf der Straße begegnete Diana dem Prinzen Egon, welcher sich erlaubte, sie anzusprechen und ihr hier seinen Glückwunsch zu bringen: er war nicht gewohnt, seinen augenblicklichen Anwandlungen die geringste Fessel anzulegen. — „Ich wollte persönlich Ihrer Frau Mutter und Ihnen meinen Antheil aussprechen,“ sagte er, „aber ich habe wieder das Unglück gehabt, Ihre Frau Mama nicht zu Hause zu treffen.“

In dem Aufblick der jungen Dame hätte er einen Zweifel finden können, aber es war doch nicht möglich, sie länger aufzuhalten und er bat sie jetzt, ihm seine Dreistigkeit zu verzeihen und ihrer Mutter seinen Glückwunsch zu Füßen zu legen. Diana, sonst allen Menschen freundlich, hatte gegen Egon, sie wußte selbst nicht warum, eine unwillkürliche Abneigung; sie dankte ihm flüchtig und ganz gegen ihre Weise, kalt und eilte weiter; die beiden Diener, beide bei ihrer Herrschaft ergraut, wechselten an einander vorüberschreitend, einen Blick wie alte Bekannte. Das waren sie auch von der Zeit her, als sich das Verhältniß zwischen dem Fürsten und der Gräfin Hohenwehr entsponnen hatte und Frieder lehrte sich noch einmal nach dem Andern um, der es gleichfalls that: er machte ihm mit der Hand ein Zeichen, als habe er ihm was mitzutheilen, und Irene sah ihm verwundert nach, da sich beide doch hier nicht aufhalten konnten. Der Prinz, nach seiner Wohnung gekommen, gab augenblicklich Befehl zur Abfahrt nach Rhanna. Die Abweisung, die er so eben erfahren hatte, denn er war keinen Moment zweifelhaft, daß die Gräfin zu Hause gewesen sei, schien ihm durch sein verletztes Selbstgefühl Kraft gegeben zu haben, sich männlich von dem entnervenden Zauber, der ihn umstrickt hielt, loszureißen. Noch war es Zeit, noch war er dem Fluche der Lächerlichkeit nicht unrettbar verfallen, dem einzigen Makel vor den Augen der Welt, den er scheute! Er wollte gar nicht mehr nach der Stadt zurückkehren, sondern von Rhanna alsbald nach seiner Station abreisen, um sich in dem lustigen, kameradschaftlichen Leben und der Geselligkeit einiger magyarischen Häuser, die sich den kaiserlichen Offizieren noch nicht verschlossen hatten, von seiner Schwäche zu heilen. Aber dieser Entschluß brach in Trümmer, als er kaum eine Stunde der Einsamkeit in seinem stillen Hause verlebt hatte, denn vor dem Schreibtische seines Vaters sitzend und nochmals denselben durchwühlend, war plötzlich dennoch eine geheime Feder aufgesprungen, die er bis jetzt nicht bemerkt hatte: ein verborgenes kleines Fach, ein Bild darin — es war das Bild der Gräfin, nur viel jünger, wahrscheinlich, nach dem veralteten Costüme zu urtheilen, noch in ihren Mädchenjahren gemalt, aber meisterhaft und von einem Liebreiz, daß Egon einen Moment starr vor seinem Funde saß ehe er ihn an sich riß, an sein Herz, an seine Lippen preßte. Die Wogen der Leidenschaft, die sich nur trügerisch geebnet hatten, brausten wieder hoch empor und schlugen über seinem Haupte zusammen. Wie konnte er hier kalt entsagen wollen! Er gab den Gedanken

auf, den er kaum gefaßt hatte; sein ganzes Sinnen war nur darauf gerichtet, wie er sich Bahn zu ihr brechen, wie er den Schatten seines Vaters, der zwischen ihm und namenloser Seligkeit stand, beschwören und verbannen sollte — die wildesten Entwürfe, welche selbst vor einem Verbrechen nicht zurückbebt, durchkreuzten seine Seele. Spät in der Nacht war es und todtensstill Alles im Hause, als er noch immer ruhelos, nachdem er eine Weile im Zimmer auf und abgestürmt war, in seinem Lehnstuhl saß und das himmlische Bild, dessen Anblick ihn wieder in die Brandung, der er kaum entronnen schien, zurückgestürzt hatte, mit trunkenem Auge betrachtete. Wie war sein Vater in den Besitz dieses Kleinodes gekommen? War es denkbar, daß sie ihm das Bild als ein Pfand ihrer Liebe geschenkt hatte, war überhaupt eine Liebe von ihrer Seite zu dem Greise denkbar? Das Bild war einfach gefaßt, nicht einmal in Gold, sondern in einem altfränkischen Rahmen von Elfenbein — er wandte es um und erkannte jetzt erst die eingegrabenen Ziffern auf der Rückseite: „4. Mai 1812“. Betroffen las Egon diese Inschrift. Was bedeutete sie, fünfzig Jahre alt? In welcher Beziehung stand sie zu der Gräfin, welche damals noch nicht geboren sein konnte? Er sprang auf: der Wink war ihm gegeben, wie er sich wieder Zutritt, an dem er fast verzweifelt, gewinnen mußte und nach kurzem Besinnen schrieb er gleich nieder, was ihm der aufregende Moment zu einem Billet an die Gräfin eingab. Mußte er es auch am andern Morgen, als unmöglich abzusenden, wieder zerreißen, so enthielt es doch den Gedanken, den er in schickliche Form kleiden konnte und der ihm wie ein Talisman das eiserne Thor, das ihm den Zugang wehrte, aufsprengen mußte. Diese Hoffnung ließ ihm keine Ruhe, so daß er gegen seine Gewohnheit in aller Morgenfrühe schon aufstand, wüßte im Kopf und ermattet, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Er mußte Licht anzünden, was er bis jetzt im Winter nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten gethan hatte. In der ganzen Villa herrschte noch das tiefste Schweigen. Egon las, was er gestern geschrieben hatte und erschrak über sich selbst, diese Sprache mußte sie verlegen, er schrieb sogleich ein neues Billet in gemäßigtern Ausdrücken, welches um die Erlaubniß bat, der Gräfin einen sie betreffenden wichtigen Fund, den er unter den Papieren seines Vaters gemacht, überreichen zu dürfen. Sie konnte freilich fragen, warum er ihn nicht gleich mitsende, aber die Antwort darauf konnte ihr ja nicht mehr zweifelhaft sein, sie wußte längst, was er für sie fühlte. Eine andere Frage trat

unplötzlich an ihn selbst heran und trieb ihm das Blut in das Gesicht, da er sie bisher vermieden hatte — war es denn wirklich und ehrlich seine Absicht, als gewissenhafter Erbe seines Vaters auch in dessen Verlobung einzutreten und die Gräfin zu heirathen? Er sprang ungestüm auf, ergriff das Licht und verließ sein Zimmer, als wolle er der Antwort entgehen. Noch regte sich nichts in der Villa, er mußte seinen Züger wecken und folgte dem plötzlichen Einfall, das selbst zu thun, statt zu klingeln: wollte er sich dadurch der strengen Frage entziehen, die ihn tief beschämte? Die Stube des alten Frieder, unweit seines eigenen Kabinetts war unverschlossen, der Prinz öffnete sie und trat mit hochgehobenem Lichte hinein. Sogleich fuhr der Alte in seinem Bette empor — „Durchlaucht!“ rief er erschrocken. Der Prinz befahl ihm, sich sobald als möglich zu einer Sendung nach der Stadt bereit zu machen, er solle fahren und auch den Kutscher wecken, der wahrscheinlich, wie Alle, noch schlafe —

„Was hast Du da?“ unterbrach er seine Rede, indem er rasch an den Tisch trat. Ein Kästchen war es von dunklem Saffian mit Bronze beschlagen, mit dem Namenszuge seines Vaters unter der Fürstenkrone geziert — es war halb mit einem Tuche bedeckt, aber grade der Namenszug war im Lichtschimmer blinkend dem Prinzen in das Auge gefallen, und er hob jetzt das Kästchen auf, das er noch nie gesehen hatte. „Wie kommt das hieher?“ rief er mit Unwillen, denn der Gedanke an eine Veruntreuung lag so nah, daß er im ersten Moment jeden andern verdrängte.

Der alte Frieder war ganz außer Fassung gerathen, er stammelte einige unzusammenhängende Worte und machte nur hastig Anstalt als wolle er in Gegenwart des Prinzen sein Bett verlassen. Dieser jedoch lehnte sich schon nach der Thür — „Du wirst mir darüber eine Aufklärung geben, beeile Dich!“ sagte er, denn ihm war schon eingekommen, daß er dem Alten wohl Unrecht gethan habe, daß es vielleicht ein Geschenk sein könne und jedenfalls Frieder keines schlimmen Vorgehens gegen die Treue fähig sei. Das Kästchen nahm er jedoch, ohne ein Wort zu sagen, mit.

„Durchlaucht, es ist mir anvertraut!“ rief ihm der alte Diener nach, die Hände gegen ihn ausstreckend. „Ich habe heilig geschworen, es nie in andere Hände zu geben.“

Egon wandte sich schnell um. — „Gehört es Dir? Was enthält es?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, es gehört nicht mir, ich habe nur Befehl erhalten, es an den richtigen Ort abzu-

geben, den mein hochseliger Herr mir gesagt hat! Fragen mich Durchlaucht nicht weiter danach — ich habe Alles heilig versprochen, Sie werden nicht fordern, daß ich das Wort brechen soll, das ich Ihrem Herrn Vater gegeben habe!“

Durch Egon's Seele flammte es, wie ein Blitz, der ihm dies seltsame Geheimniß erhellte. Was konnte dies Kästchen, das so leicht war, enthalten als die Papiere, die Briefe und Schriften seines Vaters, und wenn der Wille des Verstorbenen sie ihm vorenthalten hatte, wem anders konnten sie zugedacht sein, als der Braut, die er hinterließ? Hier waren die wichtigsten Aufschlüsse in seiner Hand und er sollte sie hingeben, wo sie für ihn dann vielleicht auf immer verloren waren? Eine dunkle Hoffnung sagte ihm, daß er hier einen viel stärkeren Talisman, als in dem Bilde gefunden habe; es konnte nicht Zufall, es mußte Bestimmung sein, daß Alles wie auf einen Schlag zusammenfiel und er widerstand der brennenden Versuchung des Augenblicks nicht.

„Du sollst Dein Wort nicht brechen!“ sagte er zu dem alten Diener, der nun wirklich aus dem Bette gesprungen war und schnell seinen Mantel übergeworfen hatte. „Ich frage Dich nicht weiter und Du hast das Pfand in keine andern Hände gegeben. Wird es Dir genommen, was kannst Du dafür? — Zurück! Was erfrecht Er sich?“ donnerte er den Greis heftig an, als dieser mit einem Wort ängstlicher Bitte die Hand nach dem Kästchen ausstreckte, als wolle er dasselbe seinem jungen Herrn entreißen. „Ich behalte das, verstanden? Hast Du selbst irgend einen Antheil oder enthält es etwas für Dich, so sollst Du befriedigt werden! Kein Wort mehr!“ Er verließ die Stube, ohne auf die erneuten Bitten und Vorstellungen des Alten, der ganz außer sich war, zu achten. „In einer halben Stunde hole Dir Deine Abfertigung.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein amerikanisches Original.) Man darf nicht glauben, daß England oder vielmehr die Engländer allein das Privilegium der Sonderbarkeit besitzen, unter den nüchternen Yankee's giebt es ebenfalls Leute genug, die ganz absonderliche Einfälle haben. So starb kürzlich in Philadelphia eine alte, ungeheuer reiche Dame, welche keine gesetzlichen Erben hinterließ. Man

erzählte sich, nicht bloß heimlich, sondern sehr laut, daß sie früher einen sehr leichtfertigen Lebenswandel geführt haben solle, und so mochte die gute Dame fürchten, daß man in ihrer Vaterstadt ihr Andenken nicht besonders ehren und ihr kein großes Trauergeleite geben würde. Deshalb hatte sie ganz eigenthümliche Bestimmungen hinsichtlich ihrer Beerdigung getroffen. Sie hatte in ihrem Testamente verfügt, daß ihr Leichnam zweihundert Meilen weit von der Stadt, wo sie gestorben, forttransportirt und begraben werden solle und zwar dürfe dies nicht mittelst der Eisenbahn geschehen, sondern auf einem Leichenwagen, dem eine Menge anderer Wagen mit armen Frauen folgen sollten, während arme Männer mit angezündeten Fackeln den Wagen geleiten müßten. Man dürfe an einem Tage nicht weiter als zwanzig Kilometer gelangen und müsse an jeder Station einen Trauergottesdienst abhalten, worauf das ganze Trauergeleite gespeist wird.

Für dieses Begräbniß ist die Summe von 80,000 Thalern ausgesetzt; zwölf Wagen und zweihundert Arme sollen den Zug geleiten; von den letzteren erhält jeder täglich außer der Verköstigung noch einen Lohn von 1 Thaler 10 Ngr. Außerdem hat die Verstorbene noch die sonderbare Bestimmung in ihrem Testament getroffen, daß sie allen ihren Diensthofen, deren sie eine ziemliche Menge besaß, bedeutende Pensionen hinterläßt, die sie jedoch nur unter der Bedingung erhalten sollen, daß jeder derselben in eine andere entfernte Stadt zieht, doch so, daß jeder von dem andern mindestens 60 Meilen entfernt lebt, damit, wie sie in ihrem Testamente sich ausdrückt, sie nicht nach ihrem Tode mit einander von ihr sprechen und Uebles von ihr reden könnten. —

(Ein wohlangebrachter Ungehorsam.) Marie S., ein junges Mädchen in Paris, welche sehr frühzeitig schon Waise geworden war, hatte es durch ihr gutes Betragen und ihre große Geschicklichkeit im Kleiderverfertigen so weit gebracht, sich eine solide Kundschaft und eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Sie arbeitete selbst mit unermüdblichem Fleiß und beschäftigte noch mehrere andere junge Mädchen, ihr Geschäft ging vorwärts und sie sah mit hoffnungsvollem Muthe in die Zukunft, welche ihr ein freundliches Loos zu versprechen schien. In einem der großen Läden, wo sie ihre Stoffe zu entnehmen pflegte, machte sie die Bekanntschaft eines der ersten Commis, Namens Eugen D., der einen ziemlich bedeutenden Gehalt erhielt und die Aussicht hatte, in nicht zu fernem Zeit ein eigenes Geschäft begründen zu können, da sein Vater ein wohlhabender Kaufmann in einer Provinzialstadt war. Eugen fand Gelegenheit, dem jungen Mädchen, die ihm wegen ihres ansprechenden Aeußeren wie durch ihr bescheidenes und doch würdevolles Wesen immer mehr und mehr gefiel, einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen; auf diesem Wege wurden sie mit einander bekannt, gewannen sich lieb und gedachten sich zu heirathen, sobald Eugen selbstständig geworden sein würde.

Vor wenigen Tagen kam nun Marie wieder einmal in das Geschäft, wo ihr Geliebter angestellt war, allein sie sah ihn nicht; sie kehrte am selben Tage noch zwei bis drei Mal dahin zurück,

allein vergeblich — Eugen war nicht da. Sie begann, sich über diese Abwesenheit zu beunruhigen, als sie durch die Post einen Brief von Eugen erhielt, der sie wie ein Donnererschlag aus heiterem Himmel traf. Er schrieb ihr, daß sein Vater nach Paris gekommen sei, um ihn mit nach Hause zu nehmen, damit er die Tochter eines Freundes heirathen solle, welche Partie er schon längst für ihn bestimmt habe. Alle Erklärungen des Sohnes, daß er sein Herz bereits verheiratet, vermöchten nichts über den Vater, der diese Liebe als eine bloße Kinderei betrachte. Nachdem er nun gesehen, daß alle Reden und Bitten den Vater unbeugsam ließen, der ihn nur an seinen schuldigen Gehorsam mahne, könne er nicht anders, als sich dem Willen des Vaters zu beugen, und müsse am folgenden Tage mit blutendem Herzen seinen Vater begleiten, obwohl er überzeugt sei, daß er einem lebenslänglichen Unglück entgegengehe, da er niemals eine Andere geliebt habe noch lieben werde als seine Marie.

Die Verzweiflung des jungen Mädchens bei Empfang dieser Nachricht war so groß, daß sie den Entschluß faßte, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie schickte gegen Abend ihre Arbeiterinnen ungewöhnlich zeitig nach Hause, schrieb einen Abschiedsbrief voll inniger Liebesworte an Eugen und übergab diesen Brief ihrer Wärterin, indem sie ihr dringend anempfahl, denselben erst nächsten Morgen an die bezeichnete Adresse abzugeben. Die Frau begab sich nach Hause und als sie in ihre Wohnung kam, erhielt sie noch von Jemand einen Auftrag, den sie sofort auf dem Boulevard Sebastopol ausrichten sollte. Nachdem sie die Adresse von Mariens Brief betrachtet, sah sie, daß sie denselben in einem Hotel an demselben Boulevard abgeben müsse und glaubte, es würde wohl nicht so viel darauf ankommen, wenn sie ihn etwas eher besorge, als man ihr gesagt, und sich auf diese Weise den weiten Weg einmal ersparen könne. Sie machte sich also auf den Weg und wendete sich an den Portier des Hotels, welcher ihr sagte, Herr Eugen D. nebst seinem Vater seien zugegen und wenn der Brief von Wichtigkeit sei, thäte sie wohl, ihn sogleich hinauszutragen, da die Herren am andern Morgen fortreisen wollten und sie vielleicht eine Antwort erhalten würde.

Sie befolgte diesen Rath und fand die beiden Herren mit dem Einpacken ihrer Sachen beschäftigt. Eugen, dem sie den Brief übergab, hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als er ihn fallen ließ und ganz außer sich vor Verzweiflung halb bewußtlos in seinen Stuhl zurückfiel. Sein Vater hob das Schreiben auf und las es; augenblicklich eilte er dann zur Thür hinaus, nahm einen Wagen und fuhr, nachdem er von der Frau Mariens Adresse erfahren, in deren Wohnung. Nachdem er hier vergebens geklingelt und an die Thür gepocht hatte, erbrach er die Thür mit Hilfe einiger Nachbarn und fand das junge Mädchen in vollem Anzuge auf ihrem Bett hingestreckt, neben welchem eine Kohlenpfanne voll Kohlen brannte. Sie war noch nicht todt, sondern hatte in Folge des Kohlendampfes nur erst das Bewußtsein verloren, so daß sie nach Anwendung einiger Mittel wieder zur Besinnung gelangte. Eugens Vater war am allereifrigsten um sie beschäftigt und betrachtete sie fortwährend

voll innigen Mitleids, indem er vor sich hin mormelte: „Armes Kind, wie sie ihn lieben muß!“

Er bestellte eine Wärrerin, welche die Nacht über bei Marien blieb, eilte dann wieder in's Hotel, wo sein Sohn in Todesangst auf ihn wartete, mit dem festen Entschluß, wenn er vernähme, daß Marie schon todt sei, sich ebenfalls das Leben zu nehmen. Als er den Vater in so gerührter Stimmung aufkommen sah und die gute Nachricht vernahm, wagte er einen letzten Sturm auf das väterliche Herz, erzählte von Marien, von ihrer beiderseitigen Liebe, ihren Plänen und Hoffnungen — kurz, das Ende von der Sache war, daß der Papa am nächsten Morgen wieder zu dem jungen Mädchen ging, eine lange Zeit mit ihr allein sprach, dann seinen außen harrenden Sohn hereinrief und Beider Hände in einander legte, wie ein guter Vater im Theater. —

(Tugendpreise.) Eine junge Dame aus Cincinnati hat einige sehr hübsche Neujahrs Geschenke an Mitglieder der Potomac-Armee geschickt. Diese Geschenke bestanden aus drei sehr schön gearbeiteten Tabaksbeuteln, von der eigenen weißen Hand der Geberin gefertigt, von denen der eine für den General Meade bestimmt war, während die beiden anderen nach dem Ermessen des Obercommandanten an zwei Generale vertheilt werden sollten, der eine an den, welcher keine geistigen Getränke zu sich nähme, der andere an den, welcher niemals stuchte. Der Preis der Mäßigkeit ist nun dem General Williams zugesallen, dem Befehlshaber des Generalstabes von General Meade und der Preis für die gemäßigte Sprache dem General Hunter. Man kann sich jedoch leicht vorstellen, wie die Offiziere, besonders die, welche Nichts bekommen hatten, über diese Tugendpreise in Gestalt von Tabaksbeuteln gelacht und gespottet haben.

(Eine Matratze von Tabak.) Ein Hamburger Bürger, welcher jetzt österreichisches Militär als Einquartirung hatte, bot einem der Soldaten, einem braven Kroaten, der sich nur spärlich im Deutschen auszudrücken vermochte, eine Cigarre an, die derselbe mit vielen Dantesäußerungen nahm.

„Ach, Herr,“ sagte der Soldat, „Sie sind wirklich zu gut gegen mich; nicht bloß, daß Sie mich auf einer Matratze von ausgezeichnetem Tabak schlafen lassen, nun geben Sie mir gar noch eine Cigarre.“

„Wie so denn, eine Matratze von Tabak?“

„Ja wohl, Herr, es ist ein kleines Loch darin, damit ich mir welchen herausnehmen und in meine Pfeife stopfen kann — und er schmeckt mir wirklich ganz ausgezeichnet.“

Der Hamburger traute seinen Ohren nicht — eine Matratze von Tabak! Er ging sofort, die Sache zu untersuchen und machte die Entdeckung, daß der berühmte Tabak in der Matratze ganz einfach aus Seegras bestand, welches allerdings eine entfernte Aehnlichkeit mit Tabak im Aussehen hat. Der treuherzige Kroat hatte große Sorge, daß man ihm die kostbare Matratze wegnehmen würde, aber sein Wirth gab ihm die volle Erlaubniß, soviel von dem darin enthaltenen Tabak zu rauchen, als er Lust habe. —

(Eine kostbare Jagdbeute.) Bei einer unlängst von Jagdliebhabern in der Gegend von Bremerhafen veranstalteten Treibjagd waren so wenig Hasen auszureiben gewesen, daß die meisten Jäger mit leerer Jagdtasche heimzukehren genöthigt waren. Dies thun aber bekanntlich die Herren gar sehr ungern, da sie dann besürchten müssen, daß ihre Frauen sie auslachen und auch ausschelten, wie sie so viel Geld und Zeit hinauswerfen können, ohne nur irgend eine Beute mit heimzubringen. Da aber nun einmal kein Hase zu erlangen gewesen, so entschloß man sich zu dem in solchen Fällen oft angewendeten einfachen Mittel, einen Hasen zu kaufen. Leider war aber im Dorfe augenblicklich nur ein einziger kleiner Hase vorhanden, den der Bauer, welcher ihn geschossen, ganz gern für 20 Groschen hergegeben haben würde, hätte man ihm nicht mit Gewalt mehr Geld dafür ausgebrungen. Alle die Herren Jäger wollten nämlich gern den Hasen haben, und so wurde er denn versteigert; man trieb das Hässchen immer höher hinauf, indem man 3, 5, 10, 15, 20 Thaler dafür bot, aber damit war es noch nicht genug. Einer der Jäger erstand ihn endlich für 26 Thaler und dann eilte der Waidmann mit seiner „aufgetriebenen“ kostbaren Beute glücklich nach Hause. Seine Frau Gemahlin war den anderen Tag sehr guter Laune, da sie einen Braten auf dem Tische hatte, der zwar nur klein war, aber desto besser schmeckte, da er ja weiter nichts gekostet habe als einen Schuß Pulver und etwas Blei. Am vergnügtesten war aber doch der Bauer, der sich über seine 26 Thaler nicht wenig freute und das Geschäft ganz rentabel fand. —

(Rossini in Paris.) Der alte Meister liebt, wie alle genialen Menschen, einen guten Spaß. Borige Woche stellt sich zu seiner Soirée einer seiner Freunde bei ihm ein, der, an demselben Abend zu einem Maskenballe eingeladen, bereits maskirt ist und von Rossini nicht erkannt wird. Rossini, erstaunt, eine uneingeladene Person zu sehen, fragt: „Wer sind Sie, mein Herr?“

„Ich bin Wolfgang Mozart!“ erwiderte der Andere.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie, großer Mozart, in Paris sind,“ rief Rossini, der seinen Freund an der Sprache erkannte, „so würde ich Ihren Besuch nicht abgewartet haben, sondern zu Ihnen geeilt sein, um dem größten aller Meister meine Huldigung darzubringen!“

Die Einwohner seiner Vaterstadt Pesaro sind eben im Begriffe, ihm ein Monument zu errichten. Dasselbe besteht in einer prächtigen Bronze-Statue Rossini's von Marochetti. Sie wird auf dem Platze vor dem Bahnhofe aufgestellt werden, der den Namen „Piazza Rossini“ erhalten soll. Rossini, der dies alles durch seinen Landsmann, den Grafen Petticari, erfuhr, hat an denselben ein Schreiben gerichtet, in welchem er sein Bedauern ausdrückt, bisher noch nichts für seine Vaterstadt gethan zu haben; seine Mitbürger würden aber bei der Eröffnung seines Testaments sehen, daß er sie nicht vergessen.

Rossini hat sich über die Mitwelt nicht zu beklagen. Kein Künstler hat bei seinen Lebzeiten mehr Anerkennung gefunden, als er. Im Pariser italienischen Theater ist seine Bildsäule

aufgestellt und eine Straße in der Nähe der großen Oper trägt bereits seit einer langen Reihe von Jahren seinen Namen. In seinem eigenen Hause aber wird wahrhafter Götzendienst mit ihm getrieben. Wer bei ihm eingeführt wird, bringt ein Weihrauchgefäß mit und schwingt es ihm um das glorreiche Haupt. Er scheint jedoch auf diese Huldigungen nicht mehr Werth zu legen als sie verdienen. Zuweilen wird ihm sogar seine Unsterblichkeit sehr unbequem, und er schenkt nur wenig Aufmerksamkeit den Anbetern und Anbetenden, die sich in seine Salons drängen, um ihm eine abgedroschene Phrase zu sagen und ihm sein photographirtes Bild mit einem Autographon darunter abzubetteln. Rossini, der nicht leicht giebt, giebt nichts leichter, als sein photographirtes Conterfei, und er begleitet diese Gabe mit einem geschriebenen Complimente an den Beschenkten. Den unbedeutendsten Claviertrommler erklärt er für einen großen Meister, den mittelmäßigen Sänger für ein Genie, und gilt es einer Dame, so wird die Bewunderung auf der photographirten Karte noch heißer ausgedrückt. Wer weiß, wie viele solcher Bilder in Europa herumspedirt werden! Rossini macht sich nicht nur über Andere, sondern auch über sich selbst lustig. Vor einigen Tagen zeichnete der cygne de Pesaro ein Einladungsschreiben: „Gioachino Rossini, singe de Pesaro.“

(Eine theure Stadt.) Der Aufenthalt in Mexiko gilt mit vollem Recht für einen der kostspieligsten auf der ganzen Erde. Ein Rock von mittelfeinem Tuche wird mit 45, ein Frack mit 55 bis 60, ein Paar neue Stiefeln mit 8 bis 12 Thaler bezahlt. Die Preise der Tapezierer, Sattler, Buchbinder &c. sind außerordentlich hoch, aber vor allem fast unerschwinglich die Rechnungen für ärztliche Behandlung. Die Forderungen der Ärzte in Mexiko grenzen an das Unglaubliche. Ein Besuch zur Nachtzeit in der Umgegend der Stadt wird zu hundert und mehr Thalern berechnet. Ein Arzt, der vor zehn Jahren in der Stadt ankam ohne einen Heller Vermögen, besitzt bereits über 100,000 Thaler, die er bloß durch seine Praxis erworben hat. Uebrigens ist auch der Mexitaner leichtsinnig, verschwenderisch und kennt den Werth des Geldes nicht, das ihm weniger Bedürfnis zum Leben als zum Prunke ist. Tausende, die ein großes Vermögen verloren haben, gehen mit lässiger Gleichgültigkeit und mit der trefflichsten Laune in schlechtem Anzuge einher und leben von der einfachsten Speise, während sie früher das Gold mit vollen Händen austrenten. Sie verpielen auch mit fast unbegreiflicher Gemüthsruhe große Geldsummen und Beispiele von Selbstmord nach gänzlichem Verluste des Vermögens sind vollkommen unbekannt.

(Eine Malerrechnung.) Der Decorationsmaler, Namens Jacques Caspoux, hatte im Jahre 1700 eine Klosterkirche renovirt und 78 Francs 10 Sous Brabanter Münze (ungefähr 168 Francs oder 44 Thlr. 24 Ngr. nach heutigem Münzfuß) dafür gefordert. Der Abt des Klosters hatte diese Rechnung übertrieben gefunden und verlangte, der Maler solle seine Arbeiten detaillirt aufzählen und somit seine Forderungen

im Einzelnen darthun. Diesem Verlangen entsprach Jacques Caspoux und man hat nun in den Papieren des Klosters die detaillirte Berechnung aufgefunden, welche wirklich äußerst amüfant abgefaßt ist. Sie lautet:

1) Die zehn Gebote corrigirt und frisch überstrichen	13 Livres — Sols
2) Pontius Pilatus verschönert und ein neues Band an seine Mütze gesetzt	4 „ 17 „
3) Dem Hahn von St. Petrus einen neuen Schwanz gemacht und seinen Kamm reparirt	2 „ 4 „
4) Den guten Schächer wieder an's Kreuz besetzt und ihm einen neuen Finger gemacht	1 „ 8 „
5) Den linken Flügel des Erzengels Gabriel erneuert und vergoldet	15 „ 19 „
6) Die Magd des Hohenpriesters Kaiphas gewaschen und frisches Roth auf ihre Wangen aufgetragen	6 „ 13 „
7) Den Himmel erneuert, zwei Sterne hinzugesetzt, die Sonne frisch vergoldet und den Mond geläubert	8 „ 15 „
8) Das Gewand des Herodes überstrichen, zwei seiner Zähne und seine Perrücke neu hergestellt	3 „ 5 „
9) Die Leberhosen des Haman ausgebeffert und zwei Knöpfe an seine Weste gesetzt	2 „ 5 „
10) Dem jungen Tobias, welcher mit dem Engel Gabriel reist, ein Paar neue Stiefel und einen neuen Riemen an seinen Reisejack	2 „ 6 „
11) Die Ohren von Bileams Esel geläubert und denselben frisch beschlagen	4 „ 7 „
12) Einen neuen Stein an Davids Schleuder gemacht, Goliath's Kopf vergrößert und seine Beine weiter zurückgestellt	3 „ 3 „
13) Ein Paar neue Ohrgehänge für Abraham's Weib Sarah	4 „ 1 „
14) Dem Eselskinnbaden, womit Simson die Philister erschlägt, neue Zähne eingesetzt	1 „ 5 „
15) Die Arche Noah frisch getheert und dem Vater Noah ein Paar neue Armeel gemacht	7 „ — „
16) Das Hemde des verlorenen Sohnes ausgebeffert, seine Schweine gewaschen und Wasser in ihre Tröge gethan	3 „ 4 „
17) Einen neuen Henkel an den Krug der Samariterin gemacht	1 „ 5 „
f.	Summa: 78 Livres 10 Sols

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.
mit Stabstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

In seiner Gewalt war nun das Pfand, das sein Vater, ohne ihn nur einer Mittheilung zu würdigen, dem Diener zur Bestellung übergeben hatte. Warum war diese noch nicht geschehen? Wie kam heut das Kästchen zur Nachtzeit auf Frieders Tisch und wenn es so wichtig war, weshalb schlief er bei offener Thür? Jedenfalls konnte dies heimliche Wesen hinter dem Rücken seines Herrn nicht gebuldet werden, es war Zeit, den Alten zu entlassen. Egon betrachtete das Kästchen genauer, wog und schüttelte es in der Hand: es enthielt nach dem Geräusch wirklich nur Papiere. Daß er es der Gräfin nicht zustellen wolle, stand ihm fest; aber sie konnte immerhin durch sein Billet, das sich über den Fund nicht deutlich aussprach, in Ungewißheit gelassen werden, was damit eigentlich gemeint sei, um so eher mußte sie bewogen werden, ihn anzunehmen, besonders wenn sie etwas von der Existenz dieses Kästchens und daß es ihr zugebacht gewesen, wußte. Den Schlüssel aber — der Alte mußte noch den Schlüssel herausgeben, den er jedenfalls auch in Verwahrung hatte.

Pünktlich zu der befohlenen Zeit stellte sich Frieder ein, läugnete aber einen Schlüssel zu haben und zwar mit solcher Ehrlichkeit, daß der Prinz, der ihn kannte, nicht an seinem Worte zweifeln konnte. Als ihm der alte Mann nun so gegenüberstand und ihn mit seinen treuen Augen traurig ansah, als wolle er ihn fragen, wodurch er denn diese Behandlung verdient habe, da that er Egon plötzlich leid. „Sage mir nur eins!“ sprach er mit verändertem Tone. „Mein Vater wird Dir doch gegen mich kein falsches Spiel befohlen haben. Du sollst dies Kästchen der Gräfin Hohenwehr übergeben — Ja oder nein?“

„Wenn es Durchlaucht denn wissen — ja!“ erwiderte Frieder.

„Also wirklich!“ rief der Prinz. — „Und dies Bild, kennst Du es?“ Er hielt ihm das gefundene Portrait vor. Der Alte war sichtlich betroffen und warf einen zweifelhaften Blick nach dem Kästchen, das auf dem Tische stand.

„Haben Sie es erbrochen, gnädiger Herr?“ fragte er mit vorwurfsvoller Miene.

„Nichts erbrochen! Glaubst Du, es habe in dem Kästchen gesteckt?“ entgegnete der Prinz. „Ich habe es in dem Schreibtische gefunden. Du kennst das Bild — was bedeutet das Datum, das über fünfzig Jahre alt ist?“

Frieder schien einen Augenblick unschlüssig über die Antwort, dann sagte er: „Das Bild stellt die Mutter der Frau Gräfin von Hohenwehr vor; Ihr Herr Vater hat es in der russischen Campagne von

mir bekommen, der es von einem gestürzten und gefangenen feindlichen Offizier erbeutet hat: ich war Chevaugleger bei den Würzburgern, wie Sie wissen.“

„Aber das wird ja ein Gewirr, das nicht zu zerreißen ist!“ rief der Prinz. „Dies Bild ist also nicht die Gräfin — sondern ihre Mutter: die täuschende Aehnlichkeit ist also durch drei Geschlechter gegangen!“ Er betrachtete die schönen Züge einen Moment in trunkener Selbstvergessenheit, dann fuhr er auf: „Der russische Offizier, den Du gefangen nimmst, war jedenfalls der Mann dieser Frau — wie hieß er?“

„Erlauben Sie, der Mann war es nicht — diese Dame hat einen Andern geheirathet und erst ihre Tochter ist lange nachher die Frau des Grafen Hohenwehr geworden, das war eben der russische Offizier, dem ich nach Kriegsgebrauch die Beute abnahm. Das Bild hätte ich ihm wohl zurückgegeben, aber wir wurden gleich darauf von russischen Husaren angegriffen und geworfen und mein Gefangener dabei wieder befreit: seinen Namen las mein Herr nachher in der Brieftasche, die ich ihm mit sammt dem Bilde gab: Uhr und Geld gehörte natürlich mir.“

Der Prinz erwog diese seltsame Mittheilung. Der verstorbene Gemahl der Frau, die er anbetete, hatte in seinen jungen Jahren bereits mit ihrer Mutter in einem nähern Verhältniß gestanden, das bewies das Bild, welches ihn in den Krieg begleitet hatte. Frieder schien mit Allem vertraut zu sein —

„Du hast es von meiner Kindheit an treu mit mir gemeint,“ sagte er freundlich. „Schau, es ist gar kein Grund, warum Du mir jetzt, wo mein Vater todt ist, diese Geschichten nicht erzählen willst: das wird Dir mein Vater doch nicht verboten haben.“

„Das grade nicht — erwiederte Frieder, indem er wieder nach dem Kästchen sah. „Ich weiß auch nicht viel davon. Mein Herr sagte mir vor langer Zeit einmal, als er grade das Bild einmal wieder fand: Die hat nun auch geheirathet, aber nicht den Hohenwehr. Das war lange nach dem Frieden und mein Herr hatte unterdessen den Grafen kennen gelernt, das Bild ihm aber nicht wiedergegeben; der mochte es wohl auch haben wollen, denn er ist unverheirathet geblieben, bis er als alter Herr endlich die Tochter zur Frau nahm.“

„Und als er gestorben war, verlobte sich mein Vater mit ihr!“ setzte der Prinz lebhaft hinzu. „Wer weiß, was die Zukunft noch bringt!“ — Er übergab ihm jetzt das Billet an die Gräfin zur Bestellung und schlug die dringende Bitte um das Kästchen entschieden

ab. „Wenn es Dir so sehr am Herzen lag, warum stellst Du es frei hin und schläfst bei offenen Thüren?“ sagte er mit dem Uebermuth des Herrn, der keine Rechtfertigung einer gewaltthätigen Handlung braucht. „Ich muß die Chatouille für die meinige ansehen — das Weitere wird sich finden.“

Frieder senkte den Kopf und ging. Wie hätte er sich von dem jungen Herrn, den er von Kindesbeinen an gehegt und gepflegt hatte, gleich seinem Augapfel, noch vor wenig Tagen eine solche Behandlung erwartet! Welcher böse Geist war denn plötzlich über ihn gekommen? Die einzige Hoffnung des treuen Dieners blieb, daß in dem Briefe an die Gräfin wohl die Sache erwähnt sein und dadurch in Ordnung kommen werde — sonst stand er ja gradezu als Dieb da! Der Prinz beobachtete am Fenster Frieder's Abfahrt; einen Moment hatte er ihm doch das Kästchen mitgeben wollen, aber er mußte wissen, was es enthielt — nicht aus erbärmlicher Neugier, sondern weil es sie betraf. Immer brennender wurde das Verlangen in seiner Seele und als er den Wagen im Fortrollen erblickte, ging er rasch in das anstoßende Zimmer des wunderlichen Baues, das, in altgothischem Stil ausgestattet, eine Waffensammlung enthielt. Sein Werkzeug hatte er schon vorher erkoren, es war ein malaiischer Dolch mit starker Klinge. Er nahm die Waffe von der Wand und eilte zurück in sein Kabinet, wo er ohne sich nur einen Moment zu besinnen, aber mit fieberhaft gerötheten Wangen, den Dolch einsetzte, um das Erbstück seines Vaters, das nicht ihm zugebacht war, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft zu erbrechen. Das gute Schloß gab nicht nach, aber die Fugen der zierlich gearbeiteten Chatouille lösten sich und als der Deckel krachend aufsprang, durchzuckte es den Prinzen doch, wie ein Gefühl begangenen Unrechts, Briefe und Schriften — seines Vaters Hand, ein Tagebuch! Und unter demselben mit schmalem Seidenbände umschnürt, ein Heft: die zierlichen Schriftzüge einer Frau — Gedenkblätter, wie er sah, ein Name auf dem Umschlage: Adelheit! War das ihr Name? Er hatte sie bis jetzt nicht zu nennen gewußt — zitternd vor Aufregung riß er das Band ab und drängte sich frechen Auges in das Heiligthum eines Frauenherzens.

Wie auf der schimmerndsten Frühlingslandschaft zuweilen ein Schatten dahinzieht, und das Auge nicht zu erkennen vermag, welches Gewölk momentan den

Glanz der Sonne umflort hat, so war es mit Diana's bräutlichem Glück. Fühlte die Mutter eine Abneigung gegen Kuno? Ihr Wesen, wie sehr sie es zu beherrschen suchte, ließ fast keine andere Deutung zu und als Diana sie einmal besorgt und traurig darüber gefragt hatte, hatte sie es zwar heftig geläugnet, war aber doch so außer Fassung gewesen, daß es nur dem Gefühl, durchschaut zu sein, zugeschrieben werden konnte! Und Kuno weihte ihr stets die zarteste Aufmerksamkeit, sie selbst hatte einst, als Diana's süßes Mädchenheimniß von ihr errathen worden und Kuno mit seiner Werbung ihr genahet war, ihre Einwilligung freudig, fast überraschend schnell gegeben! Wodurch hatte der Geliebte denn ihr Wohlwollen verschert? Ein ernster Vorwurf konnte ihn nicht treffen, sonst würde sie ihr Wort noch in letzter Stunde zurückgenommen haben. Unbegreiflich, daß er die Verstimmung der Mutter gegen ihn gar nicht bemerkte, Diana hätte so gern mit ihm darüber gesprochen, aber sie wagte es nicht. Vielleicht hing es mit den unverständenen Aeußerungen der Mutter in jener Nacht zusammen, denen keine volle Aufklärung gefolgt war: eine Erinnerung, welche Diana stets von Neuem beunruhigte, da die Mutter jede Andeutung absichtlich überhörte oder zurückwies; sie bereute wahrscheinlich, daß sie sich hatte nur so weit hinreißeln lassen.

„Ich werde das erfahren, wenn ich Kuno's Frau bin!“ damit tröstete sich Diana endlich.

Noch ein anderer Schatten war über ihren Himmel gezogen: Irenens plötzliche Abreise. Sie hatte keine Ahnung gehabt, daß diese unmittelbar bevorstehe und war daher überrascht und bestürzt gewesen, als Irene zu ihr gekommen war, um gleichsam im Fluge Abschied zu nehmen. Kuno's Gegenwart hatte ein freies Ausprechen verhindert, auch war Irene nur eine kurze Weile geblieben, in welcher sie meist mit der Mutter gesprochen und auch Kuno, welchen sie seit der Verlobung nicht gesehen, ihren Glückwunsch in freundlichster Weise gesagt hatte, sie war sehr bewegt gewesen, wie es ja nach Allem, was Diana über ihr Verhältniß zur Tante und die Veränderung ihrer Lage wußte, nicht anders sein konnte. Eben so natürlich schien es, daß ihre Bewegung gestiegen war, als Kuno, wie er doch nicht anders konnte, von Lauensee mit ihr gesprochen und Diana sie dringend an die Zusage ihrer Tante erinnert hatte. Im Vorzimmer dann, wohin sie diese begleitete, war sie der Freundin schmerzlich weinend um den Hals gefallen und Beide hatten kein Wort mehr sprechen können, wie voll auch Diana's Herz

gewesen. Noch an demselben Tage war Irene dann mit der Dame, deren Begleiterin sie werden sollte, abgereist. Aber zum Herbst kam sie hoffentlich zurück: sie mußte ja unter den Brautjungfern sein, Diana rechnete fest darauf.

Frau von Ruhl war nun allein. Ihr erstes Gefühl war das einer gewissen Befriedigung. Sie war der Pflicht, die sie hatte übernehmen müssen, enthoben, von der Last, zu welcher ihre Nichte leider für sie geworden war, befreit. Die Hoffnung, daß sie hier noch eine glänzende Partie machen werde, hatte die erfahrene Frau aufgegeben; wenn dies in solchen Kreisen, wo die Ehefrauen bei den riesig gewachsenen Ansprüchen des Lebens erschreckend im Zunehmen ist, nicht gleich im ersten Anlaufe, gleichsam durch Ueberrumpelung geschieht, so ist es vorbei! Das letzte verzweifelte *va banque!*, das allerdings viel versprach, war durch Irenens eigene Thorheit verloren gegangen und es war für die Tante ein Triumph gewesen, daß die Strafe der kindischen Gefühlschwärmerei gleich auf dem Fuße gefolgt war und der Erkorene, für den sie im Stillen geseufzt, eine Andere gewählt hatte. Sie war lächerlich geworden und mußte vom Schauplatz verschwinden. Auf einem andern Terrain, wo man sie nicht kannte, unter naturwüchsigeren Verhältnissen, wie sie dort, wo ihre Dame länger zu verweilen gedachte, noch herrschten, war vielleicht für sie noch eine Aussicht, denn daß sie, die unglückliche Liebe im Herzen, zeitlebens entsagen werde, konnte die Tante nur zum Lachen finden. Freilich war es zuviel verlangt, daß sie nach ihrer Heimkehr zu der Freundin gehen und — deren Kinder wiegen sollte; die gütige Frau hatte mit dieser Idee sie nur ein wenig gekitzelt, wie sie es ausdrückte, mit scharfen Stacheln allerdings. Ihr war es eine Genugthuung, da sie durch Irenens unverantwortlichen Leichtsinns auch gelitten hatte: ihre wankende Stellung in der Welt wäre dadurch gestützt worden, denn sie hatte sich in letzter Zeit endlich trotz alles Sträubens den eindringlichen Bethürungen ihres Sachwalters nicht mehr verschließen können, daß sie ihr gewohntes Leben, welches Jahr für Jahr ihr Vermögen verringert hatte, aufgeben und sich in eine bescheidene Existenz zurückziehen müsse. Wie aber ein Unglück selten allein kommt, so war unmittelbar nach dieser Erkenntniß auch der letzte Anker, den sie ausgeworfen hatte, verloren gegangen: der Prozeß, welchen sie in Bezug auf die Erbschaftsmasse ihres Bruders gegen den Rath ihres Sachwalters erhoben; sie war auf zweifelhafte Documente gestützt, mit Forderungen

aufgetreten, welche, wenn sie dieselben erstreiten konnte, aus dem Schiffbruch von Lauensee, der Irene Alles geraubt, doch für sie, die Tante, ein Bedeutendes gerettet hätten. Die Nachricht, daß Lauensee, welches einstweilen verwaltet worden war, jetzt verkauft sei, hatte sie, weil ihr Sachwalter sie noch nicht davon in Kenntniß gesetzt hatte, zwar beunruhigt, aber zugleich mit Hoffnungen erfüllt, daß die Angelegenheit nun geordnet sei — wie schrecklich war sie enttäuscht worden! Ihr Anwalt wußte bereits um Alles und wenn er sie noch nicht damit entsetzt hatte, so war es nur, weil er sich erst überzeugen wollte, ob auch der schwache Schimmer eines möglichen Vergleichs, den er noch fest hielt, sich als trügerisch beweisen werde. Diese Ueberzeugung hatte er eben gewonnen, als ihn die grade Frage seiner Mandantin in die herbe Nothwendigkeit versetzt, ihr die ganze ungeschminkte Wahrheit zu sagen und dem Sturm ihrer Vorwürfe, die ihre Geschicklichkeit, ja seine Ehrlichkeit angegriffen, mit Resignation Stand zu halten. Irene hatte nicht mehr darunter zu leiden, sie war schon abgereist. Das Gefühl der Befriedigung darüber machte nun einer schneidenden Feindseligkeit gegen die ganze Welt Platz. Ihr Haß traf vorzüglich die Weiden, welche sie schon abenteuernde Damen genannt hatte: der Tochter war es gelungen, gleich beim Eintritt in die Welt sich ein glänzendes Loos zu erringen, denn man wußte jetzt, daß der junge Mann, den man zwar empfehlend schön und männlich gefunden, aber in seinem unscheinbaren Civilleide als Refusen des bekanntlich vermögenlosen Generals Proß geringschäßig betrachtet hatte, sehr reich und beneidenswerth unabhängig sei, um den Staatsdienst und die Uniform, Civil- wie Militär-, verschmähen zu können; neben der Tochter prangte die Mutter noch wie eine Ninon de l'Enclos in unvergänglicher Schönheit und hatte eine Eroberung an dem Prinzen Westerheld gemacht, der sich in gewohnter Unbesonnenheit verrathen hatte: sie war klug genug, ihm die Gunst zu versagen, an einem flüchtigen Liebesverhältniß konnte ihr nichts liegen, sie mußte ihn fesseln, voll und ganz haben mit seiner Fürstkrone und seinem Reichthum, dann blieb ihr ja immer noch die Freiheit, ihr Leben anderweit zu versüßen, wenn ihr der simple Gemahl nicht genügte. So dachte Frau von Nuhl und sie ließ es sich angelegen sein, mit eifrigem Rattenzahne bei ihren zahlreichen Verwandten an dem Rufe der „schönen Avantiürièrè“ zu nagen, von deren Vergangenheit sie allerlei geheimnißvolle Winke fallen ließ. Sie wußte es dabei sein zu karten, daß sie selbst nie die Urheberin der schlim-

men Voraussetzung war, sondern daß sie dieselben stets im Geiste ihrer Zuhörerinnen aufwachsen ließ und selbst nur den Schluß zog, über den sie dann ganz erstaunt war. Wodurch hatte denn die arme Gräfin diesen Haß verdient? Was hatte sie, die gegen alle Welt freundlich war, diese Frau beleidigt, daß sie von ihr unerbittlich verfolgt wurde? Sie war schön und reich — ihr Glück ihr Verbrechen! War Adelheid Hohenwehr aber glücklich?

Sie mußte es ja sein, sie mußte ihr Glück in dem ihres Kindes finden. Das junge Paar saß im traulichen Gespräch bei der Mutter, es wurden Pläne für die Zukunft entworfen, schöne Pläne für eine Rheinreise nach der Vermählung.

„Wir bleiben dann einige Zeit in Wiesbaden!“ rief Diana lebhaft. „Mama hat mir soviel davon erzählt.“

Der Mutter mochten dadurch eher traurige Empfindungen geweckt werden, sie wurde der Antwort durch Kuno überhoben, welcher von den schönen Punkten am Rhein überhaupt sprach und sie fühlte es, wie er Alles vermied, was sie verletzen könnte. O hätte sie einen vollen Trunk aus dem Lethe, einen Trunk des Vergessens gehabt für sich und auch für ihn! Denn wie edel er auch war und sie nicht ahnen ließ, daß er sie einst durchschaut habe — sie wußte doch, daß sie sich an ihn verrathen hatte und wenn ihr das in die Seele kam, dann hätte sie vor Scham und Schmerz vergehen mögen!

In dieser Stimmung wurde ihr ein Billet übergeben, das der Jäger des Prinzen Westerheld überbracht hatte: er ließ zugleich um eine Minute gnädiges Gehör bitten. Die Gräfin stand auf und beschied ihn in ihr Zimmer. Ehe er eintrat, hatte sie schnell das Billet erbrochen und gelesen, sie erbebte bei der Nachricht, die es enthielt.

„Was bringen Sie mir, Frieder?“ rief sie dem Jäger entgegen.

„Durchlaucht — gnädige Gräfin wollte ich sagen — mein hochseliger Herr hatte mir ein Paar Stunden vor seinem Hinscheiden befohlen, Ihnen, sobald ich dazu Gelegenheit hätte, aber zu eigener Hand ein Kästchen zu übergeben, das er in Rhanna an einem verborgenen Orte aufbewahrt hatte —“

„Sie bringen es mir?“ rief die Gräfin.

„Ich wollte mir heut dazu Urlaub erbitten; ich hatte das Kästchen, weil ich es am Tage nicht aus seinem Versteck holen konnte, bei Nacht hervorgeholt und mit in meine Stube genommen, wohin kein Mensch

kommt — da war mein junger Herr vor Tage aufgestanden und kam zu mir, was er noch in seinem Leben nicht gethan hat, um mich zu wecken, er sah das Kästchen und nahm es weg! Ich bat ihn, mir's wieder zu geben, er schlug es aber ab und wollte noch den Schlüssel von mir haben, den ich nicht besitze — "

(Fortsetzung folgt.)

F u i l l e t o n .

(Eine zertrübte Illusion.) Vor etwa einem Jahre machte ein junger Rechtsgelehrter in Wien, Dr. K., in einer Gesellschaft die Bekanntschaft einer reichen Dame, die zwar längst den Mai des Lebens hinter sich hatte, sich aber trotzdem noch sehr gern „gnädiges Fräulein“ tituliren und sich so viel als möglich fetiren ließ. Dr. K. besaß in seinem vortheilhaften Aeußern und einer interessanten Unterhaltungsgabe ganz die Eigenschaften, sich dem schönen Geschlecht beliebt zu machen und gefiel auch dem alten Fräulein M. so wohl, daß sie ihn einlud, zuweilen des Abends eine Tasse Thee bei ihr zu trinken. Dr. K. kam dieser Einladung mit Vergnügen nach, da die Dame ihn nicht bloß stets in ihrem prächtigen Hause trefflich bewirthete, sondern auch mit vieler Lebhaftigkeit zu plaudern wußte, so daß der junge Mann, der sie wie eine Art militärische Freundin betrachtete, sich recht wohl und gemüthlich fühlte, wenn er sie besuchte.

So ging Alles eine Zeit lang recht schön, bis vor einiger Zeit Fräulein M. die Bemerkung zu machen glaubte, daß ihr junger Freund etwas weniger lebhaft als sonst und vielmehr einigermaßen niedergeschlagen zu sein scheine. Dr. K. bestätigte diese Vermuthung auch unter tiefem Seufzen und seine Gönnerin befragte ihn hierauf theilnehmend um den Grund seines Kummers. Lange wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, endlich gestand er mit beschämtem Erröthen, daß er eine stille Liebe im Herzen trage. — „Ist es möglich?“ meinte Fräulein M., dann setzte sie lächelnd hinzu: „Und was finden Sie dabei so Trübseliges? So heirathen Sie doch Ihre Angebetete!“

„Ja, wenn das nur so leicht wäre,“ entgegnete der Doctor, „aber die Dame meines Herzens ist reich, sehr reich, und ich bin nur ein armer Aspirant, habe nichts als meinen Doctor-titel, und erst wenn meine dreißig oder vierzig Vorgänger placirt sein werden, erhalte ich Aussicht auf eine Advocatur.“

Das Fräulein setzte das Gespräch nicht weiter fort, sondern lächelte still in sich hinein. Sie hatte gleich im ersten Augenblicke schon als der Doctor ihr erklärte, daß er verliebt sei, den Gedanken gefaßt oder vielmehr errathen, daß sie selbst die von ihm Angebetete sei, und gar, als sie den Nachsatz vernahm, die Dame seines Herzens sei reich, da blieb ihr kein Zweifel mehr darüber, daß die Erklärung nur an ihre Adresse gerichtet sein könne. Freudig und mit ganz jugendlichem Feuer pochte ihr Herz, denn sie hatte es sich längst schon heimlich gestanden, daß

sie dem jungen Rechtsgelehrten außerordentlich hold sei — sie hatte ihm das sogar recht oft schon in seiner Weise zu verstehen gegeben, aber bis jetzt hatte er dem Anscheine nach keinen ihrer zarten Winke begriffen, bis er sich selbst von Amors Pfeilen getroffen gefühlt und das Gesändniß nicht mehr in seinem Herzen verschließen konnte. Sie reichte ihm mit huldvollem Lächeln die Hand zum Abschiede und ermunterte ihn, nur nicht zu verzagen, wer weiß wie nahe ihm sein Glück schon sei.

Fräulein M. verbrachte hierauf die Nacht in einer fieberhaften Aufregung; sie war entzückt über das ungewöhnliche Zartgefühl des jungen Mannes, der es nicht wagte, der Geliebten sein Herz allein ohne einen Geldsack zu Füßen zu legen, und beschloß, ihn dafür glänzend zu belohnen.

Am nächsten Morgen eilte sie in aller Frühe in die Kanzlei ihres Notars, ließ dort eine Schenkungsurkunde aufsetzen, in der sie den Dr. K. zum Besitzer einer Hälfte ihres Hauses im Werthe von 140,000 Gulden, da das Haus einen Gesamtwert von 280,000 Gulden besaß, machte. Sie ließ Alles auf das Sorgfältigste in Ordnung bringen, sorgte sogar dafür, daß der Doctor gleich in den Grundbüchern als Miteigentümer ihres Hauses eingetragen wurde, und übersandte hierauf demselben die Schenkungsurkunde nebst einem zärtlichen Briefchen, dessen Schlußzeilen ungefähr so lauteten: „Nun, da Sie ein reicher Mann geworden sind, hoffe ich, daß Sie auch den Muth haben werden, um die Hand Ihrer Erkorenen anzuhalten.“

Nach Abfertigung dieses Schreibens erwartete sie in großer Aufregung jede Minute, daß der Beschenkte auf den Flügeln der Liebe zu ihr eilen und ihr zu Füßen fallen werde, allein sonderbarer Weise verging eine Stunde nach der andern und er kam nicht. Was mochte der Grund hiervon sein? War der junge Mann vielleicht so sehr von seinem Glück überwältigt, daß er den Kopf verloren hatte, oder wollte er nicht daran glauben? Ach nein, so war es nicht. Wohl war der gute Doctor außer sich vor Glück und Ueberraschung, aber er besann sich nicht sehr lange, sondern ging mit dem Brief und der Urkunde sofort eilenden Fußes in die Wohnung der Geliebten. — Die Täuschung bestand nur darin, daß diese Heiliggeliebte nicht Fräulein M. war, von der er nie im Entferntesten geahnt, daß sie noch an Liebe denken oder gar Liebe erwarten könne, sondern ein junges, hübsches und sehr wohlhabendes Mädchen, Fräulein F., die seine Neigung zwar erwiderte, sie aber gleichfalls als hoffnungslos betrachtete, da ihre Eltern sie nur einem vermögenden Manne zur Frau geben wollten. Dr. K. vergaß also in der Freude seines Herzens, zu seiner großmüthigen Gönnerin zu gehen und ihr zu danken, sondern nahm seinen Weg sogleich zu seinem Liebchen, der er sein Glück mittheilte, worauf ihre Angehörigen dem nun zum reichen Manne avancirten Freier ohne Weiteres das Jawort, welches ihm der Mund der Geliebten ausgesprochen, bekräftigten. Der überfelige Bräutigam ließ noch am selbigen Tage seine Verlobungskarten drucken und seine Gönnerin und Mithausbesitzerin, Fräulein M., stand des andern Morgens wie versteinert da, als sie ein Paar Visitenkarten, zierlich durch ein blaues Bändchen verbunden, zugesandt erhielt,

auf denen nichts weiter stand als die inhaltsschweren Worte: „Dr. X. und Fräulein F.“ Sie begriff schließlich wohl den Zweck dieser Sendung, schleuderte die Karten zornig zur Erde und rief: „Ha, diesen Streich soll der erbärmliche Mensch schwer büßen!“ und eilte augenblicklich zu ihrem Notar, um den Verwäther wieder aus seinen Himmeln zu stürzen und die Schenkung rückgängig zu machen, allein — es war zu spät. Sie hatte die Sache in ihrer zärtlichen Uebereilung gleich zu rechtskräftig fest gemacht und erhielt den Bescheid, wenn der Beschenkte nicht freiwillig auf die Schenkung Verzicht leistete, so könne sie nichts dagegen thun. Dr. X. aber dachte an nichts weniger, als eine freiwillige Rückgabe des Hausanteils, der ihm so vom Himmel gefallen, und das bitter getäuschte alte Fräulein reichte nun eine Klage gegen ihn ein, welche besagte, daß sie die Schenkung nur gemacht, weil Dr. X. ein Eheversprechen gegeben. Das Gericht entschied jedoch zu Gunsten des Doctors, da die Urkunde gar keine Anhaltspunkte für die Behauptung gab, daß die Schenkung nur bedingungsweise erfolgt sei und kein Beweis für das Eheversprechen vorliege — und so bleibt denn Dr. X. Mithaus Herr, wenn er sonst Lust dazu hat. — F.

(Eine herablassende Gräfin.) Ein guter, aber ziemlich beschränkter junger Mensch aus der Provinz befand sich seit einiger Zeit als Palais in einem vornehmen Hause in Paris; er war sehr befriedigt mit seinem Schicksal, denn er hatte eben von einer alten Tante die Summe von 1500 Francs geerbt und seine Eltern hatten ihm dabei geschrieben, wenn er sich gut und ordentlich betrage, könne es ihm nicht fehlen, daß er mit Hilfe dieser Erbschaft etwas anfangen und sich binnen einiger Zeit eine solide Selbstständigkeit begründen könne. Er hatte sich diese guten Rathschläge wohl gemerkt und es schien, als ob das Glück ihn zu seinem besonderen Lieblings erkoren habe und ihn auf die schwindelndsten Höhen zu führen gedenke, denn, obwohl er auf sein gutes dickes Gesicht nicht im Mindesten eingebildet war, konnte er es sich doch bald nicht länger verhehlen, daß er einer Dame der großen Welt, einer reichen abligen Wittwe, Namens Gräfin Saint-Hilarion, eine tolle Leidenschaft eingeflößt habe. Er begegnete ihr zwar nicht in der Gesellschaft, sondern vielmehr von Zeit zu Zeit in dem Laden eines Gewürzkrämers, wo sie ihre Einkäufe trotz aller Vornehmheit selbst besorgte; diesen Begegnungen folgte ein herauschendherrlicher Abend im Theater, da ihm die Gräfin ein Billet zu ihrer Loge gegeben hatte, und endlich erhielt er einen Brief, wie ihn nur die heftigste Leidenschaft abzufassen vermag, welcher in folgenden Worten endigte:

„Ich bin thöricht und wahnsinnig! Aber ich liebe meinen Wahnsinn, er ist süß, denn er treibt mich dazu, Dir zu sagen: Louis, willst Du mein Gatte werden? Der Rang, der uns trennen könnte, ich werde ihn Dir geben, denn Niemand ist dessen würdiger als Du! Du kannst zwar nicht meinen Namen annehmen, aber ihn doch dem Deinigen beifügen und Dich dann Bouquet de Saint-Hilarion nennen. Im Uebrigen kümmern wir uns in unserem Glück nicht weiter um die Welt, wir ziehen in ein anderes Stadtviertel und Deine distinguir-

ten Manieren, Dein Gesicht, Deine noble Tournure werden das übrige thun, Dich bald in einen vollkommenen Mann von Welt umzuwandeln.

„Ich habe nicht die Kraft, weiter fortzufahren, was sollte ich auch noch mehr sagen? Ich erwarte voll Sehnsucht Deine Antwort. Gräfin Emmeline von Saint-Hilarion.“

Der unschuldige Louis war ganz geblendet von seinem Glück und wir brauchen wohl nicht erst zu erwähnen, wie seine Antwort lautete. Indessen vertraute ihm die schöne Gräfin, daß sie einen Prozeß über die Summe von 1,400,000 Francs führe, welche ihr die Familie ihres verstorbenen Gemahls vorenthalten wolle; sie brauche eben zu einigen Zahlungen in dieser Angelegenheit die Kleinigkeit von 500 Francs, die ihr vielleicht ihr theurer Louis verschaffen könne. Dieser schätzte sich sehr glücklich, ihr die 500 Francs zu Füßen legen zu können und vierzehn Tage darauf zeigte sie ihm an, daß der wichtige Prozeß gewonnen sei. Natürlich erhielt sie aber nicht sofort das Geld ausgezahlt, deshalb brauchte sie noch Einiges, um alle ihre Papiere kommen zu lassen und überhaupt die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit zu beschleunigen, und so gingen die 1500 Francs, welche Louis von seiner Tante geerbt, vollständig darauf, wonach auch die schöne, glänzende Gräfin wie ein Schatten verschwunden war.

Der schöne Traum war ausgeträumt, aber Louis wollte sich dies nicht so ohne Weiteres gefallen lassen, er verklagte die Gräfin, worauf es sich herausstellte, daß sie überhaupt gar keine Gräfin, sondern eine übelberühmte Frau, Namens Bernier war, die niemals einen Prozeß zu 1,400,000 Francs geführt. Die Betrügerin wurde zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt — seine 1500 Francs aber sah Louis niemals wieder! — F.

(Ein kurzer Besitz.) Ein reicher junger Brasilianer hatte in Paris eine junge Dame von höchst anständiger Familie kennen gelernt und sich sterblich in das hübsche, liebenswürdige Mädchen verliebt. Er kam zuweilen in das Haus ihrer Eltern, doch hatte er bis jetzt noch keine offene Erklärung gegen seine Angebetete gewagt, weil er nicht wußte, wie ihre Gefühle für ihn beschaffen seien. So kam denn vor Kurzem der Namens-tag der jungen Dame heran und der Brasilianer zerbrach sich den Kopf, wie er es in recht zarter Weise anfangen könne, ihr ein kostbares Geschenk zu überreichen und sie zu dessen Annahme zu bewegen, da er dies nicht offen wagen durfte. Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke; Fräulein Veronika hatte einst in seiner Gegenwart geäußert, sie finde nichts reizender als ein zierliches Angoraläghen und sie möchte wohl so ein Thierchen besitzen. Der Senhor kaufte nun die schönste Angoralage, die er aufzutreiben vermochte, und besetzte um den Hals des niedlichen Miezchens ein sehr kostbares Perlenhalsband, um dasselbe in dieser Weise seiner Angebeteten in die Hände zu spielen. Am Vormittage des Namensfestes stellte er sich dann ein und überreichte dem freudig überraschten jungen Mädchen das Kästchen. Die junge Dame bemerkte sofort die kostbare Beigabe zu diesem anscheinend so unschuldigen, unbedeutenden Geschenk, aber in dieser Weise dargeboten, ließen sich die Perlen auch nicht

zurückweisen. Sie bedankte sich also auf die anmuthigste Weise und unterhielt sich ziemlich lange mit dem jungen Manne; im Laufe des Gesprächs öffnete man das Fenster, um nach dem Wetter auszuschaun, und ließ das Fenster ein kleines Weilchen offen, um die Sonne und frische Luft in das Zimmer hereinzulassen. Während man dann irgend ein Buch oder Album betrachtete, war das Köpchen zum Fenster hinausgeschlichen, erblickte irgendwo gegenüber eine andere Kage und hopp! war sie mit einem Satz auf dem Fensterbret und zum Fenster hinaus, ohne sich irgend welche Gewissensbisse darüber zu machen, daß sie zugleich das prächtige Perlenhalsband mit entführte. Im Augenblick als das ungetreue Thierchen entsprang, bemerkte der Senhor und Mademoiselle Veronika wohl die Flucht, aber es war zu spät — trotz aller Bemühungen und Nachforschungen war Niemand nicht wieder zu erlangen. Wie es mit der Liebesaffaire der jungen Leute geworden, wissen wir nicht zu berichten — vielleicht hat der Unfall mit dem Namenstagsangebinde die Beiden einander näher gebracht! — F.

(Der Mann dreier Frauen.) Auf der letzten Redoute am Faschingsdienstag in Wien sah man in dem dichten Menschengewühl einen hochgewachsenen, bärtigen Mann, elegant gekleidet, aber unmaskirt nachlässig im Saale herumwandern, bald hier, bald dorthin blickend, ohne zu bemerken, daß ihn an jeder Seite eine Maske begleitete, rechts ein rother Domino, links ein höchst fashionabler weißer Domino mit schwarzem Anspatz. Beide scheinen ihn wenig zu interessiren und man konnte Anfangs glauben, daß sie nur der hochgehende Menschenstrom zufällig an seine Seite placirte und mit ihm weitertrieb. Zuweilen schob sie das Gedränge auseinander, sie wurden für ein Weilchen getrennt, aber es dauerte nicht lange, so hatte er sie wieder zur Seite, sie drängten sich immer weiter neben ihm her; man wußte nicht, ob die beiden Damen zusammengehörten, denn sie sprachen weder miteinander, noch mit dem Herrn, den sie so hartnäckig begleiteten, es schien auch nichts auf ein geheimes Einverständnis zu deuten. Der Herr blieb sehr gleichgültig bei der Sache und ignorirte die beiden Masken vollständig, indem er sie nicht einmal ansah. Man gelangte nach längerer Zeit und mit Mühe endlich an die Ausgänge des kleinen Saales. Da tritt eine Maske im Phantasielostium, ein prächtiges Bouquet in den Händen, an den Mann heran, hält ihn scherzend den Strauß unter die Nase und redet ihn an: „Grüß' Dich Gott, Pepi!“ Lächelnd und die Maske mit forschenden Blicken musternd, ist unser Mann eben im Begriffe, sich mit der Phantasiemaske in eine Unterhaltung einzulassen, da tritt der rosenfarbene Domino rasch zwischen sie, ergreift den Arm des Mannes, den er so lange unbehelligt neben sich gehen ließ und sagt, die Phantasiemaske mit stolzen Blicken messend: „Mit meinem Manne hat hier Niemand per Pepi zu reden!“

Sie hatte zur größten Ueberraschung des Mannes kaum ausgerebet, da trat auch der weiße Domino eben so hastig herbei, nahm den armen Mann beim andern Arm und sagte: „Da muß ich bitten; das ist mein Mann, liebe Maske, und nicht der Deinige.“

Mittlerweile war die Phantasiemaske, welche diesen Streit herbeigerufen, verschwunden; wahrscheinlich dachte sie: mit zwei Frauen dieses Mannes mag ich es doch nicht aufnehmen. Pepi hatte indessen an jedem Arme eine Frau, die Situation muß ihm komisch vorgekommen sein; lachend sagte er: „Liebe Masken, ihr seid offenbar im Irrthum; meine erste Frau, Gott habe sie selig, liegt bereits einige Jahre im Grabe, meine zweite Frau aber zu Hause in ihrem warmen Bette und schläft.“

„Du irrst, lieber Pepi,“ begann der weiße Domino, „sie hat sich aus dem Bett aufgemacht und ist hier, um Dir zu beweisen, daß sie ein Recht hat eifersüchtig zu sein, und ich bin es.“

Darauf fiel der rosa Domino heftig ein: „Ich habe Dir schon gesagt, daß hier Niemand außer mir das Recht hat, lieber Pepi!“ zu sagen, verstehst Du?“

Der weiße Domino entgegnete: „Na, das ist schon zu arg, und das hörst Du so mit an, Du Treulofer? . . .“

Der rosa Domino antwortete noch zorniger: „Die Sache muß ein Ende haben, ich bitte Sie, Ihre Wege zu gehen, Madame, oder ich mache Lärm!“

Der weiße Domino: „O, ich rufe lieber selbst die Polizei!“

Nun mischte sich der Mann ein. „Um Gotteswillen, nur kein Aufsehen! Aber wahr ist wahr, ihr spielt Beide ganz vortrefflich die Rolle meiner Frau; indessen, die Sache wird mir langweilig, laßt mich jetzt los, ich habe nun genug!“

Wie im Chorus sagten die beiden Masken hierauf: „O nein, ich lasse Dich heute nicht mehr los!“

„Dann fahre ich nach Hause,“ rief unwillig der Mann.

„Und ich mit Dir, lieber Mann!“ rief der rosa Domino.

„Und ich auch, lieber Pepi!“ rief gleichzeitig der weiße Domino.

Man denke sich in die Lage des unglücklichen Mannes; seine Frau hat sich, bevor er das Haus verließ, ruhig zu Bette gelegt, und hier hatte er noch zwei Frauen, die ihre Anwartschaft auf seine Person so weit treiben, daß sie Beide mit ihm nach Hause fahren wollen! Salomo, wo bist Du? Aber was nützte hier selbst ein Salomo, denn die beiden Frauen requirirten jede für sich den ganzen Mann, mit einer Hälfte wären sie nicht zufrieden gewesen. Hier heißt es Ernst machen, dachte sich der arme Mann dreier Frauen. „Ich fahre,“ begann er, „fahrt Ihr mit, so ist's gut; wie Euch aber meine Frau, die fürchterlich eifersüchtig ist, empfangen wird, das habt Ihr Euch selbst zuzuschreiben.“

Eine Viertelstunde später fuhr der Fiacre vor, unser Mann stieg ein, die beiden Masken richtig mit ihm. Was im Wagen für Banduette zwischen den beiden Dominos aufgeführt wurden, kann man sich wohl denken. Zu Hause angekommen, fragte der Mann das Dienstmädchen, welches ihm öffnete, ob die Frau schlafe, was mit einem resoluten „Ja“ beantwortet wurde.

„Nein, sie schläft nicht,“ rief hierauf der rosenrothe Domino und riß sich die Larve ab. Es war wirklich die Frau.

„Du bist mir also doch nachgegangen trotz Deinem Versprechen, es nicht zu thun?“ frug erstaunt und etwas entrüstet

der Mann. Weinerlich antwortete ihm der entpuppte rosa Domino: „Du siehst, ich hatte wohl Recht, Dir nicht zu trauen. Wer ist denn diese Person hier, die sich getraut, mit Dir nach Hause zu fahren?“

„Ich bin's, lieber Pepi,“ sicherte hierauf der weiße Domino und demaskirte sich. Es war die Schwester des Herrn Pepi. „Ich bin Deiner Frau nachgeschlichen, wie sie Dir nachschlich, um ihrer Eifersucht, die mich selbst ärgert, ein Schnippchen zu schlagen.“

Pepi lachte von Herzen über das Abenteuer, seine Frau aber schämte sich sehr und nahm sich vor, die alberne Eifersucht ganz bei Seite zu lassen; es ist aber die Frage, ob sie diesem Vorsatz gefolgt, oder ob sie's nicht vielleicht bei nächster Gelegenheit wieder grade so macht. —

(Noch eine Maskenballgeschichte.) Nicht weniger amüßant ist folgendes Geschichtchen, welches gleichfalls vor Kurzem in Wien spielte und das Verfahren gewisser Masken deutlich beleuchtet. Ein junger Arzt erhielt eines Tages ein zierliches Billetchen, worin er feierlichst eingeladen wurde, sich auf dem letzten Theatermaskenball zu einem Rendezvous einzufinden. Es trug die Unterschrift „Amélie“ und Fräulein Amélie versprach darin, „sich um 11 Uhr in der Restauration einzufinden, wo sie den amüßanten Doctor zu treffen hoffe.“ Der junge Doctor befand sich am Tage des Maskenballs zwischen 5 und 6 Uhr Abends in einer Gesellschaft, wo er auch mehrere Kollegen antraf. Einer derselben frug ihn, ob er nicht Lust habe, heute auf den Maskenball im Theater an der Wien mitzugehen.

„Lust habe ich grade nicht,“ antwortete der Doctor hierauf, „aber eine Einladung, dort zu erscheinen.“

„Eine Einladung? Die habe ich auch,“ entgegnete der Kollege, „sehen Sie (damit hielt er ihm ein Briefchen hin), um 1 Uhr bin ich von einer Dame in's Biffetzimmer bestellt.“

„Ach, das ist nicht schlecht!“ ruft der amüßante Doctor aus, nachdem er den Brief gesehen, „das ist ja auch Fräulein Amélie's Handschrift!“ Es war in der That ihre Schrift. Fräulein Amélie hatte sich den einen Doctor in die Restauration, den andern in's Biffetzimmer bestellt.

„Wenn die Herren hingehen, dann schließe ich mich Ihnen an,“ rief hierauf ein Dritter aus der Gesellschaft, der hinzutreten war.

„Haben Sie vielleicht auch ein Rendezvous?“ frug ihn lächelnd der „amüßante“ Doctor, als ob er ihm so etwas gar nicht zugetraut hätte.

„Gewiß habe ich eines, aber sehr spät erst, meine Herren; meine Maske begehrt mich erst um 3 Uhr früh zu sehen. Standplatz des Rendezvous ist bei der Garderobe rechts,“ erwiderte der Dritte und reichte den Beiden ein Briefchen hin, welches abermals „Amélie“ unterzeichnet war. Es war ein und dieselbe Handschrift auf allen drei Briefchen.

„Es ist mir sonnenklar,“ begann hierauf der amüßante Doctor, „was Fräulein Amélie, die wir alle Drei kennen, von uns

will. Ich soll ihr das Souper bezahlen, dazu ladet sie mich um 11 Uhr in die Restaurationsfäle; Sie sollen ihr dann um 1 Uhr am Biffet eine oder zwei Portionen Eis bezahlen —“

„Und ich, was soll ich?“ fiel der Dritte dem Doctor in die Rede.

„Von Ihnen, lieber Freund, denkt die Maske — billiger als von uns; Sie haben ihr Rendezvous um drei Uhr erst, um das Garderobengeld zu erlegen.“

Die drei Herren schienen über ihre „Amélie“ eines Gedankens zu sein, denn sie billigten des Doctors Auslegung vollkommen und ebenso den Feldzugsplan, den er gegen die Dame entwarf. In einigen Stunden (Fräulein Amélie wird nun Toilette gemacht haben) brachte man ihr drei Briefchen; in dem einen lagen zwei Gulden mit der Aufschrift: „Für das Souper von Dr. G.“; in dem andern waren 30 Kreuzer nebst der Bemerkung: „Für ein Gefrorenes als Stellvertretung des Dr. G.“ Im dritten lagen zwanzig Kreuzer mit der Notiz: „Für Garderobebetrag als Stellvertretung für Dr. J.“

Die drei Briefchen werden „Fräulein Amélie“ genügend darüber aufgeklärt haben, was für einen Streich ihr der Zufall gespielt hat. Gewiß suchte und fand sie Tröstung in den betreffenden Beilagen der drei Briefchen; vielleicht hatte sie auch noch ein viertes geschrieben, um Jemanden zu haben, der ihr eine Droschke zum Nachhausefahren bezahlen sollte. —

(Ein Hotel-Reglement.) Die Aurora-Times berichtet, daß der Eigentümer des Keese-River-Hotels zu Aurora im Territorium von Nevada, einem der besuchtesten Goldgräberbezirke, folgendes Reglement in seinem Hause angeschlagen hat:

„Die Pension wird unabänderlich vorausbezahlt; sie beträgt mit den beliebten weißen Bohnen als tägliches Gericht 15 Dollars; ohne Bohnen 12 Dollars. — Salz gratis. — Es ist den Pensionären unter keiner Bedingung gestattet, mit dem Koch zu sprechen. — Keinerlei Extragericht wird servirt oder geduldet. — Kartoffeln zum Mittagessen. — Es ist streng untersagt, irgend Etwas vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu stecken. — Es ist verboten, bei Tische zu pfeifen.“

„Die Herren sind gebeten, sich draußen zu reinigen und sich das dazu nöthige Wasser selbst zu verschaffen. — Spiegel gratis. — Handtücher aus Sackleinwand gefertigt sind hinten im Hause zu haben. —

„Jeder Platz in der Nähe des Ofens wird extra bezahlt. — Jedes Individuum, welches eine Schlafstelle haben will, muß Stroh mitbringen, um sich darauf zu legen. — Betten im großen Saale sind für die Reisenden und Abonnirten reservirt; wer im Schenzzimmer schläft, darf die Stiefeln nicht ausziehen. — Im Hause wird um 5 Uhr, in der Scheune um 7 Uhr früh aufgestanden. — Es wird kein Erz angenommen, weder zum Aufheben noch als Zahlung. — Es wird gebeten, sich nicht bei Tische zu prügeln. — Jeder, wer diesem Reglement zuwider handelt, wird unmittelbar mit dem Tode bestraft.“ —

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

„Der Schlüssel ist in meiner Hand,“ sagte die Gräfin, von seiner Erzählung in höchste Unruhe gesetzt, „warum gab Ihnen aber der Prinz den Fund, von dem er doch schreibt, nicht mit?“

„Ja, das weiß ich nicht, er meint vielleicht noch einen andern Fund, den er gemacht hat, nämlich das Bild Ihrer Frau Mutter, das sonst auch in der Chatouille gewesen ist. Ich wollte Euer Gnaden nur Alles melden, damit Sie nicht schlecht von mir denken, als hätte ich mein Wort, das ich dem hochseligen Herrn gegeben habe, gebrochen!“

„Ich weiß ja, Frieder, Sie sind treu wie Gold! Ich werde Ihnen gleich die Antwort an den Prinzen schreiben — geht es Ihnen gut? Sind Sie zufrieden?“

Der Alte zögerte mit der Antwort — „Ich kann nicht klagen,“ sagte er endlich. „Wenn Alles so gekommen wäre, wie es kommen sollte, wäre ich altes Erbstück vielleicht in Euer Gnaden Dienst.“

Sie ging darauf nicht ein und er trat ab. Nach kurzer Frist wurde er wieder zu der Dame gerufen, die ihm mit einem Geschenke die Antwort an seinen

Herrn einhändigte und ihn bald mit der ihm anvertraut gewesenen Chatouille wiederzusehen hoffte. „Es ist mein Eigenthum,“ setzte sie hinzu. „Sie können es ja bezeugen.“

„Freilich kann ich das — mein Herr hat es mir ausdrücklich gesagt,“ erwiderte er, in Gedanken erschreckend, daß er diesen Umstand, welcher doch entscheidend sein mußte, dem Prinzen nicht gleich entdeckt hatte. „Ich weiß nicht — was Durchlaucht seit einiger Zeit haben,“ fuhr er kleinlaut fort, „es ist, als ob er sich ganz verwandelt hätte, und man verliert selbst den Kopf dabei, daß man das Nothwendigste vergißt.“

Die Gräfin verstand besser, als er selbst, was er damit sagte; es war ihr zu peinlich, als daß sie nicht schnell das Gespräch hätte abbrechen sollen. Frieder wurde entlassen und kehrte nach Rhanna zurück, wo ihn sein Herr in der unmuthigsten Stimmung, zerfallen mit sich selbst, erwartete. Die Antwort der Gräfin diente nicht dazu, ihn dieser Stimmung zu entreißen und ihm einen Ausweg aus dem Labyrinth zu zeigen, in das er sich selbst frevelhaft verirrt hatte. Mit wipochendem Herzen las er:

„Euer Durchlaucht werden gewiß nicht mißverstehen, wenn ich Sie bitte, mir die Chatouille, welche Sie gefunden haben, gütigst zu senden, ohne auf Ihren Wunsch einer persönlichen Unterredung zu bestehen. Nach Allem, was die Vergangenheit zwischen Ihnen und mir gestaltet hat, könnte sie nur peinlich sein und — ich wiederhole es — ehren wir das Andenken des Verklärten. Das Kästchen, das Sie gefunden haben,

ist ein Geschenk Ihres Herrn Vaters: er übergab mir darin als ein schönes Zeugniß seines Vertrauens ein Tagebuch, das er von seiner Jugend an bis in die letzten Jahre seines Lebens geführt hatte, es könnte der ganzen Welt öffentlich vorgelegt werden, jedes Blatt würde zu seiner Ehre gereichen!" — Hier bebte das kleine Billet in der Hand des Prinzen: er wußte, daß er die lautere Wahrheit in diesen Worten las, denn er hatte auch das Tagebuch seines Vaters nicht undurchforscht gelassen, aber das Wort der Gräfin traf ihn wie ein Vorwurf. — „Zu diesen Blättern habe auch ich,“ las er weiter, „meine eigenen flüchtigen Aufzeichnungen gelegt, die abgerissenen Tagesgedanken und Gefühle eines an äußern Ereignissen armen Frauenlebens — einst, wenn das Band, das ich noch in Ehren halte, geschlossen worden wäre, sollte dann auch mein Gemahl die ganze Vergangenheit der Frau, welche er gewählt, ohne allen Rückhalt kennen lernen. Ich verschloß die Chatouille und gab sie dem Fürsten zur Aufbewahrung bis zu dem Moment zurück. Gott hat es anders gewollt! Ich habe Ihnen offen den Zusammenhang erklärt, welchen es mit Ihrem Funde hat und darf nun wohl von Ihrer Ritterlichkeit und edlen Gesinnung hoffen, daß Sie mir Glauben schenken und das Pfand —“ Egon warf das Billet, ohne den kurzen Schluß zu lesen, auf den Tisch und starrte, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich hin. Die Adern der Schläfe pulsrten unter seinen Händen, als wollten sie bersten, seine Brust athmete kurz und heftig: was hatte er gethan, dessen Ritterlichkeit und edlen Gesinnung sie vertraute! Wie konnte er ihr das Pfand zurückstellen, das er gewaltsam erbrochen hatte? Sollte er mit der Lüge vor sie treten, daß ein Zufall es zertrümmert und daß er ritterlich das Geheimniß, das nun seinen Augen zugänglich war, geachtet habe, ohne ihre Blätter zu lesen? das war unmöglich; auch wenn er es versucht hätte, wäre er damit vor ihrem Blicke elend zu Schanden geworden! Was er gelesen hatte, war das Todesurtheil jeder Hoffnung gewesen, mit der er sich noch geschmeichelt — er wußte, warum Adelsheid dem Greise ihr Jawort gegeben, sie hatte den festen und sichern Hafen gesucht, wo ihr Schiff geborgen vor Stürmen läge — so hatte sie, wir wissen es, auch zu der Tochter in dem Momente eines bald bereuten Ueberwallens schmerzlicher Empfindung gesprochen! Und auch die Natur dieser Stürme war Egon kein Geheimniß geblieben, wie sie dem Vater nicht hatte verschwiegen bleiben sollen. Trotzig sprang er jetzt auf. Sie war ja damit in seiner Hand! Wenn

er auch nach diesen Bekenntnissen für sich die Hoffnung aufgeben mußte, ihr Herz zu gewinnen — auf ihren Besitz brauchte er darum nicht zu verzichten: hatte sein Vater mit ihrer Hand ohne ihr Herz sich begnügt, der Greis, den nur das Herz, nicht die süße Schönheit des holden Weibes beglücken konnte, warum sollte er nicht im Besitz der Letztern sich trösten, daß ihm das Herz nicht gehörte? Götthe's Wahlverwandtschaften — immerhin! Er konnte nun fordern — denn es stand in seiner Macht, sie um die Achtung der Welt und ihres eigenen Kindes zu bringen, gleichviel ob sie eine wirkliche Schuld traf oder nicht und er war entschlossen, seinen Vortheil bis in die äußersten Consequenzen zu verfolgen. Um sich dazu zu rüsten, wollte er noch einmal, jetzt kältern Blutes wie er meinte, ihre Gedenkblätter durchlesen — aber seltsam! kaum hatte er einige davon aus ihrer jüngsten harmlosen Mädchenzeit wieder durchslogen, als es ihn plötzlich mit brennender Scham und Reue faßte, wie über eine ehrlose That, die er begangen. Waren es die reinen Perlen, welche der tiefe Born aus räthselhaftem Grunde emporgehoben — wie jene Muschelquelle in Egons fränkischer Heimath — die Perlen von unschätzbarem Werthe, welche er in Adelsheids, für sein Auge nimmer bestimmten Worten erkannt, daß er auf einmal zum Bewußtsein kam, wie unwürdig er sei, wie unmöglich jede Hoffnung, sie zu besitzen? Er verlebte eine bittere Stunde, denn der Dämon einer wilden Leidenschaft, der sich seiner bemächtigt hatte, ließ sich im schwersten Kampfe nicht überwältigen, aber den wahnsinnigen Gedanken, Adelsheids Besitz zu ertrogen, gab Egon wenigstens auf. Die Zukunft vielleicht, wenn er in treuer Liebe ausharrte — er malte sich das nicht weiter aus, aber er that im raschen Entschlusse unter dem Eindrucke dieses hoffnungsreichen Gedankens, was ihm die Ehre zu gebieten schien: er schrieb an die Gräfin, siegelte die Papiere und das Bild ihrer Mutter ein, und übergab Alles an Frieder zur ungefäulsten Bestellung, sobald er abgereist sein werde. Der Ausbruch wurde mit Soldatenentschlusse beschleunigt; eine halbe Stunde, nachdem der Prinz Befehl dazu gegeben hatte, fuhr er in die Winterlandschaft hinaus — wie ein Fahnenflüchtiger kam er sich vor, der den Folgen eines Verbrechens feig entflieht! Er hatte der Gräfin Alles gestanden, sie um Verzeihung gebeten und ihr sein heiliges Wort gegeben, daß die Kenntniß, die er durch Raub gewonnen, in seiner Brust auf ewig und sicherer geborgen vor Jedermann ruhen werde, als unter den schwersten Schließern von Eisen.

Ob Adelheid diese Versicherung beruhigen konnte, als sie durch sein Geständniß erschüttert wurde? War der Gedanke zu ertragen, daß sein Auge — mit Hohn vielleicht! — ihre innersten Regungen erspäht, welche sie in Wehestunden für spätere Zeiten niedergeschrieben hatte, daß er, grade er! um Alles wußte, was sie selbst zu vergessen strebte? Welche Seelenkraft forderte es, um Diana nicht ahnen zu lassen, was in ihrem Herzen vorging!

Die plötzliche Abreise des Prinzen, nachdem er schon einmal andern Sinnes geworden war, nun ganz ohne Abschied, erregte Sensation. Nach dem Rausche des Carneval, in der stillen Fastenzeit, hatte man mehr Müße, sich mit den Verhältnissen einzelner Persönlichkeiten zu beschäftigen und die Samenkörner, welche Frau von Ruhl ausgestreut hatte, waren nicht auf unfruchtbaren Fels gefallen. Sie selbst aber war auf einmal verschwunden. Ein Billet an Frau von Zellerstein, das sie doch für nöthig gehalten hatte, gab den Aufschluß, daß ihre zerrüttete Gesundheit sie gezwungen, auf dringendes Verlangen ihres Arztes noch die Wintertersaison in Homburg zu benutzen. Ihr Arzt, der verschwiegene Mann, wie ihn die Gesellschaft fordert, zuckte nur die Achseln, als er gelegentlich befragt wurde, er wußte im Grunde gar nichts von einer zerrütteten Gesundheit der kleinen, verknöcherten Frau, die er für sich ein Petrefact, eine Versteinering nannte. Was bei ihr zerrüttet war, hätte ihr Sachwalter besser angeben können — war dafür aber Hilfe in Homburg zu finden? Jeder Lieutenant, welchem eine so naive Frage gethan worden wäre, würde sie mit großer Heiterkeit bejaht haben! Es war auch gar kein heroischer oder verzweifelter Entschluß von gestern auf heute, welchen Frau von Ruhl gefaßt hatte, sie war im Gegentheil in der kältesten Berechnung dazu gekommen, da sie schon zuweilen nicht ohne Erfolg ihr Glück dort und anderswo versucht hatte.

Frau von Zellerstein konnte mit all' den Verdächtigungen ihrer Cousine, welche man sich zuflüsterte, nicht unbekannt bleiben; gute Freundinnen sorgten schon dafür, daß sie ihr zugetragen wurden, und wenn sie auch nicht daran glaubte, so war es ihr doch sehr unangenehm, Adelheids Ruf angegriffen zu sehen. Freilich wußte sie, daß in der großen Welt damit keine Achtung ausgesprochen ist; coquette Frauen in des Wortes schlimmster Bedeutung spielen dort oft die größte Rolle, den Männern interessant und von ihnen gefeiert, den Damen wenigstens kein Anstoß und vielfach beneidet. Aber Frau von Zellerstein hatte sich, wie lange sie auch

schon in der großen Welt lebte, noch nicht zur Höhe jener Anschauung erhoben, sie verdiente im vollsten Maße die gute Meinung, welche der General Proß, wenn auch mit einem profaischen Sprichwort, gegen ihren Gemahl über sie geäußert hatte, und wie sie selbst, trotzdem, daß sie einst sehr schön gewesen und vieler Huldigungen theilhaftig geworden war, sich die höchste Achtung bewahrt hatte, so war auch ihr Haus, ihr Familienkreis bis jetzt von jeder bösen Nachrede verschont geblieben. Es betrückte sie daher, daß ihre Cousine, welche sie lieb hatte, den Lästerzungen verfallen war. Schuld daran hatte Adelheid allerdings: sie hatte von Jugend an der Welt Stoff gegeben, über sie zu reden, weil sie, von ihrer Mutter nach romantischen Ideen gezogen, ihre eigenen Wege ging, ohne sich viel um die Welt zu kümmern. Davon erzählte nun der Minister seinem Freunde Proß, er hielt das für nöthig, um diesen zu beruhigen, denn der alte Herr hatte durch eine gütige Seele über die Frau, deren Tochter sein Kuno heirathen wollte, so Mancherlei gehört, was ihm nicht gleichgiltig sein konnte. Er war ganz verdrießlich deshalb zu seinem Freunde gekommen, hatte ihm Alles mitgetheilt und seine Besorgniß ausgesprochen, daß, wenn Kuno davon Kenntniß erhielt, wohl trotz aller Verliebtheit ein Bruch nicht unmöglich sei, da ihm die Ehre höher stehe, als Alles. Zellerstein beruhigte ihn und glaubte, sich für die Lauterkeit der Gräfin verbürgen zu können.

„Du nanntest sie selbst eine Löwin!“ murzte Proß. „Weide!“

„Im Rothwelsch der Gesellschaft: Du weißt ja, was damit gemeint ist. Die Cousine hat den Fehler begangen, daß sie sich nur einmal gezeigt, dann aber ganz zurückgezogen hat. Ihre Lebenswürdigkeit würde jede hämische Anfeindung entwaffnet haben.“

„Hast Recht. Front gegen den Feind! Aber man will alte Geschichten von ihr wissen!“

„Lügen, Herr Bruder. Ihre Geschichte ist sehr einfach. Sie heirathete, als sie kaum erwachsen war, den alten Grafen Hohenwehr — ihre Mutter hatte in ihrer Jugend eine unglückliche Neigung zu ihm gehabt, die Eltern aber eine andere Verbindung für sie beschlossen. Als dann ihre Tochter herangewachsen war, gab sie die Hand des Kindes ihrem alten Liebhaber. Romantisch, aber nicht eben mütterlich, nicht wahr? Sie starb bald darauf und der Getreue ihr bald nach: schilt mich nicht herzlos, daß ich so rede. Adelheid war nun frei und fand ihr ganzes Glück in ihrem Kinde, das ihr wie aus den Augen geschnitten

war; sie hat nicht erst von dem Auftreten Dianas in der Gesellschaft gleiche Kleider mit ihr getragen, sondern von Kindheit auf der Kleinen dieselben Farben gegeben, bis von Stufe zu Stufe die Gesellschaftstollette fertig war. Es machte ihr Freude, ihr zweites Ich heranwachsen und gleichsam zu einem Wesen mit sich, auch in der Tracht verschmelzen zu sehen: so hatte sie sich wenigstens gegen meine Frau darüber ausgesprochen. Sie hat von Natur ein heiteres, fröhliches Gemüth, und ist in vieler Beziehung noch heut ein Kind; ich kann das beurtheilen, da ich ihre wichtigsten Familienangelegenheiten, um welche sie hier ist, betreibe. Freilich, wie es solchen Naturen eigen ist, kann sie zu Zeiten, wenn ihr eine ernste Situation naht, auch wieder tief unglücklich sein — das sind so die Contraste bei den Frauen, lieber Bruder.“ — Ob der Minister in dieser Charakteristik das Wahre getroffen? Wir glauben, daß er sich sehr auf der Oberfläche gehalten hat: die Tiefe blieb ihm ja doch verborgen. „Die Bekanntschaft des Fürsten Westerheld hat sie in Wiesbaden gemacht,“ fuhr er dann fort. „Daß sie im Stande ist, auch ältern Männern zu gefallen, hast Du an Dir selbst erlebt, läugne es nicht! Wie er zu der Werbung um ihre Hand gekommen ist, weiß ich freilich nicht — wir haben aber in neuester Zeit so viele ähnliche Beispiele erlebt, wie die jüngsten Mädchen mit uralten Invaliden sich verheirathen, daß wir in dem Sawort Adelheids, welche doch immer eine Dreißigerin und Wittve ist, nichts Unerhörtes finden können. Sie hat meiner Frau vielleicht mehr darüber erzählt — ich mag da nicht forschen, Frauen schonen einander und ich ehre ihr Zartgefühl — aber daß sie durchaus nicht durch den Rang des Fürsten zu der zweiten Verlobung bestimmt worden sei, wie meine Frau behauptet, kann ich nicht glauben. Vielleicht mag sie, von ihrer Tochter getrennt, die sie in das Stift gegeben hatte, sich etwas haltlos gefühlt, vielleicht auch dieser eine glänzendere Stellung zugebracht haben, wenn nicht etwa gar schon deren Heirath in Aussicht gestanden hat. Darüber könnte Dein Kuno die beste Auskunft geben.“

„Allerdings hat der sich schon in die Pensionärin verliebt, welche er in einem verwandten Hause zuweilen gesehen hat,“ erwiederte der General. „Als ein Mensch von redlicher Gesinnung hat er aber das junge Wesen nicht mit Courmacherei gestört, sondern die Mutter aufgesucht, welche er in Wiesbaden wußte, dort hat er nach alter ehrbarer Sitte sich erst eine feste Position verschafft, ehe er mit seinem Geschütz vorgefahren ist: ich meine, ehe er bei der Mutter um die Tochter ange-

fragt hat. Er spricht nicht gern davon, da er als vernünftiger Mensch, nun Alles in Wichtigkeit ist, sich seiner damaligen Ueberschwänglichkeit und Sentimentalität schämt.“

Mit dem eingefleischten Hagestolz war nicht zu rechten: Zellerstein dachte noch heut mit Wohlgefallen an die Zeit seiner Liebe und Werbung und konnte in dieser Erinnerung wieder so jugendlich fühlen, wie einst. — „Du kennst nun die Geschichte meiner Cousine,“ sprach er. „Wie sehr sie auch als junge Frau und später als Wittve mit Huldigungen überschüttet worden ist, nie hat man ihr etwas Schlimmes nachgesagt: wir haben ja so viele Verbindungen und würden es gehört haben. Es blieb unsern Zirkeln vorbehalten, die harmlose Frau zu verunglimpfen.“

„Es soll mir lieb sein — besonders wenn Kuno nichts davon erfährt. Der ist in diesem Punkte so sensibel, daß er eigentlich gar nicht mehr in unsere Welt gehört. Er wird auch darum, denke ich mir, sein Rauensee, wenn er erst mit der Frau dort sitzt, nicht viel verlassen. Kennst Du das Nest? Wird die Mutter mit hinziehen?“

(Schluß folgt).

F e u i l l e t o n .

(Das Leben der vornehmen Gesellschaft in Polen.) Eine englische Dame giebt in einem englischen Journal die Schilderung eines Besuchs bei einer vornehmen polnischen Familie, die sie in Paris kennen gelernt und mit der sie in Dresden wieder zusammengetroffen war. Gräfin S. lud sie ein, mit auf ihre Güter in Russisch-Polen zu gehen, die Engländerin nahm die Aufforderung an, um neue Eindrücke zu sammeln und man reiste ab. Krasau gab unserer Dame den ersten Begriff von polnischen Einrichtungen. In dem Fiaker, welcher die Reisenden vom Bahnhofe zum Hotel führte, waren die Ueberzüge der Kissen zerrissen, die Fenster zerbrochen und der Kutscher hatte zerlumpte Kleider. Im Gasthose war das Essen vortreflich, aber schlafen konnte man nicht. Die Engländerin versuchte es im Bett, auf dem Sopha, im Sessel, abscheuliche Feinde peinigten sie überall in Haufen. Daß die ganze übrige Gesellschaft, welche aus dem Grafen S., der Gräfin, deren erwachsener Tochter Anna, einer Gesellschafterin und einem französischen Freunde, Namens Graf Vermont, bestand, ebenfalls nicht geschlafen hatte, sah man den Augen an. Auf einer polnischen Straße ging es weiter. Man wurde im Wagen von einer Seite zur andern geworfen, wie in einem Schiffe während des Sturms. Als Gräfin S. den Kutscher fragte, ob er die schrecklichen Stöße nicht etwas vermeiden könne, antwortete er ganz kaltblütig: „Sie können von Glück sagen, daß ich nicht umgeworfen habe, wie es gewöhnlich geschieht, wenn ich diesen Weg befahre. Aber die Leute sind nie zufrieden. Sie hätten diesen Weg nur vor

zehn Jahren kennen sollen!“ Damit trieb er seine Pferde zum Galopp an und jagte mitten durch einen See schmutzigen Wassers, so daß die Reisenden über und über mit Koth bespritzt wurden.

An der russischen Grenze wurde das ungeheure Gepäck des Grafen keiner Untersuchung gewürdigt. Einige Süberrubel hatten dem Zollbeamten die Ueberzeugung verschafft, daß die Koffer, Kisten und Schachteln nichts Steuerbares enthielten. Die Reise führte durch ein flaches, einförmiges Land und durch mehrere schmutzige Städte, in denen nichts reinlich war als die griechischen Kirchen mit ihren weißgetünchten, von drei Kreuzen überragten Mauern.

„Endlich,“ erzählt die Engländerin weiter, „erreichten wir Ostrowski, wie ich das Schloß des Grafen S. nennen will. Es war ein geräumiges Gebäude von zwei Stockwerken und mit zwei Flügeln, die mit der Einfahrt und den Flügeln ein Viereck bildeten. In den Flügeln wohnten die Schreiber, das heißt die Rechnungsführer und Aufseher der Arbeiter, der Kammerdiener mit seiner Familie, der Haushofmeister und die Dienstmädchen. Viele der Diener waren verheiratet und ihre Frauen und Kinder bewohnten kleine Hütten in der Nachbarschaft. Jeder Diener mußte bei Tagesanbruch erscheinen und verließ das Schloß häufig erst nach Mitternacht. In den meisten Häusern giebt es eine Anzahl Dienerinnen, die als Mademoiselles bezeichnet werden. Sie sind Kammerjungfern und werden ihrerseits wieder von jüngeren Mädchen bedient. Ihre Tracht besteht aus einem aufgetrepten Hütlchen mit blauen Federn und einem schwarzen Schleier, einem Haarnetz von rother Chenille, einem weißen Musselinkleide mit blauen Schleifen, einer Schärpe von unechten Spitzen und einem weißseidenen Sonnenschirm.

„Etwa hundert Leibeigene mochten sich als Diener im Schlosse befinden; der Hauptkoch hatte mindestens ein Duzend Gehilfen, der Leibkutscher eben so viele. Für die Bequemlichkeit dieser Leute war auf das Schlechteste gesorgt. Als ich am ersten Abend mein Zimmer betrat, das in der Ecke des Hauptgebäudes lag und dessen eine Thür auf einen Seitenflügel ging, fehlte mir dort noch etwas von meinen Sachen. Ich suchte nach einer Klingelschnur, einer Handglocke, allein solche Luxusartikel kennt man in Polen nicht. Ich nahm also ein Licht, um eines der Dienstmädchen herbeizurufen. Indem ich rasch einen langen dunklen Gang hinabschritt, stieß ich mit dem Fuße an etwas und fiel hin. Ein Schrei, dem mehrere andere folgten, erschreckte mich und im nächsten Augenblicke sahen zwölf Köpfe in die Höhe. Als ich mich erholt hatte, sah ich verschiedene Dienstmädchen auf Strohhalm im Gange schlafen. „Weshalb geht ihr denn nicht auf eure Zimmer oder Kammern?“ fragte ich ärgerlich. „Wir haben keine,“ antwortete mir die eine; „wenn die Herrschaft sich zurückzieht, legen wir uns nieder, wo wir Platz finden.“

„Im Schloß war Alles bequem und elegant. Was man für Geld nur haben konnte, war da und mit Geschmack aufgestellt und vertheilt. In einem Zimmer waren die Wände mit gestrichter weißer Seide bekleidet und die Möbel entsprachen die-

sem Luxus. Gelegentlich schimmerte jedoch etwas von altpolnischem Styl durch. Die ganze Familie versammelte sich um acht Uhr und trank Kaffee. Auf einem silbernen Präsentirteller wurden kleine irdene Töpfe herumgereicht, in denen die Milch für Jeden enthalten war. Bei dem Schlosse war auch ein schöner Park, aber hart an ihn grenzten die Lehmbütten der Leibeigenen. Bald kam viel Besuch. Die meisten Herren spielten vom frühen Morgen bis zum späten Abend Schach oder Karten, worin ihre Hauptunterhaltung zu bestehen schien. Für Diejenigen, welche zu lesen wünschten, gab es französische Bücher und Zeitungen. Pferde und Wagen standen Jedermann zur Verfügung, auf dem See lag ein Boot für Liebhaber von Wasserfahrten. Auch besaß das Schloß eine Kapelle, die freilich keine besondere Musik machte. Die Musiker bewohnten ein Haus, das auf der Insel erbaut war und sehr malerisch ausah, aber so feucht war, daß es seinen Bewohnern einen seltsamen Tod verkündete.

„Als die Reihe, Besuche zu machen, an die Familie S. kam, brachen wir in einem großen Wagen auf, der von sechs Pferden, auf russische Weise drei und drei neben einander gespannt, gezogen wurde. Ein halbes Duzend Fohlen liefen, sich selbst überlassen, neben den Pferden her. Ein Gepäckwagen mit Betten und anderen Bequemlichkeiten folgte, denn wenn man auf Besuch kommt, so erhält man ein Zimmer, eine Bettstelle, ein Paar Stühle und zuweilen einen Tisch, alles Andere muß man selbst mitbringen.

„Wir gelangten zu einem stattlichen Schlosse in der Nachbarschaft, dessen Eigenthümerin, eine ältere Frau, unter dem Namen der Dame mit den Diamanten bekannt war. Die fabelhafte Menge kostbarer Steine, welche sie besaß, war der Stolz und die Dual ihres Lebens. Einmal reiste sie nach Paris und hatte bloß ihren kleinen Schmuck mitgenommen. Da sie eine Einladung an den Hof bekam, so wollte sie Alles überstrahlen, aber wie sollte sie sich ihre Diamanten verschaffen? Einem Diener oder einem Fremden konnte sie den Schatz nicht anvertrauen, und so mußte ihr Mann nach Polen gehen. Im tiefsten Winter reiste er Tag und Nacht, um noch zu rechter Zeit in Paris zurück zu sein. Als der musterhafte Gatte sein Pariser Hotel wieder erreicht hatte, wollte ihn der Besitzer nicht aufnehmen, da es gefährlich sei, solche Schätze im Hause zu haben, denn die Dienstmädchen hätten geschwagt, und Alles spreche nun von dem Reichtum des Polen. Dieser suchte also eine andere Wohnung und war schließlich gezwungen, seine Diamanten in der Bank zu deponiren. Die Dame erschien auf dem Hofballe in einer Phantasietracht von solcher Schwere, daß sie nicht tanzen konnte und den ganzen Abend wie eine Bildsäule dastehen mußte. Aber eine Woche lang sprach ganz Paris von den Diamanten der „Fürstin“, wie sie sich selbst getauft hatte. Jeder Pole nennt sich im Auslande Graf oder Fürst, aber in Polen existiren solche Titel nicht, mit Ausnahme derjenigen, welche die russische Regierung erteilt hat. Eine Dame, die so viele Diamanten besaß, konnte natürlich bloß eine Fürstin sein.

„Die Dame hatte Möbel, Kunstgegenstände und Merkwürdigkeiten aller Art in Europa zusammengeschleppt. Ihr Schloß war ein vollständiges Museum, und von Nah und Fern kamen Leute, um sich die Raritäten anzusehen. Als wir ankamen, führte uns ein Diener in's Empfangszimmer und mehrere andere eilten in verschiedenen Richtungen davon, um ihre Herrin aufzusuchen. Nachdem wir eine Viertelstunde gewartet hatten, kam eine Kammerjungfer und sagte, die Fürstin sei im Park, werde aber bald erscheinen. Kaum war sie fort, so tauchte ein kleiner Bursche, den wir hatten blüsten und reiben hören, unter einer Tischdecke hervor und sagte: „Sie sind gar nicht im Park, seit zwei Stunden leiden sie sich an,“ worauf der Däumling wieder verschwand. Wir hatten eben ausgelacht, als die Fürstin eintrat, gelehnt auf den Arm einer Nichte und mit drei armen Verwandten im Gefolge, welche das Amt hatten, von früh bis spät ihr Lob zu singen und den Werth aller ihrer Sachen auszuforschen. Sie bewillkommnete uns und entschuldigte sich, daß sie uns habe so lange warten lassen. Ich hoffte, daß sie uns nun in unsere Zimmer entlassen werde, denn wenn man den ganzen Tag auf solchen Wegen gefahren ist, so sehnt man sich nach Ruhe. Davon war aber keine Rede. Sie zeigte uns verschiedene Merkwürdigkeiten, Gemälde, Mosaiken und dergleichen, und ich betrachtete mit Verzweiflung die Größe des Zimmers und die Menge des darin Enthaltene, allein das war bloß der Anfang. Es gab noch ein zweites, ein drittes Zimmer zu besuchen und so fort, im Ganzen vielleicht sieben. Im dritten Zimmer sank ich auf einen Stuhl, aber so lange die Fürstin noch Jemanden bei sich behielt, der ihre Siebensachen bewunderte, war sie unermüdlich und unbarmherzig. Endlich wurden wir in's Speisezimmer geführt und mit Kaffee und Eis bewirthet, worauf wir den Park bewundern mußten. Ueberall sahen wir Grotten, Springbrunnen, Bildsäulen, denn die Fürstin kauft auf ihren Reisen Alles, was ihr gefällt und sich fortzuschaffen läßt.

„Abends suchten wir unsere Zimmer — es waren keine da. In der That gab es im ganzen Schloß nur ein Schlafzimmer, in dem die Fürstin, ihre Nichte und ihre drei Verwandten schliefen. Sie bestand darauf, daß wir dieses Zimmer benützten, und hatte für sich und ihre Gesellschaft auf Sophas Lagerstätten einrichten lassen. Den Herren, von denen man annahm, daß sie alles Nöthige mitbrächten, wurde ein leeres Zimmer angewiesen. Auch für die Mädchen war eine Kammer da, wo sie nach Belieben auf den Stühlen oder auf der Diele schlafen konnten; für die Bedienten wurde in den Gängen Stroh aufgeschüttet. Als ich am nächsten Morgen durch das Gesellschaftszimmer ging, sah ich auf einem Tische, der mit dem reichsten Mosaik eingelegt war, einen sehr ursprünglichen irdenen Krug und einen Napf stehen, in dem sich die ganze Familie wusch. Bald nachher erschien die Fürstin zum Kaffee in einem Morgenanzuge von Cashmirshawls mit einem Perlenhalsbande, dessen Schloß von Diamanten strahlte und mit blühenden Ohrringen und Armbändern. Beim Mittagessen setzte sich ein phlegmatischer Mann mit an den Tisch, ihr gegenwärtiger Gemahl.

Sie ist nämlich mehrmals verheirathet gewesen, wie es so in Polen Mode ist, obgleich die Polen Katholiken sind und ihre Kirche Scheidungen nicht gestattet. Wie sie es anfangen, weiß ich nicht, aber nichts ist gewöhnlicher, als einen Herrn zu sehen, der zwei oder drei lebende Frauen hat, oder eine Dame mit eben so viel Männern. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die verheiratheten und geschiedenen Paare freundschaftlich mit einander verkehren.

„Die nächste Familie auf unserer Besuchliste bewohnte ein hölzernes Gebäude und hatte ihr Vaterland nie verlassen. Das Mittagessen bestand aus einer Reihe von Nationalgerichten und begann mit einer sehr sauren Suppe. Neu war mir eine Schüssel mit Mais, der so gegessen wurde, daß man die Körner mit Butter bestrich und von der Hülse abbiß. Der größte Theil des Tages wurde bei Tische verbracht. Den Hauptstoff der Unterhaltung lieferte eine englische Dame, die einen Polen geheirathet hatte und in der Nähe wohnte. Die große Ordnung und Reinlichkeit, die sie in ihrem Hause erhielt, wurde vollständig lächerlich gefunden.

„Am Abend fand ein lautes Absingen von Vaterlandsliedern statt; die Gesinnung war ohne Zweifel gut, aber die Musik abscheulich.

„Mit Freuden hörte ich, daß unsere Rückkehr nach Ostrowki entschieden sei. Das Wetter war jetzt sehr kalt geworden und wir kamen gerade vor einem starken Schneefalle an, der die Straße unfahrbar machte. In jedem Zimmer stand ein großer Ofen, der bis zur Decke reichte und ein Diener beschäftigte sich ausschließlich mit der Heizung. Um vier Uhr Morgens fing er an und wenn man aufstand, war das ganze Haus warm, nur zu warm. In einer solchen Temperatur beständig zu leben ist höchst schädlich, da man nicht wie anderswo die Fenster gelegentlich öffnen kann. Diese erhitze Luft ist der weiblichen Haut verderblich, und wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb die Polinnen sich so hart schminken. Bald waren wir eingekleidet. Wenn ich durch die Doppelfenster sah, hatte ich ein Meer von Schnee vor mir, und es war mir ein drückender Gedanke, daß diese Schneewüste mich vom übrigen Europa trenne.

„Krüben Nachsinnen konnte man in Ostrowki nicht lange nachhängen. Bald waren die Schlitten in Bereitschaft und liefen, von vier oder sechs Pferden gezogen, ihr heiteres Geläut hören. Die leichten, mit Scharlachtuch überzogenen Schlitten flogen mit der Geschwindigkeit eines Bahnzuges dahin und setzten ihre Insassen gelegentlich auf einen Schneehaufen ab. Die Damen legten neben ihren Pelzkleidern wollene Shawls an, in die sie sich so einhüllten, daß bloß Mund, Nase und Augen freibleiben. Der Damenpelz spielt in Polen dieselbe Rolle wie in Frankreich der Cashmirshawl. Die Damen wetteifern mit einander, den schönsten Pelz zu tragen, und zahlen bis zu dreihundert Pfund für einen. Zuweilen war die Kälte so stark, daß man sich nicht ins Freie wagen konnte und sich bloß in den Zimmern Bewegung machte. Eines Nachmittags forderte mich

ein Herr mitten in einem heftigen Schneefall zu einem Spaziergang auf. Ich mochte ihn wohl überrascht ansehen, denn er setzte schnell hinzu: „In den Zimmern.“

„An einem heitern Tage kam ein Vetter des Grafen S. und hatte mit seiner Frau kaum Platz genommen, als ein anderes Paar angemeldet wurde. Gegen Abend traf noch eine dritte Dame ein. Alle diese Gäste schienen in den freundlichsten Beziehungen zu stehen.“

„Nach Tisch setzte sich der Vetter mit den drei Damen zum Whist. „Ist es nicht ein sonderbarer Anblick,“ fragte mich die Gräfin, „daß der Vetter Alexander mit seinen drei Frauen Karten spielt?“ „Mit seinen drei Frauen?“ rief ich aus. „Sie scherzen.“ „Durchaus nicht,“ antwortete sie. „Nichts ist hier gewöhnlicher als Scheidungen. Er bedauert jetzt, daß er sich von der ersten getrennt hat. Sie gefiel ihm am besten, aber sie hat sich auch wieder verheirathet. Sie sind alle freundlich und liebenswürdig gegen einander.“

„Nicht lange nachher machte ich mit der Gräfin und dem Fräulein Müller künstliche Blumen. Anna, die der größten Kälte trotzte, war mit ihrem Vater Schlitten gefahren. Wir saßen nahe am Fenster und erblickten einen Schlitten mit sechs Pferden, der den Baumgang hinauf kam. Wir fragten uns noch, wer der kühne Gast sein könne, als die schöne Gräfin B., eine nahe Nachbarin, angemeldet wurde. Fast noch in der Thür, sagte sie zur Gräfin S.: „Ich kann mich keinen Moment aufhalten und habe Ihnen doch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Mein Mann wird um Ihre Tochter anhalten. Er ist ein vortrefflicher Mann und ich bitte Sie, sich durch keine zarte Rücksicht auf mich von dieser Verbindung abhalten zu lassen. Ich habe meine Scheidung bereits in der Tasche und stehe im Begriff, eine neue Ehe einzugehen. Adieu, theure Freundin.“ Mit diesen Worten verschwand sie so schnell als sie gekommen war. Ich gestehe, wäre ein Blitz zu meinen Füßen eingeschlagen, so würde ich nicht überraschter gewesen sein. Fräulein Müller und ich waren aufgestanden, um das Zimmer zu verlassen, aber wir hatten noch nicht Zeit gehabt, die Thür zu erreichen, als die ganze Mittheilung bereits geschehen war. Die Gräfin war durchaus nicht überrascht. „Er ist für Anna zu alt,“ bemerkte sie. „Allerdings hat er ein sehr bedeutendes Vermögen, allein wir haben einem andern Herrn fast unser Wort gegeben.“ Graf B. kam wirklich am folgenden Tage und stellte einen förmlichen Antrag, erhielt jedoch einen Korb, weil Anna derselben Meinung wie ihre Mutter war. —

(Eine nachträgliche Rechnung.) Vor etwa fünfzehn Jahren lebte in Wien eine Familie S., die in dem Maße bedeutender Wohlhabenheit stehend diese Annahme auch dadurch vollständig rechtfertigte, daß sie nicht nur in der Stadt ein großes Haus machte, sondern auch auf einer unsern reizend gelegenen Villa die Sommermonate mit kostspieligen Vergnügungen hinbrachte. Diese sommerlichen Freuden zu theilen, wurde zu jener Zeit von der Familie S. ein junges und schönes Mädchen, in aller Form und mit vieler Artigkeit, eingeladen, welches auch nicht zögerte, mit Zustimmung seiner Eltern dieser Einladung

Folge zu leisten. Sehr gut empfangen und Gegenstand ausgezeichneter Sorgfalt, die sich in Ueberlassung eines reizenden Zimmers, den erlesensten Speisen und Getränken, so wie in der Veranstaltung aller erdenklichen Vergnügungen offenbarte, verfloßen dem jungen Mädchen zwei oder drei Monate herrlich und in Freuden, wonach die Rückkehr in das elterliche Haus nach Wien geschehen mußte.

Nach einigen Jahren, in welcher Zeit weder das junge Mädchen, noch ihre Angehörigen, die Familie S. wiedergesehen haben, verheirathet sich dasselbe mit einem Herrn F.

Herr F. stirbt nach einigen weiteren Jahren einer glücklichen Ehe und hinterläßt die junge Frau als Mutter eines Kindes und im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Während dieser ganzen Zeit hat die Familie S. ihr luxuriöses und verschwenderisches Leben fortgesetzt. Man hat seine Empfangstage, macht Reisen, hält sich in Bädern auf u. Leider ist aber auf dieser Erde Alles vergänglich, folglich auch Reichthümer. Kurz, die Familie S. nahm eines Tages mit Schrecken wahr, daß sie nichts mehr besäße und vollständig ruiniert sei.

So sah sich denn diese an das äppigste und schwelgerischste Leben gewöhnte Familie mit einem Schlage, und zwar wegen ihres unverzeihlichen Leichtsinns und ihrer grenzenlosen Verschwendung, aus den glänzendsten Glücksumständen beinahe in einen Zustand der fürchterlichsten Armuth und Entbehrung versetzt. Sie weiß nicht mehr was sie thun, was sie erfinden soll, um leben zu können. Ans Arbeiten denkt sie nicht; sie kennt ja nicht, was Arbeiten ist. Hüfe und Unterstützung bei den Freunden aus früherer Zeit suchen, das will man nicht; der Stolz ist noch immer mächtiger als die Noth.

Was also ist zu thun, um, wenn auch nur für den Augenblick, aus dieser peinlichen Lage zu kommen? So fragte sich Herr S., als ihm plötzlich ein Gedanke in den Sinn kam. Er erinnerte sich, daß in Wien eine Frau F. lebte, die er immer mit vieler Sorgfalt gekleidet gesehen hat. Er kannte sie als junges Mädchen, damals, als sie ein paar Monate in seinem Landhause zugebracht, das er leider! nicht mehr hat. Diese Dame ist gegenwärtig Wittwe, es ist wahr, und außerdem nicht ohne Vermögen; S. braucht 500 fl., er zögert daher nicht einen Augenblick und schreibt an die Dame einen sehr lakonischen, ungefähr folgendermaßen lautenden Brief:

„Gnädige Frau! Sie werden, wie ich glaube, sich noch der Paar Monate erinnern, die Sie unentgeltlich bei uns auf dem Lande zubrachten. Da ich mich jetzt in außerordentlicher Bedrängniß befinde, so erlaube ich mir, Sie um die Summe von 500 fl. für Kost und Wohnung, die wir Ihnen damals gegeben, anzufragen. Mein Anspruch ist gerecht, und ich zweifle nicht, gnädige Frau, daß Sie keinen Augenblick anstehen werden, mir die fragliche Summe zukommen zu lassen. S.“

Man denke sich das Ersauern der Frau F., als sie diese Botschaft empfing. Dann zuckte sie die Achseln, lachte über das, was sie ansangs für einen schlechten Scherz hielt, und antwortete nicht. Nach einigen Tagen kam ein neuer Brief. „Gnädige Frau,“ sagte diesmal Herr S., „wenn Sie mir nicht bis

morgen die schuldige Summe von 500 fl. übersenden, mache ich vor Gericht die Klage gegen Sie anhängig.“ Frau F. lachte noch stärker und antwortete wieder nicht.

Inzwischen hat S. seine Klage eingereicht, der Proceß kam in Gang, und noch im Laufe dieses Monats steht die Entscheidung zu erwarten. Es hat sich richtig ein Advocat gefunden, der die Vertretung des Herrn S. übernommen hat. Gewinnt dieser Advocat seinen Proceß, so wird man künftig sehr vorsichtig in der Annahme einer Einladung zu einem Diner se. sein müssen. — F.

(Das Resultat einer Verlobung durch Vermittlung.) Ein junger Arzt in Marseille hatte den dringenden Wunsch, sich mit einer vermögenden Dame zu verheirathen. Da es ihm jedoch an „Zeit und Gelegenheit fehlte,“ die Bekanntschaft solcher Damen zu machen, so beschloß er, dies auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ durch Vermittlung eines Heirathsbüreaus zu thun. Der Agent wußte denn auch sehr bald Rath und verschaffte dem jungen Doctor das Glück, mit einer heirathslustigen Dame in Algier in Correspondenz zu treten. Alle die wichtigen Fragen hinsichtlich des Vermögens, der gesellschaftlichen Stellung, der Familienverhältnisse und so weiter, wurden in den Briefen des Pärchens ganz nach Wunsch erledigt; die Briefe flogen nur so hin und her und bald entzündete sich darin das jugendliche Feuer der beiden Leutchen zu einer förmlichen Leidenschaft, welche die Beiden durch ihre gegenseitigen Portraits bei einander angefaßt hatten. Da gab es ein unendliches Entzücken über die schönen Haare und Augen von ihr und die prächtige Figur, den tadellosen Bart von ihm. Dieser Austausch von Photographien entschied denn auch die Verkündigung des Angebotes und die Festsetzung des Hochzeitstages. Aber ach! die Photographie hat ihre Grenzen und das Original ist dem Bilde oft recht unähnlich! Als die Braut in Marseille anlangte, damit die Hochzeit gefeiert werden könne, machte der liebevollende Bräutigam, der ihr voll Ungeduld entgegen eilte und sie am Hasen in Empfang nahm, die eben so überraschende als niederschlagende Bemerkung, daß seine Schöne ihrer Photographie sehr wenig gleiche und daß das Portrait überhaupt weder den Charakter noch die Gewohnheiten der Dame wiedergegeben habe. Er hatte zwar gewußt, daß Madame R. Wittwe sei, aber sie hatte ihm geschrieben, daß sie noch in ihren Blüthenjahren stehe und sich sehr wohl conservirt habe, und siehe da! die Dame, welche sich als Braut in seine Arme warf, war wenigstens vierzig Jahre alt und hatte ein wahres Kanthippengesicht. Dabei war sie von mehreren Schoßhunden begleitet, welche dem jungen Arzt ein Gränel waren, und hatte überhaupt eine Menge von kleinen Manieren, die vielleicht von dem moralischen Einfluß des Alters herrühren mochten, den Bräutigam aber total zurückschreckten. Der gute Doctor fühlte sich so beschämt wie der Fuchs, der beinahe von der Henne überlistet worden wäre, und beschloß, sich von der ganzen Affaire zurückzuziehen. Das war aber schneller gesagt als gethan, denn

die Braut gedachte ihn nicht so leichten Kaufes frei zu geben; nachdem sie gesehen, daß alle Mittel, ihn festzuhalten, vergeblich waren, reichte sie bei dem Tribunal eine Klage auf 20,000 Francs Schadenersatz ein, denn so hoch schlug die Dame den Schmerz und die Kränkung an, welche ihr der Doctor durch sein Verschmähen zugesügt, und überdies glaubte sie auch nicht weniger fordern zu dürfen, weil es schwer gewesen wäre, einen Ersatz für den Verlorenen zu verschaffen.

Die Advocaten der beiden streitenden Parteien hielten sehr hübsche, geistreiche und humoristische Reden über ihre Klienten und deren Gefühle, endlich hat sich der Gerichtshof dafür entschieden, daß er dem Bräutigam das Recht zuerkannte, sein schriftlich gegebenes Eheversprechen zurückzuziehen, nachdem er die Zukünftige zum ersten Male gesehen, da die Ausführung eines Heirathsprojectes doch allemal nothwendigerweise auf der Bedingung gegenseitigen Gefallens und gegenseitiger Uebereinstimmung beruhen müsse. — F.

(Ein guter Beichtwater.) In Cremona träumte vor Kurzem eine arme junge Wittwe, ihr verstorbener Mann bezeichne ihr drei Nummern, die ihr Glück bringen würden. Sie zerbrach sich des anderen Morgens den Kopf, woher sie das Geld nehmen solle, um die Nummern im Lotto sehen zu können; der einzige Werthgegenstand, den sie noch besaß, war ein kunstvoll aus Eisenbein geschnitztes Cruzifix. Zuletzt entschloß sie sich doch dazu, dies zu nehmen und zu verkaufen, worauf sie für den Erlös die drei Nummern besetzte und wirklich kamen dann auch die drei Nummern heraus, so daß sie 9000 Lire gewann. Während sie überlegte, wie sie das Geld am Geeignetesten verwenden könne, empfand sie Gewissensbisse über den Verkauf des Cruzifixes und sie kam sich fast wie ein zweiter Judas Ischariots vor. Sie vertraute ihrem Beichtwater diese Gewissenszweifel an und dieser bekräftigte sie nur noch mehr darin, gab ihr jedoch den Rath, das Geld um Mitternacht auf den Kirchhof zu dem Grabe ihres Mannes zu tragen, wo ihr dessen Geist erscheinen und ihr die Birde abnehmen werde. Die arme Frau folgte auch wirklich diesem Rath und als sie zitternd mit dem Schläge Zwölfs zu dem Grabe hinging, da tauchte eine geisterhafte Gestalt, in ein weißes Grabtuch gehüllt, vor ihr auf, streckte die Hand aus, nahm ihr das Geldsäckchen ab und winkte ihr dann, sich wieder zu entfernen. Die Arme ging getröstet und erleichtert, von einer Centnerlast befreit, wieder nach Hause, doch fühlte sie sich unterwegs von dem Schauer über die überirdische Erscheinung so angegriffen, daß sie zwei Sicherheitswächtern, denen sie begegnete, verdächtig erschien. Als dieselben sie ausforschten, wo sie gewesen und was sie gethan, erzählte sie ihnen die ganze Geschichte, worauf man sie ruhig nach Hause gehen ließ. Nun begab man sich zum Hause des Beichtwaters, sagte denselben ab, als er nach kurzer Zeit erschien, führte ihn zur nächsten Polizeistation und fand bei ihm noch ein Paq Linnenzeug, einen Füllgel von Pappe und denbeutel mit den 9000 Lire, welchen die Frau wiederbekam. — F.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstich 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Schluß.)

„Auf keinen Fall, sie hat sich darüber entschieden ausgesprochen, so schön Lauensee in angenehmer Nachbarschaft auch liegt. Ich war früher zuweilen dort, als Kuhl noch lebte, der es freilich sehr in Verfall gebracht hat. Seine Tochter wird künftig wohl bei Diana bleiben, mit der sie zärtlich befreundet ist — Diana hat wenigstens die Zusage der Tante.“

Das Gespräch endete damit und Proß war beruhigt über die Besorgnisse, welche ihn hergeführt hatten. Sein Neffe hielt sich ganz aus den Kreisen zurück, wo einer der ausgespritzten Gifttropfen hätte treffen können, ja er verweilte nicht einmal in dem Hause seiner Braut mit der Ausdauer, wodurch sich Andere den Eltern und Geschwistern ihrer Verlobten oft so lästig machen. Er war wohl zu ernsthaft und praktisch zum Tändeln und der Onkel hatte ihn deshalb schon einmal einen Philister genannt. Diana wußte, daß er ihr nur aus Rücksicht für ihre Mutter nicht seine ganze Zeit weihete, aber sie hatte keine Ahnung, welches Geheimniß diese Rücksicht barg, welche Dornen für die geliebte Mutter, deren Bein sie lächelnd tragen mußte!

Die äußeren Verhältnisse gestalteten sich nun glatt und schnell. Es war bald kein Grund mehr, die Vermählung des jungen Paares bis zum Herbst zu verschieben; dem Minister gelang es, die etwas verwickelten Angelegenheiten der Gräfin, welche nach dem Tode ihres Gemahls auf sie gefallen waren, durch seinen Einfluß zu ordnen, Lauensee wurde im Frühlinge schon dem neuen Besitzer übergeben, der hierauf Alles, was dort zu bauen und einzurichten war, energisch in Angriff nahm und bei seiner Bitte, die Vermählung schon im Juli Statt finden zu lassen, keinen Einspruch fand. Unterdessen war die große Welt, die die „beiden Löwinen“ der letzten Carnevalsoire ihrer christfreundlichen Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, längst mit andern Interessen beschäftigt und bald auch in alle Richtungen der Windrose zu Badereisen und „Sommerfrischen“ auf ihren Gütern oder sonst zerstreut. Wenige hatten noch einen Eindruck von der Neuigkeit mitgenommen, welche einen Augenblick wieder von sich reden machte: daß nämlich die beiden Schönheiten ihre Toilette verändert hatten und die Gräfin bei einer Spazierfahrt in dunkler Baroge, ihre Tochter in weißem Tulle gesehen worden war. Der Bräutigam wird es wohl verlangt haben, um Verwechslungen von gefährlichen Folgen zu entgehen, hieß es. Jedenfalls war es sehr vernünftig, dem Skandal — wie es Frau von Kuhl allerdings scharf ausgedrückt hatte, ein Ende zu machen.

Adelheid aber war es, als scheide sie damit von ihrer liebsten und reinsten Erinnerung. Sie mußte nun auch bald von ihrem Kinde scheiden, und die Trennung,

als nach der Vermählung der Reisewagen für das junge Paar vor der Thür stand, war für die beiden Herzen, die wirklich in ihrem ganzen Leben nur ein Schlag befeelt hatte, so schmerzlich, daß Frau von Zellerstein, welche die einzige Zeugin des Abschiedes war, Diana fast zwingen mußte, denselben abzukürzen. Es war ja eine Trennung auf immer: gelegentliches Wiedersehen änderte darin nichts. Die Mutter fühlte, daß sie — wie es Leopold Schefer sinnig ausgedrückt — wohl noch eine Tochter, aber kein Kind mehr habe. Sie stand nun ganz allein und mußte ihr Leben erst wieder gestalten; in ihres Kindes Glück sich glücklich fühlen — hätte sie nur eine Erinnerung aus ihrem Gedächtniß verbannen können, die Erinnerung an die Stunde, wo sie aus ihrem Wahne, daß ihr selbst das Herz sich zugeneigt, das nur ihrem Kinde gehörte, durch sein grades Wort aufgeschreckt, sich rettungslos an ihn verrathen hatte! Nie, auch nur durch das geringste Zeichen, hatte er durchblicken lassen, daß er sie verstanden, und sie suchte sich zuweilen noch immer damit zu beschwichtigen, daß er wohl das unselige Mißverständnis, nicht aber die Schwäche ihres Herzens errathen habe — doch zerrann dieser Trost jedesmal wie ein wesenloses Luftbild vor der unerbittlichen Wirklichkeit jenes entsetzlichen Moments. Ihr war es oft selbst unbegreiflich, wie sie später ihren Frohsinn, leicht mit dem Leben zu scherzen, habe wieder finden können!

„Zu Deinem Geburtstage in Wiesbaden!“ hatte Diana mit ihrem letzten Scheidegruß ihr zugerufen. Bis dahin hoffte sie ihre volle Standhaftigkeit wieder gewonnen zu haben. Sie traf nun auch Anstalten, die Residenz bald zu verlassen und lehnte die Aufforderung ihrer Verwandten, bleibend ihren Aufenthalt hier zu nehmen, da sie sich doch einsam fühlen müsse, ebenso fest ab, als die Einladung, sie auf ihrer diesjährigen Sommerreise zu begleiten. Wohl fühlte sie sich einsam auf ihrem heimischen Landsitze, wo sie sich nicht zu einer Gesellschafterin entschließen konnte, aber diese Einsamkeit half ihr doch überwinden. So verging der Sommer und ein Theil des Herbstes. Sie hatte von ihrer Tochter oft Nachricht: jeder Brief athmete das reinste Glück und die Worte, welche Kuno stets hinzugefügt, waren für sie stärkend und stählend, wie frische lebendige Quellen. Wahrlich, sie durfte kein Wiedersehen mehr scheuen, konnte ihm frei und ruhig in das Auge blicken! Nur ein Vermuthstropfen fiel zuweilen in Dianas Kelch des Glückes und sie sprach sich darüber aus: es war die Besorgniß um die Gesundheit ihrer geliebten Freundin. Irene war sehr

leidend, wie sie aus ihren Briefen ersah — vertrug sie das veränderte Klima nicht? Warum bestand die Dame, welche sie begleitete, nicht darauf, daß sie eine gründliche Kur gebrauche, da sie doch sonst so überaus wohlwollend gegen sie war? Diana hatte deshalb an die gütige Frau geschrieben und sie geradezu eingeladen, auch nach Wiesbaden zu kommen, dessen Heilquellen sie dabei weniger vertraute, als der liebenden Sorgfalt, die sie selbst der Freundin, dann auf immer mit ihr vereint, schenken wollte. Das Ehepaar kam darüber auch früher nach Wiesbaden, als es ursprünglich im Plane gelegen hatte und Diana suchte gleich nach ihrer Ankunft in der Kurliste nach ihrer Freundin. „Sie ist hier!“ rief sie freudig, aber es war nicht Fräulein, sondern Frau von Ruhl. Ungefäumt eilte Diana nach deren Wohnung, vielleicht hatte sie neuere Nachrichten von Irene und erwartete sie darum hier. Alles fügte sich glücklich, um ihre Versprechen nun zu erfüllen. Frau von Ruhl war nicht zu Hause und Diana, etwas ungeduldig darüber, kehrte zu ihrem Gemahl zurück, der sie in den Anlagen beim Kursaale erwartete. — „Ich habe mehr Glück gehabt,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Willst Du sie sehen?“ Er gab seiner jungen Frau den Arm und führte sie in das prächtige Gebäude. Sie zuckte, als sie bemerkte, wohin er sie geführt hatte. Draußen lag noch die goldene Abendbeleuchtung auf den Herbstblumen und den schönen Berghängen des Parks, hier strahlte schon Gaslicht und eine zahlreiche Gesellschaft, vor welcher Diana graute, saß und stand um den grünen Tisch: es war ein Spielsaal. Der Thür grade gegenüber — Kuno durfte seine Gemahlin nicht erst aufmerksam machen! — handhabte Frau von Ruhl eben den Rechen, mit welchem ihre dürre Hand bewaffnet war, um eifrig, aber mit starrem unbewegtem Angesicht, eine bedeutende Zahl von Goldstücken einzuharken, — sie war in Trauerkleidung und saß an der Spielbank! Abend zog Diana ihren Gatten, der ihr Bahn brechen wollte, zurück, um die Hölle mit ihren grauenhaften Erscheinungen zu verlassen; hier konnte sie unmöglich nach Irene fragen, ihre bange Ahnung, was die Trauerkleidung bedeute, nicht beruhigen! Kuno tröstete sie darüber, es war doch unmöglich, was sie fürchtete! Doch ging er, nachdem er sie auf einen Ruheitz im Garten geführt hatte, in den Saal zurück, um ihrem Herzen Ruhe zu schaffen; als er aber wieder kam, verrieth ihr sein Gesicht schon von Weitem, daß ihre Ahnung nur zu begründet war: die Trauer der Spielerin galt Irene! Sie war ihren Leiden, welche sie niemals in ihrer ganzen Bedeutung

eingestanden hatte, in Bern, auf der Heimkehr erlegen. Frau von Nuhl ließ dem Gatten Dianas nicht Zeit, es ihr schonend mitzutheilen; sie folgte ihm auf dem Fuße und die Art und Weise, wie sie sich über den Tod ihrer Nichte äußerte, diente noch mehr dazu, Diana bis zur Fassungslosigkeit zu betrüben. Sie trennte sich von der kalten, herzlosen Frau, sobald sie konnte und diese lehrte nicht an den Spieltisch zurück: diese Begegnung mußte ihr Unglück bringen. Sie beschloß vielmehr, als sie gehört hatte, daß auch die Gräfin hier erwartet werde, von Wiesbaden abzureisen und ihr Glück während der Herbstsaison an einem andern Orte zu versuchen: sie hatte ja im lieben deutschen Vaterlande noch immer die Wahl — Nauheim, Homburg, Baden-Baden. Das Glück aber hat ihr von diesem Tage an den Rücken gekehrt und sie ist in den traurigsten Verhältnissen, arm und mit der Welt zerfallen, gestorben.

Vergebens hoffte Diana noch auf einen nachgelassenen Brief; derselbe blieb aus und was auch Irene gelitten haben mochte, ausgesprochen hatte sie es nirgend. Mit Sehnsucht sah die Trauernde nun der Ankunft ihrer Mutter entgegen, welche sich noch verzögerte. Aber der bestimmte Tag kam endlich, der Mutter Geburtstag, sie hielt Wort. Wiedersehen und freundiger Herzensaustausch! Das Glück ihres Kindes sah Adelheid Hohenwehr gesichert und auch sie mit wieder gewonnenem Frieden blickte ihrer Zukunft hellen Auges entgegen. Sie war ja noch so jung! — Eine Nachricht brachte sie mit, welche ihre Kinder überraschte: der Better Zellerstein hatte für sie von den bedeutenden Kapitalien, welche ihr nach endlicher Auseinandersetzung mit der Familie ihres verstorbenen Gemahls zugefallen, Rhanna, die Besizung des Fürsten Westerheld gekauft, welche ihm Prinz Egon ausdrücklich für diesen Zweck angeboten hatte, unter der Bedingung, daß die Gräfin mit dem Inventarium auch — seine alte Bonne, den ehrlichen Frieder übernehme. Das war geschehen und der Alte jetzt im Dienste der Gräfin Kastellan von Rhanna, wie ihn sein Herr dort eingesetzt hatte. Zellerstein hatte gegen seine Verwandte in der Correspondenz, welche zwischen ihnen gepflogen wurde, den alten heitern Ton angeschlagen und sie mit Kunos Oheim, dem Frauenhaffer, geneckt, welcher durch sie eine gründliche Belehrung erfahren habe; sie verschwieg das zwar der Tochter, aber das Lächeln, ganz in ihrer frühern Weise, das bei der Erwähnung des alten Generals ihren Mund umspielte, machte Diana glücklich.

„In der verzauberten Burg wirst Du aber nicht

etwa Deine Residenz aufschlagen?“ fragte sie. „Es ist so weit von Lausensee!“

„Vielleicht grade deshalb!“ erwiderte die Mutter und jenes Lächeln verschwand. — Diana blickte sie mit zärtlichem Vorwurf an, sie hielt die Rede für einen Scherz. — Kunos war nicht zugegen.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

1.

Gegen drei Uhr Nachmittags, es war im Spätherbste, betrat ein Jägeroffizier das besuchteste Kaffeehaus der Residenz. Einige Kameraden grüßend, die sich am Billard unterhielten, ging er durch den Saal und nahm in einem der Nebenzimmer am Fenster Platz. Seine Cigarre brannte, der Kaffee stand vor ihm. Der Inhalt der Zeitung, die er nachlässig genommen, fesselte ihn nicht; er schien das große Blatt nur zu halten, um den Gästen, die kamen und gingen, das Gesicht zu verbergen. Seine volle Aufmerksamkeit war auf das Haus gerichtet, das dem Café gegenüber lag. Und doch hatte dieses Haus nichts Auffallendes; es unterschied sich von den Nachbarn nur durch die graue Farbe des Alters, durch Einfachheit und Einsamkeit. Die Straße war eine der belebtesten der Stadt, wohin man blickte gewahrte man Geschäftsfirmen, Verkaufsläden oder Hotels. Das schwarzgraue Haus war von dem regen Verkehr ausgeschlossen; der Strom der Menge zog vorüber, es unbeachtet lassend. Keine Firma, kein Schild zeigte sich an der dunkeln Mauer. Die Läden der Fenster des Erdgeschosses und die große braune Thür waren fest verschlossen; an den hellen Fenstern aber des einzigen Stockwerks gewahrte man saubere Vorhänge und einen Flor kostbarer Blumen.

Der Lieutenant, ein Mann von sechs bis sieben- undzwanzig Jahren, blühend frisch und kräftig, sah oft minutenlang unverwandt nach einem der blumengeschmückten Fenster. Nichts zeigte sich, kein Fenster ward geöffnet. . . . Das Haus behielt die traurige Physiognomie, die der Offizier vom ersten Augenblick an mit Verdruß gesehen hatte.

Von den Thürmen der Stadt herab erklang die dritte Stunde.

Der Offizier zuckte leicht zusammen. Er hob das Zeitungsblatt höher, als zwei Gäste eintraten, die sich ein bequemes Plätzchen suchten. Und dabei setzte er seine Beobachtungen fort. Das Blatt zitterte in seiner Hand, die Ungeduld mochte ihn übermannen, vielleicht auch die Sehnsucht.

Die beiden Gäste, ein Börsenagent und ein Advokat, saßen an dem zweiten Fenster des Zimmers. Wer konnte es ihnen wehren? Sie rauchten, tranken Kaffee und unterhielten sich mit der Unbefangenheit, der man sich an öffentlichen Orten überlassen darf. Dem Lieutenant waren sie lästig, er hätte sie gern auf die Straße gesetzt. Das Gespräch, das sich um Staatspapiere, Eisenbahn-Actien und Dividenden drehte, widerte ihn an. Um seinen Groll zu bekämpfen, las er den ersten Artikel, den das Auge fand. Es war ein Bericht über die Verhandlungen der zweiten Kammer. Der Jägeroffizier wandte rasch den Blick in die Straße. Da sah er, daß ein alter Herr die drei Stufen der Steintreppe erstieg, die zu dem Hause gegenüber führte.

„Eine Seltenheit!“ rief der Advokat.

„Was?“ fragte der Börsenagent.

„Martin Starke erhält Besuch.“

„Wahrhaftig!“

„Und zwar von einem Manne, der eben so alt ist als Herr Starke.“

„Junge Leute dürfen die Schwelle nicht betreten . . .“

„Weil der alte Geizhals für die Tugend seiner reizenden Enkelin fürchtet!“

„Und Claudia ist wirklich schön. Wenn der Großvater die Augen schließt, wird sie nicht lange auf einen Freier zu warten brauchen. Schönheit, Jugend und Reichthum sind gesuchte Artikel.“

Der alte Herr da drüben hatte mühsam die Glocke gezogen. Nun mußte er warten. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Knopf seines dicken Rohrstocks und sah auf die Leute hinab, die sich wie Bienen in der Straße bewegten. Dem Aeußern nach mußte er in bescheidenen Verhältnissen leben; sein langer Oberrock war zu dünn für die vorgerückte Jahreszeit und sein altmodischer hoher Cylinderhut, unter dessen zerdrückter Krümpe langes weißes Haar herabfloß, hatte schon manchem Wetter trotzgeboden. In seinem großen Gesichte ließen sich dunkel geröthete, schlaff herabhängende Wangen erkennen. Unter der Adlernase prangte ein starker grauer Schnurrbart, dessen beide Enden sorgfältig zu Spitzen gedreht waren. Jetzt wandte sich der Greis zur Seite . . . auf seiner Brust glänzten zwei Medaillen und das eiserne Kreuz.

„Ein Held aus den Freiheitskämpfen!“ rief der Advokat. Respekt vor dem eisernen Kreuze!“

Der Börsenagent, ein praktischer Mann, fügte hinzu:

„Von Respekt kann ein Veteran nicht leben! Jener dort sieht recht ärmlich aus.“

Die Thür des Hauses gegenüber ward geöffnet. Ein bejahrter Bediente in einfacher schwarzer Livree erschien auf der Schwelle. Der Veteran zog ehrerbietig grüßend seinen Hut. Nun sah man eine große glänzende Glase, die von einem Kranze spärlicher Haare umflossen ward. Der kalte Herbstwind spielte mit diesen Haaren. Einige Minuten verflossen, dann trat der Bediente zurück, der Greis folgte und die Thür ward geschlossen. Das graue Haus sah wieder traurig und verlassen aus.

„Das ist wahrscheinlich eine alte Bekanntschaft des Rentiers!“ sagte der Advokat. „Man weiß nämlich, daß Martin Starke ein armer Kaufmann gewesen ist . . . nach einer andern Version soll er das ehrsame Schneiderhandwerk betrieben haben . . .“

„Ehe er Rentier ward!“

„Natürlich!“

„Wie aber ist er zu dem kolossalen Vermögen gekommen? Daß er kolossal reich ist, weiß Niemand besser als ich . . .“

„Starke war Lieferant für die westphälische Armee.“

„Ah, Lieferant! Man weiß, wie die Armeelieferanten verdienen! Wenn Starke bei jener Gelegenheit seine Pfeifen geschnitten, so hat er Recht.“

„Still, still!“

Und der Advokat machte eine Handbewegung als ob er sagen wollte: „Berühren wir diesen delicatesen Punkt nicht!“

Es trat nun eine Pause ein. Die beiden Männer hatten Journale genommen und lasen. Der Lieutenant saß still auf seinem Platze. Die Erläuterungen des dritten Gastes hatten ihn zwar unangenehm berührt, aber er stellte sich gleichgiltig, als ob der Rentier ihn durchaus nicht kümmere. Mit glühenden Blicken sah er nach dem Hause. Da ward das weiße Rouleau eines der Fenster emporgezogen. Ein junges Mädchen ward sichtbar. Das zarte rosige Gesicht verblieb einige Augenblicke hinter der hellen Spiegelscheibe, dann verschwand es. Diese Erscheinung hatte der Advokat und der Agent nicht bemerkt; wohl aber der Lieutenant, dessen Gesicht von einer Purpurgluth überzossen ward. Das Papier knisterte in seiner bebenden Hand.

„Claudia!“ flüsterte er ganz leise.

Und sein großes feuriges Auge sandte einen langen Blick nach dem Hause, das die Abgöttin seines Herzens barg. War die Erscheinung ein verabredetes Zeichen? Man konnte dies schließen, denn der Lieutenant drehte vergnügt sein elegantes Bärtchen, legte die Zeitung nieder und entlockte der Cigarre gewaltige Wolken, die ihn völlig einhüllten. „Claudia!“ wiederholte er noch zweimal in Gedanken.

Martin Starke galt für einen der reichsten Privatmänner in der Stadt; das wußte Ludwig Freiberg, der Jägeroffizier, er hatte auch gehört, daß die Enkelin die einzige Erbin des Großvaters sei . . . aber das Vermögen reizte ihn nicht, obgleich er Lieutenant war, er hing an Claudia mit einer Art platonischen Liebe, die in ihr nur das herrliche, tugendhafte Weib, die züchtige Grazie, die imponirende Heiligkeit erblickte. Gewöhnlich machen die Offiziere auf Bällen oder auf Landpartien ihre Damenbekanntschaften; Ludwig hatte Claudia zuerst in der Kirche eines Dorfes, wo er kurze Zeit in Cantonirung gelegen, gesehen, dann im Concertsaale und später wiederum in dem Dome der Residenz. Hier hatte er einige Worte über das Landleben mit ihr gewechselt, der Dame, weil es gerade regnete, einen Fiacre besorgt, und sie dann mit jener scharfsinnigen Zartheit beobachtet, deren Monopol nur die Liebenden besitzen. Von dieser Zeit an grüßte er Claudia, so oft ihm das Glück ward, sie zu sehen. Und sie dankte auf eine Weise, die in dem Lieutenant die schönsten Hoffnungen erwecken mußte. Claudia erröthete, senkte die Blicke und ging so langsam weiter, als ob sie mit einem gewaltigen Herzklopfen kämpfte, das ihr fast den Athem raubte. Zu Ende des Sommers war Claudia mit dem Großvater aus einem Bade zurückgekehrt. Als sie zum ersten Male das Fenster öffnete, es war Nachmittags drei Uhr, traf ihr Blick den Lieutenant an dem offenen Fenster des Kaffeehauses, das zu Anfang des Sommers eröffnet worden. Beide grüßten sich überrascht. Den folgenden Tag, mit dem Schläge drei Uhr befand sich der Lieutenant wieder auf seinem Posten . . . auch das Fenster ward wieder geöffnet und die Grüße wurden gewechselt. Weiter erstreckte sich das stille Glück des Lieutenants nicht, der täglich mit militärischer Pünktlichkeit das Kaffeehaus betrat. Die Angst des Helden, die er heute gezeigt, wird der Leser erklärlich finden, wenn wir berichten, daß Claudia zwei Tage nicht sichtbar gewesen; heute hatte sie sich gezeigt, aber nur flüchtig, ohne zu grüßen. Der Liebhaber, der scharfsinnig Alles zu seinen Gunsten deutete, war der Ansicht, daß der Börsenagent und der

Advokat den Gruß verhindert. Die Geliebte konnte doch unmöglich ihr zartes Geheimniß preisgeben! Warum aber war sie zwei Tage lang unsichtbar geblieben? Es war dies ein Räthsel, dessen Lösung dem armen Lieutenant große Pein verursacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Scuilleton.

(Korsikanische Nahe.) Wenn man sich auch im Interesse der Kultur und Menschenfreundlichkeit mit der Hoffnung schmiegelt, daß die blutige Vendetta unter den wilden Söhnen der Insel Corsica einer größeren Bildung und Verfeinerung der Sitten Platz gemacht habe, so erhält man doch zuweilen durch einzelne Beispiele der erbittertesten Rachsucht die Ueberzeugung, daß die ursprüngliche Wildheit der dortigen Inselbevölkerung nur eine sehr leise Uebertünchung von Kultur angenommen hat. So war ein gewisser Binard, allgemein gefürchtet wegen seines aufbrausenden, leidenschaftlichen Charakters und schon vielfach mit der Justiz in Collision gerathen, auf den 26. December abermals wegen verübter Gewaltthatigkeiten vor Gericht geladen worden. Schon vor der Eröffnung der Gerichtssitzung äußerte er zähnelnd: wenn er diesmal auch wieder verurtheilt werde, so wolle er sich exemplarisch rächen und zwar nicht an einem elenden Agenten oder Gendarmen, sondern an einer Person von Distinction. In der Sitzung wurde er zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, leider aber nicht sofort in Verwahrung genommen, sondern noch einige Stunden auf freiem Fuß gelassen, damit er seiner Bitte zufolge seine Angelegenheiten ordnen könne. Kaum aus dem Gerichtssaale getreten, eilte er zu einem Messerschmidt, wo er ein langes zweischneidiges Messer kaufte und dabei die Bemerkung fallen ließ, man werde bald in ganz Frankreich, ja ganz Europa von ihm reden hören. Dann ging er, einige Schulpösten zu berichtigen — wahrscheinlich nur, um die Wachsamkeit der Polizei über ihn dadurch einzuschläfern — und Nachmittags begab er sich auf die Esplanade, die Lieblingspromenade der eleganten Welt von Bastia.

Hier stellte er sich anscheinend unbefangen an einer Biegung des Weges auf und ließ die Spaziergänger an sich vorüberwandeln; unter Anderen kam Madame Ajaccio, die Frau des Friedensrichters, mit ihrer Tochter und einer Freundin, in heiterem Gespräch des Weges daher. Als die Tochter der Madame Ajaccio schon von Weitem die unheimliche Miene des unbekanntenen Mannes bemerkte, machte sie ihre Mutter darauf aufmerksam. Diese beruhigte sie jedoch lächelnd und nahm sie „zur größeren Sicherheit“, wie sie scherzend bemerkte, in die Mitte zwischen sich und die Freundin. Binard wartete, bis einige andere Spaziergänger eine Strecke voraus waren, dann trat er dicht vor die erschreckten Damen hin und rief in höhnischem Tone: „Das Wetter ist schön, die Natur ist schön, aber die Justiz ist noch schöner! Man muß ein Ende damit machen!“ Zugleich versetzt er Madame Ajaccio einen fürchterlichen Hieb

mit einem Stock über den Kopf, der sie zu Boden wirft und ermordet sie, trotzdem daß sich die Tochter verzweiflungsvoll über den Körper der Mutter stürzte und denselben zu bedecken suchte, mit fünf Messerstichen — auch die Tochter erhielt einige leichte Verwundungen durch den Stock und das Messer des Bösewichts. Unmittelbar nach der entsetzlichen That stellte sich der Mörder als Gefangener. Er hatte die Ermordete, eine allgemein geschätzte, höchst liebenswürdige Dame, für die Frau eines seiner Richter gehalten; sie war aber nur dessen Schwägerin und mußte für eine Andere den Tod leiden, die ebenso unschuldig war als sie. Trotz der allgemeinen Empörung, welche in Bastia gegen den Mörder herrschte, nahmen die Geschworenen doch mildernde Umstände an und verurtheilten am 11. Februar d. J. Binard zu lebenslänglicher Zwangsarbeit im Bagno. — F.

(Ein antiquarischer Fund.) Die Artillerieverwaltung in Dinkirchen verkaufte eines schönen Tages ein ungeheures Paket alter Pergamente, welche sich in den Depots gefunden hatten und völlig vom Alter geschwärzt, von den Ratten benagt und überhaupt in einem Zustande waren, der einem Archäologen Thränen erpressen konnte. Zwei Gelehrte kauften denn auch einen ganzen Stoß davon, reinigten und wuschen die Blätter, trockneten sie dann wieder sorgfältig, entzifferten mühsam die halb verwischten Buchstaben und entdeckten so unter anderen handschriftlichen Schätzen die Rechnungen des Intendanten Kaiser Karls V.

Aus diesem merkwürdigen Dokument geht hervor, daß der Monarch, welcher das Schicksal von ganz Europa in den Händen hielt, nicht bloß nach der Gewohnheit der damaligen Zeit während der ganzen Fastenzeit streng fastete, sondern auch durchschnittlich Tag für Tag für seine Tafel und die seines kaiserlichen Hauses nicht mehr verausgabte, als die höchst bescheidene Summe von achtundachtzig Brabanter Livres, ein Sol und zwei Pfennigen. So finden wir auch die Anzahl der Speisen beschrieben, welche an einem solchen Fasttage auf der kaiserlichen Tafel erschienen.

„Am Montag, dem ersten Tage des Monats März im Jahre der Gnade 1517, hat der König von Castilien, von Leon und Granada, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund und Brabant, der diesen ganzen Tag in seiner guten Stadt Balladolid zubrachte, für sich und seine Tafel hundertvierundzwanzig Pfund Weißbrot, einunddreißig Duzend schwarze Brote, eine Anzahl Spritzluchen und Windbeutel, zweiundzwanzig Kannen rothen Wein, acht Kannen weißen Wein und fünf Kannen Wein von Sanct Martin gebraucht. Außerdem servirte man bei Tafel Stockfische, Sardellen und Sardinien, frische Meerzale, gefalzene Lachs, Aisen, Nase, Lampreten, vierunddreißig Pfund Käse, fünfhundert Eier, zwei Torten, grüne Gemüse, Orangen und Salat, was Alles zusammen eine Totalsumme von 88 Livres, 1 Sol und 2 Pfennigen beträgt.“

In den französischen Staatsarchiven zu Paris hat man als Seitenstück dazu ein altes Manuscript gefunden, wo sich die Ausgaben verzeichnet finden, welche Frau von Trémouille nebst

anderen Damen und Demoiselles gemacht haben, die „den Körper der seligen Königin Claudia, Gemahlin des Königs Franz I., welcher Gott Absolution schenken möge, von Blois bis nach Saint-Denis zur ewigen Ruhestätte führten und geleiteten.“ Dieses Manuscript stammt fast aus derselben Zeit wie die Rechnung des spanischen Intendanten, aber man sieht daraus, daß die edlen Damen es sich unendlich besser schmecken ließen und mehr vertragen konnten, als der fromme Kaiser Karl V.

Die Liste der Ausgaben und der Preis jedes verzehrten Gegenstandes nebst dem Namen jedes Dorfes, wo das Trauergelichte Raß hielt, ist sorgfältig angegeben und aus der Kopie von den Ausgaben, welche Dienstag den fünfzehnten October des Jahres 1526 in der Ortschaft Olivet bei Orleans von Frau von Trémouille und ihrem Gefolge gemacht wurden, geht hervor, daß dieselben sich nicht mit der mageren Kost der kaiserlichen Tafel begnügt haben würden. Während einer Reise, welche heutzutage vermittelt der Eisenbahn vielleicht in zwei Stunden zurückgelegt werden könnte und damals etwa zwei bis drei Tage in Anspruch nahm, verzehrten Frau von Trémouille und die übrigen Damen nicht weniger als dreihundertvierundachtzig Brote und tranken dazu sechs große Schoppen guten alten Claretwein. Dazu kamen noch fünf und ein halber Hammel, vier Schweine, siebenunddreißig Kapaune, sechs Gänse, dreizehn Rebhühner, und außerdem Tauben, Schnepfen, Wasserhühner, Lerchen und andere Vögel ohne Zahl — das Ganze betrug übrigens bloß die bescheidene Summe von zweihundertachtundfünfzig Livres, elf Sols und zehn Pfennigen, was nach heutiger Rechnung etwa einen Werth von 1800 Francs oder 480 Thalern ausmachen würde. — F.

(Ein seltsames Verlangen.) Vor Kurzem ging ein altlicher Herr Nachmittags in der Wiener Vorstadt Landstraße, um dort einen Handwerker aufzusuchen, mit dem er Geschäfte hatte, da trat plötzlich ein höchst anständig gekleideter junger Mann an ihn heran und bat ihn in geheimnißvollem Tone, etwas beiseite mit ihm zu treten, da er ihm eine große Bitte vortragen möchte. Einigermassen betroffen hierüber und in der Meinung, daß es sich hierbei jedenfalls um eine Wettelei handle, äußerte der Herr in ziemlich abweisendem Tone, daß er schwerlich in der Lage sein würde, etwas für ihn thun zu können. „Seien Sie unbesorgt,“ erwiderte der junge Mann, „ich will kein Geld von Ihnen, im Gegentheil gebe ich Ihnen Alles, was ich besitze, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen.“ Dabei zog er sein Portemonnaie heraus, öffnete es, und nachdem er gezeigt hatte, daß es eine nicht unbedeutende Baarschaft enthalte, legte er es dem Herrn in die Hände. Auf die Frage des Letzteren nun, was er denn eigentlich von ihm wolle, erwiderte der junge Mann mit einem seltsamen Blick und flüsternder Stimme: „Ich bitte Sie inständigst, wenn Sie mich glücklich machen wollen, so ermorden Sie mich und begraben mich gleich hier auf diesem Platz. Ich will Sie dafür segnen, denn ich mag nicht länger leben und Sie sollen dafür mein Erbe sein.“ Jetzt endlich fiel dem Herrn das Schene und Unruhige in dem Benehmen des jungen Mannes auf, und er erkannte, daß er es wahr-

scheinlicher Weise mit einem Irrsinnigen zu thun habe. Er stellte sich, als ob er nicht abgeneigt wäre, auf den schauerlichen Antrag einzugehen, und ersuchte den jungen Menschen, mit ihm zu kommen, um die Sache noch näher zu besprechen. Er begleitete ihn hierauf zur Polizeibehörde, wo er die Geschichte erzählte und auch die erhaltene Baarschaft deponirte.

Der unglückliche junge Mann, einer der fleißigsten Zöglinge der Thierarzneischule auf der Landstraße, war schon seit längerer Zeit in Trübsinn verfallen, und ward in eine Irrenanstalt gebracht. —

(Ein kostspieliger Kuß.) In Pesth fand kürzlich ein großer Wohlthätigkeitsbazar zum Besten der Armen statt, wo die schönen ungarischen Damen aus den edelsten Geschlechtern sich ein Vergnügen daraus machten, mit allerlei Kleinigkeiten feilzuhalten und die Börsen ihrer Käufer möglichst zu brandschlagen. Vor allen Anderen lockten die feurigen Augen der schönen Gräfin D. eine ganze Schaar alter und junger Herren an ihr Baarenlager, woselbst sie allerhand Kurzwaaren, als Börsen, Messer, Scheeren, Pflöpfenzieber, Feuerzeuge, Cigarrentaschen und dergleichen Dinge zu den möglichst hohen Preisen verkaufte.

Als sich eben das Gedränge um ihre Bude etwas gelichtet hatte, trat ein als sehr reich bekannter Cavalier heran und that, als ob er ihre Waaren mit großem Interesse und prüfender Miene betrachte.

„Was wünschen Sie zu kaufen, mein Herr?“

„Ich bin noch nicht so recht darüber einig mit mir.“

„Bitte, suchen Sie sich gefälligst aus, was Ihnen am meisten zusagt.“

„Ich wüßte wohl etwas, aber ich fürchte, es wird Ihnen nicht feil sein?“

„So sprechen Sie sich doch näher darüber aus!“

„Nun denn — was würde wohl ein Kuß kosten?“

Die Gräfin erröthete anfangs, dann sah sie ihren unbescheidenen Kunden fest an und erwiderte: „Tausend Gulden, mein Herr.“

Sogleich zog der Käufer seine Brieftasche, legte mit strahlender Miene eine Banknote von tausend Gulden hin, erhielt seinen Kuß und ging. Wer mag wohl glücklicher gewesen sein — die Armen über die tausend Gulden oder der Cavalier über den Kuß? —

(Aus Paris) heißt es in der A. Ztg.: Der Schein trägt; aber die Welt will betrogen sein, ja, sie ist nicht zufrieden, wenn sie nicht betrogen wird. Darum strebt Jeder in seinem Kreise viel mehr zu scheinen, als er ist; denn wenn er mehr ist, als er zu sein scheint, wird er höchstens nur von den vernünftigen Leuten gewürdigt, die sich die Mühe geben, Menschen und Dinge genauer zu prüfen. Die vernünftigen Menschen bilden aber in dieser Welt nur eine kleine Minorität, und es sind auch Wenige so gestellt, daß sie die Meinung der Massen, oder was dasselbe heißt: der Unvernünftigen nicht zu achten brauchen. Dies gilt besonders von großen Städten, wo man sich scharenweise nach denselben Zielen drängt und wo man gewöhnlich seinen Zweck nur erreicht, wenn man tausend Andere auf die Seite

schiebt. Paris aber ist die Stadt der Städte, und folglich muß hier noch viel häufiger als irgendwo der Schein das Wesen, die Form den Inhalt ersetzen. Seit dem jüngsten Jahrzehend hat der Zufall hier so viele Millionäre improvisirt, daß Manche, deren heiße Sehnsucht nach Millionen nicht befriedigt worden, es an Aufwand den Millionären gleich thun wollen. Das ist freilich eine schwere Aufgabe; allein, da man nicht Millionär ist, sucht man Millionär zu scheinen, und man spielt einen Abend hindurch die Rolle eines Aröfius. Wer das Pariser Leben nicht kennt, läßt sich leicht täuschen; der scharfe Beobachter aber weiß, daß die Pracht, die in manchen Salons das Auge blendet, eine erborgte Pracht ist, erborgt im strengsten Sinne des Wortes. Die Gemälde, welche die Wände zieren, werden am folgenden Morgen wieder zum Bilderhändler wandern; die vergoldeten Sessel und die persischen Teppiche werden wieder zu dem Tapezierer zurückkehren, und die Perlschnüre, welche den Hals der Hausfrau schmücken, wird der ängstliche Juwelier wieder abholen lassen, bevor der Hahn zum dritten Male kräht.

Die Leute aber, denen die blinde Fortuna plötzlich mehrere Millionen an den Kopf geworfen, werden ihres Daseins auch nicht froh. Sie wollen mit den gewonnenen Millionen auch Ansehen gewinnen. Sie schämen sich der Vergangenheit, der früheren Verbindungen, ja, der Verwandten, und scheuen keine Geldopfer, um die haute volée bei sich zu sehen. Gelingt dies nicht gleich, so nehmen sie zu allerlei Mitteln die Zuflucht, um ihre Salons zu füllen. In diesen Salons sieht man russische Grafen mit erfundenem Namen, Herzoginnen mit unauffindbaren Herzogthümern, Offiziere in phantastischen Uniformen und ein ganzes Heer ordengeschmückter Ritter, die früher an irgend einer deutschen Spielbank das Amt eines Croupiers versahen. Die menschliche Natur bleibt immer dieselbe, und alle Satyren und Fastenpredigten werden unser Geschlecht nicht von den Narheiten heilen. Vielleicht sind auch die Narheiten und Verkehrtheiten zum Gedeihen der Menschheit nothwendig, vielleicht würde sie gar nicht bestehen können, wenn sie aus lauter vernünftigen Leuten zusammengesetzt wäre. —

Da die Carnevalszeit in diesem Jahre von sehr kurzer Dauer war, so fanden weniger Maskenbälle als im vorigen Jahre statt. Auch waren dieselben in gewissen Kreisen weniger excentrisch, als in der vorigen Winteraison, wo viele Damen sich mehr in Fülle als in Hülle zeigten. Mehrere derselben erinnerten an die Bemerkung, welche Talleyrand über Madame Tallien machte. Diese Dame, welche bekanntlich sehr eitel auf ihre Reize war und deren Eitelkeit ihre Reize lange überdauerte, besuchte einst eine Soirée in einem Anzuge, der erst in der Gegend des Herzens anfang. Sie strahlte von den herrlichsten Diamanten, und als Talleyrand sie sah, rief er: „On ne peut être plus richement deshabillée!“ Vielleicht gebot der strenge Winter dieses Mal eine größere Vorsicht. Er übt immer noch seine Tyrannei aus, und es giebt nur Wenige, die er nicht seinen Unmuth fühlen läßt. Fast ganz Paris hat die Grippe oder den Schnupfen, und man kann sich nicht gegenseitig anreden, ohne sich erst gegenseitig anzuhusten oder anzuniesen, ein Um-

stand, der gewiß manche Liebeserklärung aufs unangenehmste unterbrochen. In den Theatern verursachen die gereizten Nasen und Lungen der Zuschauer die widerwärtigsten Störungen; seit Jahren sind hier nicht so viel Brustbonbons, Lakritz und Jungfernlleder consumirt worden.

Da ich eben von der Damen-Toilette gesprochen, will ich eines Ereignisses erwähnen, das bereits manchen Hauskrieg veranlaßt hat und gewiß noch viele Ehesürme erwecken, viele Thränenquellen erschließen wird. Der erste Damenschneider in Paris, ein Mann, dessen Geschmack maßgebend in der aristokratischen Frauenwelt ist, findet eines Tages, als er seine Geschäftsbücher durchblättert, daß die Lisen, die er geliebt, ihm fast zwei Millionen schulden. Wie soll er es anfangen, er, der selbst von seinen Gläubigern gedrängt wird, seine holden Gläubigerinnen zur Zahlung zu bewegen? Er sinnt lange nach, findet aber keinen anderen Ausweg, als seine Activa mit einem bedeutenden Verluste an einen Geschäftsmann abzutreten, dessen Unbarmherzigkeit keine Schuld vergibt. Dieser hält nun rückwärtslos den Satten die unquittirten Rechnungen ihrer Ehehälften vor. Eine dieser Ehehälften — ich werde mich hüten, sie zu nennen — schuldet nicht weniger als sechszigtausend Franken. Die Damen stehen und schmolten, schmeicheln und grollen; die Männer aber beißen in den sauren Apfel und verwünschen die erste aller Frauen, die ebenfalls in einen Apfel gebissen und zum Unheile so vieler ihrer Söhne die kostspielige Schneiderei verursacht hat. —

(Aus Berlin.) In dem neuesten der fast immer interessanten „Berliner Briefe“ der Beserztg. heißt es: Die Helden des Tages sind hier im eigentlichen Sinne unsere österreichischen Altkrieten, welche auf jede Weise von der Bevölkerung gefeiert und ausgezeichnet werden, wobei vielleicht eine mehr oder minder bewusste Opposition mitunterlaufen mag. Die meist des Nachts mit der Eisenbahn eintreffenden Truppen werden von einem besonderen Comité empfangen und bewirthe. Holde Damen führen die tapferen Krieger zu den wohlbesetzten Tafeln und füllen ihre Gläser mit funkelndem Wein. Das ganze Treiben auf den Bahnhofen gewährt zu gleicher Zeit ein eben so bewegtes als interessantes Bild. Soldaten und Civilisten bilden freundschaftliche Gruppen; man scherzt und lacht, trotzdem der ganze Ernst des Krieges im Hintergrunde steht. Mit doppelter Lust wird die flüchtige Stunde genossen und genutzt, weil Niemand weiß, was ihm der nächste Augenblick schon bringen kann. So mancher junge, lebenslustige Offizier, der noch vor kurzem die Berliner Gassfreundschaft kennen gelernt und mit seiner schönen Nachbarin auf ein fröhliches Wiedersehen nach dem Siege angestochen hat, ruht bereits in fremder, aber hoffentlich für immer deutschen Erde unter winterlichem Eis und Schnee fern von der lieben Heimath, den theueren Eltern und den trauernden Geschwistern. Ein solches Schicksal soll u. a. einen liebenswürdigen Oberleutnant von dem bekannten Regimente „König der Belgier“ getroffen haben, der sich durch seine Heiterkeit und

frische Laune vor allen seinen Kameraden auszeichnet. Im Laufe der Unterhaltung versprach er einer neben ihm sitzenden Dame, unter allen Bedingungen von sich hören zu lassen und als diese einen Zweifel in seine Worte zu setzen schien, fügte er übermüthig hinzu: „Ich schreib' Ihnen, mein gnädiges Fräulein, auch wenn ich schon todt bin.“ In der That erhielt die Dame einen Brief voll sprudelnden Humors, worin er seine bisher erlittenen Kriegsabenteuer höchst ergötzlich schilderte — aber die Zeilen waren mit Blut getränkt. Ein Kamerad hatte in der Tasche des von einer dänischen Kugel gefallenen Offiziers den Brief gefunden und zugleich mit der Todesnachricht an die darauf geschriebene Adresse besorgt.

Einen wahrhaft erschütternden und zugleich erhebenden Eindruck machte der Empfang der österreichischen Verwundeten, welche vom Kampfplatze in die Heimath zurückkehrten. Während die Schwerverwundeten in dem hiesigen Militärhospital für die Nacht untergebracht und verpflegt wurden, sandten die Uebrigen freundschaftliche Aufnahme bei den Einwohnern der Stadt, die sich zu diesem Behufe bei dem schnell gebildeten Comité in so großer Zahl gemeldet hatten, daß ihr menschenfreundliches Anerbieten kaum zur Hälfte Berücksichtigung finden konnte. Zur bestimmten Stunde begab sich jeder Wirth auf den Bahnhof, um seinen ihm zugetheilten Gast in Empfang zu nehmen. Die Eisenbahndirection hatte eine eigene Stube zum Verbinden der Patienten, wenn dieses nöthig sein sollte, hergegeben; außerdem hatten sich zahlreiche Berliner Aerzte eingestellt und ihre Dienste für die Verwundeten angeboten. Mit lautem Zuruf von Seiten des Publicums wurde der ankommende Zug begrüßt, auf dem sich die tapferen Patienten, ungefähr 200 im Ganzen, befanden. Einzelne von ihnen waren mit Blumen und frischem Laub bekränzt, darunter ein ungarischer Husar, der bereits schwer verwundet seinen Gegner noch getödtet und zwei Dänen zu Gefangenen gemacht hatte. Nachdem sich die von der Fahrt Erschöpften an den bereit stehenden Speisen und Getränken wieder gestärkt und gekräftigt, bestiegen sie mit ihren Wirthen die sie erwartenden Equipagen und fuhren in ihre Quartiere, wo ihnen die liebevollste Sorgfalt und Pflege zu Theil wurde. Am nächsten Tage wurden sie in derselben Weise auf die Eisenbahn zurückgebracht, so reich beschenkt und versehen mit Cigarren, Nahrungsmitteln und von den Aerzten erlaubten Delicateffen, als handelte es sich nicht um eine Reise nach Wien, sondern um die ganze Welt. Es war eine in der That rührende Scene, als die Verwundeten von ihren freundlichen Wirthen Abschied nahmen, ein Schauspiel reiner und wohlthuernder Menschlichkeit. Man küßte, umarmte und drückte sich die Hände, als wäre man schon Jahre lang bekannt und befreundet. Ein sibirischer Jäger machte bei dieser Gelegenheit seinem Enthusiasmus gegen einen Wirth mit folgenden Worten Luft: „Schau Berliner! bist a saubrer und ganz gueder Kerl, nur Schad', daß man Dich nicht verstehen kann, weil Du so a satirisch Deutsch reden thust.“

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Gewißheit! Gewißheit!“ dachte er. „Ich muß Claudia sprechen, und sollte ich zu einem Gewaltmittel meine Zuflucht nehmen. Wenn ich aus irgend einem Grunde den Rentier besuchte? Wenn ich den alten Bedienten durch Bestechung gewinnen könnte? Ein Feigling wartet auf den Zufall; der muthige Mann bahnt sich den Weg... Habe ich nicht, wie jeder Andere, das Recht, die nähere Bekanntschaft Claudias zu suchen? Sie erwartet wohl gar, daß ich auftrete! Und wahrlich, sie selbst kann doch die Initiative nicht ergreifen. Nach dem, was vorangegangen, wird sie mich nicht abweisen...“

„Sieh! Sieh!“ rief plötzlich der Agent.

„Was?“ fragte der Advokat.

„Da zieht schon wieder ein alter Herr die Glocke da drüben!“

„Wahrhaftig!“

„Es scheint sich ein Club von Greisen zu versammeln.“

„Der Rentier giebt wohl ein Veteranenfest. Auch dieser ist ein Held... die Orden auf der Brust beweisen es. Ah, dieser zieht ungestüm die Glocke, er ist nicht so schüchtern als der Erste.“

Ludwig hatte rasch nach dem Hause gesehen.

Auf dem Perron stand die hohe kräftige Gestalt eines Mannes, der einen grünen, mit schwarzem Pelz verbrämten Rock trug. Sein greises Haupt ward von einem niedern grauen Hute bedeckt. In der Hand trug er eine Reitpeitsche. Man sah deutlich die glänzenden Sporen an den hohen Reiterstiefeln. Ungeduldig stampfte er mit den Füßen, nachdem er zum dritten Male heftig die Glocke gezogen. Dann wandte er sich, um einen Blick in die Straße zu werfen. Ein martialisches Gesicht mit einem großen grauen Knebelbarte zeigte sich. Hätte nicht eine Goldbrille es verhindert, so würde man ein großes zornsprühendes Auge erkannt haben. Der Greis war aufgebracht über die Langsamkeit der Bedienung.

Der Lieutenant schrak heftig zusammen.

„Himmel, mein Vater!“ murmelte er. „Ich täusche mich nicht; er ist's!“

Gespannt sah er nach dem Hause.

Der Diener öffnete. Der Mann im Pelzrocke ließ ihn barsch an, er schwang die Reitpeitsche als ob er sagen wollte: „wäre ich Herr im Hause, ich wollte bald Ordnung schaffen!“ Daran erkannte Ludwig seinen Vater, dessen schwächste Seite „das Warten“ war. Der alte Herr, er war Oberförster, hatte noch das Feuer eines Jünglings und erfüllte seine Dienstpflicht mit strenger Gewissenhaftigkeit. Wie kam er so plötzlich nach der Stadt? Warum suchte er den Rentier auf, bevor er den einzigen Sohn gesprochen, an dem er mit Stolz und Liebe hing? Ehe der überraschte

Ludwig einen Entschluß gefaßt, ward die Thür zugeworfen.

„Dieser Alte besitzt Energie!“ rief lachend der Advokat. „Welch' ein Schrecken sich in den Zügen des Bedienten malte!“

„In jenem Hause geht etwas vor, meinte der Agent. Vielleicht ist der Krösus krank und hat seine Freunde aus alter Zeit an das Bett beschieden. Besuche gehören zu den Seltenheiten; die Thür des Hauses ist stets hermetisch geschlossen.“

„Die Arbeit ruft!“ declamirte der Advokat.

„Ich begleite Sie, Freund!“

Beide nahmen die Hüte und verließen das Zimmer. Der Jägeroffizier blieb allein.

„Was soll ich beginnen?“ fragte er sich. „Soll ich warten bis der Vater zurückkommt oder soll ich ihm folgen? Der Vorwand, das Haus zu betreten, wäre gefunden . . . ich wage es, selbst darauf hin, den Zorn meines gestrengen Vaters zu erwecken. Vorwärts, ich muß mir Gewißheit verschaffen.“

Ludwig trat vor den Spiegel und begann Haar und Bart zu ordnen. Er war mehr als interessant, er war schön zu nennen. Die Uniform der Gardejäger stand ihm vortrefflich. Der bräunliche Teint gab seinen regelmäßigen Zügen das Gepräge von Kraft und Ausdauer. Hoch und breit wölbte sich die Brust in dem knappen Wappenrocke. Sein Wuchs war schlank und markig.

„Gewißheit! Gewißheit!“ murmelte der junge Mann.

Zwei Minuten später stand er auf der Treppe und zog die Glocke. Trotzdem blieb der Bediente lange aus. Ludwig blickte an dem Hause empor. Ueber ihm erklang ein Fenster . . . Claudia's reizendes Köpfchen ward sichtbar. Rasch zog sie sich zurück, als sie den Lieutenant gesehen.

„Wenn sie selbst käme, um zu öffnen!“ dachte Ludwig. „Es wäre dies ein Beweis von Sympathie, der mich unaussprechlich glücklich machen würde.“

Sein Herz klopfte heiß und fieberhaft. Der Gedanke, der einmal entstanden, ließ sich so rasch nicht wieder verbannen. Es dauerte lange, ehe sich in dem Innern ein Geräusch regte. Es schien als ob ungeübte Hände an dem Schlosse arbeiteten.

„Wenn Claudia käme!“ dachte der Harrende, dem ein Wonneshauer durch die Adern rieselte.

Und zugleich bedauerte er die zarten Hände, die mit dem altmodischen Schlosse nicht fertig werden konnten. Gern hätte er die Thür eingestossen, wenn dies

ohne Aufsehen zu erregen möglich gewesen wäre. Ein Brett trennte ihn von dem Engel, den er anbetete, und er konnte dieses Brett nicht beseitigen! Endlich knarrte das Schloß, die Thür öffnete sich und . . . der schwarze Bediente stand auf der Schwelle.

Verwundert sah er den Lieutenant an.

„Ein alter Herr ist so eben eingetreten,“ begann Ludwig.

„Ja.“

„Ich möchte den Namen dieses Herrn wissen.“

„Kann nicht dienen.“

„Aber Sie müssen doch wissen . . .“

„Der Fremde ist eingetreten, ohne sich zu nennen.“

„Wen haben Sie dem Herrn Starke gemeldet?“

„Meine Meldung war überflüssig, da der Besuch ohne Weiteres in die Zimmer stürmte. Kann also nicht dienen. Vielleicht aber ist das Fräulein im Stande, wenn Ihnen daran liegt . . .“

„Mir liegt viel daran!“ rief Ludwig.

„Gut!“ sagte trocken der Alte.

„Kann ich Fräulein Claudia sprechen?“

„Ah, Sie kennen den Namen meiner jungen Herrin!“

„Zögern Sie nicht; ich werde dankbar sein.“

Der Bediente trat zurück. Ludwig überschritt die Schwelle. Er befand sich auf einem geräumigen Hausflur, der dem Aeußern des alten Gebäudes völlig entsprach. Die Wände desselben waren plump mit Eichenholz getäfelte. Das einzige Fenster, das nach dem Hofe hinausging und stark vergittert war, ließ ein nur mattes Licht durch die gekreuzten Stäbe. Von Geräth zeigte sich keine Spur. Das Erdgeschosß schien unbenutzt zu sein. Die kleinen Thüren in den Wänden ließen sich kaum von dem braunen Getäfel unterscheiden. Die breite Treppe von starkem Holze, die in der Mitte des weiten Raumes sich erhob, glich einem Gebäude. Die schwere Thür an dieser Treppe war halb geöffnet. Auch hier hatte man Vorkehrungen gegen gewaltsames Eindringen getroffen. Der bewohnte erste Stock konnte von dem Erdgeschosse abgesperrt werden. Dies Alles hatte der Lieutenant mit einem Blicke ersaßt; das Haus der Geliebten war ja für ihn von großem Interesse.

„Warten Sie!“ murmelte der Bediente, der seine Verlegenheit doch nicht so ganz verbergen konnte. „Es wird gut sein, wenn Sie nicht hier bleiben. Heute ist unsere Hausordnung über den Haufen geworfen . . . wer kann wissen, ob nicht bald die Glocke wieder läutet,

die seit dreißig Jahren nicht so viel in Bewegung gesetzt ist.

„Feiert Herr Starke ein Fest?“

„Nein.“

„Es muß doch ein Grund vorhanden sein . . .“

„Ich kenne keinen Grund. Die Leute kommen als ob sie vom Himmel gefallen wären. Halt, ich trage den Hauptschlüssel bei mir . . . hier ist er.“

Der Alte hatte einen Schlüssel aus der Tasche gezogen und schritt gravitatisch zu einer Thür, die er öffnete.

„Warten Sie in diesem Zimmer, mein Herr! Es ist gut, es ist besser so. Fräulein Claudia wird bald wissen, wo ich Sie aufbewahre. Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, kein Geräusch zu machen und die Fenster nicht zu öffnen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, sagt Herr Starke, und Herr Starke hat immer Recht. Ich weiß das aus langer Erfahrung, denn ich stehe nun fünfunddreißig Jahre in seinen Diensten.“

„Wie heißen Sie, mein Freund?“

„Gottlieb, Herr!“

„Sind Sie verheirathet?“

„Nein!“ antwortete Gottlieb, seltsam lächelnd. „Ich habe nie eine Frau gehabt, werde nun auch keine mehr bekommen. Wer die Siebenundsechzig auf dem Rücken hat . . . ja, so alt bin ich! Mein Gott, da schwache ich, und habe noch so viel zu besorgen . . . Nehmen Sie Platz, mein Herr, ich gehe, um Sie zu melden. Noch einmal erlaube ich mir Ihnen einzuschärfen: verhalten Sie sich so ruhig als möglich, das kleinste Geräusch im Erdgeschoße könnte großes Unheil anrichten. Das muß um jeden Preis vermieden werden, was Herr Starke . . .“

Während Gottlieb diese Worte wie mechanisch murmelte, verließ er das Zimmer, ohne sich weiter um den Gast zu kümmern. Leise zog er die Thür hinter sich an. Nun verrieth ein Geräusch, daß der Schlüssel im Schlosse gedreht ward. Dann war es still wie in einer verlassenen Kirche.

„Der Mensch hat mich wohl gar eingeschlossen!“ dachte Ludwig.

Er griff nach dem Drücker. Die kleine ovale Thür von starkem Eichenholze regte sich nicht.

„Gottlieb! Gottlieb!“ rief er leise durch das Schlüsselloch.

Aber Gottlieb hörte nicht; er ging langsam und leise mit sich selbst sprechend die Treppe hinan.

„Ich muß mich fügen!“ dachte lächelnd der Lieutenant. So wäre ich denn ein Gefangener in dem

Hause Claudia's, das zu betreten mir ein glücklicher Zufall gestattete. Die Gefangenschaft wird ja wohl nicht von langer Dauer sein. Den ersten Arrest, den ich in meiner Dienstzeit zu bestehen habe, hat die Geliebte über mich verhängt . . . sie ist wenigstens die Veranlassung dazu. Geräusch darf ich nicht machen, so werde ich mich in Geduld fassen. Freilich unter den obwaltenden Umständen eine schwere Aufgabe! Immerhin! Der Alte handelt ohne Frage im Auftrage Claudia's und dies beweiset, daß sie meine Annäherung zu begünstigen gesonnen ist! Sie wird mich bald erlösen und durch eine Unterredung, die ich so sehnlichst gewünscht, für die Haft entschädigen.“

Ludwig warf sich auf das kleine Sopha, das neben dem zierlichen Bronceofen stand. Wie jeder Gefangene musterte er zunächst sein Gefängniß. Es war ein kleines, von starken Wänden eingeschlossenes Gemach. Die Decke war gewölbt wie ein Keller. Aber Decke und Wände waren mit feinen blauen Tapeten bekleidet, die dem Gemache ein freundliches Ansehen verliehen. Die Ausstattung bestand in eleganten Mahagonymöbeln. Ueber dem Sopha, auf einer Console von Ebenholz, bewegte eine Marmoruhr klingend ihren Pendel. Den Boden bedeckte ein kostbarer Teppich mit großen Blumen und Blättern. Einen sonderbaren Contrast bildeten die sauberen weißen Gardinen mit dem stark vergitterten Fenster. Eisenstäbe kreuzten sich wie vor einem Gefängnisse. Dem Fenster gegenüber öffnete sich ein Altoven, in dessen geheimnißvoller Dämmerung ein weißes Bett schimmerte. Braune Damastvorhänge, halb zurückgeschlagen, schmückten die Oeffnung des Schlafgemachs. Nichts fehlte, um den Aufenthalt in diesem Zimmer oder vielmehr Gewölbe angenehm und bequem zu machen. Die Wahl und Anordnung der Möbel hatte eine Person von Geschmack getroffen. Weder dem alten Rentier noch dem Gottlieb war dies zuzutrauen, Claudia's Hand mußte hier gewirkt haben. Sauberkeit und Reinlichkeit machten sich überall bemerkbar.

Zehn Minuten waren verflossen.

Dem Lieutenant ward die Zeit lang. Er erhob sich und sah durch das Fenster. Ein ziemlich großer Garten breitete sich hinter dem Hause aus. Zwei Arbeiter waren beschäftigt die Gesträuche mit Stroh zu umwinden, um sie vor dem Froste zu schützen. Alte, jetzt blätterlose Kastanienbäume bildeten breite Alleen, die sich quer durch den von hohen Gebäuden eingeschlossenen Garten zogen. Inmitten der vollreichen Residenz war ein solches Grundstück eine Seltenheit.

Herr Starke hätte große Baupläge schaffen können. Er mußte doch wohl nicht so habgierig und geizig sein wie die Welt sagte.

Die Pendule schlug vier. Und immer noch kam Claudia nicht. Sollte Gottlieb die Meldung unterlassen haben? Das ließ sich füglich nicht annehmen. Näher lag die Vermuthung, Claudia konnte nicht abkommen, um sich heimlich zu dem Gaste zu begeben. Sie wollte dem Großvater nicht wissen lassen, daß der Geliebte im Hause sei. Und dies war ja so natürlich wie der Anbruch des Abend nach den kurzen Spätherbsttagen. In dem Zimmer herrschte bereits tiefe Dämmerung, und immer noch ließ sich kein Geräusch auf dem Boden vernehmen. Die Thür blieb verschlossen. In dem Hause und in der Umgebung herrschte eine tiefe Stille. Das Geräusch in der Straße vermochte nicht die starken Wände zu durchdringen. Die Gartenarbeiter waren verschwunden, nirgends zeigte sich ein lebendes Wesen mehr. Die Dämmerung ging rasch in Dunkelheit über, da Schneewolken den Horizont einzuhüllen begannen. Auch der Wind regte sich, er rüttelte die dünnen Zweige der Bäume, daß sie die Fenster berührten. Der Gefangene konnte, im vollen Sinne des Wortes, die Hand vor den Augen nicht mehr sehen. Was sollte werden, wenn die Gefangenschaft fortbauerte? Gottlieb hatte davon gesprochen, daß jedes Geräusch im Erdgeschosse großes Unheil anrichten könne. Wen anders als Claudia mußte dieses Unheil treffen?

„Bah,“ dachte Ludwig, „ich bin für heute dienstfrei; so will ich denn den Verlauf des Abenteuers ruhig abwarten. Muß ich die Nacht hier verbringen, so finde ich dort ein gutes Bett.“

Er tappte nach dem Alkoven. Die ausgestreckte Hand unterschied bald, daß zwei Betten sich darin befanden. Das erste stand dem Eingange gegenüber, das zweite tiefer an der Rückwand. Das Zimmer mußte also für Gäste eingerichtet sein.

Es schlug fünf, halb sechs . . . und immer noch blieb die Erlösung aus. Für einen der Geliebten harrenden Liebhaber ist jede Minute eine Stunde, jede Stunde ein Tag. Ludwig erschöpfte sich in Vermuthungen und Annahmen über das Ausbleiben Claudia's. Sie hatte gesehen, daß er das Haus betreten, und doch kam sie nicht. Der arme Lieutenant fühlte eine brennende Hitze auf seinen Wangen, als der Gedanke sich ihm aufdrängte: wenn man eine Mystification beabsichtigte! Sollte die ernste und fromme Claudia ein solches Spiel wagen? Nein, das lag nicht in

ihrem Charakter, so weit kannte Ludwig sie. Wenn er spät die Thür öffnete und sagte: „Fräulein kann nicht kommen?“ Und befand sich nicht der Vater im Hause . . .

Ludwig ging heftig auf und ab.

An Muth fehlte es ihm nicht, ein mit Gefahren verknüpftes Abenteuer zu bestehen; aber er fürchtete, der Lächerlichkeit anheimzufallen oder der armen Claudia Nachteile zu bereiten.

Die Pendule verkündete die siebente Stunde. Ludwig warf sich in die Polster des Sophas, stützte den Kopf und begann über die Seltjamkeit seiner Lage nachzudenken. Draußen tobte der Herbststurm und peitschte den Regen an das Fenster.

Plötzlich ließen sich Stimmen auf dem Hausflur vernehmen. Ludwig sprang auf und lauschte an dem Schlüsselloch. Es ließ sich unterscheiden, daß zwei Männer ein Gespräch führten.

„Wo ist denn das Zimmer?“ fragte eine zitternde Stimme.

„Folgen Sie mir, Herr!“ sagte Gottlieb.

„Hier also?“

„Ja. Halten Sie eine Minute das Licht.“

„Gern. Was suchen Sie denn, mein Vester?“

„Den Hauptschlüssel.“

„Verloren?“

„Ich fürchte nicht! Nur Geduld, daß ich mich besinne. Man muß nichts überstürzen, sagt Herr Starke, und Herr Starke hat immer Recht. Das weiß Niemand besser als ich. Wichtig, ich habe den Hauptschlüssel oben stecken lassen . . . Sehen Sie, das passiert mir selten; aber heute ist ja der Teufel los im Hause. Ich habe nur fünf Minuten zu einem Nachmittagschläschen verwenden können. Warten Sie, ich kehre gleich zurück.“

„Das gebe Gott, denn ich bin sehr erschöpft und bedarf der Ruhe.“

Nun war es still. Durch das Schlüsselloch schimmerte Licht. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein starkes Husten vernehmen, das in dem gewölbten Hausflur wiederhallte.

„Gottlieb bringt einen zweiten Gast!“ dachte Ludwig. „Hat der Tropf vergessen, daß er mich hier eingesperrt? Um zu erfahren, was man eigentlich mit mir beabsichtigt, werde ich lauschen. Der Alkoven mit seinen bauschigen Vorhängen bietet ein geeignetes Plätzchen. Das Weitere wird sich finden.“

Ludwig erreichte den Alkoven, ließ sich auf dem Stuhle nieder, den er zufällig fand, und warf den

schweren Damastvorhang über sich. Das Plätzchen war nicht nur sicher, sondern auch so bequem, daß es ein längeres Verweilen gestattete. Bald ward die Thür geöffnet. Zuerst trat Gottlieb ein mit dem Lichte; zugleich trug er eine Art Mantelsack unter dem Arme. Ihm folgte derselbe alte Herr, den Ludwig von dem Kaffeehause aus gesehen hatte.

„Dies ist unser Gastzimmer, Herr!“ begann Gottlieb würdevoll. „Dort steht das Bett . . . ruhen Sie mit Gesundheit, bis die Sonne wieder scheint.“

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen!“ murmelte der Fremde. „Das Zimmer ist wirklich recht schön . . .“

„Es wird selten benutzt.“

„Wenn es nur nicht gewölbt wäre!“

„Die Wölbung fällt Ihnen nicht auf den Kopf, Herr; unser Haus ist noch nach altem Schrot und Korn gebaut, es hat ellendicke Mauern . . .“

„Das wohl; aber die Wölbung gefällt mir nicht. Eine flache Decke wäre mir lieber.“

„Ich kann sie diesen Abend nicht anders machen und morgenfrüh wahrscheinlich auch noch nicht . . .“

„Das begreife ich; aber machen Sie Feuer in dem Ofen, denn es ist kalt.“

„Wollen Sie denn nicht zu Bett gehen?“

„Es ist noch zu früh.“

Während Gottlieb sich an dem Ofen beschäftigte, packte der Alte seinen Mantelsack aus. Er zog verschiedene Kleidungsstücke, eine kurze Pfeife und einen Tabaksbeutel hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine Kriegsgeschichte.) In einer kleinen Stadt in Steiermark lebten zwei Schwestern, die Beide seit Jahren schon ihre Männer verloren hatten, während jede im Besitz eines schmucken Sohnes war, dem sie den Vornamen ihres gemeinschaftlichen Vaters gegeben hatte. Da die Männer der beiden Frauen auch zwei Brüder gewesen waren, so traf es sich, daß die beiden schmucken Steirerburschen ganz gleiche Namen hatten. Der Sohn der Frau Franziska P. hieß Franz P. und der Sohn der Frau Aloise hieß auch Franz P. Ja, sie waren Beide auch noch in gleichem Alter und es hätte nur noch gefehlt, daß sich die beiden Burschen auch ähnlich sähen, so würde man sie gar nicht mehr zu unterscheiden vermocht haben. Das war nun glücklicherweise nicht der Fall, aber man hatte ohnehin schon seine liebe Noth. Im Städtchen mußte man, um die beiden Franze zu bezeichnen, immer vom „Aloisa Franz“ und vom „Franziska Franz“ reden, sonst entstand eine Verwechslung über die andere. Vor ungefähr drei Jahren kamen die beiden Franz P. zur Rekrutierung, wurden zu ihrem eigenen Vergnügen für brauchbar erklärt und in das landsmännische Regiment König der Belgier eingereiht. Die beiden Vettern lebten wie Zwillingbrüder im Regiment zusammen, man konnte sie sich selbst in der Garnison nicht getrennt denken, auch in Reih und Glied kamen sie neben einander zu stehen; man bedurfte um so weniger einer Unterscheidung zwischen dem einen und dem anderen Franz P., als sie beide gleich treffliche, brave Soldaten waren und von ihren Unter- und Oberoffizieren gleich gern gesehen wurden. Vor einem Jahre wurden beide Franz P. zu gleicher Zeit „Führer“, also auch das Avancement machte keinen Unterschied zwischen ihnen.

Als die österreichischen Truppen vor einigen Wochen oder Monaten nach Schleswig-Holstein ausmarschirten, waren die beiden Franz P. mit „Belgien“ ausgerückt. Aus Hamburg hatten die beiden Mütter Aloisia und Franziska noch Ende Januar von ihren Söhnen Briefe erhalten. Sie theilten dazumal noch den Zweifel des ganzen Corps, daß sie zu etwas kommen würden, und brannten als echte Söhne des Regiments Belgien vor Kampfbegierde. „Wann wir werden die Herren Dänen heißen dürfen, liebe Mutter, das weiß der Herr Pfarrer daheim vielleicht besser aus den Zeitungen als wir im Regiment“ — hatte noch der Frau Aloisia ihr Franzel zuletzt geschrieben. Es dauerte nicht lange, so bekam der Franzel das Kommando zum „Heißen“.

Die beiden Mütter hatten seitdem keinen Brief von ihren Söhnen beim Regiment erhalten. Die ersten Februartage waren gekommen, mit ihnen die blutigen Kämpfe bei Oberfell, dem Königsberg, bei Deverssee; die ersten Sieges- und Todesbotschaften waren telegraphisch in's Land geflogen, die beiden Wittwen blieben ohne Nachricht. Wie plagten Angst, Zweifel, böse Ahnungen, Ungewißheit das Herz der beiden Steiermärkerinnen. Anfangs liefen sie abwechselnd zu einander, um zu fragen, ob kein Brief gekommen. „Aloisia, ist nir kommen aus Holstein?“ frug die Frau Franziska, und: „Franziska, hast kan Brief von Dei Franzel?“ frug wiederum die Frau Aloisia.

Die beiden Wittwen hielten dies nicht so aus, sie mußten beisammen sein, das war ihr einziger Trost, und in der That logirte sich Aloisia bald darauf bei ihrer Schwester ein. Tage voll sehnsüchtiger Erwartung der Nachrichten vom Kriegsschauplatz gingen vorüber, die beiden Mütter erfuhren wohl von der Tapferkeit der vielgerühmten Belgien-Infanteristen, aber kein Lebenszeichen von ihren Söhnen. Lebten sie beide noch, oder fielen sie im rühmlichen Kampfe? An ein getrenntes Loos der beiden Vettern glaubten sie schon gar nicht. Da kam eines Tages, nachdem die erste Liste der Gefallenen veröffentlicht war, der Pfarrer zu den sorgenvollen Müttern. Er brachte Nachricht, aber keine freudige. Hier stand es in der „kaiserlichen Zeitung“ unter der Rubrik „Tobte“: Führer Franz P. . . . Also tobt!

Diese Nachricht allein wäre schrecklich genug gewesen für

ein Mutterherz; hier trat noch neue Ungewißheit hinzu. „Tobt: Führer Franz P.“ — aber welcher Franz P. ist tobt, der Sohn der Franziska oder der der Moiska? Sind sie doch Beide Führer in demselben Regiment! Man denke sich die neue Angst der beiden Mütter, von denen keine wußte, ob sie ihren eigenen Franz oder den Franz ihrer Schwester zu beklagen habe. Wie mag es in dem Innern dieser schlichten Frauen die Zeit hindurch ausgesehen haben? Jede von ihnen war zugleich Mutter und Schwester; jede nährte mit dem verzeihlichen Händchen von Hoffnung, ihr Franz lebe, zugleich die Klage über den Tod des anderen Franz, jede von ihnen im stummen Ringen um Gewißheit und Beide einander tröstend und vorbereitend auf den Fall der Aufklärung über den tobtten Franz. Dazu keine Nachricht von dem lebenden Franz, die doch gleich einen Theil des doppelten Leidens der beiden Mütter hinwegnehmen konnte. Gibt es wohl eine trostlosere Lage für Mutterherzen?

Der Pfarrer versprach, an das Generalkommando zu schreiben, und er schrieb auch. Unterdessen waren vor einigen Tagen die offiziellen Listen aus dem Hauptquartier angekommen und in der „kaiserlichen Zeitung“ kam der Name des zweiten Franz P. nun auch, und zwar unter den Verwundeten vor. Der Pfarrer kam wieder, aber er vermochte wieder nicht mit seiner Nachricht den Schmerz der beiden Mütter zu lindern. Ein Franz P. war also tobt und ein Franz P. verwundet, nur die Kennzeichen fehlten und grade diese waren ja in diesem besondern Falle von Wichtigkeit. Eines stand fest: der einen der zwei tiefgebeugten Mütter stand ein herber Verlust bevor, der andern wird ihr Franz, wenn auch leidend, vom Schicksal zurückgegeben. Wo war aber Gewißheit? Ein Brief blieb immer noch aus.

Die beiden Frauen dachten zuletzt an eine Reise auf den Kriegsschauplatz, und selbst ihr Alter hätte sie nicht von der Ausführung dieses Planes abgehalten; da kam die Nachricht von der Ankunft der Verwundeten, die man am 29. Februar in Wien erwartete. Die zwei Mütter machten sich auf den Weg nach Wien. Vielleicht sollten sie jetzt endlich Gewißheit darüber erhalten, was ihnen an eigenem Unglück zugemessen wurde. Sie waren beide auf dem Nordbahnhofe, als der Transport mit den Verwundeten anlangen sollte, und waren in ihrem Schmerz wie ein wahres Trauerweidenpaar anzusehen. Die Frauen trugen beide Trauerkleider, denn einen Verlust hatten sie jedenfalls gemeinschaftlich zu ertragen, und es sollte sich nur herausstellen, wem der verwundete Franz gehöre. Sie sahen mit banger Kümmerneiß der Ankunft der Verwundeten entgegen; die Eine jedoch war auch stark genug, mitten in den eigenen Zweifeln ihre Schwester zu trösten. Wie groß mag die Hoffnung grade dieser Frau gewesen sein, daß sie ihren Sohn wiedersehen werde, wenn sie noch Worte der Tröstung für die andere fand! Hand in Hand standen die Mütter da und in ihren Bängen konnte der Beobachter lesen, als ob die eine die andere im Stillen um Verzeihung bitte, daß sie zu hoffen wage. Da waren sie nun da, die Verwundeten von Oberfell, Königsberg, Deverssee. Ein Herr, der die beiden schmerzenerreichen Mütter schon lange beobachtet,

nahm sich ihrer an und verschaffte ihnen den Eintritt in den Bahnhof. Er führte sie selbst und bot sich an, sie zu jedem Bett zu geleiten und ihnen behilflich zu sein, um den Sohn aufzufinden, den Sohn, welchen sie mitnehmen wollten in die Heimath, um ihn fernerhin als ihren gemeinschaftlichen Sohn zu betrachten.

Aber die erste Zeit gehörte bekanntlich den beiden Majestäten, deren Theilnahme sich auf alle Kranken erstreckte, deren einige so voll gesunden Humors waren, als ob sie gar keine Wunden hätten. Nachdem das kaiserliche Paar den Bahnhof verlassen, war auch unseren Steiermärkerinnen die Stunde der Erlösung endlich gekommen. Sie wurden von Zimmer zu Zimmer geführt; in den ersten drei Zimmern suchte ihr Auge vergebens nach dem theuren Wesen, das ihnen Gewißheit nach so langen Qualen bringen sollte. Im vierten endlich sah man von einem der letzten Betten her zwei Arme sich ausbreiten, ein Schrei von einer der Frauen, ein Ruf „Mutter!“ und Frau Franziska P. lag in den Armen ihres Sohnes. Still und verstört stand die andere Wittve wie versteinert vor dem Bette ihres Neffen; nun hatte sie die fürchterliche Gewißheit, daß ihr Franz nicht zu den Lebenden gehöre. Und es war gerade diejenige der beiden Schwestern, welche die stärkere Hoffnung auf das Leben ihres Franz in sich getragen, so daß sie die andere Betrübte zu trösten vermochte. Nun hatte sie den Sohn verloren und die mehr gebeugte Schwester, welche abgerechnet zu haben schien mit ihren Hoffnungen, hatte ihren Franz am Leben gefunden! Ihr Begleiter begann schon ernsthaft für den Geisteszustand dieser Frau zu fürchten, die wie ein Bild des Jammers da stand. Rasch aber änderte sich ihre Physiognomie und sie flog dem Neffen schluchzend um den Hals. Es war ihr als herzte sie ihren eigenen Franz, der doch an der Seite seines Vaters bei Deverssee gefallen war. Des andern Tages entführten die beiden Frauen ihren „gemeinschaftlichen Sohn“ in die theure Heimath. —

(Auch eine Ansicht über Kunst.) Der bekannte Violinvirtuose Joachim, jetzt Concertmeister in Hannover, sah in den letzten Wochen täglich von seinem Fenster aus die Schlittschuhläufer ihrem lustigen und lustigen Vergnügen auf dem Eise nachjagen; er bekam schließlich Lust, auch einmal so fröhlich dahinzugleiten und begab sich auf die Eisbahn. Da tritt ein Bahnseger zu ihm mit der Frage, ob er ihm ein Paar Schlittschuhe anschnallen solle. Joachim erwidert: „Ja, mein lieber Herr Düllmaier, aber ich kann noch nicht Schlittschuh laufen.“ Dieses Bedenken beseitigt Herr Düllmaier damit, daß er ja bei ihm sei und ihm den nöthigen Unterricht schon geben wolle und schnallt ihm die Schuhe an, worauf er sagt: „So, Herr Joachim, nu stellen Sie sich mal uf die Schlittschau — so — nu smietet Sei dat Bein sau und dat andere sau herrut, — und da loyot Se henn.“

Joachim folgte dem Rathe des Herrn Düllmaier und warf das eine Bein rechts, das andere links heraus, allein ehe er noch das linke Bein vollständig herausgeworfen hatte, fiel er ziemlich unsanft auf das Eis.

„Ja! ja! ja! ja! ja!“ — sagte darauf bedächtig Herr Dillmaier, indem er ihm wieder auf die Beine half, „so leicht ist das nicht, als Biggelinspeclern.“ — F.

(Die orientalischen Gaukler.) Die Künste der Gaukler im Orient streifen so an das Unglaubliche und an förmliche Zauberei, daß die Europäer nicht genug davon erzählen können. Welche armselige Figur würden unsere Magier und Taschenspieler, selbst die berühmtesten, mit allen ihren Kunststücken neben den ägyptischen und indischen Gauklern machen und wie würden diese Harvis, wie man sie in Aegypten nennt, lächeln über die vielen phantastischen Apparate, mit denen sich unsere Boscos umgeben, während sie ihre staunenswerthen Zauberkünste ohne jede Vorbereitung und ohne alles Zubehör ausführen. Ein französischer Schriftsteller wohnte in Cairo einer Abendgesellschaft bei, welche Lord Prudhoe gab, der zur Unterhaltung seiner Gäste einen solchen Harvi von der Straße heranzuführen ließ. Man wurde darüber einig, daß derselbe irgend eine lebende oder schon verstorbene Person, welche man benennen würde, beschreiben sollte und der Harvi rief hierauf einen der kleinen arabischen Knaben ins Zimmer, deren eine ganze Schaar vor der Thür des Lords auf der Straße spielte. Er zeichnete in die Hand des Knaben eine Menge Buchstaben und Zahlen, welche den Raum eines Vierecks ausfüllten, goß dann in die Mitte dieses Vierecks in der Handfläche des Kleinen etwas sehr dicke Tinte und sagte ihm, er solle so lange auf die Tinte blicken, bis er darin das Spiegelbild seines Gesichts erkannt haben würde. Als der Knabe dasselbe herausgefunden, stante der Harvi auf eine Räucherpfanne ein wohlriechendes Pulver, welches einen bekäufend süßen Duft verbreitete und begann dann einen seltsamen Gesang anzustimmen. Als er damit zu Ende war, bat er die Anwesenden, mit lauter Stimme den Namen der Person zu nennen, welche sie herbeibeschwören möchten.

„Wir sahen uns Alle einander an,“ erzählt Herr von Leborde, „und wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten konnte Niemand im Augenblick einen Namen in seinem Gedächtniß auffinden.“

„Shakespeare!“ sagte endlich Major Felix, der Reisegefährte des Lord Prudhoe.

„Befiehl dem Soldaten, Shakespeare herbeizuführen,“ sprach der Harvi zu dem Knaben.

„Führe Shakespeare her!“ rief das Kind mit herrlichem Tone.

„Da ist er,“ setzte er hinzu, nachdem der Zauberer einige unverständliche Worte und Formeln vor sich hin gemurmelt hatte.

„Unser Erstaunen war unbeschreiblich und wir horchten mit äußerster Spannung auf die Antworten des Knaben.“

„Wie sieht er aus?“

„Er trägt einen schwarzen Mantel, ist ganz schwarz gelleidet und hat einen Bart,“ hierauf beschrieb der Kleine noch jeden Gesichtszug, die Art, wie er das Haar trug, die Größe — kurz Alles auf das Genaueste, wie man Shakespeare auf den Portraits dargestellt sieht.

„Ist er es?“ fragte der Harvi uns mit der unbefangenen Miene; „Sie können sich übrigens auch noch nach seinem Alter und seinem Vaterlande erkundigen.“

„Nun also, wo ist er geboren?“ sagte ich.

„In einem Lande, welches ganz mit Wasser umgeben ist.“

Darauf nannte der Reihe nach jeder der Anwesenden den Namen einer Person, die alle mit der größten Sicherheit und Genauigkeit beschrieben wurden, als ob der Knabe dicht vor ihnen stände und sie betrachten könnte. Nach einigen Experimenten bemerkte der Harvi, daß das Kind anfangs ermüdet zu werden; er hob ihm den Kopf in die Höhe, indem er ihm die Daumen auf die Augenlider legte und einige geheimnißvolle Worte dazu sprach. Der Kleine schien wie trunken oder bewußtlos zu sein, seine Augen waren weit aufgerissen und der Schweiß perlte ihm von der Stirn, aber er kam bald wieder zu sich und begann dann von Neuem zu erzählen, was er vor sich sah, indem er noch mehr Details hinzusetzte.

Die indischen Gaukler sind nicht weniger erfindereich; sie produciren ihre Künste, indem sie auf dem Erdboden sitzen, während sie, nackt bis an den Gürtel, weder einen Tisch noch Becher, weder Aermel noch Taschen haben, um bei ihren Zaubereien auszuheifen; ihr ganzer Apparat besteht gewöhnlich in einigen alten Körben voll Schlangen und Lumpen.

Zuweilen nimmt einer dieser seltsamen Magier einen Krug voll Wasser, gießt das Wasser auf die Erde, schüttet sich etwas ins Ohr und giebt es durch den Mund wieder von sich, gießt sich stromartige Douchen über den Kopf . . . und das Wasser im Krüge wird deshalb nicht um einen Tropfen weniger, der Krug bleibt immer gleich voll. Dann stellt er seine Füße auf ungeheure, glattgehobelte Holzblöcke und führt mit diesen Klöcken, die er nicht einmal an die Füße befestigt, tolle Tänze und Sprünge mit einer Leichtigkeit aus, als ob er die zierlichsten Sandalen anhätte, ohne daß ihn dieses Bravourstück nur im Mindesten anzustrengen scheint.

Dann wieder nimmt er einen Knaben, der ihn begleitet, bei dem Gürtel, legt ihn auf den Boden, bindet ihm die Hände und Füße fest zusammen und steckt ihn dann in ein Fischnetz, das er ganz zusammenschürt. So gebunden, daß sich der Knabe nicht bewegen kann, legte er ihn in einen Korb, den er mit einem Deckel verschließen wollte. Allein der Deckel ging nicht zu, es blieb ein Zwischenraum von über drei Fuß zwischen den Rändern, da der Körper des Knaben darüber hinausreichte. Darauf bedeckte ihn der Indier mit einem alten Mantel und man sah nur, wie der Körper nach und nach immer mehr zusammenfiel und sich nach den Falten des Mantels schmiegte. Nach Verlauf einiger Minuten sah man plötzlich das Netz und die Stricke, welche den Gefangenen gefesselt hielten, in Stücke gerissen aus dem Korbe hängen und eine Stimme, die aus den Wolken zu kommen schien, rief: „Adieu!“

„Er ist nach Benares gereist! Er ist fortgeflogen!“ sagte lachend der Gaukler.

Und indem er den Mantel in die Höhe hob, nahm er den Korb darunter vor, der fest zugeschlossen war. Dann, wie um

sich zu versichern, daß sein Gefangener auch wirklich entflohen sei, spaltete er den Korb in der Mitte mit einem mächtigen Säbelhieb. Ströme von Blut drangen plötzlich durch das Geflecht. Die Zuschauer standen angstvoll und entsetzt darum herum — da hob sich der Deckel in die Höhe und der Knabe stieg laut lachend heraus.

Dies sind freilich nichts als Blendwerke, aber diese Leute zeigen uns auch zuweilen wahrhafte Wunder, die wir noch weniger zu begreifen vermögen. Vor ungefähr dreißig Jahren gab ein indischer Bramine in Madras das Schauspiel einer gymnastischen Uebung von seiner eigenen Erfindung, welche darin bestand, daß er sich um einige Fuß über die Erde erhob und in der Luft schwebte, ohne daß man sich eine Idee davon machen konnte, wie er sich in der Schweben erhielt. Ein englischer Offizier, der dies selbst mit angesehen, beschreibt die Sache folgendermaßen: „Schefschal zeigte mir zuerst eine Bank von etwa achtzehn Zoll Höhe, auf der zwei kupferne Sterne von der Größe eines Thalers angebracht waren. Ferner bestand sein Apparat aus einem zwei Fuß langen Bambusrohr, das bis zu einer Höhe von zwei und einen halben Zoll ausgehöhlt war und dann aus einer etwa zwei Fuß langen und vier Zoll breiten Gazellenhaut. Hierauf verbarg sich der Künstler, mit diesen Gegenständen und einem großen leeren Sack versehen, unter einem sehr großen weiten Shawl, unter dem man ihn sich eifrig hin und herbewegen sah. Nach Verlauf von fünf Minuten gab er den Befehl, den Shawl wegzunehmen, und man sah ihn nun in der Luft schwebend mit gekreuzten Beinen dastehen. Sein rechter Arm stützte sich auf das Ende der Gazellenhaut, die in horizontaler Richtung auf dem Bambusrohr ruhte, welches wiederum senkrecht an der Bank befestigt war, und zwar an der Stelle, wo sich einer der kupfernen Sterne befand. Der Mann erhielt sich länger als eine halbe Stunde in dieser Stellung, indem er die Körner eines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ, ohne irgend ein Zeichen von Anstrengung oder Ermüdung zu geben. Man hätte glauben können, daß diese Haltung ihm völlig zur Gewohnheit geworden sei. Ich sah viermal den sonderbaren Menschen dieses Kunststück ausführen und drang jedesmal mit allen Mitteln der Ueberredungskunst in ihn, mir das Geheimniß desselben zu enthüllen, aber weder Bitten noch Anerbietungen vermochten ihn dazu zu bewegen.“

Ein noch außerordentliches Wunder ist das jenes Fakirs im Pendschab, der die fabelhafte Eigenschaft besaß, sich lebendig begraben zu lassen und nach einigen Monaten wieder aufzuerstehen. Diese Begebenheit erzählt Mr. Osborne in seinem Bericht über den Hof des Maharadscha Kundjet-Sing und führt auch das Zeugniß des Generals Ventura und des Kapitäns Wade mit auf, die nebst dem Maharadscha und den Sikh-Häuptlingen dem Begräbniß und der Auferstehung des Fakirs beiwohnten.

Nach einigen diätetischen Vorbereitungen erklärte der Fakir sich bereit, die Probe zu bestehen. Die englischen Offiziere und

die Sikh-Häuptlinge versammelten sich um ein gemauertes Grab, welches eigens zu diesem Zwecke hergestellt worden war. Der Fakir verstopfte die Ohren und die Nasenlöcher mit Wachs und legte seine Kleider ab. Man hüllte ihn wie einen Todten in ein Leichentuch von weißer Leinwand, dann legte man ihm seinem Wunsche zufolge die Zunge nach rückwärts, so daß sie die Mündung des Schlundes bedeckte. Er verfiel sofort danach in eine starre Betäubung, man band das Leichentuch fest um ihn zusammen und der Maharadscha drückte sein Siegel darauf. Sodann legte man ihn in einen mit Vorlegeschlössern versehenen und versiegelten Kasten, den man in das Grab setzte; man warf Erde darauf und als die Grube völlig damit ausgefüllt war, säete man Gerste in die Erde und nun wurden mehrere Schildwachen, die ununterbrochen Tag und Nacht wachen und häufig abgelöst werden mußten, um das Grab aufgestellt. Während der zehn Monate, die das Begräbniß des Fakirs dauerte, kam der Maharadscha zweimal die Grabstätte zu besuchen, ließ beidemal den Sarg öffnen und überzeugte sich, daß der Fakir leblos und starr darin im tiefen Todeschlaf lag.

Nachdem der zehnte Monat vorüber war, nahm man die definitive Ausgrabung vor. Der General Ventura und Kapitän Wade waren gleichfalls herzugelommen und sahen zu, wie man die Vorlegeschlösser und die Siegel von dem Sarge abnahm. Der Mann lag darin anscheinend völlig todt, sein Puls schlug nicht mehr und sein Herz stand ganz still. Hierauf näherte sich ihm einer der Anwesenden, griff ihm in den Mund und gab der zurückgebogenen Zunge wieder ihre natürliche Lage; ein Anderer goß langsam heißes Wasser über seinen Körper, der bald einige Lebenszeichen von sich gab.

Nach zweistündiger Behandlung und allerlei Belebungsversuchen erhob sich der Fakir, zwar noch sehr bleich, aber doch sich zusehends immer mehr erholend, wie ein Mensch, der aus einem sehr schweren, tiefen Schlafe erwacht und erst allmählig den Gebrauch seiner Sinne wieder gewinnt.

Dies klingt ungläublich, aber was wäre wohl in diesem märchenhaften Lande unmöglich? „Ich glaube es, weil es widersinnig erscheint,“ ist ein Wort, welches sich auf alle Erzählungen anwenden ließe, die uns aus Indien, jenem Wunderlande, kommen.

Dieser Fakir, der unter der Erde in einem Grabe so lange ohne Lust und Nahrung fortlebt, die Kröten, welche man zuweilen inmitten eines Steines findet, wo sie, die Pfoten dicht an den Leib gelegt mit ihren unbeweglichen goldgelben Augen eingeschlossen leben, sind im Grunde nicht merkwürdiger als jene indischen Yogi's, welche ja allen Reisenden bekannt sind, die ganze Jahre hindurch dastehen, die Arme zum Himmel emporgehoben, bis ihre Muskeln austrocknen und ihre Gelenke steif werden, oder die Hände gefaltet und umgebogen, bis die Nägel so lang gewachsen sind, daß sie durch die Handteller gedrungen und auf der anderen Seite wieder hindurchgekommen sind.

Allgemeine Moden-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle
von
August Schrader.
(Fortsetzung.)

Als das Feuer in dem Ofen brannte, hatte der Alte sich umgekleidet: er trug eine gelbe Piquet-Jacke, eine Mütze von weißer Baumwolle und große Filzschuhe. Nachdem er die Pfeife angezündet, warf er sich behaglich auf das Sopha und rauchte wie ein Stadtsoldat aus alter Zeit. Gottlieb sah verwundert den metamorphosirten Gast an.

„Herr Starke raucht nicht!“ meinte er.

„Jeder nach seinem Geschmacke.“

„Das wohl!“

„Ein Chaussseegeld-Einnehmer kann ohne Pfeife nicht leben.“

„Sind Sie denn Chaussseegeld-Einnehmer?“ fragte Gottlieb erstaunt.

„Ja! Man hat mir diesen Posten als Belohnung für meine Dienste gegeben. Er wäre schon gut, wenn er mehr einbrächte. Avanciren kann ich nicht, so werde ich denn als Einnehmer sterben müssen. Hm, Sie dienen meinem Freunde Starke wohl schon lange?“

„Das will ich meinen. Aber ich bin mehr Freund als Diener.“

„Wie es scheint, steht sich Starke besser als ich...“

„Oh! Oh, Herr Starke ist ein steinreicher Mann,

das weiß ich! Er könnte ein Schloß bewohnen, wenn er wollte.“

Der Einnehmer machte große Augen.

„So!“ rief er im tiefsten Basse. „Ein Schloß könnte er bewohnen...“

„Aber er will nicht.“

„Freut mich, daß es meinem Jugendfreunde so wohl geht. Wir stammen aus einem Dorfe und haben mitsammen auf einer Schulbank gegessen. Dann kamen wir bei einem Meister in die Lehre.“

„In die Lehre?“

„Ja.“

„Was haben Sie denn, wenn ich fragen darf, gelernt?“

„Das kann Jeder wissen... wir sind Beide gelernte Schneider.“

Gottlieb schnitt ein unbeschreiblich dummes Gesicht. Er hätte seinen Herrn für Alles, nur nicht für einen Schneider gehalten. Und aus dem Schneider war ein Millionär geworden, denn dafür galt Herr Starke. Der Alte schüttelte den Kopf; nach seinen Begriffen lag ein solches Glück im Reiche der Unmöglichkeit.

„Sie müssen es wohl wissen,“ murmelte er, „da Sie der Jugendfreund meines Herrn sind. Was doch in der Welt aus einem Menschen werden kann!“

Er wollte gehen. Der Einnehmer rief ihn zurück.

„Noch ein Wort, Freund, und zwar im Vertrauen. Sie können doch schweigen?“

„Natürlich, Herr!“

„Ist mein Freund Starke krank?“

„Nun, so recht gesund ist er eigentlich nicht.“

„Das habe ich schon bemerkt.“

„Mitunter bekommt er Anfälle, die mich in Schrecken jagen; aber sie gehen rasch vorüber.“

„Für Geld kann man die besten Doctoren haben.“

„Mein Herr will keinen Doctor; wenn ich davon spreche, wird er grob. Und auf Fräulein Claudia hört er eben so wenig. Sonst vermag sie viel über ihn; in diesem Punkte nichts. Der Anfall, den Sie gesehen haben, war nur schwach . . . wir haben schon ganz andere Dinge erlebt. Ich sollte eigentlich nicht darüber sprechen, es ist mir verboten; aber da Sie der Jugendfreund sind . . . mir fällt ein, daß die Wirthschafterin und Fräulein Claudia . . . ganz recht . . . verhalten Sie sich ruhig, lieber Herr, sehen Sie nicht aus dem Fenster und gehen Sie vorsichtig mit Feuer und Licht um. Das geringste Geräusch könnte Unheil anrichten. Mir geht heute so viel durch den Kopf . . . ehe ich es vergesse, will ich doch nachsehen, ob die Gartenarbeiter die Thür nicht offen gelassen haben. Ich bin verantwortlich für die Sicherheit . . . es ist schon spät . . . um den Nachmittagschlaf bin ich gekommen . . .“

Die letzten Worte sprach Gottlieb schon auf der Schwelle; er drückte die Thür an und gleich darauf hörte man den Schlüssel im Schlosse. Der Einnehmer schien nicht zu gewahren, daß er eingeschlossen ward; er streckte die Beine aus und schmauchte fort. Ueber sein volles Gesicht verbreitete sich bald ein zufriedenes Lächeln. Bald sah er ernst und zornig aus, je nachdem sein Geist sich mit angenehmen oder ärgerlichen Dingen beschäftigte. Von Zeit zu Zeit gab er dem Feuer Nahrung. Dann schmauchte er fort und pflegte mit großer Behaglichkeit der Ruhe.

Ludwig saß wie auf Kohlen; er wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Das Eine war ihm klar geworden: der träumerische Gottlieb, der offenbar an Zerstreutheit und Gedächtnißschwäche litt, hatte längst vergessen, daß er ihn, den Lieutenant, eingelassen. Gottlieb war ja siebenundsechzig Jahre alt, man konnte sich über seine Schwäche nicht wundern. Während der Alte mühsam die Treppe hinabstieg, murmelte er vor sich hin:

„Wüßte ich nur, was aus dem Offizier geworden wäre! Ich weiß genau, daß ich ihn in das rothe Zimmer gebracht habe . . . und nun ist er wie ein Geist verschwunden.“

„Gottlieb!“ rief eine sanfte Stimme.

Claudia stand auf der letzten Stufe der Treppe,

die durch eine auf dem Corridor angebrachte Laterne hell beleuchtet ward.

„Ich komme schon, Fräulein!“

„Haben Sie den fremden Offizier gefunden?“

„Nein.“

„Unbegreiflich!“

„Das sage auch ich.“

„Vielleicht haben Sie ihm das Gastzimmer geöffnet . . . besinnen Sie sich nur!“

„Ich komme so eben von dort. In dem Gastzimmer befindet sich nur der alte Herr, der einige Tage bei uns bleiben wird. Er hat mir so viel erzählt . . .“

„Sehen Sie noch einmal in dem rothen Zimmer nach.“

„Mit Vergnügen.“

Gottlieb schritt über den Corridor und nahm eine brennende Kerze, die auf einem Tische stand. Dann zog er den Hauptschlüssel hervor und öffnete eine der Thüren.

„Was will Er?“ rief eine markige Stimme. „Habe ich Ihn gerufen? Der Kerl stört mich, während ich mir Mühe gebe einzuschlafen! Hinaus, oder ich greife zur Reitpeitsche! Donnerwetter, ich hätte besser gethan in dem Hotel zu wohnen, wo mein Pferd steht!“

Gottlieb warf erschreckt die Thür zu.

„Herr im Himmel, wie kommt denn der entsetzliche Mensch hierher?“

„Es ist der Oberförster Freiberg.“

„Das höre ich wohl.“

„Haben Sie ihm denn nicht das Schlafzimmer angewiesen?“

„Natürlich! Er muß ausgezogen sein.“

„Gottlieb,“ flüsterte Claudia ängstlich, „Sie haben wieder einmal eine große Confusion angerichtet!“

Und Gottlieb lächelte wie ein Mann, der seiner Sache gewiß ist.

„Glauben Sie doch das nicht, Fräulein! Ich weiß nur zu gut, was ich thue und lasse. Der Herr Oberförster denkt nicht daran, daß er bei fremden Leuten ist. Das ist ein sonderbarer Mann! Wenn es ihm einfällt, quartirt er sich noch einmal um, das werden Sie sehen. Er hat ja nicht Ruhe und Raft. Hören Sie nur, er raisonnirt noch fort wie ein abziehendes Gewitter.“

„Öffnen Sie das Gartenzimmer!“

„Gut!“

„Sie werden dort den Offizier untergebracht haben.“

Gottlieb ging eine schmale Treppe von fünf Stu-

fen hinab und betrat einen Corridor, der sich durch den Seitenflügel zog. Die Fenster dieses Flügels gingen nach dem Garten hinaus.

„Hier ist das Gartenzimmer.“

„Öffnen Sie!“

Der Hauptschlüssel that seine Schuldigkeit. Kaum hatte sich die Thür in ihren Angeln gedreht, als ein durchdringender Schrei sich hören ließ, der Schrecken und Schmerz zugleich ausdrückte.

„Der Großvater!“ rief Claudia, die diesen Schrei schon kannte.

Und sie stürzte in das Zimmer, das bis dahin dunkel gewesen war. Vor dem Sopha lag ein Mann auf den Knien, der sich ängstlich umsah. Sein kleines, von tausend Falten durchkreuztes Gesicht war leichenblaß, seine Augen glühten unheimlich. Ein grauer Schlaspelz hüllte die abgemagerten Glieder des Millionärs ein, dessen Kopf fast haarlos war. Ueber der runden hervorstehenden Stirn zeigte sich ein dünner grauer Büschel, der wie Borsten emporstarre.

„Großvater!“ schluchzte die bestürzte Enkelin.

„Nun ist es vorüber!“ stammelte leise und erschöpft der kleine Mann. Ihr habt mich erschreckt . . . das war vielleicht gut. O, diese Krämpfe, sie werden mich bald unter die Erde bringen. Zum zweiten Male heute . . . hilf mir auf, mein Kind, die Knie schmerzen . . . ich habe dieses Zimmer aufgesucht, weil die Kühle mir wohlthut.“

Claudia unterstügte den Großvater, der die bebenden Arme ausgestreckt hielt. Als er auf den Füßen stand, konnte man seine kleine verkümmerte Gestalt erkennen. Das bräunliche Gesicht glich dem einer Mumie. Und doch glühten die Augen noch, die unruhig von einem Gegenstande zum andern schweiften.

„Sind Sie allein gewesen, Herr Starke?“ fragte Gottlieb.

„Ganz allein. Ich bin heute aus meinen Gewohnheiten gekommen, das Wiedersehen der alten Freunde hat mich aufgeregt . . . Führt mich fort! Mich friert . . . Der Winter stellt sich zeitig ein . . . ich werde wohl das nächste Frühjahr nicht erleben. Eine eisige Kälte rieselt durch mein Gebein. Ja, das Alles ist eine unheilbare Krankheit! Denkt daran, Kinder, ich zähle fünfundsiebenzig Jahre!“

„Thut Nichts, Herr Starke!“ tröstete Gottlieb, wie er schon oft getröstet hatte. „Sie haben eine zähe Natur . . . das kann ich von mir nicht sagen.“

Claudia hatte verstohlen das Zimmer durchspäht; von der Anwesenheit des Offiziers machte sich keine

Spur bemerkbar. Gottlieb zog die Vorhänge des Himmelbettes zurück.

„Warum das?“ rief Herr Starke erschreckt.

Der Alte taumelte zurück.

„Heiliger Gott!“ flüsterte Claudia, die glaubte, Gottlieb habe eine Entdeckung gemacht.

„Was hast Du bei dem Bette zu thun?“ kreischte der kleine Mann, der plötzlich in Zorn gerathen war. „Warum beseitigst Du die Vorhänge? Warum betastest Du die Kissen?“

„Ich muß doch nachsehen, Herr Starke . . .“

„In dem Bette liegt Niemand!“

„Natürlich. Ich dachte, der Herr Oberförster . . .“

„Freiberg wohnt in dem rothen Zimmer. Du weißt es ja . . .“

Der Rentier wollte gehen. Die Enkelin reichte ihm einen Krückstock, der am Boden lag.

„Danke, mein Kind!“

Er stützte sich auf den Stock. Nun mußte er stehen bleiben, um einen Hustenanfall abzuwarten, der seinen ganzen Körper erschütterte. Der arme Millionär bot einen traurigen Anblick.

Im Vorübergehen warf er einen stechenden Blick auf das Bett.

„Schließe die Vorhänge!“ schrie er auf. „Ich kann die Unordnung nicht leiden! Nein, nein . . . zuvor öffne das Bett . . . man ist nicht sicher . . . die Leute schleichen sich ein, um zu stehlen. Alle Welt wittert Schätze bei mir; und noch habe ich nur so viel als ich zum Leben brauche.“

Der ängstliche Gottlieb zögerte.

„Gehorche!“ befahl, mit dem Stocke drohend, der Herr.

Der Bediente warf die Decke zurück.

Herr Starke legte beide Hände auf den Krückstock und sah mit langem Halse nach dem Bette. Sein Blick war starr, alle seine Gesichtsmuskeln zuckten und die farblosen schmalen Lippen kniffen sich zusammen.

„Nichts! Nichts!“ murmelte er. „Ich wußte es wohl . . . es kann ja gar nicht sein . . . Schließ nur die Thüren, das ist das beste Mittel . . . Gottlieb, laß keine Thür offen! Vor den Fenstern sind Gitter . . . o, mein Kopf! Ist mir doch, als ob ich erblinden sollte. Die Last des Alters drückt gewaltig, ich spüre es wohl. Du meinst, Gottlieb,“ fügte er unheimlich lächelnd hinzu, „ich habe eine zähe Natur?“

„Natürlich, Herr Starke! Und warum sollten Sie auch nicht? Sie werden noch zehn Jahre und

länger leben. Wenn ich längst todt bin, reisen Sie noch in das Bad."

"Warum weinst Du, Claudia?"

"Sprich doch nicht von solchen Dingen. Genieße das Leben und freue Dich mit den Freunden, die Dich werthschätzen."

"Das will ich. Nun führe mich in mein Zimmer, daß ich schlafen gehen kann. Die Zeit ist da . . . und auch Ihr begehrt Euch zur Ruhe. Fort! Gottlieb, schließe das Zimmer."

Sie gingen auf den Corridor zurück. Claudia wünschte gute Nacht, küßte dem Großvater die Hand und verschwand durch eine Thür. Gottlieb brachte seinen Herrn in ein freundliches Stübchen. Herr Starke entließ den Diener, nachdem dieser Alles zur Nachtruhe vorbereitet hatte. Gottlieb kannte die Gewohnheiten des Rentiers, der stets allein sein Bett aufsuchte; er entfernte sich, ohne ein Wort der Verwunderung über die Vorgänge des Tages zu sprechen. Zehn Minuten später herrschte völlige Ruhe in dem Hause des Millionärs, während in der Straße der lebhafteste Verkehr sich noch regte.

2.

Ludwig Freiberg hatte es über sich zu gewinnen vermocht, länger als eine Stunde ruhig zwischen den Damastvorhängen zu verbringen. Der Schlaf, der den Einnehmer im Sopha überrascht, hatte den Lieutenant bei der Vollbringung dieses Niesenwerks unterstützt. Die Thür war verschlossen, das Fenster vergittert . . . ihm blieb Nichts als das zweite Bett aufzusuchen und ruhig den Morgen zu erwarten. Den Einnehmer, der ein schlichter ruhiger Mann zu sein schien, hoffte er für sich zu gewinnen. Was er that, that er ja für Claudia.

Er sah in das Zimmer.

Der Einnehmer saß mit geschlossenen Augen auf dem Sopha; aber er rauchte noch. Kleine Wölkchen quollen aus seinem Schnurrbarte. So hatte er oft an seinem Fensterchen gesessen zwischen Wachen und Schlafen. Das Feuer in dem Ofen war erloschen, die Kerze tief herabgebrannt. Der Sturm heulte fort mit vermehrter Gewalt; nicht selten versetzte er dem Fenster einen derben Stoß. Man hörte auch, wie er die Zweige der Kastanien rüttelte und Ziegel von dem Dache zur Erde schleuderte. Es war ein Novembersturm mit der ihm eigenen düstern Romantik.

Der Lieutenant wollte seinen Platz verlassen. Ein Geräusch an der Thür hielt ihn zurück. Es war ein

leises Tasten an dem Schlosse, ein ungewisses Hin- und Herfahren auf der hohlen Blechplatte. Es ließ sich deutlich unterscheiden. Eine halbe Minute dauerte dieses Geräusch, dann hörte man den Schlüssel sich im Schlosse drehen.

Der Gedanke durchzuckte den Lieutenant: „Claudia kommt!“ Gottlieb würde nicht so vorsichtig verfahren, würde das Schloß energisch öffnen.

Nun ward die Thür leise aufgestoßen.

Ludwig lauschte, den Athem an sich haltend, durch eine Spalte in der Gardine. Er hatte das ganze Zimmer vor sich.

Die schwere Eichenholzthür öffnete sich langsam . . . der Mann im grauen Schlafpelze, auf seinen Krückstoch gestützt, trat zitternd ein. Eine hohe Mütze von schwarzem Sammet bedeckte sein Haupt. Das Männlein schloß mit Anstrengung die Thür hinter sich. Als er den Einnehmer sah, nickte er zufrieden mit dem Kopfe. Er schlich dem Tische näher.

„Andreas! Andreas!“ wisperte er.

Der Einnehmer riß die Augen auf und starrte die Erscheinung in dem kastanienähnlichen Rocke an.

„Ah, ah!“ lachte der Rentier, dessen Stimme der eines Knaben glich. „Alter Freund, bist Du so schlaftrunken, daß Du mich nicht erkennst?“

„Martin!“ polterte Andreas Grundner, indem er ruhig mit dem Daumen den Tabak in den schwarzen Meerschamkopfs drückte. „Wahrlich, Du bist es.“

„Gut, daß Du noch nicht schläfst.“

„Warum denn, Freund?“

„Wir müssen uns noch ein halbes Stündchen unterhalten.“

„Kann wohl geschehen.“

„Der Bär, der Freiberg, wird uns nicht stören. Er ist ein guter Mann, ein braver Charakter; aber roh und bissig wie seine Jagdhunde. Das kann ich nicht ertragen, denn ich leide an Nervenschwäche. Das kleinste Geräusch verursacht mir Krämpfe. Ach, könnte ich dieses Leiden beseitigen, ich gäbe die Hälfte meines sauer erworbenen Vermögens darum.“

„Ha, ha,“ murmelte Andreas, „es ist doch Nichts vollkommen in der Welt! Ich bin gesund, habe Nerven wie ein Löwe und schlafe beim gräßlichsten Donnerwetter . . . aber die Sorgen, die Sorgen! Ja, die rütteln mich oft aus dem besten Schlafe. Du kennst diese Vipern nicht, hast Alles, was des Menschen Herz begehrt, und doch . . .“

„Laß das!“ unterbrach ihn der Rentier, der sich so gesetzt hatte, daß er dem lauschenden Lieutenant das

volle Gesicht zulehrte. „Laß das, Alter. Bist Du müde?“

„Im Gegentheil, ich bin munter wie ein Fisch, denn ich habe schon ein Stündchen geschlafen. Wenn Du mir das Rauchen erlaubst, kann ich die ganze Nacht wach bleiben.“

„So rauche, rauche!“ wisperte der Rentier, der sich fest in seinen Pelz hüllte und dann mit der Hand über das bartlose Gesicht fuhr. „Benutzen wir das Alleinsein zu einem traulichen Gespräche. Ich liebe das . . . wir sind ja Jugendfreunde!“

„Das sind wir, Martin! Sieh', ich will offen mit der Sprache herandrücken . . . jetzt kann ich es; so lange ich in Deinem nobeln Zimmer war und die vornehme junge Dame sah, konnte ich es nicht. Später kam der Oberförster, der Bärbeißige . . .“

„Gut, gut, rücke heraus mit der Sprache. Wenn Du fertig bist, komme ich an die Reihe. Sei nicht blöde, Andreas; ich helfe gern, wenn ich kann. Wie hast Du erfahren, daß ich in der Residenz wohne?“

Andreas hielt den Meerschäumkopf an die Kerze und schmauchte so gewaltig, daß das kleine Zimmer ganz mit Rauch erfüllt ward. Martin hielt den Pelztragen vor den Mund; er suchte sogar ein Hüfteln zu unterdrücken.

„Das sollst Du gleich hören! Mein Chauffeehaus liegt fünf Meilen von hier, mitten im Walde. Das nächste Dorf ist eine Stunde entfernt. Ich kann wohl sagen, daß ich wie ein Einsiedler lebe. Jahrelang komme ich in keine Stadt, in kein Dorf. Was ich brauche, bringen mir die Botenweiber mit. Gemüse und Kartoffeln baue ich in meinem Garten . . . na, wenn ich auch nicht gut lebe, so lebe ich doch. Der Mensch gewöhnt sich an Alles. Ich habe ein baares Einkommen von jährlich sechsundneunzig Thalern. Das beiläufig, damit Du meine Lage genau kennen lernst. Nun muß ich ein wenig weit ausholen. Es mögen zwanzig Jahre sein . . . meine Frau lebte noch. Wir hatten Wetter wie heute . . . Regen und Schnee flog prasselnd an die Laterne, die in meinem Fenster brannte. Da es Abend war, hatte ich den Schlagbaum herabgelassen, wie dies Vorschrift ist. Ich saß in meinem Lehnstuhle und las die Zeitung, die Dorfzeitung nämlich. Die Passage war den Tag über stark gewesen, gegen Abend hatte sie nachgelassen. Wie gesagt, es war auch ein schreckliches Wetter, ich hätte meinen Hund nicht hinausjagen mögen. Um das Haus herum brauste es, als ob es mitten im Meere stände. Meine Frau rief mehr als einmal: „Gott sei uns gnädig!“

Da klopfte es an das Fenster. Ruhig öffnete ich meine Klappe. Da stand ein Wagen, den wir nicht hatten ankommen hören. In dem Scheine der Laterne sah ich, daß die Pferde dampften. Ich gab den Zettel hinaus und wartete auf Geld. „Hilfe! Hilfe!“ rief eine Frauenstimme in dem Wagen. „Erbarmen, meine Mutter stirbt! Schafft Hilfe!“ — Der Mann, der am Fenster stand, meinte, die Dame sei unterwegs krank geworden; ich möchte nur den Schlagbaum öffnen, daß der Wagen rasch die Stadt erreichen könnte. Und das that ich denn auch. Ich drehte, und der Baum rasselte auf. Eile war ja das Beste, was man anwenden konnte. Indem ich den Kopf durch das Fenster steckte, hörte ich einen durchdringenden Schrei. Aus dem Wagen wand sich eine graue Masse, die rasch meinem Hause näher kam. Der Mann, der den Zettel empfangen hatte, warf sich darauf. Nun hörte ich wieder eine Frauenstimme um Hilfe schreien. Ich griff nach meinem Degen und stürzte hinaus. Die Thür war verriegelt. Das machte Aufenthalt . . . als ich in das Freie trat, jagte der Wagen davon. An den Steinstufen vor dem Fenster lag ein hellgrauer Gegenstand . . . es war eine leblose Frau. Von dem Wagen hörte und sah ich Nichts mehr. Wir trugen die Frau in die Stube . . .“

In diesem Augenblicke schlug die Pendule neun.

„Ist das ein Zufall!“ rief Andreas. „Damals schlug meine Schwarzwälder auch neun, als wir die Frau auf das Bett legten.“

„Ein merkwürdiger Zufall!“ murmelte lächelnd der Rentier.

Er zog den Pelztragen empor, als ob ihn der Frost schüttelte. Sein Kopf, halb sichtbar, schien einem kranken Knaben anzugehören, dem der Arzt erlaubt hat das Bett zu verlassen. Ludwig konnte den Rentier genau beobachten und zugleich die Erzählung des Einnehmers hören.

„Weiter! Weiter!“ wisperte Martin Starke.

Andreas Grundner blies seine Pfeife an, dann fuhr er fort:

„Solche Dinge hatten sich in meinem einsamen Chauffeehause nie zugetragen. Ich wußte wahrlich nicht, was ich beginnen sollte. Meine Frau war gefaßter; sie nähte den Kopf der Kranken mit Essig, öffnete ihr das Kleid und deckte sie warm zu. Einen Arzt konnten wir nicht schaffen, das Städtchen, in dem ein solcher zu finden, war über zwei Stunden weit und einen Boten hatte ich auch nicht. Jeder Christenmensch mußte sich darüber wundern, daß man eine kranke Frau auf

der Straße zurückgelassen hatte. Ich ging noch einmal hinaus, weil ich vermuthete, es könne Jemand zurückkommen; aber die Vermuthung war grundfalsch, es zeigte sich keine Seele. Hätte ich nur den Schlagbaum gleich herabgelassen! Ich ärgerte mich, daß ich diese Maßregel außer Acht gelassen. Ein Verbrechen lag jedenfalls vor. Na, dachte ich, die Kranke wird schon Auskunft geben, wenn sie sich erholt hat. Aber die Kranke lag wie todt in dem Bette; sie mochte eine Frau von vierzig und einigen Jahren sein und hatte recht angenehme Züge. Ihr seidener Mantel war mit Pelz gefüttert und Alles was sie trug deutete auf eine vornehme Dame. Wir wußten in den ersten Stunden nicht, ob sie schlief oder ob sie todt sei. Ihr feines Gesicht war leichenblaß, ihre geschlossenen Augen sahen dunkelblau aus und keines ihrer zarten Glieder regte sich. Das dunkle Haar hing wirr über den Hals herab. Es ließ sich erkennen, daß der Puz gewaltsam zerstört war. Das junge Mädchen, das für die Mutter um Hilfe gerufen, hatte der Mann gewiß in den Wagen zurückgeschleppt. An Schlafen war in jener Nacht nicht zu denken. Gegen vier Uhr Morgens zuckte die Kranke plötzlich zusammen. Dann wimmerte sie wie ein Kind, das heftige Schmerzen empfindet. Sie griff zitternd nach der Brust und nach dem Kopfe. Ich sehe Alles noch so deutlich vor mir, als ob es gestern Abend geschehen wäre. Auf unsere Fragen antwortete sie nicht, sie schien uns auch nicht zu verstehen. Meine Frau meinte, die Fremde hätte Krämpfe, die sich bald legen müßten. Die Krämpfe gingen auch vorüber, aber dann regte sich die Frau nicht, und wie wir auch fragen mochten, wir erhielten keine Antwort. Um sieben Uhr mußte die Post kommen und sie kam pünktlich wie immer. Als ich das Horn hörte, machte ich den Schlagbaum auf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Originelle Curiositäten-Sammler.) Es giebt wohl nichts so Wertloses, das nicht dennoch für Liebhaber einen relativen Werth besäße und wir finden überall Originale, welche eine wahre Manie und Leidenschaft haben, altes Gerümpel aufzuhäufen. Es giebt Sammler von alten Münzen, altem Eisen, alten Scherben, alten Tabaksdosen, Knöpfen, Spazierstöden, Regenschirmen, Briefmarken, Büchern — ja, wir kannten sogar

einen Menschen, der eine Sammlung von Ratten- und Mäuseschwänzen besaß. So wurde vor Kurzem in Paris, Rue Miro-mesnil, der Nachlaß eines reichen Mannes versteigert und da auf der Anzeige stand, daß außer dem Mobilien auch eine sehr zahlreiche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Radirungen, Zeichnungen und Stahlstichen aus dem Kunstcabinet des Verstorbenen mit verkauft werden sollte, so fanden sich eine Menge Kunstliebhaber ein, um wo möglich eine gute Acquisition zu machen. Ein solcher Kunstfreund, der sich ebenfalls durch den artistischen Theil der Versteigerung anlocken ließ, beeilte sich, in den zweiten Stock des Hauses hinaufzusteigen, wo die Auction der Kunstgegenstände eben seit einer Stunde begonnen hatte. Da saß der gerichtliche Taxator in einem großen Zimmer, welches ganz mit eingerahmten Bildern und ungeheuren Pappkartons voll Stahl- und Kupferstiche angefüllt war, so daß die Käufer kaum den nöthigen Platz hatten; er schlug eben einem derselben ein großes Gemälde, ein Portrait, dessen Rahmen allein wohl zwanzig Francs werth sein mochte, zu dem Gebot von sechs Francs fünfzig Centimes zu. Dies machte den Kunstfreund einigermaßen stutzig und gab ihm keinen großen Begriff von den Kunstwerken des verstorbenen Sammlers.

„Ein anderes Portrait!“ rief mit näselnder Stimme der Sachverständige, welcher dem Auctionator beigegeben war und hielt dabei den anwesenden Käufern und Liebhabern ein neues Gemälde hin.

Es entstand ein allgemeines Gelächter im Saale; der Auctionator selbst hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Was giebt's denn?“ fragte der zuletzt eingetretene Kunstfreund einen Bekannten, neben dem er stand.

„Sehen Sie es denn nicht? Immer noch eines!“ entgegnete er.

„Eines... was denn?“

„Noch ein Portrait mit einer Brille! Das ist nun das einunddreißigste, welches daran kommt, sie haben alle Brillen, alle!“

Wirklich hatten sie auch sämmtlich Brillen, und zwar von allen erdenklichen Sorten: Brillen, Lorgnon's, Augenklemmer, Nasenklemmer, grüne Gläser, blaue Gläser — kurz, es wurden gegen dreihundert Gemälde oder vielmehr Portraits verkauft, von denen jedes einem Optikus hätte als Aushängeschild dienen können.

Nach den Gemälden kam man zu den Stahlstichen, Zeichnungen, Radirungen und Kupferstichen. Es gab deren zu Tausenden, die immer stoßweise zusammengelegt und so versteigert wurden — alle diese Bilder stellten nur Personen vor, die mit irgend einer Art von Brillen versehen waren. Da gab es Pharisäer, Gelehrte, Bucherer, Pfandleiher, Aerzte, Mönche, Studer, Künstler, Arbeiter, alte Damen und Schüler, Juden, Türken und Christen — alle mit Brillen und Augengläsern bewaffnet.

Für diesen Sammler hatten ein Raphael, ein Titian, ein Rembrandt nur dann Werth, wenn sie mit einer Brille geschmückt waren — dies war für ihn die Signatur des Gemäldes, eine andere existirte für ihn nicht. Der unglückliche Kunstliebhaber

hatte 80 bis 100,000 Francs auf seine Sammlung verausgabt, seine Erben zogen vielleicht kaum tausend Thaler wieder heraus.

Ebenso starb vor nicht langer Zeit ein anderes Original, der Baron von F., dessen Schloß nach seinem Tode gerichtlich versiegelt und, da sich keine Erben meldeten und überhaupt keine vorhanden zu sein scheinen, vom Fiskus mit Beschlagnahme belegt wurde. Man fand die Möbel größtentheils im erbärmlichsten Zustande — die Tische und Stühle wackelten auf drei oder auch bloß zwei Beinen, die Tapeten hingen von den Wänden, die Spiegel waren mit Modersfäden bedeckt und zerbrochen — Vorhänge existirten gar nicht oder im Zustand von Lumpen. Einige Gemächer in dem weiten Schlosse waren seit wenigstens zehn Jahren gar nicht geöffnet worden und die darin enthaltenen Möbel durch Staub und Moder ganz unkenntlich geworden.

Der gute Baron hatte sehr ärmlich und zurückgezogen gelebt, so daß ihn Jeder für armselig und dürftig gehalten hatte — er besaß aber auch eine Sammelwuth, er sammelte Geld, ohne zu wissen für wen oder zu was, denn sich selbst und denen, die um ihn waren, vergönnte er keinen Lebensgenuß.

In den Schubladen der alten wackigen Schreibtische fand man unter vergilbten, verwitterten Papieren zusammen eine Summe von hunderttausend Francs in Gold und Bankbillets, fünfzigtausend Francs in Anweisungen zahlbar nach Sicht steckten in den Taschen zerlumpter Kleidungsstücke, hunderteinundneunzigtausendvierhundert Francs in trefflichen Aktien lagen auf dem Boden eines Kleiderschranks und schienen dort vergessen und dem Zahn der Ratten überliefert zu sein. Außer diesen Schätzen besaß der Baron aber noch ein Vermögen, welches auf eine Million geschätzt wurde. Die Diensthofen hatten nie gewagt, in gewisse Zimmer einzudringen, denn ein altes verrostetes aber geladenes Pistol, welches mit einem Draht und einem Klingelzug in Verbindung stand, wehrte Jedem den Eingang.

Nach langem Suchen entdeckte man auch schließlich in einer Schublade das Testament des Verstorbenen, welches den Vater desselben zum Universalerben einsetzte; da derselbe jedoch schon seit langer Zeit todt ist, hat das Testament natürlich gar keine Gültigkeit mehr.

Der Baron verließ niemals das Schloß und dessen nächste Umgebungen; er war stets allein und die einzige Gesellschaft, welche er liebte, war die seiner Kagen, deren stets wenigstens dreißig um ihn herumsprangen. Außerdem besaß er noch eine Kalesche, die er fast nie benutzte, ein altes Pferd und einen Esel. So lange der Baron lebte, kümmerte sich Niemand um ihn und er wurde nie von Verwandten belästigt, die der Meinung waren, es sei Nichts bei ihm zu holen; seitdem aber das Gerücht so kostbare Entdeckungen über seinen Nachlaß gemacht, haben sich doch mehrere Erben gemeldet, die dem Fiskus gern den fetten Bissen streitig machen möchten.

Noch von einem dritten Original wollen wir erzählen, das unlängst in Paris verstorben ist. Als seine Erben Alles durchforschten, um das Testament aufzufinden, welches ihnen sagen sollte, wer unter ihnen der Glückliche sein würde, dem das schöne Vermögen des unverheiratheten Onkels zufiele, fanden sie anstatt

des Testaments ein sehr umfangreiches Manuscript, die Arbeit von fünfzig Lebensjahren des Verstorbenen, und was enthielt dieses Manuscript? Nichts Geringeres als eine äußerst detaillirte, gelehrte und originelle Abhandlung über — die Budkligen, die statistische Aufzählung derselben in allen Ländern der Erde, ihr Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, die möglichen Ursachen ihrer Mißgestalt und warum es da oder dort mehr derselben gäbe.

Unser Mann, der reich, unverheirathet, unabhängig und mit einer eisenfesten Gesundheit begabt war, hatte kein Opfer, keine Anstrengung, keine Gefahr gescheut, um die unzähligen Beobachtungen zu sammeln, die in seinem mächtigen Werke auf mehr als zweitausend Blättern zusammengetragen waren. Er war überall selbst herumgereist, zuerst in ganz Frankreich, wo er die Anzahl der Budkligen in jeder Gemeinde aufführt, dann im ganzen übrigen Europa; hierauf war er über das Weltmeer geschifft, hatte Nord- und Südamerika, Neuseeland, Indien, China, Cochinchina und Japan, Nubien, Abyssinien, die Sahara mit ihren Araberstämmen, Guinea und ganz Afrika, von den Quellen des Nils bis zu den Fällen des Zambeze durchstöbert und überall seine Betrachtungen und Berechnungen angestellt.

In der gemäßigten Zone von Europa fand Herr Gilbon die meisten Budkligen, doch macht hiervon Spanien eine Ausnahme, wo es deren ungewöhnlich viele giebt. In einem kleinen Flecken am Fuße der Sierra Morena zählt er einen Budkligen auf dreizehn wohlgewachsene Einwohner. Doch wir wollen nichts weiter über dies seltsame Werk erzählen; wir könnten sonst damit den Erben des Verfassers vorgreifen, welche gewiß das Manuscript durch den Druck veröffentlichen werden. F.

(Der norddeutsche Bauer.) Vor wenigen Tagen ging ein Birkger aus dem norddeutschen Städtchen Peine in Geschäften auf ein zwei Stunden weit entferntes Dorf. Da der Weg sehr schmutzig und er überdies ein schlechter Fußgänger war, so rüftte er nach Beendigung seiner Geschäfte einem Bauer, den er kannte, auf den Hof und fragte ihn, ob er ihn nicht gegen Vergütung von einem Thaler wolle nach Hause fahren lassen?

Der Bauer erwiderte sehr lakonisch: „Ne.“

„Auch nicht für anderthalb Thaler?“

„Ne.“

„Nun, wenn Sie nicht wollen, thut es vielleicht ein Anderer. Aber wie ist's, Sie bringen ja öfters Holz nach der Stadt, haben Sie noch Reisholz?“

„Ja, das könnt Sei noch kriegen.“

„Was kostet denn das Schod?“

„Einen Dabler.“

„Dann bringen Sie mir anderthalb Schod, aber ja heute noch.“

„Ja, das is mit einerlei, Krishan soll glick uplahn und anspannen. Wet sei wat, denne blichen Sei man hier und settet sit mit up den Wagen, Krishan soll vorn nen Sitz taurechte maken; er sind sonst doch Ihre Hus nich.“

Es dauerte nicht lange, so war das Holz aufgeladen, Christian hatte auch einen Sitz für den Stadtherrn eingerichtet, die

Fahrt ging fort, der Städter zahlt nun für seine Reise andert-
halb Thaler und bekommt noch anderthalb Schock Reichholz
dazu. — F.

(Ein Katzenfreund.) Ein deutscher Farmer in einem Dorfe
der Nordstaaten Amerikas zog im Jahre 1862 mit in den Krieg,
da er sich für einige Zeit hatte anwerben lassen. Bei seinem
Abschiede legte er seiner Frau dringend an's Herz, sie solle die
Hauskatze, die er sehr liebte, recht gut verpflegen und ihm zu
Gesallen ja keines von deren Jungen fortschaffen oder umbringen.
Die Frau war gutmüthig und gewissenhaft genug, dieses Ver-
sprechen pünktlich zu erfüllen und als vor wenigen Wochen ihr
Mann nach abgelaufener Dienstzeit wieder zum heimischen Heerd
zurückkehrte und nach den ersten Begrüßungen des Wiedersehens
auch nach der geliebten Miez fragte, führte sie ihn in die
Scheune und zeigte ihm daselbst das gute Thierchen mit allen
ihren Nachkommen, deren Anzahl nicht weniger als 149 — sage
hundertneunundvierzig! betrug, die in patriarchalischer Glück-
seligkeit zusammen lebten, obgleich die Nachbarschaft sich oft über
das vollstimmige Concert bitter beklagte. — F.

(Londoner Armuth.) Ein Bild im Thackeray'schen Genre,
das von dem großen Humoristen entworfen sein könnte und die
besten Eigenschaften seines Styles an sich trägt, brachten vor
kurzem die Londoner Tagblätter. Die Geschichte war nichts
als der trodene Bericht über die Verhandlungen einer Todten-
schaujury, aber das Pathetische und Drollige war so innig und
natürlich gemischt, daß die Farben in einander liefen und der
Leser nicht lachen konnte, ohne seine Seele von Trauer bewegt
zu fühlen, und zu tiefem Mitleid erregt wurde, während er
unwillkürlich lachen mußte. Von den neueren englischen Hu-
moristen würde außer Dickens und Thackeray kein anderer im
Stande gewesen sein, ein so einfaches, rührendes, melancholisches
und phantastisches Gemälde von Armuth und Tod zu entwerfen,
als das in dem erwähnten Todtenschauberichte enthaltene.

George Marjoram war ein Stallarbeiter, der in einer Stube
eines Hauses einer der finsternen, engen Gassen, die nach der
trostlosen Wildniß von Clerkenwell führen, wohnte und starb.
Sein Zimmer hatte er zu theilen mit zwei anderen Männern,
von denen der eine, ebenfalls Stallknecht, mit ihm in demselben
Bette schlief, während der andere, ein Pfisterer, als Mann von
größerer Einnahme, im Stande war ein Bett für sich allein zu
haben. Die Betten werden kurz als „Hausen von Lumpen“
beschrieben. Das ganze andere Meublement des Zimmers be-
stand aus zwei alten Stühlen und einem zerbrochenen Tisch,
der nur noch zwei Beine hatte und auf der einen Seite auf
einem Badsteinhaufen ruhte, den der Pfisterer zusammengetra-
gen hatte. Es war — sagte der inspicirende Todtenschaubeamte
— „in jeder Hinsicht ein jämmerlicher Aufenthalt.“ So elend
die Wohnung auch war, jeder der beiden Arbeiter, welche zu-
sammenschliefen, hatte wöchentlich einen halben Thaler und der
Pfisterer einen Gulden dafür zu bezahlen. Zu Anfang ver-
gangener Woche wurde Marjoram krank und holte sich Medizin

von einem benachbarten Hospital. Sein Schlaffamerad, Fre-
derick Adams, der vorzugweise die Geschichte vor der Todten-
schau-Jury zu erzählen hatte, legte ihn am Mittwoch Abend zu
Bette, ungefähr um 10 Uhr. Adams saß auf dem Bette und
wachte neben seinem kranken Kameraden bis kurz nach 12 Uhr.
Schon schickte er sich an, das Licht auszublafen, als der kranke
Mann „mich anblickte, seinen Mund zum Lachen verzog und
dann starb. Und das ist Alles, was ich davon weiß.“ Adams
war ein Stoiker in seiner Art. Er hatte für seinen kranken
Schlaffameraden Alles gethan, was er thun konnte; aber der
Mann war todt, und damit die Sache zu Ende. Dabei machte
er keinen Värm. „Wozu hätte es dienen können, irgend Jemanden
zu beunruhigen, da er todt war?“ — fragte er. In dem-
selben Zimmer schlief der Pfisterer, der als Luxus einen gan-
zen Lumpenhaufen für sich allein hatte; aber „es konnte zu
nichts führen, ihn zu stören,“ sagte der stoische Stallknecht.
Was jedoch that Adams? Er löschte sein Licht aus und legte
sich zum todtten Mann ins Bett. Bei dieser Mittheilung bra-
chen der Coroner und die Geschworenen in laute Ausrufe des
Unglaubens oder Schandens aus. Adams ließ sich durch diese
Unterbrechungen nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Ich
schlief bei ihm, natürlich; ich hatte keine Ursache, mich vor ihm
zu fürchten, aber er war sehr kalt.“ Diese Thatsache scheint
einen tiefen Eindruck auf das Gedächtniß des armen Stallknechts
gemacht zu haben, denn er kommt im Verlaufe seiner Zeugen-
ausgabe nochmals darauf zurück und sagt: „Ich fand ihn sehr
kalt die ganze Nacht!“

Der arglose Pfisterer schlief bis zum frühen Morgen, stand
dann auf und ging zu seiner Arbeit, ohne die geringste Ahnung
davon, daß er die Nacht mit einem Leichnam in demselben
Schlafzimmer zugebracht hatte. Adams verließ das Haus um
5 1/2 Uhr Morgens, um zu seinem Tagewerk zu gehen. Er
sprach mit Niemandem über den Tod, denn sein Hauswirth,
der Vertreter des Bestiges in unserem Familiendrama, war ein
Nacht-Droschkentutscher, der nie vor dem Morgen nach Hause
kam und dann den ganzen Tag über schlief. Um 9 Uhr Abends
kehrte Adams zurück und fand dann zuerst Gelegenheit zu er-
zählen, wie sein armer Schlaffamerad dahingegangen war. Der
einzige andere Zeuge, der noch etwas zur Geschichte des Todes-
falles beizutragen wußte, war eine Frau, die in einem Zimmer
nebenan wohnte. Diese scheint den Patienten am Tage vor
seinem Tode mit theilnehmender Güte gepflegt zu haben. We-
nige Stunden vor seinem Tode fragte er sie, ob sie ihm rathen
würde, noch etwas mehr von dem „Doctorstoff“ zu nehmen, den
er vom Hospital erhalten hatte. Wir wissen nicht, ob er den
Stoff wirklich nahm, aber wir wissen, daß er nicht lange darauf
sein Gesicht zum Lachen verzog und starb. Adams beschrieb
den Charakter und die Lebensweise seines verstorbenen Kamera-
den folgendermaßen: „Er betrank sich nie; er hatte kein Geld,
keine Freunde und nur die Kleider, die er immer trug, und“ —
fügte er hinzu — „das ist gerade so, wie bei mir.“

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Ich rief den Schirmeister an und gab ihm Auftrag, rasch einen Arzt aus der nächsten Stadt zu senden, da eine Person in meinem Hause schwer krank liege. „Einen Arzt?“ sagte der Postmann, den ich gut kannte. „Ich glaube, es sitzt ein Doctor im Wagen.“ Er stieg ab und fragte. Ein großer, stattlicher Herr antwortete, daß er Arzt sei. Ich mußte ihm kurz den Zustand der Kranken schildern. Er stieg aus und ging mit mir in das Haus. Nachdem er untersucht hatte, meinte er, die Frau sei noch nicht todt. Als der Schirmeister am Fenster rief, daß er nicht länger warten könne, erklärte der Arzt, daß er es für Pflicht halte, zu bleiben, da nach einer Stunde schon jede Hilfe zu spät kommen könne. Die Post fuhr also weiter, und wir hatten einen Doctor. Als der Mann seinen Reisepelz abgelegt hatte, stand er ganz schwarz gekleidet da. In seinem weißen Gesichte hatte er einen schönen schwarzen Backenbart und das Haar war eben so schwarz als dieser Bart. An seinen Fingern sah ich schöne Ringe und seine goldene Uhrkette mußte sehr schwer sein. Ach, dachte ich beruhigt, der wird seine Sache schon machen. Und nun saß er an dem Bette, die Hand der Kranken haltend; dabei erzählte meine Frau, die gut erzählen

konnte, wie die fremde Dame in unser Haus gekommen. Er schien sich darüber gar nicht zu wundern, ruhig und kalt beschäftigte er sich mit der Patientin, die von Zeit zu Zeit leise wimmerte, sonst aber kein Lebenszeichen von sich gab. „Wir müssen die Krisis abwarten,“ sagte er endlich. „Sorgen Sie dafür, daß Niemand dieses Zimmer betritt, denn ich kann für Nichts einstehen, sobald die Ruhe gestört wird. Die Anzeige von dem seltsamen Vorfalle werde ich selbst machen, sobald die Kranke außer Gefahr ist. Ich bin der Medizinalrath Wallis aus der Residenz.“ Ich hatte großen Respect vor dem Herrn und versprach, Alles pünktlich zu erfüllen. Die Hausarbeit nahm unsere Thätigkeit in Anspruch. Der Doctor war oft lange mit der Kranken allein. Glücklicherweise war auch die Passage nicht stark, es blieb ruhig vor dem Hause. Der Regen fiel den ganzen Tag in Strömen herab. Meine Frau flüsterte mir einmal zu, der Medizinalrath habe ihr gesagt, die Fremde scheine eine sehr vornehme Dame zu sein, wir könnten auf einen guten Lohn hoffen. Das war mir schon recht; ich konnte eine gute Unterstützung brauchen. Gegen Mittag mußte ich das Zimmer betreten. Der Doctor saß auf dem Stuhle vor dem Bette; die Kranke sah ihn mit großen Augen an. „Zu Hilfe, mein Mörder!“ schrie sie, und zugleich streckte sie die Arme aus. Sie war zu schwach, um sich aufzurichten. „Die Arme phantastirt,“ sagte ruhig der Medizinalrath; „die Furcht vor dem Manne, von dem Sie mir erzählt haben, hat sie noch nicht verlassen.“ „Hinweg, Berruchter,“ rief die Kranke wieder, „willst Du

mich ewig verfolgen?" Sie brach wimmernd zusammen. Nach einer Minute rief sie noch einmal: „Er will sich von meinem Tode überzeugen, darum ist er gekommen!“ Das waren doch offenbar Phantasien, denn ich hatte ja den Medizinalrath erst gerufen, der andernfalls ruhig vorübergefahren wäre. Nun kam auch meine Frau, die das Schreien gehört hatte; sie sprach der Kranken zu und legte die Kissen zurecht. „Der Herr Medizinalrath wird Sie schon heilen, und wir pflegen Sie!“ Mit großer Anstrengung richtete sich die Kranke wieder auf, indem sie mit der bebenden Hand auf den Doctor deutete rief sie: „Der wäre Medizinalrath? Er ist mein Mörder, ich bin vergiftet, sollte während der Reise im Wagen sterben, meine Tochter wollte mich in dieses Haus bringen . . . sie ist fortgeschleppt, mein armes Kind! Dort sitzt mein Mörder! Hüten Sie sich vor dem gefährlichen Menschen. Wo ist meine Tochter, meine Marie? Dem Wagen nach, ehe man sie entführt und vernichtet!“ Nun sprach sie einen gräßlichen Fluch aus über den schwarzen Herrn, der so ruhig blieb, als ob ihn die ganze Geschichte nicht interessire. „Man kennt das,“ meinte er, „solche Leute haben wunderliche Ideen.“ Um drei Uhr Nachmittags war es schon wieder dunkel. Der Zustand der Kranken hatte sich verschlimmert, sie schien die Leute an ihrem Bette nicht zu erkennen. Leise rief sie den Namen „Marie.“ Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Es kam auch Niemand vorüber, den ich anrufen konnte, bei dem entsetzlichen Wetter blieb die Landstraße leer. Als ich den Doctor bat, er möge doch Mittel anwenden, bemerkte er, die Krisis müsse erst vorüber sein, an eine Vergiftung glaube er nicht; falsche Mittel könnten den Tod herbeiführen. Meine Frau kam mit Licht. Da schrie die Kranke laut auf, als ob sie einen Stich in das Herz erhalten hätte; sie wimmerte und krümmte sich wie ein Wurm. Der Doctor legte ihr nasse Tücher um den Kopf . . . als meine Schwarzwälder fünf schlug, war die fremde Dame todt. „Es ist vorbei!“ sagte der Medizinalrath. „Nun kann ich nicht mehr helfen.“ Wir legten ein weißes Tuch über die Leiche und weinten. Der Doctor weinte nicht, er überlegte, wie er seine Reise fortsetzen sollte. Mehr als ein Mal hob er die weiße Decke ab und sah nach der Leiche, dann betastete er die Hände und die Wangen, murmelte einige unverständliche Worte und trat zurück. Um sechs Uhr zog er den Pelz an und nahm Abschied. „Wohin?“ fragte ich erstaunt. „Wollen Sie in der Nacht zu Fuß reisen? Warten Sie bis die Post kommt.“ „Ich werde Meldung von

dem Vorfalle machen, wie es meine Pflicht ist.“ Und damit verschwand der Medicinalrath, den ich in meinem Leben nicht wieder gesehen habe. Die Abreise kam mir verdächtig vor; ich sah meine Frau verwundert an. Wir blieben mit der Leiche allein. Ich nahm mir vor, den ersten besten Boten nach dem Landrathsamte zu schicken. Sonst kam der Kreisgendarmer alle zwei Tage vorbei; bei dem Regenwetter blieb er aus. Auch kein Wagen fuhr vorüber, dem ich hätte Auftrag geben können. Das Wetter ward gerade wieder wie Abends zuvor. Der Sturm raste, als ob er mein Haus wegsegeln oder die Todte erwecken wollte.“

Ein heftiger Windstoß machte das Fenster erbeben. „Andreas,“ flüsterte der Rentier, „war die Frau nur scheinodt oder . . .“

Draußen krachte es, als ob das Haus einstürzte. Der Sturm hatte eine der alten Kastanien entwurzelt, sie fiel prasselnd an der Mauer nieder. Der Schrecken machte dem kleinen Manne das Wort im Munde erstarren.

„Oho!“ rief Andreas. „So war es auch vor zwanzig Jahren. Mein großer Birnbaum knickte um wie ein Rohr und verwüstete das Dach. Die Ziegel lagen in Haufen auf der Landstraße.“

Der Rentier zitterte am ganzen Körper.

„Andreas,“ wiederholte er, „war denn die Frau wirklich todt? Und was machtest Du mit der Leiche?“

„Gerade als der Birnbaum stürzte, richtete sich die Frau auf; die weiße Decke hing ihr über dem Kopfe. Denke Dir, Martin, diesen Anblick! Ich saß im Stuhle, wollte aufstehen, konnte aber nicht. Meine Frau betete laut ein Vaterunser; ich griff nach meinem Degen, der neben dem Stuhle stand. Die Hand war lahm, sie konnte die Klinge nicht heben. Und wir waren allein mitten in Feld und Wald . . . die Frau sah schrecklich aus!“

„Halt! Halt!“ lallte Martin.

„Was ist Dir denn, Freund?“

„Mit dem weißen Tuche saß sie im Bette?“

„Hoch aufgerichtet.“

„Und sie bewegte sich?“

„Sie stand auf.“

Herr Starke stieß einen Schrei aus. Seine Hände hielten krampfhaft den Pelz fest.

„Ich glaubte,“ stammelte er, „sie wäre gestorben. Die arme Frau!“

„Nein!“ sagte Andreas.

Dann hielt er die Pfeife an die Flamme der Kerze und rauchte.

Der Offizier beobachtete den Rentier. Ihn schauderte vor dem Blicke desselben, so düster und nachdenklich war er. Dieser Blick schloß ein ganzes Leben in sich. War nicht Starke ein armer Mann und Armeelieferant gewesen? Hatte er nicht ein kolossales Vermögen gewonnen? Ludwig gedachte der Andeutungen des Advocaten, die er im Kaffeehause gehört hatte . . . wie gewann das Gesicht des Millionärs an furchtbarer Bedeutung! Es war eine wunderbare Vereinigung von Contrasten . . . Schwäche und List, Stärke und Bosheit. Und von diesem Manne hing die reizende Claudia ab.

Martin rückte seine Sammetmütze tief in die Stirn, dann legte er die gefalteten Hände auf den Tisch. Mit einem stehenden Blicke, der ein Aufklackern von Bosheit verrieth, fragte er:

„Warum, Andreas, erzählst Du mir die Geschichte?“

„Du wirst es bald begreifen.“

„Ist sie noch lang?“

„Nein, ich gehe auf den Schluß los. Die Frau also warf das weiße Tuch ab und nun saß sie aufrecht im Bette. Wir eilten zu ihr. In ihren Augen lag ein wunderbarer Glanz, ich möchte sagen eine Verklärung. Forschend sah sie uns an. Da erklang draußen ein Posthorn; der Dienst rief, ich mußte fort. Eine Extrapost fuhr durch den geöffneten Schlagbaum. Ich mußte an den Wagen kommen. „Liegt eine kranke Dame in diesem Chausseehause?“ fragte der Reisende. „Ja, Herr, eine schwer kranke Dame!“ Der Schlag flog auf; ein kleiner Herr, tief in einen Pelz gehüllt, stieg aus. Ich mußte ihn in das Zimmer führen, an das Bett. Die Kranke lag regungslos; aus ihrem Munde quoll ein Blutstrom. Sie röchelte noch einige Minuten, dann verschied sie mit einem langen, tiefen Seufzer. Ihre Augen, die kurz zuvor noch so hell gegläntzt, waren gebrochen. Daß der Tod nun erfolgt war, brauchte kein Arzt zu bestätigen. „Es ist vorbei,“ sagte der Fremde, „ich komme zu spät. Besorgen Sie das Begräbniß.“ Er legte eine Börse auf den Tisch und wollte fort. „Halt!“ rief ich ihm entgegen, „diesmal will ich wissen, woran ich bin. Wer ist die Dame? Wer sind Sie?“ Und ich griff nach meinem Degen. Da hielt mich meine Frau zurück. „Laß den Mann,“ flüsterte sie mir in's Ohr; „es ist gut, wenn er sich sobald als möglich entfernt. Ich weiß genug!“ Der Fremde war schon fort. Während ich meine Frau noch ansah, hörte ich den Postillon blasen und den Wagen davonrollen. Dies Alles geschah so rasch, wie

ich es erzähle. Die Börse enthielt zwanzig Goldstücke; davon ließ sich schon ein Begräbniß herstellen. Nun fragte ich meine Frau, was sie denn eigentlich wisse. Sie nahm das Licht, ging an das Bett und suchte einige Augenblicke. „Da ist das Taschenbuch!“ rief sie. Die Dame hatte ihr nämlich gesagt, daß sie es in den dunkeln Winkel geworfen, um es vor dem Manne zu retten, der so lange an ihrem Bette gesessen. Wir untersuchten das zierliche Buch; es enthielt einen Schein über die Trauung der Prinzessin von N., Friederike, mit dem Jägeroffizier Hans Freiberg.

Ein jäher Schrecken fuhr dem lauschenden Ludwig durch den ganzen Körper.

„Mein Vater! Mein Vater!“ hauchte er ganz leise vor sich hin.

Mit übermenschlicher Anstrengung bewahrte er seine Ruhe. Von dem Verlaufe des Gesprächs hing viel, hing jetzt Alles für ihn ab.

„Einen Trauschein!“ lallte Martin Starke. „Die Frau war also eine geborene Prinzessin?“

„Und sie sah auch ganz so aus: fein, zierlich, nett.“

„Was war noch in dem Buche?“

„Eine Vollmacht, wonach Vorzeiger berechtigt war, im Namen der Prinzessin Güter zu kaufen und zu verkaufen, Kapitale auszuleihen und zu kündigen. Dann eine Anweisung auf einhundertsiebenzigtausend Thaler, als die Kaufsumme, die für das Gut Röhthorn zu zahlen sei.“

„Nicht wahr? Nicht wahr? O, eine schöne Summe . . . wer sie besäße!“

„Ja, eine schöne Summe,“ meinte auch Andreas.

„Weiter, Freund, weiter.“

Martin Starke begann wieder zu zittern.

Der Cinnnehmer schien es nicht zu bemerken; Ludwig aber hatte ihn scharf in's Auge gefaßt, ihm entging keine Bewegung, kein Blick des Rentiers.

„Meine Frau theilte mir nur mit, daß sie der Sterbenden den Schwur geleistet habe, das Taschenbuch nebst Inhalt so lange sicher zu bewahren, bis Marie, ihre Tochter, kommen und unter genauer Angabe der Papiere die Erbschaft fordern würde. Sollte es auch lange Jahre dauern, wir sollten Nichts herausgeben und schweigen. Wer sie wäre, wüßten wir nicht. Ich wollte dennoch auftreten, da mir ein Verbrechen vorzuliegen schien; aber meine Frau war der Ansicht, daß man den Schwur, den eine Sterbende in das Grab mitgenommen habe, halten müsse. Und diese Ansicht fand ich richtig. So gelobten wir uns denn,

meine Frau und ich, den Willen treulich zu erfüllen. Am nächsten Morgen kam der Kreisgendarm; man hatte dem Landrathsamte schon Anzeige gemacht. Die Leiche ward fortgeschafft, und ich mußte das, was geschehen, zu Protokolle erklären. Wie ich später erfahren, hat die Untersuchung zu nichts geführt. Mich ließ man in Ruhe. Fünf Jahre darauf starb meine Frau. Während sie krank lag habe ich ihr mehr als ein Mal geloben müssen, den Schwur, den sie der todtten Friederike geleistet, zu erfüllen. Und das ist denn auch geschehen. Fünfzehn Jahre verflossen und ich dachte fast nicht mehr an die Unglücks Geschichte, als ich vor vierzehn Tagen einen Brief erhielt. Er trug das Postzeichen der Residenz und war genau so geschrieben, wie Friederike es vorhergesagt hatte. Marie, so lautete die Unterschrift, bat mich, von der Vollmacht Gebrauch zu machen, nach der Residenz zu reisen und von dem Rentier Martin Starke das Vermögen zu fordern, denn er sei der Besitzer des Gutes Röhborn, das er ohne Fug und Recht an sich genommen. Weigere er sich, das Geld zu zahlen oder das Gut herauszugeben, so solle ich durch einen Advokaten auf Grund der Vollmacht Klage erheben lassen. Marie selbst würde bald kommen, vor der Hand müsse ich ihr Vertreter sein. Du kannst Dir meine Ueberraschung denken, Martin, als ich in Dir den Jugendfreund erkannte. Desto besser, Du wirst mir das Geschäft nicht erschweren, wirst mich nicht zwingen, mit meiner Vollmacht zu einem Advokaten zu gehen. Die Geschichte kommt mir freilich ein wenig wunderbar vor; aber ich bin doch entschlossen, den Auftrag zu vollbringen, denn ich habe es meiner sterbenden Frau geschworen. Nun bin ich zu Ende, Martin. Weiß ich auch nicht, wie Du zu dem Gute gekommen bist, so möchte ich Dir doch rathen, mich friedlich abzufinden. Ich habe vorhin lange nachgedacht, habe mir die Vorgänge ins Gedächtniß zurückgerufen . . . da ist mir der kleine Mann, der das Geld zu den Begräbniskosten auf den Tisch gelegt hat, eingefallen . . . starre mich nur nicht so an, Martin, ich bin ja Dein Jugendfreund und habe nichts weiter zu thun, als Mariens Erbschaft einzuholen. Gib das Geld oder das Gut heraus, und ich schweige wie das Grab meiner Frau, auf dem ein schöner Denkstein steht. Es kommt ganz auf Dich an, die Sache in aller Stille abzumachen, und dies scheint auch Mariens Wille zu sein, da sie die Vollmacht mir gelassen hat. Man kann zwischen den Zeilen lesen, wie der selige Kreisgendarm sagte, als er noch lebte.“

Ludwig, der Lauscher, hörte und sah gleich scharf.

Ihm schien, als ob das Gesicht des Rentiers sich verunstaltet habe; es war erdfarben geworden und bläuliche Tinten durchflossen die runzlige Haut. Er hätte glauben mögen, das Haupt eines Sterbenden zu sehen. Martin glich in diesem Augenblicke der gemalten Person in einem Diorama; nur seine matten Augen funkelten unter der braunen Stirn, sonst war er unbeweglich. Plötzlich ward er heiter, er lächelte sogar.

„Du kommst als Bevollmächtigter!“ rief er mit Anstrengung.

Andreas hatte seine Pfeife von Neuem gestopft und rauchte.

„Ja, als Mariens Bevollmächtigter.“

„Weißt Du denn auch, ob ich der rechte Mann bin?“

„Du besitzest ja das Gut Röhborn.“

„Wer hat es Dir gesagt?“

„Hast Du nicht mit dem groben Oberförster darüber gesprochen? O, ich merke mir Alles!“ rief stolz der Einnehmer. Beschläfe die Sache und sage mir morgenfrüh Deine Meinung.“

Martin überlegte. Er lächelte und sah dann und wann nach dem Einnehmer hinüber, der ruhig schmauchend auf dem Sopha saß.

„Hast Du die Papiere bei Dir, Andreas?“

„Ei, das versteht sich. Ich kann mich legitimiren.“

„Die Sache ist ärgerlich; ich bin alt, habe keine Lust mehr an Prozessen . . .“

„Vor Advokaten und Bettelbrot bewahre uns der liebe Gott!“ rief Andreas pathetisch. „Prozesse verbittern das Leben . . .“

„O, glaube nicht, daß ich mich zu der Schuld bekenne.“

„Martin, Martin, sieh' Dich vor! Der kleine Mann im Pelze, der die Begräbniskosten bezahlt hat . . .“

„Was kümmert mich der Mann?“

„Viel, sehr viel!“

„Es giebt außer mir noch kleine Leute, die Begräbniskosten bezahlen können.“

„Das wohl; aber sie besitzen das Gut Röhborn nicht!“ rief lachend der gemüthliche Einnehmer. Bin ich auch kein Advokat, so kann ich mir doch so viel herausholen . . .“

„Still!“ sagte melancholisch der Rentier, indem er die dürre Hand ausstreckte. „Das Gut Röhborn habe ich von dem Könige von Westphalen als Zahlung für gemachte Lieferungen an die Armee erhalten. Jerome lebt noch in Paris . . . ich kann ihn ja nur als Zeugen aufrufen . . . auch besitze ich Documente, die das

beweisen. Außerdem ist die Geschichte längst verjährt. Es giebt keine Behörde, die den Prozeß annimmt. Deine Marie, Freund, speculirt grundfalsch. Oder, was ich geneigt bin zu glauben, man macht sich einen Spaß mit Dir. Warum verhandelst die Dame nicht selbst eine so wichtige Angelegenheit? Sie kennt Dich nicht, und doch giebt sie Dir Auftrag, eine bedeutende Summe zu erheben. Sieh' Dich vor . . . wenn es kein Spaß ist, sollst Du vielleicht gewisse Kastanien aus dem Feuer holen . . . mit vornehmen Leuten ist nicht gut Kirschchen essen. Hinter den Dingen, die vor zwanzig Jahren in Deinem Hause geschehen sind, steckt ein galantes Abenteuer, das mit einem Verbrechen zu Ende gegangen."

Martin legte seine dürre Hand auf die runzlige Faust des Einnehmers als er sah, daß dieser in Verwirrung gerieth und das Rauchen vergaß. Dann fuhr er gutherzig fort:

"Alter, hast Du denn umsonst so lange in der Welt gelebt? Nein, ein Mann von Deinen Erfahrungen kann nicht so handeln. Du bist eine ehrliche Haut, ein offener Charakter . . . laß doch die Umwege, mir, Deinem Schulgenossen gegenüber. Ich komme Dir entgegen, alter Freund, damit Du siehst, daß ich unsere Jugendzeit nicht vergessen habe . . . Begreifst Du mich denn noch nicht?"

"Nein!"

"Andreas, ich meine es gut mit Dir!"

"Ich will es glauben."

"Du hast mich durch Deine lange Geschichte überzeugen wollen, daß Deine Papiere einen Werth haben."

"Zweifle nicht an der Wahrheit!"

"Mögen sie nun einen Werth haben oder nicht . . . das Letztere ist wirklich der Fall . . . ich kaufe sie Dir aus Gefälligkeit ab."

"Martin! Martin!"

"So wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Und was ich kaufe bezahle ich baar. Schulden habe ich in meinem Leben nicht gemacht. Mit zehntausend Thalern kannst Du als honetter Mann wirthschaften und brauchst Deine alten Tage nicht in dem Chaussee-hause zu verbringen."

Nun hustete Martin, der rasch und eindringlich gesprochen hatte; er hustete krampfhaft, so daß er sich mit beiden Händen an den Tisch halten mußte. Als der Anfall vorüber war, fügte er stöhnend hinzu:

"Wie lange werde ich denn noch leben? Wenn ich todt bin, giebt Dir kein Mensch einen Groschen für Deine Papiere!"

Er trocknete das Gesicht, leuchte und sah starr vor sich nieder.

Andreas Grundner rieb sich die Stirn; er mochte schwanken in seinen Ansichten.

"Wo sind die Papiere?" fragte Martin, dem Anschein nach gleichgiltig.

Der Einnehmer war verdrießlich geworden.

"Wo werden sie denn sein!"

"Nun?"

"Hier in meiner Tasche!"

Grundner schlug heftig mit der Hand auf die Brust.

Nach einer Pause fragte der Rentier:

"Kann ich sie sehen?"

Der Gefragte schwieg.

"Man kauft doch die Kage nicht im Sacke . . ."

Martin unterbrach sich. Fast hätte er verrathen, daß er Gewicht auf die Papiere legte.

"Ich bin doch neugierig, die Scripturen kennen zu lernen, die Dir eine Prinzessin hinterlassen hat! Eine Prinzessin!" fügte er höhnißch lachend hinzu. "Eine Prinzessin stirbt in dem einsamen Chaussee-hause . . . romantisch genug für ein Kindermärchen! Andreas, die Leute, die ihre Hand im Spiele haben, müssen keine vortheilhafte Meinung von Dir hegen. Zeige mir doch die wunderbaren Documente. Eine Prinzessin soll mit einem Jägeroffizier getraut sein . . . Und ein Vermögen von hundertsiebzigtausend Thalern fordert man nach zwanzig Jahren zurück!"

"Es ist wahr, es ist wahr!" murmelte Andreas.

"Meine Frau war gut, aber ein wenig einfältig, sie glaubte Alles!"

"Schließen wir ab, Andreas!"

"Morgen."

"Warum nicht jetzt?"

"Weil ich überlegen will."

"So überlege, alter Freund. Auf mich kannst Du zählen."

"Wenn nun Marie kommt und mich fragt: „wo ist der Trauschein, wo ist die Vollmacht?"

"Sie wird nicht kommen."

"Aber wenn sie kommt?" rief laut der Einnehmer.

"So weise sie an mich. Die zehntausend Thaler, die ich Dir zahle, bleiben Dein Eigenthum; es braucht auch Niemand darum zu wissen."

"Geh', Martin, bringe heute nicht weiter in mich; morgenfrüh sprechen wir mehr."

"Gute Nacht, Freund!"

"Gute Nacht!"

„Du kannst, wie ich, Rentier werden, wenn Du willst. Und dafür verlange ich nur, daß Du mich mit dem Prozesse verschonst, den Dir ein unbekanntes Weib eingeredet hat. Du wirst Dich doch nicht lächerlich machen auf Deine alten Tage?“

Martin Starke streichelte dem Einnahmer die fleischige Wange, nahm das Licht und verließ schleichend das Zimmer. Der Seitenblick, den er auf den Gast warf, verrieth Vorsicht und Schrecken. Ludwig hatte diesen Blick wohl gemerkt; er glaubte ihn auch deuten zu können. „Das ist eine verhängnißvolle Nacht,“ dachte er; „vielleicht setzt sie mich in den Stand, meinem Vater einen wichtigen Dienst zu leisten.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Pariser Straßenberühmtheiten.) Paris besitzt eine Menge äußerst vollthümlicher Figuren, die von dem Straßenleben des alten Babel unzertrennlich sind; vor kurzem sind jedoch mehrere derselben mit Tode abgegangen, was die guten Pariser als einen wirklichen Verlust beklagen. Da war der berühmte Bleistiftverkäufer Mangin, dessen Bleistifte einen vorzüglichen Ruf besaßen, die jedoch kein Mensch gekauft haben würde, wenn er den Leuten nicht einigen Hofuspokus dabei vorgemacht hätte. Er kam gewöhnlich auf einer Art antiken Wagens angefahren, hielt auf irgend einem Platze an und sein Gehilfe begann nun auf einer Drehorgel zu spielen und das Publikum dadurch herbeizulocken, welches auch regelmäßig in Masse herbeiströmte. Mangin stand nun auf seinem Wagen mit einem Helm und einem Gewand in altrömischen Styl angethan und hielt eine kleine Ansprache an die versammelten Menschen, in welcher er ihnen eine halbe Stunde Frist gab, um von seinen Bleistiften zu kaufen; nach Ablauf derselben würde er unwiderruflich weiterfahren. Viele kauften nun, aber die Meisten drängten sich erst herzu, wenn die halbe Stunde um war und Mangin von seinem Wagen stieg, den Helm ablegte, einen Hut aufsetzte und einen gewöhnlichen Rock über das antike Gewand zog, worauf er sich in irgend eine an dem Platze belegene Restauration verfügte, um ein Gläschen zu trinken, und seinem Famulus die strenge Beisung erteilte, Niemandem mehr, wer es auch sei, eine einzige Bleistift abzulassen. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurde denn der Famulus förmlich belagert und man suchte ihn durch alle erdenklichen Ueberredungskünste zu bewegen, dem Gebote seines Herrn untreu zu werden und doch noch Bleistifte zu verkaufen. Anfangs blieb derselbe unerschütterlich, zuckte auf alle Bitten und Versprechungen, ihm mehr zu bezahlen als die Bleistifte sonst kosteten, blos die Achseln, zeigte über die Schulter weg mit dem Daumen nach der Restauration hin, wo sein Prinzipal saß, schnitt ein komisch-ängstliches Gesicht und sagte: „Nein, um keinen Preis der Welt, es geht nicht, ich kann das nicht

über mich nehmen; wie würde es mir gehen? Die Zeit ist um und ich darf nicht wider sein Gebot handeln, was würde er sagen!“ Dann ließ er sich aber doch endlich erweichen, steckte den Leuten so heimlich wie möglich die Waare zu, nahm das Geld in Empfang und machte die brillantesten Geschäfte, während Mangin ziemlich lange ausblieb, um ihm die nöthige Zeit dazu zu lassen und sich vergülte die Hände rieb, wenn er sah, wie der Wagen bestürmt wurde. Vor einigen Wochen starb Mangin im Hotel Dieu.

Seitdem ist schon wieder ein anderer berühmter Mann gestorben, ein Seitenstück zu Mangin — Pradier, der große „Stoekünstler“ oder Batonist, wie ihn die Pariser nannten. Er hatte es in seinem Fache zu einer unvergleichlichen Virtuosität gebracht. Einen Stoek bis zu einer schwindelnden Höhe in die Luft zu werfen in vertikaler Richtung, so daß er ihm in die rechte Hand fiel, und zwar hinter dem Rücken, ohne daß er nur um einen Fuß breit seine Stellung veränderte, das war eine Kleinigkeit für ihn, womit er die Leute herbeizog. Hatte sich die Gallerie um ihn herum gebildet, so künndigte er die Kunststücke an, die er produciren wollte, und bestimmte die Summe, die er verlangte, bevor er anfing, welche er auch stets unverweigerlich erhielt. Hatte er sich auf solche Weise zum Voraus einer guten Einnahme versichert, so rückte er mit seinem besten Kunststücke heraus. „Ich werde zuerst meinen Stoek auf der Nasenspitze balanciren — so! Nun will ich zwei Sous auf das andere Ende des Stoekes legen; dann gebe ich ihm einen leichten Stoß und die zwei Sous fallen mir in die Westentasche. Aber zwei Sous muß ich haben.“ Diese zwei Sou blieben nie aus, und das Bravourstück wurde unter allgemeinem Beifallklatschen auch wirklich ausgeführt.

„Nun will ich fünfzig Sous auf die Spitze des Stoekes legen und diesen damit auf meiner Nase balanciren. Ich gebe fünf und zwanzig Sous dazu, die übrigen fünf und zwanzig verlange ich von den Zuschauern.“ So erhielt er nochmals fünf und zwanzig Sous, die auch richtig in die Westentasche flogen, welche er „la mer noire“ nannte. Waren die fünfzig Sous vom schwarzen Meer verschlungen, so grüßte er die Gesellschaft mit einer zierlichen Verbeugung und sagte mit einem echt gascognischen Lächeln: „Meine Herren, die Sitzung ist in meiner Tasche.“ Dann zog er weiter und fing wo anders dasselbe Spiel wieder an. Pradier ist an einer Brustkrankheit verschieden; die Nachricht von Mangins Tode hatte ihn sehr alterirt.

„Der Mann mit dem Pflasterstein“ hat gewöhnlich seinen Platz vor dem Gitter des Gartens der Sternwarte. Auf diesem Schauplatze, welchen ihm die Polizei nicht streitig macht und von dem er sich auch nur mit Aufbietung der äußersten Gewalt wegbringen ließe, ruft er, vollständig als Indianer kostümiert, mit einer wahren Stentorstimme den Refrain eines beliebten Gassenhauers wiederholend, sein Publikum zusammen. Erspäht der Künstler unter der Menge einige Leute, welche so aussehen, als ob sie das Ausgeben einiger kleinen Münzen nicht scheuen würden, so beginnt er seine Künste zu zeigen. Er hebt einen centnerschweren, in ein Taschentuch gebundenen Stein mit

den Bühnen auf und stellt einen Tisch mit seinen vier Füßen auf vier auf den Boden stehende Weinflaschen; auf diesen sehr unsicheren Thron steigt er dann und haranguirt von oben herab die ersaunten Zuschauer. Nachdem er die kleinen Gaben, den wohlverdienten Lohn für so viel aufgewendete Mühe und Kunst eingesammelt, ruht er eine Weile aus, ist etwas und trinkt ein Glas zur Stärkung, worauf er in der nächsten halben Stunde die nämliche Komödie wieder aufführt.

Einen eigenthümlichen Kunsthändler trifft man auf dem Pont-des-Arts, der in der Abenddämmerung eine große Anzahl von Lithographien auf dem Breterboden der Brücke ausbreitet und eine Schaar Arbeiter, die um ihn herumsieht, zum Kaufe derselben auffordert. Mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit beschreibt er die Vorzüge seiner fliegenden Blätter, bei denen die Dunkelheit freilich nicht unterscheiden läßt, ob sie einen Kabylenkampf oder eine Tänzerin darstellen. Er sucht die Gunst der kunstfreundlichen Arbeiter nicht nur durch das Vertrauen, mit welchem er seine Lithographien unbehindert besichtigen oder vielmehr betasten läßt, sondern auch dadurch zu gewinnen, daß er mit der Offenheit eines redlichen Mannes, der das Abenddunkel nicht zum Betrügen mißbrauchen will, unaufgefordert eingesteht, daß die Blätter, größtentheils colorirt, eigentlich keine „peintures“, sondern bloße „gravures“ seien.

Unter die „Bermissten“ gehört auch ein alter Soldat, der mit seinem Pudel ein humoristisches Schauspiel producirt. Der Pudel trug einen kleinen Tornister auf dem Rücken und einen Eschalo auf dem Kopfe; er war darauf abgerichtet, erschossen zu werden. Auf das Kommando seines Herrn: „Garde à vous, peloton!“ stellte er sich auf die Hinterfüße und nun begann die Procedur. Das arme Thier stellte nämlich einen Soldaten dar, der sich im Wirthshause betrunken hatte und desertirt war. Der alte Troupier hielt dann eine feierliche Anrede an die Umstehenden: „Ihr seht da einen wahren Eisensresser, der zu Friedland und an der Moskwa tapfer gekochten; aber er trank leider ein Glas zu viel und hat sich nun in den Augen des Vaterlandes enteehrt.“

Sodann wurde der Anklageakt so feierlich vorgelesen, als ob der Deserteur vor dem versammelten Kriegsgericht stände; zuweilen unterbrach sich jedoch der närrische Kerl und rief: „Wie, Du Galunke, die Marketenberin hast Du betrogen, die jedem vieux lapin pumpte! Sterben mußt Du!“ Hierauf wurde das Urtheil verlesen und vollstreckt. Ein Schuß fiel, der Delinquent stürzte mit einem Schrei zu Boden. Alles lachte. „Kinder,“ sprach nun der alte Soldat, „ein Tangenichts war er, das ist schon wahr, aber die letzte Ehre dürfen wir ihm doch nicht versagen. Ich bitte euch um eine Beisteuer zu den Begräbniskosten.“ Diese Beisteuer wurde auch stets willig geleistet, denn wenn der Pariser nur zu sehen und zu lachen hat, geizt er nicht allzusehr mit dem Gelde. War die Einnahme in Sicherheit gebracht, so schmalzte der Herr mit der Zunge, der Erschossene sprang freudig bellend an ihm hinauf, und dann gings weiter. Der Soldat lebte vom Todtschießen seines Hundes, der bei schönem Wetter oft wohl zwanzig Mal des Tages sterben mußte.

Unter die Pariser Berühmtheiten neuesten Datums gehört auch ein Haus, ein stattliches Haus mit vier Stockwerken und einer Mansarde in der Straße Konstantine, Montrouge-Plaisance, welches an und für sich grade nicht so sehr merkwürdig wäre, wenn es nicht von einem einzigen Menschen in verhältnißmäßig kurzer Zeit gebaut worden wäre. Ein Handschuhmacher, der sich soviel Geld gespart, daß er sich vom Geschäft zurückziehen wollte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich ganz allein, ohne jede Beihilfe, ein Haus zu bauen — und er hat es beharrlich durchgeführt. Zuerst ließ er einen Maurer kommen, grub mit diesem den Grund und ließ sich von demselben die erste Mauer aufführen, wobei er aufmerksam zusah, um die Handgriffe weg zu bekommen. Dies gelang ihm auch bald genug, dann verabschiedete er seinen Maurer wieder, riß die Mauer nieder und führte sie selbst auf. So setzte er die Sache fort; dann ließ er einen Zimmermann kommen, der ihm ein Stück des Gerüsts vormachen mußte, später den Dachbeder, und so fort bis zum Tapezireur — und Alles machte er ganz allein. Jetzt steht das Haus fertig da, es ist hübsch und solid und über dem Eingang prangt eine marmorne Tafel mit der Inschrift in goldenen Lettern: „Ich bestätige, daß ich dieses Haus ganz allein gebaut habe, ohne Beihilfe irgend eines Anderen u. s. w.“ Alle Zimmer vom Erdgeschoß bis in die Mansarden sind längst vermietet und bewohnt, täglich pilgert aber ein Strom von Neugierigen hinaus in die Straße Konstantine, um dies achte Weltwunder zu sehen, was dem Erbauer nicht wenig schmeichelhaft ist. — F.

(Klassischer Geschmack.) Im Hamburger Thalia-theater war kürzlich die Vorstellung des rührenden Stückes „Ein verarmter Edelmann“ wegen Unpäßlichkeit des einen Schauspielers wieder abgesagt worden, während anstatt dessen mehrere andere Stücke gegeben werden sollten. An der Kasse standen eben eine Anzahl Mädchen, theils aus der dienenden Klasse, theils vom Lande, die im Begriff waren Billets zu kaufen. Ein in ihrer Nähe stehender Herr, der sich über die Unterhaltung der jungen Kunstfreundinnen höchlich amüßte, richtete die Frage an sie, ob sie denn auch wüßten, daß die Vorstellung abgeändert worden sei?

„Ne!“ lautete die einstimmige, bestürzte Antwort.

Der freundliche Rathgeber sagte hierauf zu den jungen Schönen: „Nun, liebe Kinder, das schadet ja übrigens weiter gar nichts und braucht euch in eurer Absicht, ins Theater zu gehen, nicht zu stören, denn es werden nun anstatt des einen traurigen Stückes vier kleine lustige Stücke gegeben, wo ihr recht lachen könnt, und die euch gewiß auch noch besser als das andere gefallen werden.“

Da kam er aber schön an. Die Vortführerin der Schaar ertheilte ihm mit großem Aplomb die Antwort: „Dat is nix für uns; lustig sind wir allein genoog, wi möt was trurigges hebben!“ worauf die Damen sämmtlich das Theater verließen und den Rückweg antraten. — F.

(Wie man sich 3000 Francs verschafft.) Eine flotte Schauspielerin von einem der kleinen Theater in Paris, Fräulein M.

vom Palais royal, hatte eine nette, einträgliche kleine Liaison mit dem reichen und berühmten Bankier K., in dessen Augen sie Gnade gefunden. Vor einigen Tagen beschloß Fräulein M. ihre Toilette für die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne zu den Fahrten ins Boulogner Gehölz mit einigen frischen, eleganten Neuheiten zu vervollständigen; sie bedurfte hierzu mindestens der Summe von 3000 Francs, aber ach! die Kasse war leer — „tiefe Ebbe herrscht in ihrem Schatz“ — die letzten Bälle und Soirées hatten darin vollständig ausgeräumt. Die 3000 Francs wollte und mußte sie aber haben, sie fühlte ein unabweisliches Verlangen danach, und natürlich dachte sie dabei an Herrn K. Während sie hundert Pläne erfann und wieder verwarf, wie und auf welche Weise sie den guten K., der in Geldsachen manchmal ungeheuer zäh sein konnte, auf gute Manier dazu bringen könne, den Beutel bereitwillig zu ziehen, pochte es an ihre Thür und in ihr weiß und roth zierlich decorirtes Boudoir trat ein junger Mann, welchen wir Arthur nennen wollen. Er gehörte zu den intimen Freunden der jungen Dame und war ihr in diesem Augenblick als Rathgeber höchst willkommen.

„Glauben Sie,“ sagte Fräulein M. also zu Arthur, „daß K. mir gern dreitausend Francs leihen wird?“

„Gern? Das ist zweifelhaft, indessen muß man suchen, es danach anzufangen.“

„Was soll ich denn also thun?“

Arthur, der die Gelegenheit mit Vergnügen ergriff, dem Bankier einmal einen Poffen zu spielen, sagte zu Fräulein M.: „Ich verstehe mich auf diesen Fall; schreiben Sie ihm was ich Ihnen jetzt dictiren werde.“

Das Dämchen setzte sich bereitwillig an den Schreibtisch, nahm die Feder zur Hand und sagte höchst gespannt: „Nun?“

Arthur dictirte:

„Mein Lieber!

„Ich erwartete diesen Morgen eine Summe Geldes, deren ich bedarf.“

„Das ist ziemlich alt,“ unterbrach ihn Fräulein M.

„Schreiben Sie nur ruhig weiter.“

Und sie schrieb weiter: „Bringen Sie mir doch die Papasie von dreitausend Francs und speisen Sie gleichzeitig bei mir. Ich habe einen silbernen Fasan.“

Ihre M.“

„Und Sie glauben,“ hob Fräulein M. wieder an, „daß ich auf diesen Brief mein Geld erhalten werde?“

„Auf diesen Brief, meine liebe Freundin, würden Sie nicht einen Sou erhalten, oder ich verstehe mich schlecht auf das menschliche Herz und insbesondere auf das Herz unseres guten K.“

„Darum haben Sie mich ihn dann erst schreiben lassen?“ sagte Fräulein M., welche schon zwei dicke Thränen in den Augen hatte.

„Weil es nothwendig war, daß ein erstes Billet demjenigen vorangehe, welches ich Ihnen sogleich dictiren werde.“

„Wie? Ich soll noch einmal schreiben?“

„Versteht sich. Jetzt kommt erst der eigentliche Brief, der das Herz des dicken K. rühren soll.“

„Nun meinnetwegen. Wenn es nur nicht zu viel ist, denn ich schreibe eigentlich gar nicht gern.“

„Nur zwei Worte!“

Das Fräulein nahm nun nochmals die Feder zur Hand und schrieb flüchtig, was ihr Arthurs Genie wieder vordictirte:

„Lieber Freund!

„Betrachten Sie meinen vorhin an Sie gerichteten Brief als nichtig; in dem Augenblicke eben, da ich ihn geschrieben, ist das erwartete Geld eingetroffen. So bin ich denn mehr als reich. Vergessen Sie indessen nicht, daß ich Sie zum Diner erwarte. Der Fasan ist ausgezeichnet. Heloise.“

Der zweite Brief ging wie der erste ab.

„Nun,“ prophezeigte Arthur, „passen Sie auf, was geschehen wird. K. wird sich stellen, als ob er Ihr zweites Billet gar nicht erhalten hätte und er wird sich nun um so freigebiger zeigen, da er denkt, daß Sie kein Geld nöthig haben.“

Alles erfüllte sich, wie es unser Schlaupopf vorhergesehen hatte. Der gute Bankier kam sehr eifrig und stellte mit der größten Liebenswürdigkeit und Galanterie die dreitausend Francs zur Verfügung, vollständig überzeugt, daß man dieselben nicht annehmen würde. Aber zu seiner höchsten Ueberraschung nahm ihm die liebe Heloise mit anmuthigem Lächeln die Banknoten aus der Hand und strich sie ein, ohne ihm auch nur besonders dafür zu danken. Und um das Unglück voll zu machen, war nicht einmal für gut befunden worden, ihn durch den bewußten Fasan zu trösten.

Arthur war es, welcher ihn des Abends mit Fräulein M. in einem Cabinet des Café Anglais verpeiste. — F.

(Eine unangenehme Ueberraschung.) In der Friedrichsstraße zu Berlin standen vor kurzem zwei höchst anständig gekleidete Damen vor dem Schaufenster eines Photographen und betrachteten mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit unter heftigen Reden und Gesticulationen eines der Bilder. Eine der beiden Damen bemühte sich augenscheinlich, die andere zu beruhigen, was ihr jedoch nicht gelang; denn die letztere wurde schließlich so erregt, daß sie die Glasscheibe vor dem Kasten mit der Hand zertrümmerte und das Bild, welches der Grund ihrer Aufregung war, herausriß. Es hatten sich inzwischen eine Anzahl Leute um die beiden Damen versammelt und der Eigenthümer des Schaufensters trat jetzt auch hinzu, um Rechenschaft für die unerlaubte Handlung zu fordern. Die Begleiterin der Schuldigen legte sich beschwichtigend ins Mittel, versprach den Schaden sofort zu ersetzen, und beide Damen gingen mit dem Photographen ins Haus, während die Uebelthäterin allem Anschein nach einer Ohnmacht nahe war. Es war ihr übrigens auch nicht zu verdenken, denn das ominöse Bild stellte ihren Gatten dar, in zärtlicher Stellung über den Stuhl einer Dame geneigt — und diese Dame war nicht sie. — F.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von
August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Hm, hm,“ murmelte Andreas, „was geht denn plötzlich in meinem Kopfe vor? Alles verrinnt wie Rauch. Ehe Martin kam war ich meiner Sache so gewiß, und nun will mir scheinen, daß ich der Gesoppte bin. Starke hat wohl Recht: wenn ich eine große Summe zu fordern habe, hole ich sie mir selbst und warte nicht zwanzig Jahre. Bei meiner Seele, ich habe einen seltsamen Auftrag angenommen. Zehntausend Thaler . . . Rentier . . . Martin will mir einen Dienst leisten . . . die Sache werde ich mir doch beschlafen.“

Andreas holte das Taschenbuch hervor und prüfte den Inhalt desselben.

„Alles in bester Ordnung, von dem Gerichte bescheinigt . . . Aber die Forderung ist verjährt! Ich kann doch wohl noch ein Geschäft machen. So will ich der armen Marie wenigstens die zehntausend Thaler retten . . .“

Unverständliche Worte murmelnd schloß er das Buch. Dann legte er es hinter die Mabafter-Uhr über dem Sopha.

„Es ist so besser! Nun zu Bett!“

Der Offizier hatte genau beobachtet.

„Das leidige Geld wird auch diesen Alten zum Betrüger machen!“ dachte er. „Ich Sorge dafür, daß er ein ehrlicher Mann bleibe.“

Der Herbststurm heulte immer noch fort. Das Brausen kam dem Lauscher zu statten; er konnte sich unbemerkt in die Tiefe des Altovens zurückziehen. Der Einnehmer, der langsam das Terrain recognoscirt hatte, legte sich in das erste Bett und löschte dann die Kerze aus, die er auf den Stuhl gesetzt hatte. Fünf Minuten später kündigte eine laute Respiration an, daß der wackere Alte im festen Schlafe lag. Jetzt war für Ludwig der Augenblick gekommen zu handeln. Er hielt es für keinen Raub, das Taschenbuch zu nehmen, um eine Schurkerei zu verhindern. Daß Starke durch List und Ueberredung sich die Documente verschaffen und den beschränkten Einnehmer gefügig machen würde, bezweifelte er nicht. Und Claudia, die er so innig liebte, war die Enkelin dieses verbrecherischen Menschen! Aus Rücksicht für sie wollte er die Angelegenheit nicht zum eclat bringen. So geräuschlos als möglich verließ er sein Versteck; da er sich die Stellung der Möbel genau gemerkt hatte, erreichte er das Sopha und im nächsten Augenblicke hatte er sich des Taschenbuchs bemächtigt, das Andreas vor seinem Jugendfreunde hatte sichern wollen. Die Thür war nicht verschlossen; unter dem Schutze des Sturmes erreichte Ludwig die Hausflur. Sie war völlig dunkel. Wohin sollte er sich nun wenden? Ueberlegend sah er um sich. Da hörte er Stimmen auf der Treppe, deren Thür angelehnt war.

„Wohin, Großvater?“ fragte Claudia, und ihre Stimme zitterte vor Schrecken.

„Nachsehen, ob Alles verschlossen ist. Auf den Gottlieb kann man sich nicht mehr verlassen.“

„Es ist kalt, bleibe doch in Deinem Zimmer. Du bist ja krank . . .“

„Jetzt nicht mehr. Die Sorge um das Haus läßt mir keine Ruhe.“

„So werde ich nachsehen.“

„Nein, o nein!“

„Auf mich kannst Du Dich verlassen.“

„Die Gartenthür wird gewiß wieder offen geblieben sein.“

„Ich werde sie verschließen.“

Die Einwendungen, die der Alte noch machte, besiegte Claudia. Ein Geräusch deutete an, daß er sich zurückzog. Ludwig lehnte an dem eichenen Treppengeländer. Er horchte, ob die Geliebte kommen würde. Und sie kam mit Licht die Treppe herab, sie mußte es ja, da sie dem Großvater versprochen hatte, das Haus nachzusehen. Leise knarrend öffnete sich die angelegte Thür. Claudia stieg vorsichtig die letzten Stufen herab. Dann hielt sie das Licht und sah durch den Raum. Ihr Blick traf den Offizier, der ganz leise flüsterte:

„Erschrecken Sie nicht!“

Und Claudia konnte wirklich den Schrei unterdrücken, der sich ihren Lippen entwinden wollte.

„Sie, Sie, mein Herr!“ stammelte sie.

„Ich bin bis jetzt der Gefangene des alten Gottlieb gewesen.“

„Dachte ich es mir doch!“

Er küßte ihr die Hand zum ersten Male . . . und sie duldete es.

„Claudia,“ seufzte er dann, „wir haben uns so lange nicht gesehen!“

Eine Purpurröthe überflammte ihr zartes Madonnengeſicht.

„Mir bleibt nur wenig Zeit; der Großvater erwartet Bericht . . .“

„Darum will ich Ihnen kurz bekennen, daß ich die Anwesenheit meines Vaters nur als Vorwand benutzt habe, um in Ihre Nähe zu kommen. Der Oberförster Freiberg ist mein Vater. Ich habe nicht gewußt, daß er Herrn Starke kennt . . . Sie erschrecken, Claudia? Hat mein Vater, der unter der rauhen Hülle ein gutes Herz birgt, eine Unvorsichtigkeit begangen? Waltet zwischen den beiden alten Herrn ein Zerwürfniß ob? Wir, die Kinder, werden es beseitigen . . . Claudia,

wir müssen uns täglich sehen und sprechen . . . ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen . . .“

Das reizende Mädchen zitterte wie ein Blatt im Winde.

„Mein Herr, ich glaube, daß ich Ihnen werde vertrauen können . . .“

„Vertrauen Sie meiner Hochachtung, meiner . . . Liebe!“

Und er drückte zum zweiten Male ihre bebende Hand an seine Lippen.

Sie antwortete durch einen tiefen, vielsagenden Seufzer, ohne ihm die Hand zu entziehen.

„Claudia, bis jetzt hat uns der Zufall einander näher gebracht . . . darf ich wieder kommen?“

In unbeschreiblicher Verwirrung flüsterte sie:

„Ja!“

„Nun öffnen Sie mir die Thür!“ rief er hingegriffen.

„Kommen Sie morgen.“

„Bestimmen Sie die Stunde . . .“

„Ihr Vater darf nicht abreisen; sprechen Sie morgen mit ihm.“

„Ich komme!“

„Es ist Manches aufzuklären!“

„Ich stehe Ihnen als Mann von Ehre zur Seite.“

„Und ich werde Ihnen dafür danken durch die aufrichtigste . . .“

„D, sprechen Sie es doch aus, Claudia!“ bat er zitternd. „Es giebt der geheimnißvollen Fäden so viel, die uns umschlingen, daß ich wohl sagen kann, wir stehen uns näher als wir glauben.“

Sie erblaßte; Thränen traten ihr in die Augen.

„Ich habe stets an Sie gedacht!“ hauchte sie kaum hörbar. „Mir war immer, als ob Sie einen großen Einfluß auf mein Leben ausüben müßten.“

„Claudia, ich habe Ihnen ja längst angehört mit voller Seele!“

„Still, dort oben ist Geräusch!“

„Ich gehe! Morgen, Claudia, morgen . . . wir müssen uns aussprechen.“

Beide standen an der Thür.

Claudia schien ihre Lage vergessen zu haben, schien noch etwas sagen zu wollen. An das Geräusch, das sie vorhin gehört, dachte sie nicht mehr. Ihre langen feidigen Augenwimpern, in denen Thränen erglänzten, senkten sich, als der Offizier sie leidenschaftlich anblickte.

„Ich lebe nicht glücklich in diesem Hause!“ flüsterte sie mit einem Seufzer.

Dann senkte sie das Haupt.

Ihre einfache Bewegung, ihre Stellung und ihr thränenfeuchter Blick erzählten mit unvorsichtiger Naivität ihr ganzes Leben. Hätte sie nicht vertrauensvoll geliebt, sie würde sich beherrscht, würde geschwiegen haben. Ihre Worte gingen zum Herzen und durchbohrten es.

„Claudia, sind Sie durchaus abhängig von Herrn Starke?“

„Ich bin es.“

„Von ihm! Von ihm!“ rief der Offizier.

„Die junge Dame verstand den Ausdruck nicht, den Ludwig in diese Worte gelegt. Zitternd fügte sie hinzu:

„Er hat meine Zukunft schon festgestellt.“

„Der Geldmann speculirt! Vertrauen Sie mir, Claudia, und vereiteln die Speculation.“

Man hörte das Husten des Rentiers.

„Er darf Sie nicht sehen, sonst ist Alles verloren!“ Sie öffnete die Thür.

Ludwigs Lippen streiften ihre Wange; seine Hand hatte ihre elegante Taille berührt.

„Gute Nacht!“

Er schlüpfte hinaus.

„Gute Nacht!“ tönte es ihm nach wie ein Echo.

Der Wind schlug die Thür zu und löschte die Kerze aus. Claudia schob den Riegel vor. Dann eilte sie zurück.

„Was war das?“ rief ihr Martin Starke entgegen, der mit einem Lämpchen auf der Treppe stand.

„Was war das?“ wiederholte er ängstlich.

„Ich habe es mir gedacht!“

„Was? Was?“

„Gottlieb hatte vergessen die Thür zu verriegeln.“

„Aber die Thür ward zugeschlagen?“ inquirirte misstrauisch der Alte.

„Als ich das Schloß prüfte, kam ein Windstoß . . .“

„Du bist erschreckt!“

„Die Thür hätte mich fast zu Boden geworfen.“

„Und in Deinen Augen stehen Thränen . . .“

„Großvater, der Wind ist so rauh; ich bin leicht gekleidet . . .“

„Und doch bleibst Du zehn Minuten auf dem kalten Hausflur?“

„Ich habe alle Thüren sorgfältig nachgesehen!“

„Claudia, wenn Du mich betrügest!“ rief drohend der kleine Alte.

„Was vermutest Du denn?“

„Hast Du mit dem Fremden im Gastzimmer gesprochen?“

„Nein!“

„Bekenne die Wahrheit!“

„Ich schwöre es Dir zu, Großvater!“

„Du hast keinen Menschen gesehen und gesprochen?“

„Wer sollte wohl so spät noch in unserm Hause sein!“

„Gut, ich will Dir glauben.“

Beide stiegen die Treppe hinan.

„Das ist eine schreckliche Nacht!“ sagte der Rentier, zusammenschauernd. „Der Sturm läßt mir keine Ruhe.“

„Wenn nur Dein Uebel nicht zurückkehrt, Großvater. Ich bringe Dich zu Bett und will für Dich beten.“

„Bete, mein Kind, daß der Sturm vorübergehe! O, mein Kopf, er will zerspringen! Das muß anders werden; wir dürfen nicht mehr allein wohnen in dem großen Hause. Morgen schreibe ich an den Grafen.“

Claudia geleitete den Alten in das Zimmer. Dort warf er sich in den Lehnstuhl, rückte die Mütze tief in die Stirn, verbarg die gekreuzten Hände in den Ärmeln des Pelzes und sagte mild:

„Ich sinne Tag und Nacht auf Dein Glück. Die Pflicht gebietet mir, entscheidend zu handeln, denn mein letztes Stündlein ist nicht fern. Das Blut rollt kalt durch meine Ader . . . Was ich thun will, muß ich rasch thun. Bereite Dich vor, den Bräutigam zu empfangen. Die Gründe, die Du mir entgegengestellt, sind unhaltbar. Der Unterschied des Alters beeinträchtigt das Glück der Ehe nicht. Du wirst Gräfin, und eine Gräfin kann nicht unglücklich sein. Zitter doch nicht, Mädchen! Sieh, ich werde diesen Winter nicht überleben . . . Dann bist Du versorgt und kannst der Zukunft ruhig entgegensehen.“

„Großvater,“ bat Claudia, „gönne mir noch einen Monat Frist!“

„Liebst Du mich, mein Kind?“ fragte der reiche Mann mit dem Lächeln eines halbwahnsinnigen Menschen.

„Du weißt es ja.“

„Nein, Du liebst mich nicht!“ zischte er wie eine Schlange.

Und Basiliskenblicke entströmten seinen kleinen Augen.

Claudia stützte den Arm auf die hohe Lehne des Stuhles.

„Habe ich es an Aufmerksamkeit und Pflege fehlen lassen?“ fragte sie traurig.

„Laß es nun auch an Gehorsam nicht fehlen. Ich will ja nur Dein Bestes. Widerstrebst Du mir, so hast Du aufgehört meine Enkelin zu sein. Es ist hart,

Dir eine solche Wahl zu stellen; aber ich kann nicht anders. Nun gehe zu Bett, ich will beten!"

Claudia schwieg, küßte dem Alten die Hand und ging.

„Endlich wird sie gefügig!“ dachte lächelnd der Rentier. „Habe ich auch in dieser Sturmesnacht Glück wie immer, so bringe ich zwei wichtige Angelegenheiten zum ersehnten Abschlusse. Also dort, in dem einsamen Hause, haben die Papiere gesteckt, die so lange meine Besorgniß wach erhalten! Friederike hat uns doch getäuscht. . . Ob der einfältige Andreas auf den vorgeschlagenen Kauf eingeht?“

Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn.

„Dummkopf, willst Du Dir neue Zweifel bereiten? Liegt es nicht in Deiner Macht, sofort Gewißheit zu erlangen und zehntausend Thaler zu sparen?“

Martin Starke saß eine halbe Stunde und lauschte auf das Toben des Sturmes, der nach Mitternacht an Heftigkeit zugenommen hatte.

„Nun schläft Alles. . . an's Werk!“

Er zündete eine kleine Blendlaterne an, die er im Bücherregal aufbewahrte. Der eisgraue Sänder zitterte vor Frost. Vorsichtig verließ er das Zimmer, schlich über den Corridor, die Treppe hinab und öffnete die Thür der blauen Stube. Er streckte die Hand aus, die die Laterne trug. Der Gast lag im festen Schlafe. Träumend murmelte er die Worte: „Arme Frau, ich halte meinen Eid. . . kehre zurück in das Grab!“ Und Andreas fuhr heftig zusammen, richtete sich empor, starrte an die Decke, sank zurück und schlief fort. Martin hatte mit der Geschicklichkeit des Diebes seine Blendlaterne geschlossen.

„Halte Deinen Schwur, Narr!“ flüsterte er nach einer langen Pause.

Nun durchsuchte er die Kleider seines Gastes und den Mantelsack. Zornig leuchtete er am Boden hin; auch die Möbel durchsuchte er. „Nichts, nichts!“ zischte der Dieb. „Dieser argwöhnische Mensch kann noch schlafen! Wie beneide ich ihn!“ Mit großer Kühnheit durchsuchte er das Bett, betastete selbst die Brust des todtmüden Schlafers. Ein Hustenanfall trieb ihn fort. . . erschöpft bis zum Umsinken schleppte er sich nach seinem Zimmer. „Claudia verräth mich!“ stöhnte er. „Wehe Dir, Mädchen, wenn mein Verdacht begründet ist! Wäre meine Kraft nicht hin, ich hielte noch Gericht! Die Schuldige vernichte ich mit einem Federzuge!“ Er kroch in das niedere Bett und deckte sich zu. Aber die Eiderdunen erwärmten ihn nicht, der Frost machte seine Glieder beben. Später versank

er in jenen ruhelosen Halbschlummer, der mehr entkräftet als eine durchwachte Nacht.

Der Offizier saß um diese Zeit in seiner Wohnung, beschäftigt die Papiere des Taschenbuchs zu prüfen. Er fand sie, wie der Einnehmer sie bezeichnet hatte. Da er von der Vergangenheit seines Vaters nur wußte, daß er, der Oberförster, mit einer vornehmen Dame unglücklich verheirathet gewesen, daß diese Dame Jahre lang getrennt gelebt von ihrem Manne, dem damaligen Jägerhauptmann, der mehrere Feldzüge mitgemacht, und dann gestorben sei; daß der Oberförster sich zum zweiten Male verheirathet und daß er, Ludwig, aus der zweiten Ehe stamme, die kurz, aber glücklich gewesen. . . so konnte er eine erschöpfende Erklärung des Zusammenhangs der Dinge nicht finden. Soviel aber glaubte er annehmen zu dürfen: Friederike, die erste Gattin seines Vaters, die in dem Trauscheine genannt, sei in dem Chaussee Hause gestorben.

„Ich verhindere einen Schurkenstreich,“ dachte er, „und ziehe vielleicht ein Verbrechen an das Licht! diese Papiere mir anzueignen ist eine That der Vorsicht und der Pflicht. Claudia, wärst Du nicht die Enkelin des reichen Mannes, der sein Vermögen durch Verbrechen erworben! Ist sie deshalb weniger tugendhaft und schön? Ich muß sie lieben, und wäre ihr Versorger ein Mörder!“

Der Diener mußte ihn wecken, als die bleiche Herbstsonne durch die Fenster schien.

3.

Der Oberförster, Hans Freiberg, öffnete die Thür seines Zimmers und rief den Bedienten. Gottlieb kam so rasch, als es ihm sein Alter gestattete; er hatte Furcht vor dem groben Gaste.

„Ist Herr Starke schon zu sprechen?“

„Nein, Herr!“

„Wann kann es geschehen?“

„Der Arzt ist bei ihm; mein armer Herr hat eine schlechte Nacht gehabt. Vielleicht gegen Mittag. . . ich werde fragen.“

„Halt! Sage er meinem Freunde, ich würde zu Tische wieder hier sein.“

„Gut, Herr!“

„Wann wird gespeist?“

„Um zwei Uhr.“

Der alte Herr steckte den Hirschfänger in den glänzenden Gürtel, den er über der grünen Uniform trug. Dann mußte Gottlieb ihm helfen den Pelzrock anziehen.

„Starke ist krank?“ fragte er noch einmal.

„Sehr krank, Herr! Der alte Mann hat einen gebrechlichen Körper.“

„Melde Er dem alten Manne, daß ich ihn bitten lasse, er möge sich entschließen . . . wozu, weiß er schon. Adieu!“

Hans Freiberg verließ das Haus, dessen Thür Gottlieb hinter ihm schloß.

„Er kommt wieder!“ murmelte verdrießlich der Bediente. „Ginge er doch direct in seinen Wald, wohin er gehört.“

Der Oberförster schritt rüstig durch die Straßen und erreichte nach einer Viertelstunde das Hotel, in dem er abgestiegen. Sein Reitknecht stand in der Thür.

„Fritz, Du hast doch die Pferde wohl gepflegt?“

„Ja, Herr Oberförster. Es ist gut, daß Sie kommen.“

„Warum denn?“

„Eine Dame hat nach Ihnen gefragt.“

Der alte Herr stutzte.

„Eine Dame? Ich erinnere mich nicht, in der Residenz Damenbekanntschaften zu haben.“

„Hier ist die Karte.“

Der Oberförster las: „Marie Hermann.“ Unter dem Namen stand mit Bleistift geschrieben: „Schloßstraße 11, erste Etage.“

„Was noch?“ fragte Hans, dem dieser Name völlig fremd war.

„Die Dame läßt Sie dringend bitten, sogleich zu ihr zu kommen; es wäre in einer für Sie wichtigen Angelegenheit . . .“

„So muß ich später meinen Sohn auffuchen. Ist die Dame alt oder jung?“

„Nicht jung, nicht alt; aber sie war vornehm gekleidet und hatte eine Droschke. Sie fragte erst den Wirth, dieser wies sie an mich. Da habe ich ihr denn gesagt, daß mein Herr bei einem Freunde wäre, den ich nicht kenne. Wie es schien, hatte sie es sehr eilig.“

„Sonst nichts?“

„Nein.“

„Laß Dir nichts abgehen, Fritz; wann ich zurückkomme, weiß ich nicht.“

Hans Freiberg ging nach der Schloßstraße, die nicht weit von dem Hotel lag. Die bezeichnete Nummer befand sich an einem der schönsten Häuser in der Straße. Ein Balcon mit Eisengeländer schmückte den ersten Stock. Die große Thür war geöffnet. Man sah auch die hohe, gewölbte Hausflur, die zugleich eine Einfahrt zu dem weiten Hofe bildete. Die Einrichtung

des Gebäudes war eine vortreffliche. Noch wunderte sich der alte Herr über die seltsame Einladung, als aus einem Wagen, der hinter ihm hielt, ein Mann stieg, der ihn überrascht ansah. Dieser Herr, ebenfalls ein Greis, war einer der gesuchtesten Aerzte der Stadt.

„Freiberg!“

„Doctor!“

Diese beiden Rufe folgten rasch nach einander. Die ersten Begrüßungen waren bald vorüber und der Arzt fragte, wen der Waidmann suche. „Eine Madame Marie Hermann,“ war die Antwort, „vielleicht auch ein Fräulein. Kannst Du mir Auskunft geben? Sie hat mich eingeladen.“

„Lady Marie Hermann wohnt in diesem Hause!“ murmelte der Arzt. „Und sie hat Dich zu einem Besuche eingeladen?“

„Sonst würde ich nicht zu ihr gehen. Ich habe nie ihren Namen gehört, und da Du sie eine Lady nennst, ist meine Neugierde um so größer . . . Was weißt Du von ihr?“

„Nicht viel. Sie wohnt seit vier Wochen in diesem Hause, muß sehr reich sein und lebt wie eine Einsiedlerin. Ich bin ihr Arzt und will so eben zu ihr.“

„Ist sie krank?“

„Darauf kann ich nur antworten: sie ist eine vornehme Engländerin, wenn auch der Name deutsch klingt. Begleite mich und sieh' Dir die Dame an.“

Ueber eine breite Treppe kamen Beide in den ersten Stock, wo der Doctor eine Glocke zog. Eine alte, sauber gekleidete Frau öffnete und führte die Gäste in einen Salon, der dem großartigen Aeußern des Hauses entsprach.

„Du kennst wirklich die Lady nicht?“ fragte noch einmal der Arzt.

„Nein! Die Ungebuld verzehrt mich; wenn die Frau nur nicht lange auf sich warten läßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Wer zuletzt lacht, lacht am besten.) Das ist wohl ein gar altes Sprüchwort und mag schon millionenmal seine Anwendung gefunden haben; so ging es auch einst dem Kurfürsten von Mainz und Erzkanzler des heiligen römischen Reiches, Emmerich Joseph, Baron von Breitbach-Burresheim, der 1763 zur Regierung gelangte und 1774 starb. Von ihm erzählt man folgende ergötzliche Geschichte. Er soll bei seinen ehemaligen Untertanen und deren Nachkommen noch als ein leutseliger

und freundlicher Herr in gutem Andenken stehen; dagegen stand er sich mit seinem Amtsbruder, dem Bischof von Speyer, um so schlechter, und da zu jener Zeit die Streitschriften theologischer und politischer Art so recht an der Tagesordnung waren, so gingen dieselben zwischen ihnen hin und her und dies setzte immer mehr böses Blut, besonders bei Emmerich Joseph, da der Bischof von Speyer, ein Reichsfürst von Limburg-Styrum, rechtskundig und geschickter war als der ganze Mainzer Hof sammt Kanzlern und Räten. Deshalb war ihm jede Gelegenheit willkommen, den Bischof zu ärgern, und es freute ihn sehr, als ein Archivar eine unzweifelhafte Urkunde auffand, durch welche die Verpflichtung des Bischofs von Speyer, am Charfreitage im erzbischöflichen Schlosse zu Mainz das Tischgebet zu sprechen, dargethan wurde. Zwar war diese Verpflichtung im Laufe der Zeit mit dem Tischgebet, mit dem Gebet überhaupt, in Vergessenheit gekommen; da aber die Urkunde echt war, so konnte sich keine bessere Gelegenheit finden, den Bischof von Speyer zu demüthigen. Da nun die Osterzeit nahe war, so erging sofort ein Schreiben an ihn, in welchem er mit scharfen Worten über seine Versäumniß hergenommen und auf nächsten Charfreitag nach Mainz zur Verrichtung des Tischgebets geordert wurde.

Statt einer Weigerung, wie man erwartet hatte, lief bald von dem geschichtskundigen Bischof ein Schreiben ein, worin die Verpflichtung anerkannt und erklärt wurde, er werde rechtzeitig derselben genügen und in Mainz erscheinen. So wurde denn, um die Demüthigung des Bischofs recht vollständig zu machen und in recht weiten Kreisen bekannt werden zu lassen, auf den heiligen Tag eine große Gesellschaft selbst von weither geladen. Küchen- und Kellermeister mußten ein lucullisches Mahl herrichten und den Gästen wurde triumphirend verkündet, was sie außer Speise und Trank noch zu erwarten hätten.

Als die Tafeln zum Biegen mit Speise und Trank, und zwar nicht mit Fastenkost — der Kurfürst dispensirte sich als Erzbischof gern von den Fastengesetzen — bedeckt waren und die Gäste erwartungsvoll dasaßen, öffneten sich die Pflanzthüren des Speisesaales und herein trat, von seinem Kaplan begleitet, in einfachem Hausornate, in ernster, gemessener, würdiger Haltung der Bischof von Speyer, grüßte ernst und stumm rechts und links und trat an den ihm angewiesenen Platz. War auch mancher der Gäste zu Spott und Schadenfreude aufgelegt, über Kurfürst Emmerich Josephs Gesicht flog etwas wie Besorgniß und Reue. Mit ergreifenden, salbungsvollen Worten, mit hohem Schwunge des Geistes und mächtiger Glaubensfreudigkeit sprach der Bischof das Gebet, das einen großen, nicht zu bewältigenden Einfluß übte, selbst auf Gemüther, die gewiß nicht in Gebetsstimmung an die Tafel getreten waren. Aber diese Stimmung schwand natürlich schnell wieder und gab der früheren höhnischen und schadenfrohen auf's Neue Raum, als der Kurfürst seinen geistlichen Bruder nach Beendigung des Gebets nicht zu Tische einlud, sondern ihn alsbald wieder mit einer kalten, stolzen Handbewegung nach der Thür hin verabschiedete.

Solch absichtliches Verhöhnern und Kränken, solche recht

raffinirte neue Demüthigung und Beleidigung schien der Bischof von Speyer gar nicht zu bemerken; denn nach dem feierlichen Gebet und Amen drehte er sich ebenso feierlich herum und verließ mit seinem Kaplan, ohne rechts oder links Jemand anzusehen oder zu grüßen, eben so ruhig und gemessenen Schrittes den Speisesaal, wie er ihn betreten hatte. — Als einfachen Wanderer sah man ihn rasch die Straßen der Stadt gegen das Neuthor hin durchschreiten und durch dasselbe den Augen der Nachblickenden entweichen.

Der Streich war gelungen. An den Tag, den man beging, an das Gebet dachte man nicht. Mit Wort und Wein wurde der Sieg gefeiert und bis zum Dessert des mehrstündigen Mahles waren Alle, namentlich der Kurfürst, voll der besten Laune, der ausgelassensten Fröhlichkeit. Da mit einem Male verblüffte sich die Miene des splendiden Gastgebers, und sein Auge ließ solche Verlegenheit und solchen Verdruß blicken, daß auch die Gäste verstummten und einander fragend anblickten. Endlich erfuhr man den Grund der veränderten Stimmung. Der Hofmarschall hatte seltsame Kunde gebracht. Vor dem Thore, so hatte ihm soeben ein Herold gemeldet, halte ein stattlicher Zug von hundert Pferden, an der Spitze der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer. Der lasse dem Kurfürsten, Herrn Emmerich Joseph, auch Erzbischof von Mainz, vermelden, daß er am Mainzer Hofe Osien zu halten gedenke. Er versehe sich sammt seinem Gefolge nach Reichsgebrauch einer gastlichen Aufnahme. Das hieß doch rasch Trumpf nachgepielt, das war die bitterste Rache mit der teuflischsten Miene, insbesondere für Einen, dessen glänzende Hofhaltung eine glänzende Bewirthung zur Pflicht machte, dessen glänzende Hofhaltung aber auch eine fortwährende Ebbe in den Kassen verursachte.

Aber was war zu machen? Natürlich nichts, als gute Miene zum bösen Spiel. Indessen einstweilen, ehe der fürstliche Gast erschien, war ein langes Gesicht noch erlaubt und das natürlichste von der Welt. Dann wurde die Tafel aufgehoben; die Gäste merkten, wieviel die Uhr geschlagen und entfernten sich stillschweigend. Die obersten Hofchargen wurden befehligt, in Gala dem lieben Nachbar und Kollegen entgegen zu reiten und ihn feierlich einzuholen, während ein neues Mahl im Schlosse zugerichtet wurde. In reichstem fürstlichen Schmucke und an der Spitze eines glänzenden Gefolges, dem noch ein Troß von Reitknechten mit edlen Rossen folgte, und unter dem Zujuchzen des Volkes, geleitet von den Würdenträgern des kurfürstlichen Hofes, zog der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer, in die Stadt Mainz ein. Sein Gesicht strahlte von Heiterkeit und daneben war ein schalkhafter Blick in den Augen nicht zu verkennen.

An der Schloßstreppe stand im Hausornate der Kurfürst und Erzbischof Emmerich Joseph und verbarg seinen Ingrimm, so gut es gehen wollte, in einem süßen Gesicht, aber kaum hielt seine Fassung aus bei dem unabsehbaren Zuge, und schwere Seufzer rangen sich zwischen den Worten des Willkommen aus seiner Brust.

Bereitwillig setzte sich der Bischof zu Tische; ihm und sei-

nen Begleitern schmeckten die wohlbereiteten Gerichte trefflich, noch trefflicher die kurfürstlichen Weine nach dem scharfen Nichte in der frischen Märzluft. Der Kellermeister ließ dem Erzbischof sagen: „Wenn Die acht Tage hier bleiben, dann ist's gut, daß der Rhein vor Mainz fließt, denn dann müssen wir Wasser trinken wie das liebe Vieh!“

Das war eine Kunde, welche dem Kurfürsten und all' seinem Gesinde unangenehm klang. Aber die Gäste merkten nichts davon oder wollten vielmehr nichts davon bemerken. Namentlich war der Bischof die Liebenswürdigkeit selbst, als sei zwischen ihm und dem Kurfürsten nie ein hartes Wort gefallen, als seien sie seit langen Jahren die besten Freunde.

Um so schwerer wurden die acht langen Tage Herrn Emerich Joseph. Doch er bezwang sich, bezwang sich sogar, als endlich beim Abschiede der Gast freundlich erklärte: er werde auch in Zukunft alljährlich, wenn es seine erzbischöflichen Gnaden heischten, erscheinen, um das Tischgebet zu halten, dann aber auch jedesmal den Reichsfürsten von Limburg-Styrum nebst stattlichem Gefolge mitbringen, und das um so lieber, da die Bewirthung eine so köstliche gewesen sei und der Kurfürst-Erzbischof seine Gastfreundschaft verschwenderisch geübt habe. Daß jedoch weder das Eine noch das Andere jemals wieder begehrt wurde, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. F.

(Ein kleines Aniproquo.) Barilli war während des ersten Kaiserreichs ein berühmter Bassomiser an der italienischen Oper in Paris, der bei Napoleon I. in großer Gunst stand. Er hatte vom Kaiser einen zweimonatlichen Urlaub erhalten, um einige Familienangelegenheiten in Italien zu ordnen und war eben auf dem Rückwege nach Paris begriffen. Die Kälte war ziemlich scharf und zu der Reise über den Mont Cenis, die dazumal noch etwas länger währte als heute, hatte Barilli sich mit einer rothen Mütze, welche weit über die Ohren herabreichte, ausgestattet. In Lyon angekommen quartierte er sich im Hotel de l'Europe ein, um dort einige Tage von den Strapazen der Reise auszuruhen. Er fragte, um wie viel Uhr souper würde.

„Monseigneur,“ erwiderte ihm die Bestzerin des Hotels, „wir haben keine andere Stunde als die, welche Ihnen gefällig sein wird. Befehlen Sie und man wird Ihnen in Ihrem Zimmer serviren.“

„Aber ich bin nicht im Stande, so bedeutende Ausgaben zu machen, die Table d'hôte genügt mir.“

„Wir wissen wohl, daß Jemand, der genöthigt ist, sein Vaterland zu verlassen, sich in genirter Lage befinden kann. Trotzdem fühlen wir uns jedoch sehr geehrt und beglückt durch Ihren Besuch. Der Himmel selbst sendet Sie zu uns. Beunruhigen Sie sich in keiner Weise über die Ausgaben. Man führe Monseigneur in das Zimmer, welches gewöhnlich die durchreisenden Gesandten bekommen.“

Barilli ließ sich führen und erhielt ein ausgezeichnetes Souper nebst delikaten Weinen. Die klassischen Raccaroni, Kapau mit Trüffel und die beliebten Ravioli waren nicht vergessen. Das ganze Mahl war nach italienischer Weise hergerichtet. Barilli kam sich vor wie in einer komischen Oper;

um jedoch die Leute nicht länger im Unklaren zu lassen, sagte er nochmals:

„Ich bin nicht das, was Sie glauben, sondern blos ein Sänger, der in Paris als Bassbuffo engagirt ist.“

„Bitte, Monseigneur, wir wissen Alles. Es ist natürlich, daß Sie als Verfolgter zu einer unschuldigen Verstellung die Zuflucht nehmen.“

„Nun, so muß ich mir es denn gefallen lassen,“ entgegnete Barilli.

Er blieb noch längere Zeit in Lyon und ließ sich im Hotel auf alle Weise fetiren, ohne daß es ihn einen Sou kostete.

Der Papst befand sich damals gerade in Savonne und viele der Kardinäle, welche nach dem südlichen Frankreich verbannt worden waren, hatten ihren Weg durch Lyon genommen. Das rothe Varet und der italienische Accent hatten den Bassisten in den Augen der Wirthin um jeden Preis zu einer Eminenz gestempelt und er konnte sich dies schon gefallen lassen. F.

(Was sich liebt, das neckt sich.) Das ist wohl recht schön gesagt, aber zuweilen mag doch das Necken etwas unangenehm werden, selbst aus dem Munde einer Geliebten. Niemand ist stärker darin als die Französinen — eine Deutsche untersteht sich dies schon seltener — die durch ihre Liebenswürdigkeit bekannten Französinen wissen aber selbst ihren Geliebten darin auf eine Weise mitzuspielen, die manchmal die Geduld eines Engels erschöpfen könnte. Geben wir einmal ein kleines Beispiel nach einer französischen Schilderung.

Paul kniet eben vor seiner Angebeteten, indem er sie voll schwärmerischer Begeisterung betrachtet; endlich bricht er in die Worte aus:

„O, meine Leonie, wie schön bist Du!“

„Findest Du das wirklich?“

„Jeden Tag mehr und mehr.“

„Neige doch Deinen Kopf ein bißchen mehr herunter.“

„Warum denn, mein süßes Lieb?“

„Weil ich Dir ein häßliches weißes Haar austreiben möchte, was ich hier dicht an der Schläfe bemerkte . . . Ach, mein Gott!“

„Was ist Dir denn?“

„Ich sehe nicht blos ein einzelnes weißes Haar, sondern einen ganzen Strähn.“

„Laß doch das und sprechen wir von etwas Anderem.“

„Ja, denn ich würde so nicht damit fertig werden . . . Du sollst Dir diese Haare wirklich austreiben und färben lassen.“

„Zu was denn? Hängt Deine Liebe etwa von einem weißen Haare ab?“

„Eins? . . . Du bist sehr bescheiden.“

„Nun, so sagen wir tausend, mein Engel, aber schweigen wir jetzt davon und laß mich Dir lieber sagen, wie unendlich ich Dich liebe! Weißt Du, meine Einziggeliebte, und wenn Du mein Leben verlangtest, ich würde nur zu glücklich sein, es für Dich hinzugeben!“

„Und wenn ich Dich blos bäte, Dir die Haare färben zu lassen, würdest Du es thun?“

„O, wie kößhaft bist Du!“

„Nein, ich bin gewiß nicht böshaft, aber diese abscheulichen weißen Haare geben Dir ein so ehrwürdiges Aussehen, daß die Liebe dadurch erkalten muß.“

Jetzt war Paul auf dem Punkte, ernstlich böse zu werden.

„Aber, Madame, ich hatte sie auch schon vor vierzehn Tagen, und dennoch würdigten Sie mich Ihrer Liebe . . .“

„O, vor vierzehn Tagen hattest Du deren aber weit weniger.“

„Nun, dann macht das Glück alt.“

„Ein schönes Resultat!“

„Leonie, es ist nicht Liebe, was ich für Dich hege, es ist Abgötterei! . . . Du lächelst? Wäre ich so unglücklich, daß Du an meinem Herzen zweifeln könntest?“

„O nein, mein Paul . . . Ich dachte bloß darüber nach, wie alt Du wohl ungefähr sein könntest.“

„Aber ich bitte Dich, mein Engel!“

„Nun, was ist da weiter? Du kennst ja mein Alter, ebenso gut habe ich das Recht, das Deinige zu erfahren.“

„Nun, so denke, ich sei sehr alt . . . neununddreißig Jahre.“

„O, der Zahl Neun mißtraue ich entschieden, man wendet sie gewöhnlich an, um den nachfolgenden Zehner zu umgehen.“

„Aber, Madame, diese Beharrlichkeit wird verlegend.“

„Sprechen wir nicht mehr davon, lieber Freund.“

„Ja, zu was sollen wir in unsere Liebesworte solche . . . solche unangenehme Fragen mischen?“

„Lieber Paul, Du hast eine Weste an, die Dir sehr gut steht.“

„Bindest Du das wirklich, mein Engel?“

„Zieht sie sich aber nicht etwas zu sehr herauf?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ach, ich sehe warum. Paul, Du wirfst zu dick; mein Paul, Du scheinst entschieden zum Embonpoint hinzuneigen.“

„Ich?“

„Ja, sieh, Du kannst die Weste herunterziehen, sobald Du willst, sie zieht sich bei der geringsten Bewegung doch wieder hinauf.“

„Sie thun, als ob ich einen kolossalen Umfang hätte.“

„Pfui doch! Ich finde bloß, daß das Glück Dir gut bekommt.“

„Ich weiß nicht, was Du heute hast, Leonie; aber man sollte glauben, Du hättest es Dir extra zur Aufgabe gemacht, mich zu ärgern und zu necken.“

„Was Du mir für einen schlechten Charakter zutraust — bloß, weil ich Dein liebenswürdiges Embonpoint hervorhebe.“

„Nein, aber . . .“

„Ober ist es etwa meine Schuld, wenn ich bemerke, daß Du grau wirst?“

Jetzt wird Paul wüthend, seine Geduld ist zu Ende; zum Aeußersten getrieben, nimmt er seinen Hut und geht mit äußerst würdevoller Miene bis an die Thür.

„Du willst mich verlassen, böser Mensch?“

„Ich gehe, Madame, um mir die Haare färben zu lassen und einen Gürtel zu kaufen.“

„Mein Gott, so geh', ich halte Dich nicht zurück.“

„Nein, aber warum marterst Du mich heute mit Deinen unzähligen Nadelstichen?“

„Gehörst Du nicht mir? Bist Du nicht mein Gut, mein Eigenthum, die Hälfte meiner Seele? Und kann ich, darf ich, mit so vielen Anrechten auf Dich verfahren, nicht einmal aufrichtig mit Dir sprechen?“

„O sprich, geliebter Engel! Sprich!“

„So knie erst hier vor mir nieder und bitte mich um Verzeihung!“

„Verzeihung für alle meine Liebe, o meine Leonie! Verzeihung dafür, daß ich Dich Gott vorziehe! Verzeihung, daß ich nur Dich, Dich allein sehe und liebe in der ganzen weiten Welt! Daß ich nur für Dich lebe, nur um Dich anzubeten und zu vergöttern! Sprich ein Wort, und ich tödte mich zu Deinen Füßen . . . Du lächelst, glaubst Du mir etwa nicht?“

„O, doch . . . aber ich dachte an etwas Anderes.“

„An was? Sage es mir, ich beschwöre Dich!“

„Du würdest bloß wieder auf's Neue böse über mich werden.“

„Du weißt wohl, daß mir das unmöglich ist . . . Nun?“

„Nun gut, ich dachte bei mir, daß ich erst zweiundzwanzig Jahre alt bin, und . . .“

„Und was denn?“

„Und daß Du also beinahe mein Vater sein könntest.“

Nun hielt es Paul doch nicht länger aus, sondern stürzte voll Zorn zur Thür hinaus. F.

(Eine Falle für Taschendiebe.) In Mailand versammelte sich kürzlich eine bedeutende Menschenmenge um einen jungen Mann, der in's Gefängniß abgeführt wurde und dessen eine Hand in einer eisernen Falle steckte, die ihm lebhaften Schmerz zu verursachen schien, wenigstens nach seinem Geschrei und seinen kläglichen Bitten an die Polizisten zu schließen. Der Erfinder dieses Instruments, um die Taschendiebe wie in einer Mausfalle zu fangen, ist ein Herr Andrea Barisco. Man steckt die Falle, die keinen großen Raum einnimmt, mit Leichtigkeit in eine Paletottasche und die Hand des Diebes bleibt darin stecken, ohne daß er sich davon befreien kann.

Signor Barisco machte eben seine erste Probe mit der Erfindung; er steckte das Instrument in die Tasche, begab sich auf einen der belebtesten Plätze, und als er dort ein verdächtig erscheinendes Individuum bemerkte, nahm er die Miene eines unerfahrenen Landbewohners an, stellte sich vor einen Bildersladen, zog eine kostbare Dose aus der Tasche, schnupfte behaglich eine Priße und steckte die Dose wieder ein. Bald darauf stellt sich neben ihn ein junger Mensch, anscheinend ebenso in das Betrachten der Bilder versunken; in einem Augenblick läßt er die Hand mit größter Gewandtheit in die Tasche seines Nachbarn gleiten und wollte ebenso schnell wieder herausfahren, aber ach! er war gefangen. Zwar versuchte er mit der Hand in der Falle fortzulaufen, aber vergebens. — F.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten später erschien die Alte und bat den Arzt in gebrochenem Deutsch, er möge die Lady gegen Abend besuchen. Der Doctor reichte dem Forstmanne lächelnd die Hand und ging, nachdem er gesagt hatte: „Gute Berrichtung!“

„Ihre Karte, mein Herr!“ sagte die Dienerin.

„Meine Karte? Ich führe keine Karten! Marie Hermann hat mich um einen Besuch bitten lassen, und da bin ich. In solchen Fällen ist die Karte überflüssig.“

„Wen soll ich melden?“ fragte die Frau, die vor der Heftigkeit des Gastes zurückwich.

„Den Oberförster Hans Freiberg! Ah, Sie versteht mich wohl nicht . . . nehme Sie diese Karte, die Alles erklärt; sie ist von der Lady.“

Die Dienerin verschwand.

„Das ist eine Engländerin vom reinsten Wasser . . . steif, ceremoniell und langsam. Wahrhaftig, Neugierde ist mein Fehler nicht; aber hier möchte ich doch recht bald wissen, mit wem ich zu thun habe. Graukopf, Du sollst ein galantes Abenteuer bestehen! Fast muß ich lachen, daß ich mich zu dem Gange entschlossen . . . die Lady wohnt übrigens wie eine Lady . . . ich erinnere mich, daß ich in einem ähnlichen Salon, als ich

noch Lieutenant war, zu den Füßen einer schönen Dame lag . . . es ist lange, lange her . . . Ach, ich mag nicht daran denken! Friederike hat schlecht an mir gehandelt! die Zeit der Romantik liegt weit hinter mir; jetzt bin ich ein positiver Mensch, und wenn die Lady mich noch lange antichambriren läßt, so trete ich den Rückzug an. Die Frauen haben kein Interesse mehr für mich!“

Er betrachtete ein großes Oelgemälde, das eine Forstpartie im Mondscheine darstellte. Der Gegenstand erregte sein Interesse, so daß er den Eintritt einer Dame nicht bemerkte, die ruhig neben der Thür stehen blieb und den Mann im Pelze beobachtete. Die Dame war völlig in schwarzen Atlas gekleidet, eine schlank, imponirende Gestalt. Sie mochte sieben bis achtunddreißig Jahre zählen. Ihr bleiches Gesicht, edel geformt, trug die Spuren eines tiefen Seelenleidens. Ein matter Glanz verschleierte ihr großes, ausdrucksvolles Auge, das ruhig auf dem Oberförster haftete, dessen Profil sie sehen konnte. Ein leises Zittern bemächtigte sich ihrer, als der Greis sich wandte und überrascht grüßte. Eine Erscheinung dieser Art hatte er nicht erwartet.

„Der Oberförster Freiberg steht vor Ihnen!“

„Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie um einen Besuch gebeten . . . ich selbst bin in Ihrem Hotel gewesen . . . das Fremdenblatt, das ich diesen Morgen früh empfing, enthielt Ihren Namen, Ihren Stand . . .“

Die Dame hatte mit großer Anstrengung gesprochen; sie schien eine gewaltige Erregung niederzukämpfen.

„Darf ich das Interesse kennen lernen, das mein Name und mein Stand in Ihnen erweckt?“ fragte der alte Herr, der nachlässig den Kopf neigte.

Lady Hermann, die ein gutes Deutsch sprach, deutete auf ein Portrait an der Wand, das ein frischer Immortellen-Kranz schmückte. Zitternd, aber laut fügte sie hinzu:

„Das Bild meiner Mutter mag Ihnen Antwort ertheilen!“

Der Oberförster starrte die zarten, schönen Züge einer jungen Dame an, die lächelnd auf ihn herabsah. Der Maler hatte ihr ein einfaches weißes Gewand verliehen, und eine schlichte Goldkette mit einem Kreuzchen um den Hals geschlungen. Das Gemälde war ein Meisterstück, der Kopf, den es darstellte, der eines Engels.

„Friederike!“ stammelte der Waidmann regungslos, aber doch tief ergriffen. „Friederike, als sie noch meine Braut war. Das ist ihr Blick, ihr Lächeln . . . so hat sie mich oft angesehen, so hat sie mir oft gelächelt! Ach, das war eine schöne Zeit . . . die glücklichste meines Lebens!“

Die großen Augen des Alten füllten sich mit Thränen; sein Geist war nur mit der Braut und mit den Erinnerungen beschäftigt, die sie anregte. Sonst so auffahrend und rücksichtslos, daß man ihn für herzlos halten mußte, stand er jetzt tief ergriffen, weich gestimmt vor dem Bilde, ein gezähmter Löwe. Seine Lippen zuckten unter dem greisen Barte und Thränen rannen über die wellen Wangen. Die erste Liebe, die nie erlischt in dem Menschenherzen, forderte nach einem halben Jahrhundert noch ihren Zoll an Wehmuth und schmerzlicher Freude. Wunderbares Phänomen, unerklärlich denen, die es erleben, unerfaßbar denen, die es nicht kennen!“

Lady Marie weinte mit dem Greise, den sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck betrachtete.

„Er ist's, er ist's!“ hauchten ihre zitternden Lippen.

Dann verhüllte sie das Gesicht, um ein lautes Schluchzen zu ersticken.

Plötzlich fuhr der Greis auf; er wandte sich ab von dem Bilde, der Dame zu.

„Friederike,“ rief er, „hatte eine Tochter, die in der Taufe den Namen Marie empfangen . . . ich habe das zarte Kind nur einmal gesehen, nur einmal geküßt . . .“

„Vater! Vater!“ rief überwältigt die Dame. „Marie liegt zu Ihren Füßen!“

Sie sank zu Boden, die Arme stehend emporstreckend.

„Meine Tochter!“ murmelte er erschüttert.

Aber er verblieb an seinem Plage.

„Haben Sie kein freundliches Wort für mich, die ich mich nach diesem Augenblicke so schmerzlich gesehnt? Regt sich kein Gefühl in der Brust des gealterten Mannes . . .“

„Sie sind auch die Tochter Friederike's!“ rief er auffahrend.

„Vater! Vater! dies Wort müßte Ihr starrs Herz erweichen!“

„Ich bin gealtert unter Gram und Elend, ich habe gelitten wie kein Sterblicher auf der Erde . . . es ist nicht gut, daß man die Wunde gewaltsam aufreißt, die von Zeit zu Zeit noch von selbst blutet! Die rauhe Hand, die meine Brust und meine Ehre zerfleischt hat, kann die Heilung nicht bewirken!“

„Auch nicht die Hand der schuldlosen Tochter?“

„Ich will frei sein von allen Banden, die mich an die Vergangenheit mahnen!“

Lady Marie erhob sich.

„Gestatten Sie mir,“ sagte sie stolz und resignirt, „daß ich als Fremde mit Ihnen verhandle. Ich werde jede Regung unterdrücken, die, Ihnen gegenüber, mein Herz beschleicht. Eine Frau bittet den ehemaligen Offizier, den Mann von Ehre, um eine Unterredung. Erfüllen Sie meine Bitte nicht, so muß ich annehmen, daß die Rache Sie verblendet.“

„Halt,“ rief der Greis, „mich zu rühren bin ich zu stolz! Ich habe es bewiesen viele Jahre hindurch!“

„Beweisen Sie es auch jetzt!“

„Das kann geschehen.“

Die Dame deutete auf einen Sessel, vornehm und gemessen. Als der Greis Platz genommen, ließ sie sich ihm gegenüber nieder. Sie begann mit gepreßter Stimme:

„Ich eröffne Ihnen das Testament meiner Mutter. Außer mir giebt es keine Person, die sich der Dulderin erinnert.“

„Sie kommen spät!“ rief der Alte, ungeduldig die Arme kreuzend. „Auf dem Haupte des Dulders liegt der Schnee des Alters.“

„Hören Sie mich an, und Sie werden Alles erklärlich finden. Meine Kinderjahre verlebte ich unter der Aufsicht der Mutter in einem einsamen Waldschlosse; man nannte es die Wasserburg, weil es inmitten eines Weibers lag und von einem Walle umgeben ward.“

„Oh, dort, dort?“ fragte der Oberförster, als ob er sein Erstaunen nicht unterdrücken konnte.

„Die Mutter litt an tiefer Schwermuth, sie fand nur Trost im Gebete und im Umgange mit ihrer Tochter. War sie mit mir allein, so erzählte sie von dem Vater, für dessen Wohl ich Abends und Morgens beten mußte. Auf meine Fragen, die ich oft wiederholte, warum der Vater nicht bei uns sei, antwortete sie unter einem Strom von Thränen: „böse Menschen halten ihn fern.“ Später, als mein Verstand gereifter war, erklärte sie mir, was eine Mesalliance sei. Um diese Zeit stattete uns ein Graf von Haller Besuche ab. Meine arme Mutter zitterte, so oft er angemeldet ward; aber sie wies ihn nicht ab.“

„Haller!“ wiederholte der Alte. „Haller!“

„Er war ein großer, stattlicher Mann; in seinen weißen Zügen lag jedoch ein Ausdruck, der mich mit Entsetzen erfüllte. Seine Blicke schienen mich durchbohren zu wollen, selbst wenn er freundlich zu mir sprach. Einst brachte er einen Brief. Kaum hatte ihn die Mutter gelesen, als sie ohnmächtig zusammenbrach. Von diesem Augenblicke an lag sie lange krank und als sie das Bett verlassen konnte, flüsterte man sich zu, sie sei irrsinnig geworden. Der Arzt, ein finster aussehender Mann, verließ selten das Walschloß, und wenn die Reconvalescentin auf dem Walle frische Luft schöpfte, hielten sich stets zwei Diener in ihrer Nähe. Da sagte einst die Mutter zu mir: „die thörichten Menschen fürchten, ich suche den Tod in der Fluth des Weihers; sie vergessen, daß meine Tochter mich mit gewaltigen Banden an das Leben fesselt.“ So sprach wahrlich keine Irresinnige, das begriff ich mit einem Bonnegesühle. Mehr noch aber überzeugte mich der Unterricht, den ich von der leidenden Mutter erhielt. Wie ich später erfahren, hat man geflissentlich die Lehrerin fern gehalten, ich sollte ohne Unterricht emporschwächen.“

Der Oberförster schlug mit der Hand auf die Lehne des Sessels.

„Ist das wahr?“ rief er entrüstet. „Aber ich wollte ja still zuhören. Von wem war der Brief, dessen Inhalt die arme Frau auf das Krankenlager geworfen.“

„Von dem Hauptmann Freiberg.“

„Von mir?“

„Er schrieb, daß er gern in die Scheidung von der hohen Dame willige, die seine Ehre mit Füßen getreten habe; er schrieb, daß er das große Gut nicht verschmähe, mit dem man ihn abfinden wolle, er bean-

spruche es selbst, und würde, wenn man es ihm vorenthielte, ein Geheimniß preisgeben, das seine gewesene Gattin compromittire und die Heirathsgeschichte in ein helles Licht stelle.“

Der Greis hatte sich hoch emporgerichtet.

„Das soll ich geschrieben haben?“ fragte er wuthbeben.

„Ich bewahre die Documente . . .“

„Wo ist der Brief?“

„Hier! Hier! Warten Sie einen Augenblick . . . der Brief ist noch vorhanden!“

Die Dame zog ein Taschenbuch aus dem schwarzen Gürtel, öffnete es und nahm ein Papier, das sie dem Greise reichte. Dieser las mit flammenden Blicken. „Schändlich, unerhört!“ rief er aus. „Diesen Brief soll ich geschrieben haben? Meine Züge sind täuschend nachgeahmt . . . Und Haller brachte den Brief?“

„Er selbst!“

„Bei meiner Ehre, die ich nie verletzt habe, versichere ich: dieses Papier kenne ich nicht!“

„Ein zweiter Brief brachte den Trauring zurück! Hier ist er.“

Lady Marie überreichte einen Ring, den sie ebenfalls aus dem Taschenbuche genommen hatte. Indem sie auf ihre linke Hand deutete, fügte sie hinzu: „Ich trage den Ring, den Sie meiner guten Mutter geschenkt haben.“ Der Oberförster war einige Augenblicke keines Wortes mächtig. Mit beiden Händen hielt er den Kopf, als ob er ihn vor dem Zerpringen wahren wollte. „Es tagt schrecklich!“ rief er. „Doch weiter, ich muß Alles wissen, um nach Gebühr verfahren zu können!“

„Meine Mutter besaß als ihr unantastbares Eigenthum das große Gut Röhborn, das sie von dem Hoflieferanten Martin Starke verwalten ließ. Der Mann, der das allgemeine Vertrauen genoß, hatte stets pünktlich Zinsen und Abrechnung gebracht. Seit meine Mutter für irrsinnig galt und streng bewacht ward, blieb er aus. Um diese Zeit kam die Kunde, daß der Fürst, mein Großvater, gestorben sei. War er meiner Mutter auch ein hartherziger Vater gewesen, so weinte sie doch um ihn und jammerte: nun stehe ich ganz allein in der Welt! Nun änderte sich auch unsere Lage; man kündigte uns an, daß wir das einsame Haus verlassen müßten, da der neue Fürst, ein Seitenverwandter des Verstorbenen, es zu einem Jagdschlosse einrichten wollte. Hatte man sich früher zu viel um uns gekümmert, so ließ man uns jetzt völlig außer Acht, man wollte uns in gewissen Circeln nicht

einmal kennen. Wohin wir kamen, wir wurden mit einer Art Scheu betrachtet als ob ein Interdict auf unseren Häuptern lastete. Der Entschluß meiner Mutter war bald festgestellt: sie wollte ein Land verlassen, in dem sie schmäzlich betrogen worden. Als sie sich nach dem Hauptmann Freiberg erkundigte, hieß es, er habe sich zum zweiten Male mit einer bürgerlichen Dame verheirathet. Diese Nachricht gab ihr den Todesstoß; sie hatte ja an eine Verständigung geglaubt. Nun war ihr die letzte Aussicht auf Glück erloschen. Sie ließ Martin Starke kommen, um mit ihm ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen. Der kleine Mann erklärte, er habe auf schriftlichen Befehl meiner Mutter das Gut dem Hauptmann Freiberg übergeben müssen, der es im Namen seiner minderjährigen Tochter verwalten wollte. Da er gewußt, daß der Hauptmann heimlich mit ihr getraut sei, habe er keinen Anstand genommen, dem Befehle, den er vorgeigte, nachzukommen. Der Befehl war offenbar falsch oder die Unterschrift desselben, die von einem Notar beglaubigt, erschlichen. Starke drang darauf, daß meine Mutter ihn zu dem Hauptmann begleite, der seinen Abschied genommen habe und herrlich und in Freuden auf dem Gute lebe; er, Starke, müsse gerechtfertigt werden. Meine Mutter entschloß sich zu der Reise, da sie gezwungen war, ihr Vermögen zu retten. Aus Rücksicht für den Mann, den sie einst geliebt, wollte sie auf friedlichem Wege das Ziel zu erreichen suchen, ehe sie die Hilfe des Gerichts in Anspruch nahm. Starke erklärte den Herrn Hauptmann für einen Betrüger.“

„O, dieser vortreffliche Mann!“ rief der Oberförster. „Herr Gott, erhalte mir meinen Verstand! Weiter, um des Himmels willen weiter!“

„Starke rieth, die Mutter möge sämtliche Papiere mit sich nehmen, die zur Einleitung eines Prozesses erforderlich seien und vorzüglich eine Vollmacht für den, der für die Klägerin auftreten solle. Dies geschah. Gegen Mittag waren wir zur Abreise vorbereitet. Starke hatte uns seinen eigenen Wagen zur Verfügung gestellt. Ein furchtbarer Herbststurm tobte, als wir die Stadt verließen. Meine arme Mutter war so krank und angegriffen, daß wir gegen Abend in einem Dorfwirthshause ruhen mußten. Hier trafen wir den Grafen Haller, der vorgab, sich auf der Jagd zu befinden und gezwungen sei, Schutz vor dem entsetzlichen Wetter zu suchen. Starke setzte ihn von dem Ziele unserer Reise in Kenntniß; entrüstet fuhr er auf und erbot sich, uns als Zeuge gegen den Mann zu dienen, der so perfid handeln konnte. Er wisse, ver-

sicherte er, daß in dem Waldschlosse ein ähnliches Document nicht unterzeichnet sei. Der mir unheimliche Mann war der Mutter gegenüber die Artigkeit selbst; er bediente sie und bereitete ihr mit eigener Hand heiße Limonade, die er als ein wirksames Mittel empfahl. Ja, und sie war ein wirksames Mittel, wie wir bald erfahren sollten. Hätte ich davon genossen, die ich vor dem Herrn Grafen zurückbehte, ich lebte heute nicht mehr.“

Der Oberförster athmete tief und schwer, als ob eine gewaltige Last ihm die Brust zerdrücken wollte. Sprechen konnte er nicht, er mahnte nur durch Handbewegungen zur raschen Fortsetzung des Berichts.

Die Dame erzählte weiter:

„Eine gräßliche Angst folterte mich, als der Graf zu uns in den Wagen stieg, der rasch davonfuhr. Es war Nacht geworden, der Sturm raste und schlug Fluthen von Regen auf den nicht selten schwankenden Wagen. Schon nach kurzer Zeit klagte meine Mutter über heftiges Unwohlsein, dann verfiel sie in eine Art Betäubung, die ich Anfangs für Schlaf hielt; als ich aber ihre Zuckungen wahrnahm, rief ich um Hilfe. Der Graf meinte, wir müßten uns in Geduld fassen, da im Walde nicht Hilfe zu finden sei. Der Weg führte lange durch eine sumpfige Gegend, wir mußten langsam fahren. Ich hielt die Mutter fest umschlungen; von Zeit zu Zeit zuckte sie auf und drückte krampfhaft meine Hand. Dann bat sie, man möge sie in dem nächsten Dorfe aussteigen lassen. Die beiden Männer, die uns gegenüber saßen, sprachen ihr Bedauern aus und versicherten, daß wir bald ein Städtchen erreichen würden. Aber das Städtchen kam nicht. Plötzlich hielt der Wagen. Der Graf sprang hinaus, sprach einige Worte mit einem Manne, den ich nicht erkennen konnte, und kam dann zurück, nachdem er dem Kutscher Eile empfohlen. Die Kranke litt gräßliche Qualen. Man achtete nicht mehr auf sie. Ich begriff, daß hier Unheimliches im Werke sei. Wir kamen an mehreren Häusern vorüber, deren Lichter ich glänzen sah. Der Wagen hielt nicht an, er fauste durch Sturm und Nacht. Mein Rufen ward von dem Brausen über-tönt, das uns umgab. Ach, ich habe qualvolle Stunden verlebt! Mehr als ein Mal glaubte ich, meine arme Mutter sei todt; dann aber zuckte sie plötzlich zusammen und wimmerte um Hilfe. Die Männer antworteten gar nicht mehr. Ach, was sollte ich schwaches Geschöpf beginnen! Meine Noth hatte den höchsten Grad erreicht, ich war der Verzweiflung nahe. Laut flehte ich den Himmel um Rettung an. Da stand der Wagen wie fest gebannt. Der Graf sprang wie-

der hinaus. Ich sah Licht. Entschlossen folgte ich dem Grafen, umschlang die ohnmächtige Mutter und zog sie zu mir herab auf den Boden. Dann trug ich sie nach dem Hause; aber noch hatte ich die Thür nicht erreicht, als der Graf mich erfaßte und in den Wagen zurückschleuderte, der in demselben Augenblicke weiterfuhr. Was nun geschehen weiß ich nicht; ich verlor die Besinnung. Als das Bewußtsein mir zurückkam, fand ich mich in einem weichen Bette; mehr wahrgenommen zu haben erinnere ich mich nicht. Später sagte mir eine alte Frau, die mich bediente, daß ich sechs Wochen schwer krank gelegen habe. Auf meine Frage, wo ich sei, erhielt ich die Antwort: in London. Wie ich dorthin gekommen, weiß ich heute noch nicht. Die alte Frau, eine Deutsche, erzählte mir, daß Lord Lincoln sich meiner angenommen habe und daß ich in einem seiner Häuser wohne und von den berühmtesten Aerzten der britischen Hauptstadt behandelt worden sei. Ich fasse mich kurz, Herr Oberförster, und berichte, daß Lord Lincoln Tag und Nacht an meinem Bette gewacht, daß er eine heftige Leidenschaft zu mir gefaßt und dann erst beruhigt sich zurückgezogen, als die Aerzte mich außer Gefahr erklärt hatten. Und wo hatte mich der Lord gefunden? Staunen Sie über die Bosheit der Menschen . . . an dem Ufer der Themse, kalt und starr, eine Leiche! Die Borsehung hatte mir gnädig das Leben erhalten, ich konnte meinem Retter dadurch lohnen, daß ich seine Gattin ward. Lincoln, um zehn Jahre älter als ich, war Anfangs der Gegenstand meiner Verehrung, später der meiner Liebe. Seine Verwandten verfolgten uns, sie wollten eine Verbindung nicht anerkennen, die sie zu den unerhörtesten Mesallianzen zählten. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, in Deutschland Forschungen nach meiner Familie anzustellen. Jemehr ich versicherte, meine Mutter sei die Tochter eines hochgestellten Mannes, destomehr erhöhte man mich. Man schalt mich eine freche Lügnerin, eine Abenteurerin, welche die Schwäche eines romantisch gesinnten Mannes gebrauche, um eine große Dame zu werden. Ich gestehe offen, daß ich nicht ganz ohne Eigennutz gehandelt habe, denn der Drang, für meine Mutter zu sorgen und die in Deutschland an uns verübten Verbrechen an das Licht zu ziehen, hat mich stets befeelt. Leider konnte ich nur spät meinen glühenden Wunsch befriedigen. Mein Gemahl, aufgerieben durch stete Kämpfe mit den Verwandten und gefoltert von der Angst, mich zu verlieren, ward irrsinnig. Man schickte ihn auf eine Besitzung nach Schottland und mir gestattete man, ihn als Wärterin

zu begleiten. Ich durfte nicht eine Stunde von seiner Seite weichen. Kam ich nicht, wenn er sich nach mir sehnte, so rastete er. Nur meine Stimme konnte ihn beruhigen. Man überwachte mich als das einzige Lindermittel für den Geisteskranken. Ich war eine Gefangene in dem alten schottischen Schlosse und durfte weder Briefe absenden noch empfangen. Hätte ich meinen armen Gemahl, dessen Unglück ich willenlos herbeigeführt, nicht aufrichtig geliebt, hätte ich nicht einen Trost darin gefunden, eine theuere Pflicht zu erfüllen, ich würde meinem herben Loos erlegen sein. So betrachtete ich meine Mutter als eine Todte und mich selbst ein Opfer trauriger Verhältnisse. Von dem, was außer dem Schlosse vorging, erfuhr ich nichts; ich sehnte mich auch nicht danach, denn meine Einsamkeit war mir lieb geworden. Nach und nach fühlte ich mich sogar glücklich in der Ausübung meiner schweren Pflicht. Jahre verflossen, ohne daß eine Aenderung eintrat. Da starb der Lord am Gehirnschlage. Ich fand ihn Morgens todt in seinem Bette. Nun war ich frei. Aber ich wollte nicht reisen, ohne meine Zukunft sicher zu stellen. In London nahm ich einen Advocaten an; er vermittelte einen Vergleich und ich erhielt eine Jahresrente von tausend Pfund Sterling unter der Bedingung, daß ich den Namen Lincoln nicht führe. Was lag mir an dem Namen? Ich konnte nach Deutschland reisen und dort als Dame von Stande leben. Lady Hermann hofft in die Kreise einzutreten, denen einst die Mutter angehörte. So lebe ich seit fast einem Monate in der Residenz, die dem Ländchen meiner Geburt am nächsten liegt. Ein geschickter und zuverlässiger Rechtsanwalt besorgt meine Geschäfte. Ueber die Mutter habe ich bis jetzt nichts erfahren; aber den Vater, so hoffe ich: habe ich gefunden!"

Lady Marie schwieg erschöpft. Wie eine Sünderin des Urtheilspruchs, so harrete sie des Entschlusses des Greises.

„Marie,“ rief dieser erschüttert, „verzeihe mir, wenn ich die Dinge nicht sogleich fassen kann . . . in meinem alten Kopfe sieht es wunderbar aus . . . Was Du erzählt hast, kann nur die Tochter meiner Friederike wissen . . . und Friederike, dieser Engel . . . o, welch' einen höllischen Plan haben jene Schurken ausgebrütet, um mich von meiner Gattin zu trennen! Es ist hier wie überall . . . Mesalliance! Was ist denn Mesalliance?“

Bitter lachend schritt er durch das Zimmer. Er kämpfte einige Augenblicke mit den widerstrebendsten Gefühlen; dann trat er vor die Dame.

„Auch meine Tochter ist ein Opfer des Begriffs „Mesalliance“ . . . Marie, ehren wir das Andenken an die Dulderin . . . hier biete ich Dir die Vaterhand! Du mußt ja meine Tochter sein, denn Du weinst mit mir um die arme Friederike! Deine Thränen sind die ersten, die ich fließen sehe. Es thut meinem alten Herzen wohl, daß Friederike gerechtfertigt ist. Ich war mit den Menschen, mit der Welt zerfallen, weil ich ihr grollen mußte . . . Du hast mich versöhnt . . . Marie, Tochter meiner Friederike!“

Sie neigte sich vor ihm; er drückte seine zuckenden Lippen auf ihre weiße Stirn.

„Vater, Vater,“ schluchzte Marie, „das hat die Vorsehung gefügt!“

4.

Um Mittag wollte der Oberförster das Haus des Rentiers betreten. Noch ehe er die Glocke zog ward die Thür geöffnet und der Jägeroffizier trat heraus.

„Vater!“

„Ludwig!“

„Ich habe Dich gesucht!“

„Hier?“

„Ja!“

„Mein Sohn, Du hast eine gute Nase. Wie konntest Du überhaupt wissen, daß ich in der Stadt bin?“

„Dort von dem Kaffeehause aus habe ich gesehen . . .“

Der Greis bemerkte jetzt Claudia, die sich schüchtern zurückzog, um dem Eintretenden Platz zu machen. Die besondere Schönheit des jungen Mädchens war ihm längst aufgefallen.

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Wie man sich einen Störenfried vom Halse schafft.) Alle Diejenigen, welche gern schlafen, und noch mehr Solche, die Abends und Nachts spät zu Bett gehen, stellen die Behauptung auf, daß es nichts Angenehmeres gebe als den leichten Morgenschlummer, jenes sanfte Hinträumen, welches freilich nichts gemein hat mit dem schweren Schlaf, der einem Kanonenschuß Trost bietet, sondern vielmehr durch das leiseste Geräusch gestört werden kann. Man kann sich also die schmerzliche Ueberaschung eines jungen Mannes leicht vorstellen, der ein bis dahin stets friedliches Haus in einer der stillsten Straßen von Paris bewohnte, als er eines schönen Morgens durch ein entsetzliches

Geschrei aus seinem süßen Schummer gestört wurde. Dasselbe wiederholte sich nicht bloß jeden Morgen, sondern dauerte auch immer einen großen Theil des Tages mit kurzen Zwischenpausen fort, was unserem jungen Mann um so unangenehmer war, als er dadurch nicht bloß in seinem Morgenschlaf, sondern auch in seiner Tagesarbeit gestört wurde, denn er war Schriftsteller und hatte hauptsächlich um der noch größeren Stille willen ein auf den Hof herausliegendes Zimmer bezogen — jedenfalls hatte er dabei auch noch andere Gründe, denn in Paris sind die Miethen unverkündet theuer.

Er suchte also in seinem gerechten Zorne den Urheber des unerträglichen Geschreis ausfindig zu machen und entdeckte, daß eine Etage tiefer ein junges Ehepaar eingezogen war, welches an dem Fenster, das dicht unter dem seinigen lag, einen Papagei installiert hatte, der den jungen Leuten als ein unerlässliches Möbel bei ihrer neuen Einrichtung erschien und sich ihrer großen Zärtlichkeit erfreute.

Der junge Schriftsteller saß sich ein Herz, steigt eine Treppe hinunter, klingelt, giebt seine Karte ab und läßt um die Erlaubniß bitten, seine Aufwartung machen zu dürfen. Als er vorgelassen wurde, erzählte er dem Ehepaar in der jovial-gemüthlichsten Weise von den Unannehmlichkeiten, die ihm der Papagei bereitet, wie er ihn früh durch sein häßliches Kreischen erweckt und wie dieses fortdauernde Geschrei ihn den Tag über in seinen Arbeiten stört, daß er nicht im Stande sei, einen einzigen guten Gedanken zu fassen und daß er schließlich sich genöthigt sehe, dem Feinde das Feld zu räumen und fortzugehen, während er doch darauf angewiesen sei zu arbeiten, und zwar fleißig zu arbeiten. Er bat zum Schlusse sehr artig, daß man das liebe Thierchen doch in einem der vorn herausgehenden Zimmer unterbringen möge, wo es sich übrigens auch weniger einsam fühlen und darum weniger schreien würde. Madame ergriff sogleich das Wort und entgegnete in ziemlich spitziger Weise, Papagei befände sich jedenfalls in dem Zimmer auf den Hof heraus, wo es genügende Sonne habe, wohler als in den schattigen Vorzimmern und sie bedaure daher, keine Rücksicht auf derlei Zumuthungen nehmen zu können. Dabei sah sie nach der Uhr, fand daß es Zeit sei, an die Toilette zum Ausgehen zu denken und verabschiedete so in förmlich unhöflicher Weise den jungen Nachbar, ohne ihren Mann nur irgendwie dabei zu Worte kommen zu lassen. Unser Journalist stieg zähneknirschend wieder in seine Wohnung hinauf und gelobte sich feierlich, Rache an Madame und ihrem Papagei zu nehmen. Aber in welcher Weise? Zuerst studirte er die Gewohnheiten des Feindes, zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Ehemann Unterbeamter in einem der Ministerien sei, um neun Uhr des Morgens fortgehe und Nachmittags um fünf Uhr zurückkehre. Die Frau gab während der Zeit Unterricht im Pianofortspiel außer dem Hause, ging um eils Uhr fort und kam um vier Uhr Nachmittags wieder nach Hause.

Während ganzer fünf Stunden blieb also der Papagei völlig allein, sein Käfig wurde auf den Balkon herausgestellt, und das Thier unterhielt sich dann mit einem unaufhörlichen schauer-

lichen Gefächze und Geschrei, denn seine Erziehung war derartig vernachlässigt, daß er nicht das kleinste Wort, nicht den geringsten Satz aussprechen konnte. Von seinem Fenster aus blickte unser Held gerade herab auf den Balkon, beobachtete seinen Feind und grübelte über seiner Rache.

Es widerstrebte ihm den Vogel zu tödten, was ihm ein Leichtes gewesen wäre; goß er von Zeit zu Zeit einen Eimer Wasser oder schüttete er einen Korb voll Asche über den Kopf, dann schrie das Thier natürlich nur um so ärger und er war um nichts gebessert. Endlich kam ihm jedoch eine leuchtende Idee und er schritt sogleich zu deren Ausführung. Er band einen Haken an eine Schnur, ließ den Haken hinab auf den Balkon und holte den Käfig mit dem lieben Papchen so herauf, obgleich das Thier jedesmal bei der Lustreise ein entsetzliches Geschrei erhob. Dies that er jeden Tag, sobald die Stunde geschlagen hatte, wo er wußte, daß Madame ausgegangen war. Dann stellte er den Käfig auf einen Tisch in seinem Zimmer, bedeckte ihn mit einem dicken Tuch und wiederholte von Zeit zu Zeit stets denselben Satz, auf den der im Finstern sitzende Vogel aufmerksam lauschte.

Ehe die Stunde schlug, wo die Gatten heimzukehren pflegten, wurde Papchen fein säuberlich wieder auf den Balkon hinabgelassen.

Diese Erziehungsmethode währte so zwei Monate fort — Papchen war sehr ungelehrig, aber unser Held ließ sich Zeit und Mühe nicht verdrießen — er hoffte auf seine Rache. Endlich, eines Sonntags Morgens, als das junge Ehepaar eben bei dem Frühstück saß und der Papagei von seiner Herrin nebenbei mit Zucker gefüttert wurde, blieben Beide plötzlich stumm vor Ueberraschung — ihr Vogel, der bis dahin nur unartikulirte Laute von sich gegeben hatte, begann zu sprechen, ordentliche, zusammenhängende Worte zu sprechen.

Eben hatte er einen Satz gesagt, dessen Sinn sie nicht gleich gefaßt hatten; jetzt wiederholte er denselben fortwährend, indem er sich ganz stolz dabei aufblähte und mit den Flügeln schlug — sie horchten aufmerksam zu und verstanden endlich: „Bleibe noch, Arthur; mein Mann ist auf seinem Ministerium.“

Der Gatte stuzte gewaltig, als er dies hörte, dann machte er seiner Frau eine heftige Scene — sie weinte und verteidigte sich aus allen Kräften — das Ende vom Liede war, daß der Papagei den anderen Tag sofort verkauft wurde. Das hatte der Nachbar gewollt — seine Rache war erreicht! F.

(Ein Wunderkind.) Eine Lübecker Chronik erzählt Wunderdinge von einem „sehr jungen aber von Gott mit seltenen Gaben und ungemein frühzeitigem Verstande begabten Kinde, von welchem man mit Grund der Wahrheit schreibt, daß dessen wundernswürdiges Gedächtniß, starkes Judicium, ungemeines Ingenium und Fleiß es von vielen tausend anderen Kindern unterscheidet und manchen Alten beschämt. Es ist dieses Knäblein in der berühmten und bekannten freien Reichsstadt Lübeck Anno 1721 den 6. Febr. geboren und heißet mit Namen Christian Heinrich Heineken. Als es kaum angefangen zu reden, saß es ohngefähr bei dem Ofen und fragte: Was doch die Fi-

guren an demselben bedeuten? Wie man ihm nun solche nach seinem Captu erklärt und ein und anderes dabei erzählt, so hat man mit Verwunderung angehört, daß es Alles den folgenden Tag fast mit denselbigen Worten wieder erzählt. Worauf man angefangen, ihm biblische Historien vorzusagen, als es nur auch selbige gleich behalten, und immer größere Begierde, etwas Neues zu hören, bei ihm zu verspüren gewesen, ist ihm aus anderen Wissenschaften in sehr kurzer Zeit so Vieles beigebracht worden, daß es in der Historie nicht nur alle Kaiser, Könige und Potentaten in allen 4 Monarchien in einer Suite kann hersagen, sondern auch, was dieser oder jener Gut- oder Böses verrichtet, ingleichen, was unter einem jeden Werkwürdiges passirt ist, erzählt: und dieses nicht nur aus der Profan-, sondern auch aus des Reformation-, Kirchen- und Biblischen Historie, aus welcher letzteren es alle Patriarchen, Richter und Könige in Juda und Israel hersaget.

„In der Genealogie weiß es von den Geschlechtern, Stammhäusern und Vermählungen hoher Familien und Potentaten solche Proben abzulegen, die man nicht von einem solchen Kinde kann praetendiren. In der Geographie weiß es bei einer jeglichen Landkarte die vornehmsten Flüsse, Städte, Fürstenthümer, Provinzien und Herrschaften zu nennen, wie auch vornehme Schlachten, welche verschiedene Dexter berühmt gemacht haben. Ingleichen zeigt es aus der Astronomie nicht nur alle 4 Plagas Mundi, sondern erzählt auch die vornehmsten Landschaften, so gegen Osten, Süden, Westen und Norden gelegen. Auf Latein kann es fast alles nennen, was ihm vorkommt, und viele lateinische Sententien und Sprichwörter hersagen. Den Catechismus, viele Kernsprüche aus der Bibel nebst schönen geistlichen Liedern weiß es ebenfalls perfect auswendig: wie es denn auch diese letzteren nach ihrer rechten Melodie singen kann, und dadurch die, welche es hören, nicht wenig afficiret. Summa, es begreift dieses Kind durch bloßes Vorsagen mehr, als viel tausend anderen Kindern mit großer Mühe beizubringen. Es läßt wenig Kindisches von sich sehen, ergötzt sich sehr an Malereien, und läßt eine große Begierde immer mehreres zu lernen von sich verspüren, ja es sucht durch sein vieles Wissen andere Unwissende und faule Ignoranten jederzeit zu beschämen. Anderer Sachen, die sich nicht alle specificiren lassen, zu geschweigen. Und dieses ist denn die eigentliche Beschaffenheit und beglaubte Nachricht dieses Kindes. Gott gebe, daß es viele zu gleichem Fleiß und Geschicklichkeit aufmuntern und anreizen möge.

Ein Kind, wie dieses ist, bringt kaum in hundert Jahren Die wildeste Natur aus ihrem Schatz herfür.
O hochgeschickter Kopf! wo sich zusammenpaaren
So reiche Wörter-Pracht und Wissenschaften Bier!
Ein Knabe dreier Jahr, von schwach und krankem Leibe,
Tritt mit des Lehrers Fleiß den sichern Wettstreit an;
Wer zweifelt, glaube dies, was ich gesehen schreibe,
Wo nicht, so schau er selbst dies Wunder, weil er kann.“

Mit dieser Einleitung beginnt ein 1724 in Lübeck erschienenes merkwürdiges Buch, welches aus zwei Theilen besteht. Der eine enthält die An- und Abschiedsreden unseres Säuglings

in verschiedenen Audienzen, die selbiger bei dem Könige von Dänemark Friedrich IV. zu Friedensburg und zu Hirschholm und Kjöge bei den übrigen fürstlichen Personen hatte, welche stets mehrere Stunden dauerten und worauf das Wunderkind häufig zu der königlichen Tafel geladen wurde. An den König richtete der kleine Heineken bei einer solchen Gelegenheit folgende Anrede:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr! Glückselig ist dieser Tag, an welchem mir schwachen Säugling die allerhöchste Gnade angedeyet, Eure Königliche Majestät als einen der allergrößten Monarchen in allerunterthänigster Devotion zu adoriren. Noch glückseliger ist dieses Tages Licht vor mich, weil ich um dessen Willen mein Leben den stürmenden Meereswogen anvertrauet, welche nur einen Finger breit zwischen mir und dem Tode übrig ließen. Am allerglücklichsten ist diese Stunde, welche dies von mir in Einfalt gesprochene Wort erfüllt: Ich würde von meiner Schwachheit genesen, wann meine Unschuld sich zu den Füßen Eurer Königlichen Majestät in den Staub neigte. Zum ewigen Beweis und Denk-Mahl dieser meiner Veneration habe ich mich unterwunden, durch den Herrn Ober-Hof-Marschall vor Eurer geheiligten Thron einige historische Blätter in aller Unterthänigkeit niederzulegen, welche ich in meinem zweijährigen Alter von denen ewig grünenden Cedern Eures Königlichen Libanons gesammelt habe; allerunterthänigst bittend: Eure Königliche Majestät wollen allermildigst geruhen, einen einzigen Gnaden-Strahl auf dieselbe und mich hernieder zu werfen.“

„Hierauf,“ heißt es weiter, „reichten Seine Königliche Majestät dem Kinde die Hand, welche es nebst dem Saum des Königlichen Kleides nach diesen gesprochenen Worten küßete: „Permettez moi, Sire! que je baise la main de votre Majesté et le bord de votre habit royal!“ Die Audienz dauerte fast zwei Stunden, wobei sich auch Ihre Excellences der Großkanzler und der Herr Geheime-Rath von Holsten befunden.“

Am Schlusse der Audienz hielt der Kleine an den König folgende Abschiedsrede: „Dero Allerhöchsten Gnade, Sire! bin ich unwürdig, Gott bittend, so lange der glühende Docht meines schwachen Lebens annoch dauern wird, daß er Eurer Königl. Majestät gloriwürdigstes Scepter segnen wolle in Ewigkeit.“

Der andere Theil des Werkes enthält die in der Anrede an den König erwähnten „historischen Blätter“ oder einen von dem zweijährigen Heineken verfaßten „Vorschmack der alten, mittleren und neueren dänischen Geschichte,“ einen Leitfaden für wißbegierige Kinder. Das Buch ist am Rande mit einer großen Menge von Citaten aus älteren lateinischen, deutschen und dänischen Schriftstellern versehen; es enthält vorn eine Zueignung an König Friedrich IV. und eine andere an den Altersgenossen des Verfassers, den Erbprinzen Friedrich (nachherigen König Friedrich V.) die Zueignung an den König lautet folgendermaßen:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Diese in aller Unterthänigkeit Eurer Königl. Majestät gewidmeten und vor Eurer geheiligten Thron aus meinen kraftlosen Händen niederfallenden „historischen Blätter“ habe ich in meinem zweijährigen Alter unter anmuthiger Führung von denen ewig grünenden uralten Cedern Eures gloriwürdigsten Königlichen Libanons gesammelt. Welche zwar nicht, wie es sich vor einem großmächtigen Monarchen geziemet, in Gold und Porphyrt, mit Apollischer Kunst eingezeichnet, sondern nach der einfältigen Fähigkeit meines kindischen Verstandes mit groben Farben und Linien auf geringem Papier dargestellt werden. Solcher Maßen, wie es ohne möglichste Verminderung ihrer wahrhaften Beschaffenheit, nach dem einmüthigen Bestimmen der unparteiischen und bevertesten Geschicht-Versaffer in einem so überaus engen Raum hat geschehen können. Möchte ein einziger Gnaden-Strahl aus der Sonne Eures Majestätischen Himmels auf dieselbe herableuchten, o! so würde mein unschuldiges Beginnen vor aller Welt Augen gerechtfertiget! Darneben würden Eure Königliche Majestät auch hierin des Allmächtigen Gottes Bild und Kennzeichen, welches Dieselben auf Erden allerglorwürdigst tragen, unendlich verherrlichen. Als welcher aus der jungen Kinder und Säuglingen Munde Ihm eine Nacht zuzurichten und keinen anderen als ihresgleichen sein Königreich zuzueignen Belieben trägt. Derjelbe starke Gott führe das Ziel Eurer Königlichen Majestät allertauerbarsten Lebens und gebenedeyeten Regiments weit, weit über die allgemeinen Schranken der Natur hinaus! Er erhöere hierin das Seufzen so vieler tausender allertreuester Unterthanen und Vasallen wie das meinige. Er verwirre die Anschläge aller Eurer verborgenen Feinde und lasse den so glorreich von Eurer Königlichen Majestät ersochten Frieden zum unaussprechlichen Gebeyen fort für fort blühen in Eurer selbst Ländern, Wäldern, Mauern und Palästen. Gesegnet bleibe Ew. Königl. Majestät gloriwürdigster Name und Zepter in Ewigkeit! Mit welchem innigen, allereinfältigsten Gebet ich den vermuthlich bald vorhandenen letzten Augenblick meines schwachen Lebens beschließen will, als Eurer Königlichen Majestät allerunterthänigster, allerdemüthigster

Christian Heinrich Heineken.“

Als eine Probe der historischen Schreibart des Säuglings theilen wir aus dem Werke des zweijährigen Verfassers die Geschichte König Friedrichs I. mit.

„Friedrich der Erste. 1. Herzog von Schleswig und Holstein, erhielt nach Ausschließung dreier von Christianus dem Anderen hinterbliebenen Kinder Johannes, Dorothea und Christina, die dänische Krone durch den abgeordneten Zülfischen Landes-Domer Magnus Mund zu Husum. 2. Gab denen Dänischen Edelleuten viele Freiheiten. 3. Föhrete die Lutherischen Priester in seine Länder ein. 4. Ließ Christianus den Andern zu Sonderburg in's Gefängniß werfen. 5. Seine bereits balsamirte und in Wachstüchern eingeschlossene Leiche blutete zu Schleswig so stark aus dem Sarge, daß man das Blut in Geschirren auffangen mußte.“

8.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Schluß.)

„Fräulein Claudia selbst bedient den Gast?“

„Vater, wann kann ich Dich sprechen?“

„Diesen Nachmittag drei Uhr triffst Du mich hier! Bis dahin habe ich wichtige Geschäfte zu besorgen. Auf Wiedersehen!“

Hans Freiberg stieg die Treppe hinan, nachdem er einen vielsagenden Blick auf Claudia geworfen. Man hörte seine schweren Schritte noch, als er über den Corridor des ersten Stocks ging.

„Beruhigen Sie sich, Claudia; mein Vater poltert, aber er ist gut. Ich kenne seine schwachen und seine starken Seiten. Kommt der Graf, so verfahren Sie wie verabredet.“

„Unternehmen Sie nicht zu viel, Ludwig?“

Sie hatte zum ersten Male seinen Vornamen genannt.

„Kann ich zu viel wagen, um mir ein Glück zu erringen, ohne das ich der beklagenswertheste Mensch wäre?“

Claudia sah ihn an als ob sie sagte: „wir wollen uns lieben, und müßten wir untergehen.“ Ludwig antwortete auch durch einen Blick, der unzweideutig

sagte: „wir werden uns lieben, und nicht untergehen.“ Dann küßte er ihr die Hand und verließ das Haus.

„Er ist brav und treu, dachte Claudia; ihm darf ich vertrauen!“

Nun sah sie in dem Gastzimmer nach. Der Einnehmer saß auf dem Sopha; er hielt die Meerschampeife in der Hand und ... schlief. Die Stunde war gekommen, in welcher er, seiner Gewohnheit gemäß, der Natur den täglichen Tribut zollte. Und er schlief ruhig, denn noch kannte er den Verlust nicht, der ihn betroffen. Gottlieb war ausgeschied; er überbrachte dem Grafen von Haller die Einladung zum Abendessen. Aus diesem Grunde hatte Claudia die Beaufsichtigung des Hauses übernommen.

Martin Starke saß zusammengekauert in dem großen ameritanischen Lehnstuhle, als der Oberförster, der sich diesmal nicht hatte anmelden lassen, eintrat.

Der Rentier mußte wirklich krank sein, er zitterte vor Frost, trotzdem das Zimmer sehr warm war. Seine Füße staken in einem gestickten Fußsacke. Eine Pelzmütze hüllte den kleinen Kopf ein. Man sah nur die Nasenspitze und das Kinn des reichen Mannes, der in seiner Pelzkleidung einem Grönländer glich. Auf den Gruß des Oberförsters dankte er durch ein jämmerliches Nschzen.

„Starke, haben Sie überlegt? Können oder wollen Sie mir zu morgen dreitausend Thaler schaffen?“

„Das Geld ist rar! Mein Gott, wie man von allen Seiten gequält wird! Der Amtsrath, der Röhborn gepachtet, hat den Rest noch nicht gezahlt. Sie

wissen, Freund, daß ich gern gefällig bin; ich habe es Ihnen ja schon oft bewiesen . . . Sie befinden sich nicht selten in Geldverlegenheit . . . nun sind Sie pensionirt, es fehlt Ihnen der volle Gehalt . . . vergessen Sie denn, daß ich noch einen Wechsel von Ihnen besitze? Ganz recht, das fällt mir eben ein! Und ich selbst bin in Verlegenheit . . . muß meine Enkelin ausstatten; sie heirathet den Grafen von Haller. Ich übergebe meinem Schwiegersohne das Gut und bedinge mir eine Rente aus. Sprechen Sie doch mit dem Grafen, er besucht gegen Abend seine Braut.“

„Hat der Graf einen Sohn? Soviel ich weiß, ist er nie verheirathet gewesen.“

Martin hustete. Dann sagte er verlegen:

„Der Graf ist nicht mehr jung, aber rüstig und von stattlichem Aeußern. Er wird meine Enkelin noch glücklich machen.“

„Der Graf, der in meinem Alter stehen muß?“ rief Freiberg erstaunt.

„Claudia wird Gräfin, und das ist schon etwas. Lernen Sie ihn kennen, Freund, und Sie werden ihn schätzen müssen.“

„Gut, ich werde mit dem Herrn Grafen sprechen, denn ich muß Geld schaffen.“

Der Oberförster warf seinen Pelzrock ab, zündete seine Pfeife an und ging ruhig durch das Zimmer.

„Den Patron werde ich nun nicht mehr aus den Augen lassen!“ dachte er.

„Wäre der gräßliche Mensch fort!“ dachte Starke. „Ach, und unten sitzt Andreas Grundner, der eine Vollmacht bringt . . . Gestern war der Jahrestag . . . müssen diese Beiden kommen! Ist es doch, als ob ich nie Ruhe finden soll! Der Graf mag mir helfen, er wird ja mein Schwiegersohn!“

„Starke!“ rief der Oberförster.

Der Angeredete fuhr zusammen.

„Sprechen Sie doch nicht so laut. Meine Nerven sind sehr reizbar.“

„Da fällt mir ein, daß heute für mich ein merkwürdiger Tag ist.“

„So, wie so denn?“

„Heute vor achtunddreißig Jahren ward ich mit meiner ersten Frau getraut.“

„Mit der überspannten Prinzessin Friederike?“

„In der Dorfkirche zu Röttheborn, ganz still, ohne Zeugen.“

„Es glaubt kein Mensch daran. Ich erinnere mich, daß früher davon gesprochen wurde. Der Pfarrer, der getraut haben soll, war todt, und in dem Kir-

chenbuche stand Nichts. Hätten Sie sich doch einen Trauschein geben lassen. Die arme Prinzessin hat sich in den Weiher der Wasserburg gestürzt, nachdem sie ihre Tochter spurlos hat verschwinden lassen. Freiberg, das war ein sehr leichtsinniger Streich von Ihnen! Nun, ich erlaube mir kein Urtheil, da ich die Geschichte zu wenig kenne. Ich weiß nur, daß ich als Administrator der Frau Prinzessin viel Geld verloren habe. Schweigen wir davon, die Erinnerung ist unangenehm.“

„Ha, Freund, wenn nun ein Mann käme, der eine Vollmacht Friederikes und den Trauschein brächte . . .“

„Was für ein Mann?“ fragte Starke zischend. Vollmacht, Trauschein . . . Sie faheln!“

„Wo ist der Veteran, der gestern vor mir angekommen?“

Der Rentier sank kreischend zusammen. Freiberg zog die Glocke, daß fast die Schnur zerriß. Gottlieb trat erschreckt ein. Ihm folgte Andreas Grundner, bestürzt, außer Athem.

„Mein Herr, mein armer Herr!“ rief der Diener.

„Ich bin bestohlen!“ rief der Einnehmer. „Martin, so kannst Du an mir handeln?“

„Was ist Ihnen gestohlen?“ donnerte Freiberg, der vor Erregung am ganzen Körper bebte.

„Papiere, wichtige Papiere!“

„Sie sind also der Bevollmächtigte der armen Frau, die in einem Weghause gestorben ist?“

„In meinem Hause, in den Armen meiner Frau ist die Dame gestorben.“

„Ich begreife Alles. Dort liegt der Dieb! Wehe Dir, Glender, wenn Du die Papiere vernichtet hast! Ich zerschmettere Dir den Schädel!“

Der Oberförster wollte den Hirschfänger ziehen; Gottlieb und der Einnehmer fielen ihm in den Arm. Und wahrlich, sie verhinderten eine schreckliche That, denn der jähzornige Greis würde die Drohung ausgeführt haben, wenn die beiden Männer die Waffe ihm nicht entrißen hätten. Der Rentier bot einen erschrecklichen Anblick. Er war zu Boden gesunken und starrte mit verglasten Augen den Oberförster an.

„Ich habe die Papiere nicht!“ wimmerte er. „So wahr mir Gott helfe!“

Er brach böllig zusammen; man mußte ihn zu Bett bringen. Andreas Grundner erzählte kurz, was in der verflossenen Nacht geschehen, er verschwieg auch nicht, daß Starke ihm Geld geboten. Der Oberförster tobte durch das Zimmer und bestürmte den Kranken mit Fragen und Drohungen. Martin Starke aber blieb stumm, er lag regungslos wie im Starrkrampfe.

Man durchsuchte das Gastzimmer, natürlich erfolglos. Freiberg ging weiter; er zertrümmerte mit dem Hirschfänger die Möbel und durchsuchte jedes Fach. Dann sank er erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich bin ein Thor!“ murmelte er. „Wozu sollte er die Papiere aufbewahren?“

„Er ist der Dieb!“ versicherte Andreas. „Er hat gewußt, daß ich die Papiere besitze. O, wie bereue ich meine Unvorsichtigkeit!“

Der Oberförster inquirirte den alten Gottlieb, der bei allen Heiligen schwor, daß er die Nacht ruhig in seinem Bette verbracht habe. Dann ließ er Claudia holen, die nicht gewagt hatte, das Zimmer zu betreten. Würdevoll wies sie den Verdacht zurück, den der Alte aussprach. Aber sie zitterte, als sie sich erinnerte, daß sie den Großvater auf der Treppe gesehen hatte. Sie fragte den Kranken, dessen kalte Hände sie ergriff. Martin wiederholte mit Anstrengung seinen Schwur. Da öffnete Gottlieb die Thür; Ludwig Freiberg trat ein. Claudia schilderte ihm weinend die Zustände.

„Hier ist das Taschenbuch!“ rief der Offizier. „Meiner Liebe zu Claudia habe ich es zu danken, daß ich die wichtigen Papiere dem Verderben entreißen konnte.“

Martin Starke winnerte um Hilfe. Er mußte Visionen haben, denn mit zitternden Händen deutete er nach einem Winkel des Zimmers.

„Dort steht das Bett wieder!“ stammelte er. „Die bleiche Frau starrt mich mit gebrochenen Augen an . . . Prinzess, nicht ich allein bin der Schuldige . . . Gnade! Gnade! Der Graf hat die Limonade vergiftet!“

So hatte Claudia den Alten oft gehört, vorzüglich in den Herbstnächten, wenn Stürme das Haus umtobten und Regenschluthen die Fenster peitschten. Dann hatte er auch gebetet und fromme Stiftungen angelobt. Der Anblick eines weißen Bett's war ihm stets ein Schreckbild gewesen. Nur mit Widerstreben hatte die Enkelin, die sich der zartesten Fürsorge des Großvaters erfreute, diese sonderbaren Erscheinungen für die Wirkungen eines erwachten Gewissens gehalten.

„Bekenne, bekenne!“ rief der Oberförster. „Der Tod streckt die Hand nach Dir aus!“

„Der Graf ist Mitbesitzer des Gutes . . . der Frucht unsers gemeinschaftlichen Verbrechens . . . das so lange verborgen geblieben . . . Ich habe schwer gebüßt! Schleppt mich nicht vor das Tribunal . . . laßt mich hier sterben! Freiberg ist der rechtmäßige Eigentümer . . . wir haben Friederike's Document vernichtet.“

„Ein gräßliches Licht fällt in die Nacht!“ rief der Oberförster. „Um die Betrogene an der Wiedererlangung ihres Eigenthums zu hindern, hat man sie zu der Reise verlockt und vergiftet! Herr, mein Gott, kannst Du denn solche Frevel geschehen lassen?“

„Dort im Schranke liegt mein Testament!“ stöhnte Martin, der mit heftigen Schmerzen rang. „Verzeihung, Freiberg. Sie sind mein Erbe . . . sorgen Sie . . . für Claudia!“

Martin Starke sank zurück; er hatte seine Seele ausgehaucht. Der Arzt, den Gottlieb geholt, erklärte, daß der Rentier einem Gehirnschlage erlegen sei. Das vorgefundene Testament war am Morgen desselben Tages geschrieben; Martin Starke erklärte darin einfach, daß dem Oberförster Hans Freiberg das Gut Rötzeborn, alles Andere seiner Enkelin Claudia werden solle, wenn er, Martin, die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen, nach dem er sich herzlich sehne. Der Graf Haller, schloß er, sei dadurch abzufinden, daß man ihn dem Staatsanwalte übergebe; der Mann sei stets sein Dämon und Henker gewesen.

Der Oberförster ließ eine Commission der Staatsanwaltschaft kommen, die ein langes Protokoll aufnahm. Ihr übergab er auch die Vollmacht und den Trauschein. Noch arbeitete die Behörde, als der Graf, ein stattlicher Greis, festlich geschmückt erschien. Er kam als hoffnungsfroher Bräutigam. Der Oberförster zog ihn an das Todtenbett.

„Dort liegt Dein Genosse!“ rief er. „Und nun bekenne dem irdischen Richter . . . Ich, der bürgerliche Mann, bin zu stolz, um einen gemeinen Verbrecher zum Zweikampfe zu fordern.“

Wir unternehmen es nicht, den Schrecken des edeln Herrn zu schildern. Statt der jungen reizenden Braut fand er die ernstesten Männer des Gerichts. Bleich und zitternd, keines Wortes mächtig, fügte er sich der Verhaftung, die der Staatsanwalt anordnete. Am nächsten Morgen fand man ihn todt im Gefängnisse; er hatte sich an seinem seidenen Shawle erhängt. Die Untersuchung fand nun einen raschen Abschluß, aber sie hat nicht ergeben, wer den Einnehmer Grundner aufgefordert, als Bevollmächtigter bei dem Rentier zu erscheinen. Auch Lady Marie war davon durch einen Brief in Kenntniß gesetzt, und diese hatte die Ankunft des Bevollmächtigten dem Oberförster mitgetheilt, der demgemäß im Hause Starke's auftrat. Beide Briefe, der an Grundner und der an die Dame, waren von einer Hand geschrieben.

Das Testament Martin Starke's hatte keine Gil-

tigkeit; wohl aber trat der Oberförster für seine Tochter auf und reclamirte das große Gut, das ihm, auf Grund des Trauscheines, auch zuerkannt ward, freilich nach einem kostspieligen Prozesse, da auch der Fiscus des Nachbarländchens Ansprüche erhob. Der Greis überlebte den Besitzantritt nur einige Wochen; ehe er verschied, sagte er seinem Sohne, der das Gut verwaltete: „Führe Claudia heim, Du schließest keine Mesalliance ab; sie ist unschuldig an dem Verbrechen ihres Großvaters und außerdem hat sie Dich in das Gastzimmer geführt, wo Du die Papiere fandest, die die Ehre meiner Friederike und das Vermögen Deiner Stieffchwester gerettet haben.“

Er segnete das Brautpaar und starb.

Lady Marie lebte still und einsam auf dem Gute, ihren Verwandten eine liebende Freundin, den Armen und Bedrängten eine sorgende Wohlthäterin. Dem Einnehmer Grundner, der seinen Posten niedergelegt, sicherte sie eine sorgenfreie Existenz. Ludwig wiederholte oft seiner jungen Frau: „Wir sind durch Sturm und Nacht glücklich geworden; es giebt doch eine Vorsehung!“

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

Strophe:

Und was Du thust, und thatest Du's mit Schmerzen,
Vollbringst Du's nur in einer höh'ern Sendung.
Die Macht, die mich verließ von Deinem Herzen,
Gab mir, dem Dichter, des Berufs Vollendung.
Sie löste ihn von seinen letzten Banden,
Sie nahm ihm Heimath, Ziel und Vaterland,
Sie nahm ihm Heimath, Ziel und Vaterland,
Hab' Schicksal, Dank, Du wurdest recht verhanden!
Nur frei und einsam reist der Dichter aus.

1.

„Sagt meiner Nichte, der gnädigen Comtesse, daß ich sie erwarte!“

„Zu Befehl, Erlaucht!“

„Und ist Alles im Ahnensaal bereit, brennen alle Kerzen auf den Kronleuchtern und Kandelabres?“

„Alles in Ordnung, wie Erlaucht befohlen.“

„Friedrich und Johann könnten noch einige Fackeln anzünden, für den Fall ich ihrer bedürfte. Sorgt, daß dies geschieht — und dann geht zur Comtesse!“

Der Diener entfernte sich.

Nach kurzer Zeit wurden die hohen Flügelthüren

des Gemaches, in welchem der edle Graf sich befand, von dem Diener aufgerissen, und eine junge Dame trat eilig herein. Ein Gewand von schwerem, rauschendem Atlas floß in reichen Falten um die hohe, königliche Gestalt, echte Spigen und Juwelen schmückten sie, und unwillkürlich suchte das Auge nach einer Krone, die als Zier dieser schönen Stirn so ganz an ihrem Plage gewesen wäre. Doch das edle Haupt war alles künstlichen Schmuckes baar, es begnügte sich mit dem, welchen die Fülle des weichen, nachtschwarzen Haares ihm verlieh. Wenn ein Myrtenkranz sich darum geschlungen, so hätte man glauben können, das junge Mädchen solle von ihrem Onkel zum Traualtare geführt werden, doch dieses symbolische Zeichen fehlte zum Glück. Ja, zum Glück, denn die Züge des schönen, marmorbleichen Antlitzes trugen nicht den Ausdruck, welchen man bei einer Braut, die den heiligen Ehebund eingehen will, meistens findet und nie vermissen sollte. Nichts von Freude und Seligkeit lag in diesem Gesicht, vielmehr sprachen Stolz und Trotz aus den dunklen Augen, während ein leises, fast spöttisches Lächeln die Lippen kräufelte, als die junge Dame in einem der hohen Spiegel nicht nur ihre geschmückte Gestalt, sondern auch die des alten Herrn sah, der in voller Generalsuniform, die Brust mit Orden und Sternen bedeckt, seitwärts von ihr stand. Das feine, spöttische Lächeln sagte deutlich:

„Welche unnütze Spielerei, welcher Mummenschanz ist doch das Ganze!“ Ja, ein noch bitterer Ausdruck, der das Gesicht übersflog, schien zu sprechen: „Sich schmücken zu müssen, während das Herz vor Aufregung und Schmerz zuckt, wie grausam!“

Die Augen des alten Grafen hingen wie geblendet an der herrlichen Gestalt der Nichte, die auf sein Geheiß volle Toilette gemacht und den ganzen Schmuck der Familiendiamanten angelegt hatte.

„Ich bin mit Dir zufrieden, ma nièce, nie früher habe ich Dich so im vollen Glanze Deiner Schönheit gesehen, Du machst Deinen Ahnen alle Ehre — in dieser Hinsicht.“

Die Angeredete warf den Kopf mit einer fast unmerklichen Geberde hinten über, und eine glühende Röthe, aber nicht die geschmeichelter Eitelkeit übersflog das Gesicht, doch erwiderte sie nichts.

„Bist Du bereit, mich nach dem Ahnensaal zu begleiten, Isabelle?“

„Ich handle ja schon seit einigen Stunden nach Deinen Befehlen, so will ich auch diesem mich nicht entziehen.“

O, welche reiche, klangvolle Stimme, wie edel und doch wie lieblich die Sprache; hatte die Natur auf dieses Mädchen denn Alles gehäuft, was schön und begehrenswerth war!

Der alte Graf schellte und sobald einige Diener erschienen, ihnen die schweren silbernen Leuchter mit den brennenden Kerzen voranzutragen, reichte er seiner Nichte mit steifer Förmlichkeit den Arm, und schritt mit ihr dahin durch eine lange Reihe von Gemächern, bis sie am Ende derselben in den Ahnensaal traten. Obgleich Hunderte von Wachskerzen in diesem Raume brannten, so konnte man trotzdem nicht sagen, daß er in allen Theilen gleich voll erleuchtet gewesen wäre, dazu war er zu groß und hoch; hier und dort lauerten noch düstere Schatten, wodurch jedoch der ganze Eindruck nur feierlicher wurde.

„Soll ich noch Fackeln bringen lassen, oder kannst Du die Bilder genau sehen, Isabelle?“

„Vollkommen, ich finde es hinreichend hell.“

Der Graf winkte den Dienern sich zu entfernen, die hohen Flügelthüren schlossen sich und Oheim und Nichte waren allein.

Die Augen des Greises richteten sich auf seine junge Begleiterin, er hoffte in ihrem Antlitz etwas zu finden, das von dem Eindruck Kunde gäbe, den der Ahnensaal mit seiner Fülle von Gemälden auf sie mache; doch in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Mit einem Ausdruck von Gleichgiltigkeit, der in diesen jungen schönen Gesichtszügen fast schmerzlich berührte, blickte Isabelle achtlos umher oder auf den Boden nieder.

Ein Seufzer, so tief und schmerzlich, daß er fast wie ein Aechzen klang, entfuhr der Brust des alten Mannes. Jetzt kam Leben in die erst so kalte Gestalt des Mädchens; reiches warmes Herzensleben durchglühte jeden einzelnen Zug des Gesichtes, leuchtete aus den tiefen, dunklen Augen, aber die Lippen blieben noch geschlossen.

„Umweht es Dich nicht wie die Schatten einer großen Vergangenheit, erseht diese verschwundene ruhmreiche Zeit nicht gleichsam wieder lebendig vor Dir, wirst Du nicht von heiligen Schauern erfüllt, inmitten Deiner eben so edlen als hochberühmten Ahnen? Schlägt Dein Herz nicht bang und bekommen, fühlst Du Dich nicht unwürdig solcher Vorfahren mit dem thörichtesten Vorsatz, der in Deiner Brust gekieimt ist?“

„Nein, mein Oheim.“

Der warme Gefühlsausdruck, der vorhin auf Isa-

bellens Antlitz erblüht war, verschwand bei dieser Anrede des Onkels, Trotz und Stolz, fast hochmüthige Sicherheit legten sich wieder darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine Geschichte aus Holstein, aber keine Kriegsgeschichte.)
In einer der kleineren holsteinischen Städte gab es vor einiger Zeit, lange ehe die Kriegsdonner dort hausten, einen „Griper“ (Polizeidiener oder Marktvogt), der besonders wachsam war und dessen Hauptfunction darin bestand, auf dem Wochenmarke den Verkauf an Auswärtige bis zum Schläge eifß Uhr Vormittags zu verhindern und nöthigenfalls die etwaigen Contraventionen der gerechten Strafe entgegenzuführen. Eines schönen Sommermorgens hatte die Kirchenguhr bereits zehn geschlagen. Der Griper stand schon stundenlang lauernd im Schatten einer Straßensinde und schwärmte vergebens von seiner Viereschillingsgebühr; Alles ging seinen schönen gesetzlichen Gang, der Markt wimmelte von Käufern; aber es waren lauter Gevatter und Gevatterinnen der guten Stadt; kein Fremder wollte sich zeigen und die Zeit für Contraventionen und Viereschillingsgebühr begann allmählig zu verstreichen. Der Amtseifer des Gripers erreichte dadurch eine wahrhaft ingrimmige Höhe.

Da endlich erscheint eine stattliche, wohlbeleibte Frau an den Körben der Bauerweiber; es war die leider auch dem Griper nur zu wohlbekannte Rathsverwandtin aus einer Nachbarstadt. Ob unkundig des Gesetzes, ob in geschwinderer Absicht, bleibt dahingestellt; unbestritten aber ist, daß sie, noch ehe die alte Glocke einmal daran dachte eifß zu schlagen, mit einem der Bauerweiber einen Handel über fünfzehn wohlgenährte Küchlein abschloß, und dieser bereits den Auftrag erteilt hatte, den Korb in ihr Logis zu tragen, als der Griper aus seinem Versteck hervorschoß und den verbrecherischen Hühnerkorb sammt seiner unglücklichen Käuferin nöthigte, sich dem Angesicht des gestrengen Herrn Bürgermeisters vorzustellen. Die Frau Rathsverwandtin, welche wohl einsah, daß sie nicht ganz ohne blaues Auge davonkommen würde, erlaubte sich, den Herrn Bürgermeister kurzweg nach der Größe der verwirkten Strafe zu fragen, damit sie nach Erlegung derselben alsbald mit den erstandenen Küchlein den Rückweg in ihre Heimath antreten könne. Allein der wohlbedächtige Herr konnte sich so überaus schnell in diesen verwickelten Verhältnissen nicht zurecht finden.

„Dat is so Gott en krit'schen Fall, lütje Fru,“ sagte er endlich und kratzte sich hinter den ehrwürdigen Ohren, „id will mi darob besinnen, kumm se lewers mal wedder.“

Die Frau Rathsverwandtin erwiderte ehrerbietigst, daß sie noch einige Gänge in der Stadt zu machen habe und nach einer Stunde so frei sein wolle, wieder vorzuhören. Das corpus delicti blieb indessen unter den Augen des Regierenden.

Die Stunde war verflossen und die Frau war wiedergelehrt, der Bürgermeister war aber noch nicht zum Entschluß gekommen. „Ja, lütje Frau, dat is so Gott en kritt'scher Fall; ick bin noch nich recht mit mi enig; se dä mi eegentlichen Gefallen, wenn seüm en hale Stuen noch mal wedder keem! Denn dat is wirklich en kritt'scher Fall!“ Die Frau Rathswandtin protestirte aus Leibeskräften, jedoch vergebens; sie mußte noch einmal unverrichteter Sache fortgehen. Endlich war auch diese Frist um und als sie wieder vor ihrem Richter erschien, ließ sich auf dem sorgenvollen Gesicht des Gestrengen ein heiteres Lächeln nicht verkennen. Er war zum Entschluß gelangt.

„Ja, lütje Frau,“ sagte er, „as ick är segt her, dat is so Gott en kritt'scher Fall, aver ick her mi daröver bedacht. Ich hev mi veer (vier) von de besten utsöcht. Damit is de Saal asmaakt; aver do se't um Gott'swillen nich wedder!“ F.

(Der Dumme hat's Glück!) Bei einer Revision der deutschen Sprichwörter, von denen so manches schon lange nicht mehr zutrifft, mußte das oben citirte zuerst hinausgeworfen werden, da es der Geldaristokratie gar zu nahe tritt. Indessen wurzelt es so tief in der öffentlichen Meinung, daß man es schwerlich mit Erfolg verbannen wird. Dasselbe Sprichwort hat dieser Tage Jemanden in keine geringe Verlegenheit gebracht. Auf einem Comptoir in Wien war einige Tage nach dem ersten April unter den jungen Leuten die Rede von den verschiedenen bedeutenden Treffern, die der Waisenknabe bei der Ziehung der Kreditloose aus der Urne gebracht. Leute, die in Geld arbeiten, reden auch gern von Leuten, die Treffer machen. Die Haupttreffer-Frage war bald erledigt, weil gar keine Erklärung über dieselbe bekannt wurde. Man hatte Rothschild, die Kreditanstalt, Sina und Andere in Verdacht, die es nicht nöthig haben. Der Glückliche, welcher die 40,000 Gulden erhalten, war bereits im Umlaufe, man that viel malitiose Bemerkungen an sein Schicksal und wünschte ihm, nachdem man kein gutes Haar an ihm gelassen, schließlich Glück. Der Herr oder vielmehr Prinzipal (auch „der Alte“ genannt) der Schaaren, die da mit Frau Fortuna rechteten um ihre Gunst, betheiligte sich auch lebhaft an den Debatten.

„Und wer hat wohl den dritten Treffer der Kreditloose gemacht?“ frug einer der strengen Beurtheiler des Reichthums. „Wer weiß, welcher dumme Kerl die 20,000 Gulden gewonnen hat!“ sagte einer der jüngeren Comptoiristen und seufzte tief auf, gewiß über die Fülle von scharfem Verstand und Klugheit, die ihn verhinderten glücklich zu sein.

Das Gespräch endete hiermit plötzlich etwas gewaltsam, denn der Prinzipal hatte das Comptoir verlassen, nicht ohne eine gewisse Gereiztheit mittelst Zuwerfens der Comptoirthür den dort Gebliebenen anzudeuten.

Wohl stieg eine leise Ahnung in den Köpfen der Comptoiristen auf: ein naher Verwandter des Prinzipals hatte vor einigen Jahren ein derartiges Dummheitszeugniß im Betrage von 40,000 Gulden von Frau Fortuna ausgestellt erhalten und diese wie an jenes Ereigniß leise anklingende Meinung des Comptoiristen schien die Stimmung des „Alten“ so verdüstert zu haben.

Aber am anderen Tage kam noch eine ganz andere Aufklärung. Der junge Mann fand folgendes Briefchen auf seinem Pult: „Sie wollten wissen, welcher dumme Kerl den Treffer von 20,000 Gulden in der Kreditziehung gewonnen hat? Ich, Entschuldigen Sie meine Dummheit.“ Folgte die Unterschrift des Prinzipals.

Dem jungen Buchhalter fuhr der Schrecken in alle Glieder. Sobald er sich wieder erholte, sah er ein, daß er da etwas gut zu machen habe. Er schrieb hierauf ein Billet an seinen geträuteten Prinzipal, welches folgendes denkwürdige Bekenntniß enthielt:

„Wenn's mit rechten Dingen zuginge und streng nach dem Sprichwort, so hätte ich Ihren Treffer machen müssen. Vielleicht macht mich mein gestriger Ausspruch reif für den nächsten Haupttreffer der 1864er Loose. Entschuldigen Sie gefälligst meine Dummheit.“

Ob das eine Demüthigung oder nur eine gerechte Beurteilung seiner selbst war, was der junge Mann da schrieb? Ich weiß es nicht recht. Genug, das Bekenntniß wurde mit Lächeln hingenommen und hatte weiter keine üblen Folgen. F.

(Das Leben der Goldjäger in Sibirien.) Hiervon erhalten wir eine interessante Beschreibung durch die Memoiren des Russen Starjatin, der selbst Goldsucher gewesen, das östliche Sibirien in allen Richtungen durchstreift, die weiten Räume der Taiga des Gouvernements Jenissei besucht hat und vollständig bekannt ist mit dem dortigen Leben, welches halb und halb den Märchen aus Tausend und einer Nacht gleicht. Er schildert die „Zaten der Taiga“, die Besizer der Goldwäschen, in ihren Palästen bei inkullischen Mahlen und schwelgerischen Festen, und weiterhin erblicken wir diese Sybariten-Millionäre in die unermüdlichsten Arbeiter verwandelt, von ihren Agenten, Priskaschiks und Tausenden von Werkleuten umgeben, sich in die unzugänglichsten Berge und Wälder verliehend, wo nie eine menschliche Stimme ertönte und wo diese Mächtigen der Erde den Torf auswählen und sich zuweilen bis zum Gürtel im Wasser, im Schnee oder bei 25 Grad Kälte in die Gruben versenken. Da ertragen diese Krösusse unsägliche Leiden und Entbehrungen, Hunger, Durst und Kälte; sie, die einige Wochen vorher sich an Trüffel und Champagner defectirten, stillen jetzt ihren Hunger mit einer Suppe aus alten Stiefeln oder gar dem Fleisch eines gestorbenen Gefährten. Dann sehen wir von Neuem jene Taigakönige mit vollen Händen Gold und Haufen von Kreditheinen für die stumtesten Launen hinwerfen.

Die Häuser der Goldjäger, die an der Spitze einer Gesellschaft standen, werden in eine Art von Gasthöfen verwandelt, wo Jeder Aufnahme findet, der schmausen und spielen will. Das Kartenspiel bildet die Hauptbeschäftigung; ernste, gesetzte Leute, welche Handelsunternehmungen im Betrag von Millionen zu überwachen hatten, spielten Tag und Nacht unter nie endenden Gelagen und es wurden zuweilen auf eine Karte 45,000 Silberrubel gesetzt. Getrunken wird nur Champagner, in jedem Haus, bisweilen drei Monate hindurch für Summen von 30,000 Rubel. Das Geld scheint allen Werth verloren zu haben. Ein

Krösus schickte mehrere Tage lang jede halbe Stunde Stafetten mit leeren Couverts ab, um nur den Postmeister zu ärgern und im Schlaf zu stören. Ein Anderer ohrfeigte zum Zeitvertreib und aus Uebermuth einen Beamten, der eine angesehenere Stellung einnahm, und bezahlte ihn für jeden Streich mit einem schönen Hause. Ein Dritter ließ sich die besten Feuersprizen vom Auslande kommen, bildete aus seinem Gesinde eine wohl-dressirte Feuerwache, und, um ihre Tüchtigkeit auf die Probe zu stellen, wartete er nicht erst eine Feuersbrunst ab, sondern kaufte ein großes Haus und zündete es an. Ein Anderer machte nach dem Frühstück, das natürlich mit einer tüchtigen Quantität Champagner gewürzt war, einen kleinen Spaziergang und stieß mit der Nase an die Mauer des Nachbarhauses. Erzürnt über solche Frechheit kaufte er das Haus und befahl, es niederzureißen, damit es sich nicht wieder unterstehe, reichen Leuten den Weg zu versperren. Ein Fünfter, der in einem anständigen Hause zur Kindtaufe eingeladen wurde, schenkte dem Neugeborenen 25,000 Silberrübel und bei einer Gesellschaft der Tochter seines Wirthes für den Vortrag eines Liedes 20,000 Rubel. Freilich gelingt die Goldindustrie nicht Allen und Viele setzen dabei ihre Millionen zu und verlieren Alles. F.

(Eine Täuschung.) Als Garibaldi zu Barignano am Golf von Spezzia als Gefangener lebte, wurde er von England aus reichlich mit allen möglichen Geschenken überschüttet. Ihm selbst nützten alle die guten Dinge nicht viel, aber seine Freunde und Mitgefangenen wußten sie trefflich zu benutzen. Sie trugen die Cambrie-Hemden und feinen Strümpfe, die seidenen Westen und bequemen Schlafröcke, die für Garibaldi bestimmt waren, und ließen sich alle Delikatessen trefflich munden, auch leerten sie die Flaschen aller Art mit Weinen von jeder Sorte, Arundel-Porter und einem ihnen ganz neuen Liqueur, anderwärts Punschessenz genannt, die man dem General zuschickte. An ihn kamen bloß die Nachteile seiner Berühmtheit, die schrecklichen Schaaren von Neugierigen nämlich, die sich niemals abweisen ließen. Jeder machte einen besonderen Anspruch geltend, weshalb er von Garibaldi empfangen werden mußte. Der Eine war mit seinem Sohne Menotti auf der Schule gewesen, der Andere hatte ihn in Montevideo gesehen, ein Dritter ihm einmal bei einer Eisenbahnfahrt einen Mantel geliehen, ein Vierter in New-York, als Garibaldi dort Kerzenhändler war, von ihm gekauft. Der Kranke wurde von diesen Besuchen, die nie ab-rissen, so aufgereggt, daß die Aerzte befahlen, Niemanden mehr zu ihm zu lassen. Gerade in dieser Zeit kam eine Gesellschaft Engländerinnen als Deputation eines Damenvereins, „das Ohr für den Schmerzenschrei der Völker“ genannt, die auch den General besuchten und sich durchaus nicht abweisen und gütlich zureden lassen wollten. Nachdem man den ganzen Tag mit ihnen verhandelt hatte, schickten sie um elf Uhr ein Schreiben, worin in dunklen und drohenden Worten von den Folgen gesprochen wurde, die ihre Abweisung in England haben würde. Das konnte ein bloßer Schreckschuß sein, aber wie, wenn die Damen in England eine Blotade von Barignano durchsetzten? oder wenn sie auch bloß Lärm darüber erhöben und durch ihre

Beschwerden ihre Freunde abkühlten? Wo blieben dann die Genüsse, die den Garibaldianern bereits zur Gewohnheit geworden waren?

Um diesem Unglücke vorzubringen, wurde beschlossen, daß die Engländerinnen einen Garibaldi zu sehen bekommen sollten, wenn auch nicht den echten. Dr. Ripari sah dem General ziemlich ähnlich und hatte namentlich denselben rothblonden Bart. Man legte ihn in einem halb dunklen Zimmer in ein Bett, dem das Ansehen eines Krankenlagers gegeben wurde, und führte die Damen herein. Die eine wurde gleich an der Schwelle ohnmächtig und mußte auf ein Ruhebett transportirt werden, die zweite sank, wie eine Madonna die Arme über der Brust faltend, zu Füßen seines Bettes nieder, die dritte warf sich auf seine Hände und bedeckte sie mit Klüssen und Thränen, die vierte, die starke Frau der Gesellschaft, zog eine Scheere hervor und schnitt dem falschen Garibaldi, der sich mit stolzer Leidensmiene und vielem Pathos alle diese Huldigungen gefallen ließ, gleich vier Locken für sich und ihre Gefährtinnen ab, die sie daheim mit großem Triumph aller Welt zeigten. Dann zogen sie allesammt wieder ab, sehr befriedigt, den Gegenstand ihrer enthusiastischen Verehrung nun mit eigenen Augen gesehen zu haben, und erstatteten weitläufig Bericht über diese Audienz an den Verein „Ohr für den Schmerzenschrei der Völker.“ F.

(Wie vorsichtig man mit Geschenken sein muß.) In der guten Stadt Paris hatte vor Kurzem ein junger sogenannter Gandin, wie die neueste Benennung für Stutzer lautet, eine Liebchaft mit irgend einer kleinen Dame von der Demimonde, vielleicht gar bloß der Viertelwelt. Er war sehr verliebt in sie oder stellte sich wenigstens so, was bei derartigen Verhältnissen ganz auf eins herauskommt, und die Schöne erwiderte seine Gefühle in ganz gleichem Maße. Der Gandin war reich oder schien es wenigstens zu sein, was in der Praxis der Gandins keinen großen Unterschied bildet.

Die kleine Dame hatte Schulden und wurde sehr von ihren Gläubigern geplagt, wie dies bei solchen Damen ziemlich üblich ist.

Als nun eines Tages die besagten Gläubiger noch un-bequemer und lästiger wurden als gewöhnlich, machte sich die Schöne auf und stattete ihrem Anbeter einen Besuch ab, um eine kleine Anleihe bei ihm zu erlangen. Da sie unangemeldet bei ihm eintrat, fand sie ihn grade damit beschäftigt, einen Brief zu eröffnen, dessen fünf Siegel ihrem geübten Auge deutlich den erwünschten Inhalt des Schreibens enthüllten. Er enthielt auch wirklich zwei Banknoten zu fünfhundert Francs.

Da sie die Gelegenheit nicht günstiger treffen konnte, so rückte sie sofort mit ihrem Gesuch heraus und suchte dem Anbeter eine der schönen Banknoten abzuschnemeln.

Er stellt sich anfangs völlig taub für ihre Anspielungen; — sie geht nun offen mit der Sprache heraus; — er schlägt ihre Bitte ab; — sie schmolzt; — er erklärt ihr, daß er dieser Summe selbst dringend bedürfe; — sie will nichts davon hören; — er wird ungeduldig, — sie wird böse. . . .

Jetzt klingelt es an der Thür und die Stimme eines äußerst gestrengen Onkels läßt sich vernehmen. Der Gandin steht seine

Angebetete an, ihn von ihrer Gegenwart zu befreien, die ihn sehr compromittiren könnte.

Sie weigert sich. Die Stimme des Onkels wird immer lauter.

Der junge Mann läuft in der Angst an seinen Schreibtisch, kommt zurück und steckt seiner hartnäckigen Besucherin ein Stückchen weiches Papier in die Hand, welches allen ihren Widerstand besiegt.

Sie umarmt ihren theuren Freund und läßt sich an eine Nebenthür führen, durch die sie fortschlüpft, während der Onkel durch die Hauptthür, welche man ihm endlich geöffnet hat, herein kommt.

Die junge Dame drückt das geliebte Papierchen, welches sie mit so vieler Mühe erobert hat, fest zwischen ihren lieblichen Fingern zusammen, so fest, daß sie nach Hause kommt, ohne es nur einmal angesehen zu haben.

Endlich öffnet sie es, hochaufathmend.

O, welche Täuschung!

Anstatt eines Bankbillets hatte sie nur ein Lotterielos in den Händen.

Anstatt der gewissen fünfhundert Francs die Aussicht, möglicherweise hundertsiebzigtausend Francs gewinnen zu können, womit sich ihre Gläubiger wohl nicht begnügen würden. Noch wahrscheinlicher war es, daß sie gar nichts gewinnen würde.

Während springt sie auf, eilt fort und läuft wieder in die Wohnung des Ungeheuers, um dasselbe mit Vorwürfen zu überschütten. Aber ach, das Ungeheuer war fort, mit dem Onkel verreist, ohne zu sagen, wann es wiederkehren würde!

Ende des ersten Actes.

Zweiter Act.

Die kleine Dame, mehr als je von der Zubringlichkeit ihrer Gläubiger belästigt, steht an ihrem Fenster und denkt darüber nach, wie sie es anfangen soll, um einen Anbeter zu erobern, der wirklich reich und freigebig genug wäre, etwas für sie zu thun.

Ein Ausrufer geht vorüber und schreit: „Die vollständige Ziehungsliste der Gewinnste von der Lotterie so und so...“

Jetzt fährt ihr ein Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf; sie läuft in ihr Zimmer, öffnet ein Kästchen von geschlitztem Eichenholz, nimmt ein ganz zerdrücktes Papierchen heraus, welches sie aufbewahrt hatte — warum? wußte sie selbst nicht; dann ruft sie die Portiersfrau, läßt sich die Gewinnliste kaufen, sieht darin nach, vergleicht, und... bemerkt, daß sie einen Gewinn von zwanzigtausend Francs gemacht hat!

Acht Tage darauf hatte sie die Summe in Händen.

Sie vergaß ihre Gläubiger zu bezahlen, aber sie konnte sich die Genugthuung nicht versagen, in mehreren Journalen ein Inserat à drei Francs die Zeile einrücken zu lassen, welches folgendermaßen lautete:

„Das große Loos von zwanzigtausend Francs der Lotterie von... wurde von Fräulein X. gewonnen.“

Am nächsten Morgen, als sie von einem Ausgang heimkehrte, fand sie die Karte ihres ungetreuen Ungeheuers.

Was that sie? Sie ging in ihr Zimmer, nahm eine Banknote zu fünfhundert Francs, steckte sie in ein Couvert nebst ihrer Visitenkarte, auf welche sie die drei geweihten Buchstaben: P. p. c. (pour prendre congé) schrieb, und schickte das Ganze so dem Gaubin, ihrem früheren Anbeter, zu.

Und was machte er wohl damit? Schickte er es ihr entrißet wieder? oder eilte er zu ihren Füßen?

Ach nein, er behielt das Geld und ließ sich nicht wieder sehen.

(Dienstboten in Paris.) In Paris findet man wohl noch gute Herrschaften, aber bei weitem schwieriger ist es, Dienstboten dort zu finden, nämlich solche, die man gebrauchen kann. Es ist heutzutage Alles zu theuer. Die Pest der Vermietungsbureaus, wie Balzac sagt, hat sehr viel verdorben.

Madame C. wünscht eine Bonne, oder vielmehr ein „Mädchen für Alles“ zu mieten. Es meldet sich ein junges, sehr nett gekleidetes, ziemlich hübsches Mädchen und fragt:

„Madame bedarf einer Bonne?“

„Ja, mein Kind. Kannst Du gut kochen? Kannst Du mir auch als Kammermädchen dienen?“

„Ja, Madame; wieviel Lohn geben Madame wohl?“

„Sechshunderts Francs.“

„Gut, das ist mir recht, es fällt wohl auch außerdem noch etwas ab. Um wieviel Uhr steht man bei Ihnen früh auf?“

„Im Winter um sieben Uhr, im Sommer um sechs Uhr.“

„Ist mein Zimmer etwa unter dem Dach?“

„Nein, das Zimmer ist bequem.“

„Liegt ein Teppich vor meinem Bett?“

„Ja, mein Kind.“

„Nicht wahr, ein Mann kommt doch stets, die Zimmer zu bohren?“

„Ja wohl.“

„Es giebt auch Jemanden, der das Wasser trägt?“

„Ohne Zweifel.“

„Habe ich alle Morgen meinen Kaffee mit Rahm?“

„Natürlich.“

„Madame bewilligt mir einen Ausgehetag in der Woche?“

„Gewiß.“

„Habe ich noch ein Mädchen zur groben Arbeit?“

„Versteht sich.“

„Nun, wann kann ich antreten?“

„Morgen, wenn Du willst.“

„Also auf Morgen, Madame.“

Das Mädchen geht, indem es sich zierlich verneigt, Madame C., der ihre Anforderungen doch etwas zu bunt waren, ruft sie zurück:

„Sag' mir doch, mein Kind, spielst Du auch Piano?“

„Nein, Madame.“

„So, dann kann ich Dich nicht gebrauchen. Adieu.“

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

„Blick' her, sieh' ihn dort vor Dir den Stammherrn unseres großen erlauchten Geschlechtes, der schon zur Zeit der Kreuzzüge unter Gottfried von Bouillon sich auszeichnete. Seitdem ist nicht einer der nachfolgenden Väter, Söhne, Enkel gewesen, der eine unwürdige, seinen Adel beschimpfende Handlung begangen, wohingegen viele der edlen Ritter noch höheren Ruhm in die Familie gebracht haben, eine Familie, die in ihrer Ausbreitung und weiten Verzweigung wohl fast einzig so fleckenlos dastehen möchte. Die Männer muthig und tapfer, mit Arm und Schwert bereit für ihren König zu streiten und zu sterben, die Frauen ausgezeichnet durch ihren tugendsamen Wandel, gefeiert um ihrer Schönheit willen, als erste Sterne am Hofe ihrer Fürsten strahlend in den jungen Jahren ihrer Ehe, bis sie später, wie es ehrsamem Frauen geziemt, sich auf ihre Schlösser zurückzogen, dort in der Stille ihrer Familie zu leben, ihre Kinder gut zu erziehen, und die Welt nichts weiter von ihnen hörte und nur die nächste Umgebung ihren Namen segnete. So ist es gewesen immerdar. Deine Mutter, die Du so jung verloren, schon von Geburt zur Familie gehörend, war eine rechte wahre Tochter unseres Hauses, eine echte

Perle in dem Schmucke, den die weiblichen Glieder dem starken erlauchten Grafengeschlechte verleihen. Schau' her, Isabelle, sieh' sie alle an, die edlen großen Ahnen, noch darfst Du es wagen, den Blick zu ihnen zu erheben — vielleicht zum letzten Male.“

Des Mädchens wunderbare Augen schweiften gleichgiltig über die vielen vielen Bilder — denn die Familie war eine sehr zahlreiche, — die in den seltsamsten, abenteuerlichsten Anzügen, von den geharnischten Rittern und steifen Edelknaben und Damen mit hohen, gepuderten Frisuren zu den Gestalten einer neueren Zeit übergingen, da wallende Locken und Blumenkränze die Mode bildeten. Die Originale waren längst Staub, doch ihre Portraits schauten aus den goldenen Rahmen fröhlich und lächelnd, oder ernst und düster, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, hernieder. Auf den drei letzten und neuesten Bildern, Isabellens Eltern und ihren Bruder darstellend, einen munteren, lebensfrischen Knaben, den sie unendlich geliebt und noch jetzt nach Jahren betrauerte, auf diesen Bildern weilten ihre Blicke mit tiefer Theilnahme und ihre Augen füllten sich mit heißen Thränen. Langsam rollten die klaren Tropfen über ihre blassen Wangen herab.

Der Oheim sah es; er hielt es für Zeit diese weichere Stimmung zu seinem Zwecke zu benutzen.

„Du willst die Erste sein, Isabelle,“ sagte er ernst, fast hart — „die einen dunklen Fleck auf den Glanz unseres Stammbaumes bringen möchte, die Schande auf den alten, reinen Namen häufen wird —“

Wie von einem schweren Schlage getroffen saß

das junge Mädchen empor, zornige Röthe flammte auf ihrem Angesicht und drohende Blicke zuckten in ihren Augen. Die Leidenschaften in dieser Brust zu wecken, schien nicht rathsam.“

„Schande!“ wiederholte sie mit einer Stimme, die vor Erregung ihren weichen Klang verloren, „Schande! Onkel, wähle Deine Worte besser! Ich vermöchte niemals etwas zu thun — nicht nur als Ablömmeling jenes erlauchten Geschlechtes, eine Ehre, auf die ich herzlich wenig gebe, sondern um meiner selbst willen, was mir Schande brächte.“

Die stolze Haltung der Jungfrau, ihre zürnenden, blitzenden Augen, ihre ganze prachtvolle Schönheit, in der sich all die Vorzüge, welche die Frauen der edlen Familie einzeln geschmückt, zu einem vollendeten Ganzen vereinigten, Alles schien einen großen Eindruck auf den alten Herrn zu machen. Nein, sie war nicht aus der Art geschlagen, so reden und blicken konnte nur eine echte Tochter des berühmten Grafengeschlechtes. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte die Seele des Greises.

„Isabelle, wie soll ich Deine Worte deuten? Gott gebe, daß ich das Rechte ahne — so stehst Du ab von Deinem wahnwitzigen Vorhaben? Der Herr segne Dich dafür, Lieblich, meines Herzens Kleinod.“

Zitternd vor Erregung legte der Graf seine Hände auf das Haupt des jungen Mädchens. Sie hätte sie festhalten mögen, um dann mit seinem Segensspruche hinauszuziehen in die Welt, wohin es sie rief mit unabweisbarer Stimme.

„Onkel, lieber Onkel, gieb mir Deinen Segen mit auf meinen Weg! Meinen Entschluß vermag ich nicht zu ändern, er ist kein Ergebnis einer Laune, er entstand aus langen schweren Kämpfen! Onkel, sei mild, sei gütig zu Deiner Isabelle!“

Wie stehend die Augen auf ihn schauten, welche fast demüthige Liebe darin schwamm! Wo bekam er die Kraft her, diesem Zauberblicke ungerührt Stand zu halten? Aber jetzt war auch der Zorn, die Leidenschaft in der Brust des Greises entflammt. Er riß seine Hände unsanft von dem Haupte der Nichte, er stieß die nach ihm bittend ausgestreckten Arme fort und rief verächtlich:

„So geh' in Dein Verderben, Halsstarrige! Werde eine Gauklerin, eine elende Komödiantin mit geschminkten Wangen, und falschem bühnendem Lächeln mit schamlosen Worten auf den Lippen — aber nicht nur, daß ich mich von Dir lossage, Dich enterbe, mein Fluch soll —“

„Halte ein, Onkel, um Gottes Barmherzigkeit willen, halt' ein! Stoße mich von Dir, enterbe mich, doch schleudere nicht Deinen Fluch auf mich! Es muß furchtbar sein, mit einem Fluche beladen durch das Leben zu gehen,“ rief das junge Mädchen schauernd.

„Was fragst Du danach — was ist Dir die Liebe oder der Haß Deines alten Oheims, da Du um einer Laune willen mit Deiner ganzen Vergangenheit und Gegenwart brechen und die schönste, sonnigste Zukunft einem wahnwitzigen Eigensinne opfern willst? Sind wir hier nicht glücklich gewesen, Isabelle,“ — weicher wurde des Sprechenden Stimme — „waren es nicht schöne Tage, die wir hier verlebte in unserem stillen Schlosse, in der herrlichen Natur, durch die Du fröhlich und sorglos umherschweiftest? Bin ich Dir nicht ein guter Onkel gewesen, der Dir die frühverstorbenen lieben Eltern zu ersetzen sich bemühte?“

„Das warest Du, und Gott lohne es Dir! Ehe ich draußen in der Welt gewesen, da lebte es sich hier in dieser Stille wunderbar süß. Die seltsamen Gedanken, welche mich oft erfaßten, das unverständene Sehnen nach etwas Großem, Außergewöhnlichem hatten nicht die Macht mich unruhig oder gar unglücklich zu machen. Draußen beim Herumschweifen durch Park und Wald, oder wenn ich in das Dorf ging, den Armen Wohlthaten und Erquickungen zu bringen, da meinte ich oft, so glücklich wie ich könne sich kaum ein Anderer fühlen. Aber damals war ich ein Kind, ein spielendes, sorgloses Kind, jetzt, seit ich dort in der Residenz war —“

„Verwünscht sei die unselige Reise!“ murmelte der alte Herr.

„Jetzt bin ich zum Denken und Leben erwacht, jetzt weiß ich, daß ich eine Pflicht zu erfüllen habe, daß es mein Beruf ist, Schauspielerin zu werden; um durch Ausübung meines Talentos mitzuarbeiten an der großen Aufgabe, die Kunst in ihrer hehren heiligen Bedeutung immermehr zur Geltung zu bringen, und durch sie bildend und veredelnd auf die Menschen zu wirken.“

„Wer legt Dir diese Pflicht auf, wen machst Du dadurch glücklich — glaubst Du, die Welt könne ohne Dich und Dein eingebildetes Talent nicht bestehen?“ fragte der Onkel spöttisch und verächtlich.

„Die Welt kann Jedem entbehren, jeder Platz ist ausfüllbar, unerseglich ist Niemand, dennoch ist es an Jedem, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Gott ihm verlieh, und das zu thun und zu verrichten, wozu das Schicksal ihn ruft.“

„Und Dir hat das Schicksal eine so große Mission anvertraut, unter die Komödianten zu gehen, und den Männern mit Deinen Augen, Deiner herrlichen Gestalt die Köpfe zu verdrehen — zum ersten Male, daß die Schönheit einer Frau unseres Hauses zu solchem Zwecke dient.“

Isabelle war todesbläß geworden. Diese Kränkung war zu stark, als daß dieselbe sie in Leidenschaft gebracht hätte. Mit unnachahmlicher Hoheit richtete sie ihre stolze Gestalt noch höher empor, und mit einem Blicke, vor dem die Augen des Oheims sich senkten, sagte sie:

„Onkel, ich bitte, so lange ich noch den Namen trage, den ich führe, diesen erlauchten Namen nicht zu beschimpfen, ich verlange, daß, so lange ich noch in diesem Hause weile, Du meiner Würde als Frau nicht zu nahe trittst!“

„Du wirst noch andere Kränkungen und Beleidigungen in Deiner neuen Stellung erfahren.“

„Ich werde mich davor zu schützen wissen.“

„Eine Theaterprinzessin, ein Engel der Unschuld — abgeschmackter Gedanke!“

„Das soll eben meine Aufgabe sein, nicht nur groß als Künstlerin, sondern groß und rein als Frau dazustehen. Ich will es Allen zeigen, daß auch in dieser gefährlichen Lebensstellung das Weib makellos sein kann. Nicht der Schatten eines Verdachtes, nicht der Hauch eines Fleckens soll meinen Namen trüben. Es ist ja keine kindische Grille, nicht befriedigte Eitelkeit, der ich nachstrebe, ich habe ein hohes heiliges Ziel vor meinen Augen, ich vermag nicht dem Drange zu widerstehen. Onkel, lieber theurer Onkel, es wird eine Zeit kommen, da Du mich wieder lieb haben wirst, da Du auch mein Bild hier im Ahnensaale aufhängen und mit Stolz sagen wirst, daß auch ich Ruhm in die Familie gebracht habe.“

„Nimmermehr! Sobald Du wirklich Deinen abenteuerlichen, unweiblichen Vorsatz ausführst, sobald Du die Heimath verläßt, so ist sie Dir auf ewig verschlossen, da reiße ich Dich aus meinem Herzen, und Du gehörst zu den Todten, nicht zu den Gestorbenen, denen man ein liebes ehrendes Andenken bewahrt, sondern zu den Ausgestoßenen, Verschollenen, deren Namen man nicht einmal mehr nennt. Gott schütze mich nur, daß nicht ein unseliger Zufall mich einmal wieder an Dich erinnert, daß mein Auge nicht das Entsetzliche erblickt, Deinen Namen auf dem Theaterzettel zu lesen. Diesen Namen an den Straßenecken prangend, für einige Groschen jedem Laffen das Recht gegeben, seine Klos-

sen darüber zu machen, ihn zu höhnen und zu beschimpfen — heiliger Gott, es ist um den Verstand zu verlieren! Fast möchte ich glauben, Du habest ihn schon eingebüßt.“ Und immermehr gewann die Leidenschaft den Sieg über die ruhige Ueberlegung; drohend bligten die Augen des Greises, als er fortfuhr: „Isabelle, ich werde Dich für unzurechnungsfähig erklären lassen, ich glaube, man könnte kaum schlagendere Beweise für Wahnsinn finden, als die fixe Idee, welche Dich ergriffen hat. Ja, ja, es kann nur Wahnsinn sein, der Kreisphysikus kann das Attest nicht verweigern.“

„Er wird mich nicht für wahnsinnig erklären.“

„Ich will einen Familienrath herbescheiden, besser, daß Du hinter des Schlosses Mauern Dein Leben vertrauerst, als daß Du auf dem unseligen Wege, den Du erwählst, untergehst.“

„Ich würde mich frei machen, Onkel. Du weißt, daß Du keine gesetzliche Macht und Gewalt über mich hast. Mein Vater hat bestimmt, daß ich mit neunzehn Jahren majorenn werde und vor einigen Wochen erreichte ich dies Alter, und kündete Dir dabei meinen Entschluß an, der lange überlegt, reiflich erwogen ist. Ich kann nicht anders, Onkel, vermöchte ich es, schon Dir zu Liebe sollte es geschehen. Dir bleibt also nichts übrig, als mich ziehen zu lassen, wenn Du gütig bist mit Deinem Segen. Um Dir Schmerz zu ersparen, will ich mit dem Tage, da ich das Schloß verlasse, meinem Stande und Namen entsagen, damit er nicht auf den Theaterzetteln stehe; Niemand soll erfahren, wer ich bin.“

„Deinem Namen, Deinem Stande entsagen, wird Dir das so leicht werden?“

„Nicht schwer. Mir ist es gleichgültig, ob man mich Isabelle Gräfin Waldeck — oder Isabelle Meyer nennt.“

„Nichte — o, Gott, das zu erleben!“

„Ha, Onkel, was liegt denn an dem Namen? Der Werth eines Menschen wird doch nur durch ihn und sein Handeln bestimmt. Die Zeiten sind längst vorüber, da nur der leere Name und nicht der Mensch galt.“

Der alte Herr schaute das Mädchen mit wortlosem Entsetzen an. Endlich fand er die Sprache wieder.

„Also auch die unvernünftigen Freiheitsideen haben Dich in der verwünschten Stadt erfaßt. Es freut Dich wohl sehr, daß man die alten, hochheiligen Vorrechte unseres Standes jetzt mit Füßen tritt und uns den anderen Leuten gleichzustellen sucht —“

„Es kann und muß jeden unparteiischen, aufgeklärten Menschen erfreuen, daß verrottete Vorurtheile und ungerechte Herkommen besserer Einsicht Platz machen.“

Ich meines Theiles habe dem Adel nie eine bevorzugte Stellung zuerkannt —“

„Erst wir, dann unter uns die anderen Menschen.“

„Neben uns Alle, über uns Jene, die nicht der Adel der Geburt, sondern der höhere des Geistes, der Intelligenz, des Talentos auszeichnet.“

„Und als einer seiner glänzendsten Sterne, Du, Isabelle, Gräfin von Waldeck, erste Schauspielerin ihres Jahrhunderts,“ höhnte der Onkel! „Geh, zwischen uns giebt es kein Verständniß mehr. Ich hatte gehofft, das Weilen hier im Ahnensaale, der Anblick Deiner edlen Vorfahren, solle Dich zurückführen zur Vernunft, werde Dir die Pflichten, die Du Deinem Stande schuldest, klar machen. Aber hier, gerade hier an dieser feierlichen Stätte, hast Du Dich nicht entblödet, mir Dinge ins Gesicht zu sagen, die ich kaum anhören durfte. Wir sind fortan geschieden; ziehe hinaus Deiner lockenden, sündigen Bahn entgegen, ich halte Dich nicht. Nicht meinen Fluch will ich Dir mit auf den Weg geben, auch ohne ihn wirst Du elend genug werden, indem Du Dich selbst um das höchste und heiligste Glück des Weibes bringst: Gattin und Mutter zu sein. Ja, so wird es werden, Du wirst stets einsam bleiben, kein ehrbarer, rechtschaffener Mann Deines Standes wird eine Komödiantin zur Frau wählen — doch freilich, Du könntest ja eine Mißheirath thun, was wäre Dir jetzt noch unmöglich?“

Isabelle stammte nicht empor. Nun die Stunde der Trennung so nahe war, da sie auf immer von ihm scheiden sollte, der, wenn er sie auch nie verstanden, nie in ihrer Eigenthümlichkeit recht erfaßt hatte, ihr doch ein sehr gütiger Onkel, ja, fast ein Vater gewesen war, jetzt wogte und wallte die alte Liebe zu ihm — welche in der letzten Zeit durch die Kämpfe zwischen ihnen erschüttert worden — wieder hoch auf in ihrem Herzen, und Trauer und Schmerz zogen durch ihre Brust. Die goldene Kindheit, mit ihren süßen, unschuldsvollen Freuden erstieg wieder, und die Erinnerung webte Zauberringe, welche ihre Seele umspannen und sie fesseln zu wollen schienen. Ihr bangte plötzlich vor der großen kalten Welt, in der sie so ganz einsam stehen würde, vor dem Leben, das so dunkel und unbestimmt vor ihr lag. Hier Schutz, Schirm und sorgende Liebe, den Segen der Heimath um sich — dort die ungewisse Zukunft, in die sie dennoch hinein ziehen mußte. Mühte, ja, sie konnte nicht davon absteigen, aber ein Gefühl seltsamen Bangens und Schutzsuchens, eine Weichheit und Behmuth, die ihr sonst fremd, erfaßten ihr Inneres.

„Onkel, gieb mir Deinen Segen! Laß mich nicht hinaus in die Welt, mich, die Waise, das letzte Kind Deines theuren Bruders, schicke mich nicht fort aus der Heimath ohne ein Wort der Liebe!“

Schluchzend war Isabelle dem Oheim zu Füßen gesunken, flehend streckte sie die Hände empor. Aber Schmerz und Zorn hatten sein Herz jetzt gegen sie verhärtet; mit eifriger Kälte entgegnete er dem warmen Bitten:

„Ist dies vielleicht schon die Probe zu einem Drama? Ja, Du hast unverkennbares Talent zur Komödiantin, selbst richtige, klare Thränen kannst Du weinen —“

Das junge Mädchen schnellte empor, sie sprach nicht, doch ihr Blick sagte genug. Jetzt stand sie kalt und ruhig vor ihm, und ihre Mienen schienen auszudrücken: „Besser, daß wir uns so gegenüber stehen, so fühle ich mich kräftiger und stärker.“

„Sage, wohin mein Geschäftsführer Dir die Zinsen Deines Vermögens schicken soll, oder wünschst Du das ganze Kapital ausgezahlt zu haben? Du hast nur zu bestimmen, Du bist ja majorenn.“

„Die Zinsen werden genügen, wie ich hoffe, ich will die Adresse hinterlassen.“

„Wann gedenkst Du zu reisen?“

„Morgen.“

„Allein?“

„Frau Linde wird mich begleiten und bei mir bleiben.“

„Natürlich nimmst Du Dein Kammermädchen mit, und welchen der Diener erwählst Du zu Deinem Schutze? Eine Gräfin Waldeck kann nicht ohne männliche Bedienung reisen.“

„Isabelle Meyer oder Müller wird für's Erste Diener und Jungfer entbehren, und wenn sie später ihrer bedarf, so würde es sich besser eignen, fremde Leute in Dienst zu nehmen, die nichts von ihrer Vergangenheit wissen.“

„Das ist richtig; ich bewundere Deinen praktischen Verstand. So wäre denn weiter nichts zu besprechen. Es ist Alles abgemacht.“

„Alles.“

Der Graf schellte. Nach kurzer Zeit erschienen die Diener und leuchteten der Herrschaft wieder voran nach den bewohnten Räumen des Schlosses. Vor dem Speisesaale trennte sich Isabelle von ihrem Oheim und begab sich nach dem Flügel, in welchem sich ihre Zimmer befanden.

Die Kerzen im Ahnensaal erloschen; bald lagen Stille und Dunkelheit über dem alten Schlosse und

nur im westlichen Thurme sah man noch einige matt erleuchtete Fenster. Konnte Isabelle in der letzten Nacht in der Heimath keine Ruhe, keinen Schlaf finden?

2.

Klar und frisch, ein echter schöner Herbsttag, brach der Morgen an. Der erste Sonnenstrahl weckte Isabella aus einem unruhigen Schlummer, der sich noch spät auf ihre müden, überwachten Augen herabgesenkt hatte. Schnell sprang sie empor von ihrem Lager und war bald angekleidet. Sie stieß die hohen Bogenfenster ihres Thurmzimmers auf und trank voll Entzücken die reine, balsamische Morgenluft und ihre Augen weiteten mit Wonne und Behmuth auf der reizenden Aussicht vor ihr. Zu ihren Füßen der Park mit seinen uralten, herrlichen Bäumen, in deren Schatten das Kind zur Jungfrau herangewachsen war, deren Rauschen und Säuseln sie oft in Schlaf und süße Träume gewiegt. Waren die vollen, üppigen Blätterkronen auch schon etwas gelichtet, so prangte und schillerte das Laub doch in so anmuthiger vielfältiger Farbenpracht, wie sie nur der Herbst der Natur als Schmuck verleiht. Weiterhin lagen fruchtbare Wiesen, Felder und Tristen, links das Dorf mit seinen hübschen, baumumstandenen Häusern, rechts der klare See, mit dem dunklen Walde dahinter, und in weiterer Ferne zogen sich die blauen Berge dahin, hier und dort noch in den Dufte des Morgens gehüllt, während an anderer Stelle schon die volle Sonne ihre goldigen Lichter darauf streute.

Es war als wenn die Heimath noch einmal im schönsten, reichsten Schmucke vor Isabella hintrat, sie zu locken mit fesselndem Zauber, sie zu binden an die Scholle Erde, welche so reich, so ergiebig, fast einem kleinen Fürstenthume vergleichbar war, dessen Herrscherin sie bis jetzt gewesen, und das sie ganz ihr eigen nennen konnte, wenn sie nur dem Wunsche des Onkels sich füge. Sie war aufgewachsen, sich als die Erbin, die spätere Herrin von dem Allem betrachtend; selbst in den Lieblingsplan des Onkels, daß sie den Sohn eines jüngeren Bruders von ihm, den hübschen, gutherzigen Better Ehrich heirathen solle, hatte Isabella sich anscheinend willig gefügt. Es war ihr von Kindheit an so oft gesagt worden, welch schönes und glückliches Paar sie werden würden, daß sie als gewiß angenommen, es müsse so geschehen. Und überdies war Erich so hübsch und brav und that ihr in Allem den Willen, wenn er die Ferien über auf dem Schlosse weilte, daß Isabella

wenig an ihm auszusetzen fand und sich stets auf sein Kommen herzlich freute. Sobald er sich einmal erkühnte, ihr zu widerstreben, da sagte sie gleich mit blitzenden Augen:

„Erich, wenn ich erst Deine Frau bin, dann werde ich nicht den geringsten Widerstand ertragen, da mußt Du Alles nach meinem Willen thun.“

Und wenn er lachte und doch im trotzigen Knabenübermuth auf seinem Sinne beharrte, so fügte sie wohl hinzu, aber ernst und fest und mit einem Blicke, vor dem ihm das Herz sank:

„Fährst Du so fort, werde ich nie Deine Frau. Ganz gewiß nicht; von Dir beherrschen lasse ich mich nicht; weder von Dir, noch von einem Anderen.“

Und das Ende von jedem solchen kleinen Zwiste war, daß er nachgab, „der Heze“ den Willen that, wie der Onkel oft brummend sagte, obgleich er nicht viel weniger unter Isabellens Scepter stand. Wenn nur Erich ihr nicht so viel nachgegeben, wenn er ihr gegenüber nur etwas mehr seinen wahren Charakter aufrecht erhalten hätte, der fest und männlich war, wenn er sie nur etwas weniger geliebt, vielleicht wäre Alles anders und besser geworden. Vielleicht, daß Isabella ihn doch lieben gelernt, so aber hatte die freundschaftliche Zuneigung, die in seinem Herzen sich zu glühender wahrer Liebe entfaltete, bei ihr nie einen wärmeren Hauch angenommen. Und als ihr nach jenem Aufenthalte in der Residenz das wahre Leben erst aufging und all die traumhaften Räthsel und Ahnungen, welche sie in der grünen Dämmerung des Parks, in dem stillen Walde zu Hause umschwebt hatten, mehr zur Klarheit kamen und bestimmtere, reale Gestalten annahmen, da fühlte sie es, wußte es genau, daß sie Erichs Weib nimmer werden könne und dürfe, daß sie nicht zu heirathen vermöchte ohne Liebe.

O, es war eine bittere, schwere Stunde, es war der erste derartige Schmerz, welcher in ihr friedliches, glückliches Leben griff, als sie der Stimme der Liebe, die so voll und reich aus seinem Herzen zu ihr sprach, nicht in gleicher Weise antworten konnte, als sie nicht nur des Onkels Lieblingsplan vernichtete, Erichs Jugendtraum zerstörte, alle Hoffnungsblüthen knickte, sondern ihn hinaus sandte in die Verbannung — vielleicht den Tod zu suchen und zu finden in der Fremde. Denn der sonst so stille und vernünftige Erich war in seinem Schmerze so sinnlos und wild, daß selbst Isabella nichts über ihn vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Postscriptum.) Es ist ein schon sehr alter Witz, wenn man behauptet, daß die Damen gewöhnlich in ihren Briefen die Hauptsache für das Postscriptum aufsparen und daß man eigentlich allemal ihre Briefe von rückwärts zu lesen anfangen müßte, wenn man den Zweck derselben sofort zu wissen wünschte. Es läßt sich indessen nicht läugnen, daß etwas Wahres an der Sache ist, wenn auch nicht im Allgemeinen, denn es giebt sehr viele Damen, und zwar sind dies grade die gelibtesten Brieffschreiberinnen, die nie eine Nachschrift zu ihren Episteln hinzufügen, während Diejenigen, welche selten Briefe schreiben, nicht bloß ein, sondern zwei bis drei Postscripta daranhängen, weil sie immer noch etwas vergessen zu haben glauben. Ein eclatanter Fall zur Bewahrheitung des Vorwurfs trug sich neulich in Amerika zu. Eine junge Dame aus Indiana war auf einige Zeit nach Maryland auf Besuch zu Verwandten oder Freunden gegangen und nach einigen Wochen erhielten ihre Eltern folgenden Brief von ihr.

„Liebe Eltern!

Ihr hattet ganz Recht, als Ihr bei meiner Abreise sagtet, daß es mir hier sehr gut gefallen würde — ich amüßte mich hier in der That so sehr, daß ich, aufrichtig gestanden, noch nicht einmal die Zeit gefunden, mich nach Euch zurückzusehen, so groß auch meine kindliche Liebe für Euch sein mag. Die lieben Verwandten haben mich mit der herzlichsten Freundlichkeit aufgenommen und thun alles Mögliche, um mir meinen Aufenthalt hier recht angenehm zu gestalten. Die Gegend ist reizend und wir benötigen jeden schönen Tag, um Ausflüge mit Bekannten in die Umgegend zu machen. Man hat mir ein wunderhübsches und sehr wohlgezogenes Pferd zur Verfügung gestellt und ich habe schon große Fortschritte in der edlen Reitkunst gemacht, was unbedingt nothwendig war, da alle unsere hiesigen Bekannten, worunter ich sehr angenehme Leute kennen gelernt habe, beritten sind — es wäre außerdem auch gar nicht möglich, weitere Partien zu unternehmen.

Ich gedenke noch länger hier zu bleiben und bitte daher, mir meine sämmtlichen Kleider und alle Wäsche, die Ihr noch in meinen Schüben findet, herzuschicken. Wenn ich Geld bedarf, werde ich mit Deiner Erlaubniß, lieber Vater, bei dem Bankier D. in N. auf Dich ziehen; solltest Du dies nicht wünschen, so schicke mir selbst eine beliebige Summe her.

Vergeßt auch nicht, mir die übrigen Musikalien und Bücher herzuspediren. Wie geht es Arabella? Hat der junge Keane sich ihr noch immer nicht erklärt? Der Mensch scheint etwas langweilig zu sein — ich weiß Andere, die sich so etwas weniger lange überlegen.

Nun lebt wohl, theure Eltern; ich verbleibe mit den Versicherungen meiner kindlichsten Ergebenheit

Eure treue Tochter

Elisa Seymour.

P. s. Aus meiner Unterschrift werdet Ihr ersehen, daß ich mich verheirathet habe; es geschah heute vor acht Tagen.“

Die Eltern waren nicht wenig erstaunt über diese unvorbereitete Nachricht; als echte Amerikaner waren sie indessen an solche Selbstständigkeit von Seiten ihrer Kinder gewöhnt. F.

(Eine fatale Ueberraschung.) Vor etwa fünf Jahren lebte in Cincinnati, der Hauptstadt des Staates Ohio, ein junges Ehepaar. Mann und Frau liebten einander auf das Zärtlichste, aber sie befanden sich in keiner besonders brillanten Lage und so beschloß denn der junge Mann, Edward Carey, in den Goldminen von Californien sein Glück zu suchen und dann, wenn er genüg zusammengebracht, seiner Familie dadurch eine sorgenlose und bessere Lage zu bereiten. Er ging fort, muthigen Sinnes aber schweren Herzens, denn es that ihm weh, seine hübsche, junge Frau und seine drei kleinen Kinder zu verlassen. Während eines ganzen Jahres nach seiner Abreise in den Goldstaat schrieb er seinem Frauchen sehr fleißig und schickte stets so viel Geld mit, daß die Seinigen davon leben konnten. Pflötzlich hörten jedoch seine Briefe auf; Pauline Carey stellte alle möglichen Nachforschungen deswegen an und wartete voll Herzensangst auf ein Lebenszeichen des Gatten — aber umsonst, und so entschloß sie sich denn, mit ihrer Hände Arbeit mühsam das Brot für sich und ihre Kinder zu verdienen.

So gingen einige Monate hin, da erhielt die junge Frau durch eine Bekannte, deren Bruder ebenfalls in Californien weilte, die Nachricht, ihr Mann habe in einer der Minen seinen Tod gefunden; bald darauf erhielt sie auch einen Brief von einem seiner Kameraden aus Californien, welcher diese schmerzliche Mittheilung bestätigte.

Pauline betrauerte ihren Gatten auf das Tiefste und lebte fortan nur für ihre Kinder, die sie durch ihre unermüdbliche Arbeit erhielt; nachdem ihr drei traurige Jahre des Wittwenstandes verflossen waren, machte sie jedoch die Bekanntschaft eines Italieners, Joseph Reibo genannt, welcher eine heftige Liebe für sie faßte und dem es auch endlich gelang, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Sie verheirathete sich vor einem Jahre mit ihm, er war der beste Vater für ihre Kinder, und sie lebten vollkommen glücklich mit einander — nur sollte dieses Glück nicht von langer Dauer sein.

Eines Sonntags, es war am 21. Februar, als die Gloden die Gläubigen eben zur Kirche riefen, wanderte ein härtiger, sonnenverbraunter Mann, der eben mit dem Frühzuge in Cincinnati eingetroffen war, in der Gegend von Paulinens früherer Wohnung umher und erkundigte sich nach ihr und ihren Kindern. Es war Niemand Anderes als Edward Carey, der Todtgeglaubte. Die Nachbarn, an die er sich wendete, erkannten ihn und waren sehr erschrocken über sein Wiedererscheinen als Lebender. Nach längerem Zögern theilten sie ihm auf seine ängstlichen Fragen endlich mit, daß seine Frau, wie alle Welt überzeugt, daß er seit drei Jahren todt sei, eine zweite Ehe eingegangen sei.

Der arme Carey war wie vom Donner gerührt und konnte sich noch nicht entschließen, an ein solches Unglück zu glauben; er ließ sich die Wohnung des Ehepaares bezeichnen und eilte dahin, um sich selbst zu überzeugen. Er klopfte an die Thür; ein schwarzbärtiger Italiener von mehr als sechs Fuß Länge öffnet ihm.

„Wohnt Mistress Keibo hier?“ fragt Carey denselben.

„Ja, mein Herr, bemühen Sie sich gefälligst herein.“

„Sehr gern. Wären Sie wohl so gütig, ihr zu sagen, daß ein Fremder sie zu sprechen wünsche?“

„Gewiß.“

Der Italiener führt den Unbekannten in das Besuchszimmer und ruft dann die Treppe hinauf: „Pauline, komm doch herunter, hier ist ein Herr, der Dich zu sprechen wünscht.“

Nach Verlauf einiger Minuten eilt Pauline mit höflichem Lächeln herbei; trotz dem etwas veränderten Aussehen erkennt sie augenblicklich ihren früheren Gatten, der sich erhoben hatte, um ihr entgegen zu gehen. Sie tritt einen Schritt zurück, wird todtbleich, indem sie ruft: „Großer Gott! Edward Carey!“ — und fällt bewußtlos zu Boden.

Beide Männer stürzen auf sie zu und beeilen sich, sie aufzuheben. Als sie wieder zu sich gekommen war, theilt Carey dem Mr. Keibo mit, daß er der erste und einzig legitime Gatte Paulinens sei und daß die einzige Ursache, weshalb man so lange keine Nachrichten von ihm erhalten, die gewesen sei, daß er bei dem Auffuchen eines neuen Goldlagers von Indianern gefangen und zu ihrem Stamme geschleppt worden sei, wo er über drei Jahre als Gefangener bleiben mußte, ohne irgend etwas von sich hören lassen zu können. Endlich sei es ihm gelungen zu entfliehen, wieder nach Californien zu gelangen und von da aus nach Cincinnati zurückzukehren.

Keibo ließ ihn sprechen, ohne ihn zu unterbrechen; dann erwiderte er ihm, daß seine Erzählung nichts an der Sache ändern könne, daß Pauline auch seine rechtmäßige Gattin sei und daß er nicht auf sie verzichten werde.

Die Unterredung erhitzte sich immer mehr und ehe die noch halbbetäubte Frau als Vermittlerin auftreten konnte, zog Carey einen Revolver aus der Tasche, richtete ihn auf Keibo und erklärte ihm, daß er ihn erschießen würde, wenn er nicht sofort das Feld räume. Der Letztere beeilte sich, diesem Verlangen Folge zu leisten, aber nur, um vor Gericht eine Klage gegen Carey wegen Hausfriedensbruch und versuchten Mords anzubringen; Carey wurde festgenommen.

Die Sache kam am nächsten Tage zur Verhandlung. Der erste Mann erzählte Dasselbe, was wir oben mitgetheilt haben und suchte sich wegen der gegen ihn gerichteten Anklage zu rechtfertigen, indem er behauptete, die Wohnung seiner Frau sei auch die seinige, und er habe das Recht, jeden widerrechtlichen Eindringling daraus zu vertreiben.

Keibo seinerseits bestätigte durch seinen Trauschein, daß er in der That der rechtmäßige Ehemann Paulinens sei.

Der Richter wendete sich nun an diese, welche heiße Thrä-

nen vergoß, mit der Frage: „Ist einer dieser beiden Männer Ihr Gatte?“

Pauline entgegnete schluchzend: „Sie sind es Beide. Da ich gehört hatte, daß mein erster Mann todt sei, habe ich mich drei Jahre darauf mit dem zweiten verheirathet. Ich habe Carey stets innig geliebt, so lange ich ihn am Leben glaubte, und dann faßte ich eine große Zuneigung zu Keibo, der immer ein vortrefflicher Ehemann für mich gewesen ist.“

Richter: „Aber was gedenken Sie zu thun? Wollen Sie mit Ihrem ersten Manne leben, der eigentlich der rechtmäßige ist, oder mit dem zweiten, der es in Folge eines Irrthums wurde, woran Sie ganz unschuldig sind?“

Pauline: „Meine Pflicht und mein Wunsch ist, mit dem ersten Manne Edward Carey zu leben.“

Die hierauf folgende Scene läßt sich schwer beschreiben. Carey und Pauline stürzten sich weinend in die Arme, während der unglückliche Keibo erst wie versteinert dafuß und dann das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und schluchzte. Der Richter drückte ihm seine Theilnahme aus, empfahl ihm jedoch, sich in sein Schicksal zu fügen und die Ruhe der wiedervereinigten Gatten nicht zu stören. Carey führte seine Frau triumphirend fort und verließ mit ihr und den Kindern bald darauf Cincinnati, ohne zu sagen, wohin sie gingen, um den Italiener ohne jede Spur zu lassen, da er ihm doch nicht ganz trauen mochte.

F.

(Wie die Geschichte geschrieben werden soll.) Victor Hugo in seinem neuesten Werke „William Shakespeare“ (Leipzig, Steinacker) sagt:

Daß die Geschichte in anderer Weise als bisher zu schreiben ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Kriegslärm, fürstliche Heirathen, Tausen und Begräbnisse, Hinrichtungen und Feste, Heldthaten des Schwertes und Beiles, große Reiche, große Steuern, große Tragödien mit kleiner Intrigue; der Castagnettentanz des Cardinals Richelieu in Schäferkleidung vor der Königin von Frankreich; die verschiedenen Potemkins Katharinas II., hier Orloff, dort Godey u. s. w., das war bisher die Geschichte. Die Geschichte hat bisher nur den Hof gemacht. Bossuet schildert hier und da bemäntelnd die schreckliche Geschichte der mit Verbrechen bedeckten Throne und begnügt sich mit der Bemerkung: Gott hält das Herz der Könige in seiner Hand. — Gott aber hat keine Hand und solche Könige haben kein Herz.

Diese sonstige Geschichte ist gutmüthig gegen die Fürsten. Sie drückt gefällig die Augen zu, wenn eine Hobeit sagt: Geschichte, steh' einmal nicht her. Sie läugnet nun frech was ihr zu sagen verboten war; Morevi nennt die Bartholomäusnacht eine „Unordnung“ und Chaudon die Du Barry „eine Dame vom Hofe.“ Die Geschichte läßt die Matrage, unter welcher Johann II. von England den Herzog von Glocester in Calais erstickt, für einen Schlaganfall gelten. Warum ist in dem Sarge im Escorial der Kopf des Infanten Don Carlos von dem Rumpfe getrennt? Philipp II., der Vater, antwortet: weil, als der Infant starb, der bereit gehaltene Sarg nicht lang genug war, so mußte man den Kopf abtrennen. Die Geschichte glaubt

an den zu kurzen Sarg. Daß der Vater den Sohn habe ent-
haupten lassen, psui! Nur Demagogen können dergleichen sagen.

In England nennt man solche Geschichtschreibung „loyal“. In England heißt royalistisch sein, loyal sein. Ein Demokrat ist unloyal, gewissermaßen unehrenhaft.

Der König bezahlt, das Volk nicht. Das ist so ziemlich das Geheimniß solcher Art Geschichtschreibung. Sie hat auch ihren Abflaster.

Ehre und Gewinn werden getheilt; die Ehre erhält der Gebieter, den Gewinn der Geschichtschreiber.

Was geschieht im Louvre? Was im Vatican? Was im Serail? Was in Windsor? Was in Schönbrunn u. s. w.? Keine andere Frage. Es giebt nichts Anderes von Interesse für das Menschengeschlecht als zehn oder zwölf Häuser, in denen die Geschichte Portiersdienst leistet.

Was den König, den Krieger, den Fürsten, den Thron und den Hof betrifft, so ist da nichts klein und unbedeutend. Eine Stiftenfrage, eine Jagd, ein großes Feder, viele Wagen, die Uhren Karls V., die Schlösser Ludwigs XVI., die Bouillon, welche Karl X. bei seiner Salbung ablehnte, wie der Prinz von Wales im Oberhause sitzt nicht als Prinz von Wales, sondern als Herzog von Cornwallis &c. &c., alles dies ist wichtiges historisches Material. Eine Stumpfnase ist historisch, kurz alle fürstlichen Nichtigkeiten spielen eine Rolle in dem Menschengeschicht und Krieg und Frieden, die Thätigkeit von Heeren und Flotten, Rückschritt oder Fortschritt hängen von der Tasse Thee der Königin Anna oder von dem Fliegenwedel des Dey von Algier ab. Die Geschichte geht hinter all diesen Nichtigkeiten her und notirt sie gewissenhaft. Weil sie solche Dinge kennt, ist es ganz natürlich, daß sie von andern nichts weiß. Wenn man wissen will, wie der englische Kaufmann hieß, der 1612 zuerst von Norden her nach China kam oder der Bürger, welcher die Stände zu Tours unter Karl III. veranlaßte, das Prinzip der wählbaren Beamten anzunehmen, oder der Steuermann, der 1405 die canarischen Inseln entdeckte, der Römer, welcher die Pflasterung der Straßen durch den Bau der Appischen Straße 312 vor Christi erfand &c. &c., so vermag die Geschichte keine Auskunft zu geben; sie giebt sich nicht mit so geringen Dingen und so gemeinen Menschen ab.

In Nürnberg am Regidien-Platz in einem Hause, in einem Zimmer, steht auf einem eisernen Dreifuße eine kleine hölzerne Kugel, die mit Pergament überzogen ist und sonst mit rothen, gelben und grünen Strichen bedeckt war. Es ist eine Erdkugel, auf der die Erde im 15. Jahrhundert einigermaßen dargestellt ist. Auf diesem Globus, unter dem 14. Grade der Breite, unter dem Zeichen des Krebses, ist eine Art Insel Antilia angegeben, welche eines Tages die Aufmerksamkeit zweier Männer erregte. Der Eine, welcher den Globus gefertigt und die Insel angegeben hatte, zeigte Antilia dem Andern und sagte: da ist er. Der Mann, welcher hinsah, hieß Christoph Columbus, der andere Martin Behaim. Antilia ist Amerika. Die Geschichte spricht

von Cortez, der Amerika verwüstete, aber nicht von Behaim, der es ahnte. Im Jahre 1747, mitten im achtzehnten Jahrhundert, unter den Augen der Philosophen, verdrängten Schlachten und Belagerungen die großartige Entdeckung, welche heutzutage die Welt umgestaltet, die Electricität. Solche Geschichte lehrt und lernt man; alle jungen Köpfe sind voll davon, wir Alle sind ihre Opfer.

In dieser Geschichte ist Alles, nur keine Geschichte, viel von Fürsten, Monarchen und Feldherren, wenig von dem Volke, den Sitten und Gesetzen, nichts von der Literatur, den Künsten, den Wissenschaften, der Philosophie, der Bewegung des allgemeinen Gedankens, mit einem Wort von dem Menschen. Die Civilisation datirt von Regierungen, nicht vom Fortschritt. Die großen Männer, die ihn förderten, werden nicht erwähnt. Man sagt, wie Franz II. auf Heinrich II. folgte u. s. w., aber nicht wie Watt auf Papin und Fulton auf Watt folgte. Vor der Fürstendynastie sieht man die Genie-Dynastie nicht. Nicht zu wissen, daß Philipp IV. nach Philipp III. kam, ist eine Schande, aber ein Skandal fast ist es, zu wissen, daß Kant Descartes, Luther Huf, Voltaire Luther fortsetzte.

Es ist Zeit, daß dies anders werde; es ist Zeit, daß die Männer der That zurück und die Männer des Gedankens vortreten. Wo der Gedanke, ist die Macht. Es ist Zeit, daß die Genies vor die Helden treten. Es ist Zeit, daß man dem Kaiser gebe was des Kaisers ist und dem Buche, was des Buches ist. Manches Gedicht, manches Drama, mancher Roman thut mehr als alle europäischen Höfe zusammen. Es ist Zeit, daß die Geschichte jedem Einflusse sein rechtes Maß gebe und aufhöre, den Zeiten, welche nach dem Bilde der Dichter und Philosophen gemacht sind, Königsmästen vorzuhaltten. Wessen ist das achtzehnte Jahrhundert? Ludwigs XV. oder Voltaires? Man vergleiche Versailles und Ferney und sehe zu, von welchem dieser beiden Punkte Civilisation ausgeht.

Ein Jahrhundert ist eine Formel, eine Epoche der Ausdruck eines Gedankens. Jede Helle ist irgendwo in eine Flamme verdichtet, jede Zeit in einen Menschen. Stirbt der Mann, so ist die Epoche geschlossen. Gott schlägt ein Blatt um. Der Tod Dantes ist der Punkt hinter dem 13. Jahrhunderte. Huf kann nun kommen. Der Tod Shakespeares ist der Punkt hinter dem 16. Jahrhunderte. Nach diesem Dichter, welcher die ganze Philosophie enthält, können die Philosophen kommen, Pascal, Descartes, Molière, Montesquieu, Rousseau. Der Tod Voltaires ist der Punkt hinter dem 18. Jahrhunderte. Die französische Revolution kann erscheinen.

Wer beherrscht die Zeiten? Ein Kopf, der eine Krone trägt oder ein Kopf, der einen Gedanken enthält? Die Aristokratie oder die Idee?

Was ist ein Eroberer neben einem Weisen? Der, durch welchen man denkt, ist der rechte Eroberer. In der künftigen Geschichte wird mancher Dichter und Schauspieler schwerer wiegen als mancher Kaiser. —

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.
mit Stablischen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Dort an jener Stelle im Parke war's gewesen, auf der Bank unter der uralten Eiche, wo jenes Drama, wie das Leben so viele bietet, ausgespielt wurde, und noch heute, als Isabelle in stiller Morgenfrühe der Stelle zuschritt, einst ihrem Lieblingsplatze, vermochte sie ein leises Schauern nicht zu unterdrücken, gedachte sie jener heißen qualvollen Stunde. Nicht daß es sie gereute, was sie gethan, nein, sie mußte so handeln, noch hätte sie nichts von dem Geschehenen zurückgenommen, noch hielt sie Alles für Recht und Pflicht. Wird das Leben sie zu einer anderen Ueberzeugung bringen?

„Gott geleite Erich auf seinen Wegen und führe ihn sicher und unverloren hierher zurück, daß er dem Onkel ein liebender Sohn und all seinen Untergebenen ein guter Herr sei, er selbst ein glücklicher Gatte werde! Und auch mich nehme der Allgütige in seinen Schutz, ich werde seiner noch mehr bedürfen als Erich, und ich habe Niemand, der für mich betet! — Allein ziehe ich in die Welt hinaus, zu siegen, oder zu unterliegen. Zu unterliegen? Nimmer! Ich erreiche, wonach ich strebe!“

Mit diesem Gedanken kehrten Muth und Energie in Isabelle zurück; er hielt sie aufrecht in der letzten

schweren Stunde des Abschiedes, als die Diener sich herbeidrängten mit feuchten Augen und Segenswünschen, denn sie war ihnen stets eine gute, großmüthige und theilnehmende Herrin gewesen. Der Abschied vom Onkel, der durch ein leichtes Unwohlsein an's Zimmer gebannt wurde, oder vielleicht sich dadurch fesseln lassen wollte, war kurz und förmlich, wie es nach dem gestrigen stürmischen Auftritt wohl nicht anders zu erwarten war. Einige seiner furchtbar scharfen Aeußerungen, besonders jene harten höhrenden Worte, als Isabelle demüthig bittend zu seinen Füßen lag, hatten ihr eine Wunde geschlagen, daß noch jetzt das warme Herzblut daraus hervorquoll, hatten aber zugleich ihre Liebe für ihn, wenn auch nicht ertödtet, doch in einen lähmenden Bann gelegt, so daß sie ihm kalt und stolz gegenüber stand. Sollte sie sich noch einmal des Komödienspieles zeihen lassen? —

Der alte Graf fühlte, daß er zu weit gegangen war, und gerade dieses beschämende Bewußtsein machte diese feste und oft eigensinnige Natur noch trotziger, und ob ein tiefer Schmerz seine Seele durchschnitt und er Isabelle hätte halten mögen mit tausend Liebesarmen, äußerlich zeigten sich nur Grimm und Starrsinn.

Draußen in der Halle unter den Dienern, — die ja alle einen Theil der Heimath bildeten, die sie umgeben von Kindheit an — wäre beinahe die Eisrinde geschmolzen, die sich um Isabellens Herz gelegt, aber sie durfte nicht weich werden, und ihrer ungewöhnlichen Willenskraft gelang es, das Wogen ihre Gefühle zu beherrschen. Waren es auch alte bewährte Diener, so

wußten sie doch nichts von den letzten traurigen Vorgängen im Schlosse; ahnten sie auch, daß nicht Alles wie sonst sei, so glaubten sie doch der von Frau Linde gegebenen Aussage, daß ihre junge Herrin eine weite große Reise anträte, und wenn ihnen auch Manches dabei seltsam erschien, so gehörten sie noch zu jenem guten treuen Schläge der Diener, welche nicht in die Angelegenheiten ihrer Herrschaft zu dringen suchen, nicht spioniren und kritisiren, sondern einfach thun, was ihre Pflicht ist. Hätten sie vermuthet, daß es ein Abschied sei für's Leben, so würden die Thränen, welche jetzt in den Augen glänzten, wohl mit lautem Schluchzen geflossen sein.

„Lebt wohl! lebt wohl, Ihr Alle! Frau Richter“ (zur Haushälterin gewandt) pflegen Sie den Onkel nach wie vor mit Ihrer schönen, kräftigen Küche. Mein lieber treuer Meyer, bringen Sie ihm oft von dem besten ältesten Wein, und Sie, Friedrich, stehen Sie ihm recht sorgsam zur Seite. Und Ihr Anderen Alle, thut Eure Pflicht und thut sie mit Liebe, laßt es Euch nicht anfechten, wenn der Graf zuweilen unwirsch ist, die Gicht plagt ihn denn, und im Grunde meint er es doch treu und gut mit Jedem und ist ein kreuzbraver Herr!“

„Ja, Gott segne ihn! Aber unsere junge Gräfin auch, sie vor Allen!“ rief einer der Diener und ein voller Chor stimmte ein.

„Dank Euch! Und nun Gott befohlen!“

Isabelle stieg eilig in den Wagen, der sie zur nächsten Eisenbahnstation bringen sollte, Frau Linde folgte langsamer nach und mit Schnelligkeit verließ die Equipage den Schloßhof. Noch einmal schaute Isabelle sich um, nach einem Fenster sah sie voll hoffender Herzensangst — doch nein, er war nicht zu sehen; sein letzter Blick begleitete sie nicht bei ihrem Scheiden aus der Heimath.

3.

In einer hübschen, gutgelegenen Wohnung der Residenz war Isabella bald häuslich eingerichtet. Frau Gertrud Linde hatte mit ihrem praktischen Rathe, ihrer Umsicht dem jungen Mädchen sehr hilfreich beigestanden, ihr mehr die anmuthige, ausschmückende Seite der Einrichtung überlassend, während sie selbst sich der Herbeischaffung des Alltäglichen und Nützlichen widmete. Frau Gertrud war eine ganz vortreffliche Stütze für Isabelle, war ihr eine mütterliche Pflegerin gewesen von ihrer früheren Verwaisung an. Klug, gebildet,

nicht nur mit manchen nützlichen Kenntnissen ausgerüstet, sondern Herz und Seele geabelt, hatte sie mit ihrem einfachen, treuen Sinne, ihrem sanften, echt weiblichen Wesen, einen Einfluß über ihren Schützling erlangt, wie Keiner außer ihr sich dessen rühmen konnte, einen Einfluß, welchen selbst zuweilen der Onkel zu seinen Gunsten anrief, um dadurch eine bessere Verständigung zwischen sich und der „querköpfigen“ Nichte zu erzielen, und welcher ihm auch stets gern gewährt wurde, so fern Frau Linde nicht zugemuthet wurde gegen ihre bessere Einsicht zu sprechen und zu handeln. Hierzu hätte nichts sie vermocht, lieber würde sie ihrer ganzen Stellung entsagt haben; aber es wußte Jeder zu gut, daß sie Isabellen unentbehrlich sei. Wie manche Mutter ist dem eigenen Kinde nicht das gewesen, was Frau Linde Isabellen war; diese hing auch mit treuer, warmer Liebe an ihr; wenn Lehrer und Erzieherinnen — denn nichts wurde zu ihrer Ausbildung gespart — mit dem ungestümen, leidenschaftlichen Mädchen nicht auszukommen wußten, Frau Linde fand doch die Seite heraus, an der sie zu erfassen war. Sie sprach mit Sanftmuth und Liebe zu ihrem Herzen, und dadurch gewann dann auch die Vernunft Eingang. In der letzten großen Katastrophe, welche über Isabellens Leben entschied, hatte die mütterliche Freundin keine Gewalt über sie gehabt, vergeblich wurde da vom alten Grafen ihr Einfluß erbeten, so weit reichte er nicht. Aber Frau Linde war klug genug dies bei Zeiten einzusehen und sich nicht in nutzlosen Kampf und Streit einzulassen, in dem sie nicht gewinnen, nur verlieren konnte — Isabelle verlieren! Da hieß es kurz und einfach:

„Liebe Gertrud, gehst Du mit mir, stehst Du zu mir, wie auch Alles sich gestalte?“

„Ja, Isabelle, uns trennt nur Dein eigener Wille.“

Ein fester Händedruck, denn von großen Zärtlichkeiten war Isabelle keine Freundin, und Alles war abgemacht.

Der alte Graf hatte die treue Frau Gertrud beschuldigt, sie habe dem wahnwitzigen Plane seiner Nichte Vorschub geleistet, und dehnte seinen Zorn auch auf sie aus. Daß diese Beschuldigung falsch sei, ahnte er wohl selbst. Wie viel lieber würde Frau Linde, die zwar noch rüstig, doch schon nicht mehr jung war — ruhig in dem schönen, stillen Hasen geblieben sein, als sich draußen auf das hohe, offene Weltmeer zu begeben, aber ihre Isabelle, ihr Kind, wollte den Sturm bestehen, wenigstens redlich damit kämpfen, da gab es für sie keine Wahl, als mit hinauszuschiffen. Und ohne Isabellens Vorhaben aus dem Gesichtspunkte zu

betrachten, wie der alte Graf, war doch Frau Linde weit entfernt, die Begeisterung für die Kunst zu begreifen und zu theilen, welche Isabelle mit ihrem ganzen früheren Leben brechen ließ.

Die ersten Tage ungemüthlicher Geschäftigkeit waren vorüber, in der hübschen, wohl eingerichteten Wohnung saßen die beiden Damen im Dämmerlichte, über die Zukunft sprechend. Die Uebersiedlung in die Stadt hatte weniger Schwierigkeiten gebracht, als sie befürchtete; Frau Linde konnte alle zur Niederlassung erforderlichen Papiere herbeischaffen und Isabelle galt für ihre Verwandte. In sofern lagen in der Zukunft keine Hindernisse mehr vor ihnen.

„Gertrud, morgen werde ich Frau Sara Sidney meinen Besuch machen. Wie wird sie staunen, daß ihr Wunsch sobald in Erfüllung gegangen ist. Ich erzählte Dir doch, daß die Leistungen dieser unserer größten Schauspielerin mich zu der Begeisterung hinriß, die nun wie ein Flammenmeer immer weiter um sich greift und mich zu zerstören droht, wenn ich das Feuer nicht in seine gehörigen Grenzen zurückweise, das heißt hier so viel, als dem Drange folge, der mich mit unwiderstehlicher Macht vorwärts zieht. Als ich damals von meinem Entzücken, meiner Bewunderung für Sara Sidney getrieben, zu ihr ging, ihr meinen Dank auszudrücken für den Schatz von Freuden und Hochgenüssen, welche ihr Talent mir gereicht, ihr auszusprechen, was alles Edles und Großes durch sie in meiner Brust wachgerufen wurde, da sagte sie in ihrer holdseligen, nur ihr eigenthümlichen Weise:

„Wie schade, Gräfin Isabelle, daß Sie auf einer Lebensstufe stehen, die sich zu hoch für die Ausübung der göttlichen Kunst dünkt, ich glaube, Sie wären berufen Großes zu leisten, in Ihnen sähe ich eine würdige Nachfolgerin von mir erstehen.“ —

So war es gewesen. Als Isabelle vor der großen Künstlerin stand, und in ihrer begeisterten, hinreißenden Weise den Eindruck schilderte, den Jener Spiel auf Sie gemacht, da hatte Frau Sidney kein Auge von dem jungen Mädchen zu wenden vermocht. Ihre edle, hohe Gestalt, so jugendblühend und anmuthig und doch so stolz, ihre schönen, ausdrucksvollen Gesichtszüge, das klangreiche Organ, dazu die glühende Begeisterung, der Feuereifer, mit dem sie nicht nur oberflächlich über die Kunst sprach, sondern sie auch in ihrer tieferen Bedeutung und ihrem höheren Zwecke erfaßt hatte, das Alles schien Sara wie geschaffen, Isabelle zu einer großen Künstlerin zu machen. Mehr zum Scherz — als Antwort auf eine Bemerkung der jungen Dame,

daß Bewunderung der Kunst doch noch lange kein Beweis sei, Talent zur Ausübung derselben zu besitzen — unterwarf die Schauspielerin sie einer Probe, die Isabelle auf überraschende Weise löste. Anstatt mit Pathos zu deklamiren, sprach sie, las die von ihr geforderten Stellen mit Ruhe und Klarheit, mit einem so richtigen Verständniß, welches Sara Sidney entzückte; und nachdem sie nun noch gezeigt, daß sie sich mit Natürlichkeit zu bewegen verstehe, gehen könne, ein Versuch, der Isabelle zum herzlichsten Lachen brachte, die Kunst-richterin aber, welche wohl wußte, wie Schweres sie verlangt, mit Staunen erfüllte, da äußerte Sara, überzeugt von der seltenen Begabung der jungen Gräfin, jene Worte, welche zündend in Isabellens Seele gefallen waren und sie herausrißen aus ihrer Bahn.

Noch oft hatte die Schauspielerin des schönen, fremden Mädchens gedacht, das plötzlich, gleich einem leuchtenden Meteor bei ihr erschienen und ebenso verschwunden war, zuweilen hatte sie sogar mit ihrem Gatten über Isabelle gesprochen, ihm die wunderbare Schönheit, die Grazie und das Talent der Fremden schildernd.

„Wenn ich nur die Hälfte dieser Vorzüge besessen hätte, Herrmann, ich glaube, ich stände jetzt ganz anders da.“

„Kann man noch mehr als groß sein, ist Eine, die sich mit Dir zu messen vermag, Sara?“

„Aber bedenke, daß es mir nicht leicht geworden ist. Man erinnert sich noch jetzt, wie steif ich im Anfange war, und die ersten Recensionen über mich berechtigten wahrlich nicht zu hohen Erwartungen. Mein Organ war weder weich, noch klangvoll, es hat manches Jahr gedauert, bis ich lernte so aus dem Herzen zu sprechen, so aus voller Seele zu spielen.“

„Desto größer das Verdienst. Wer aber lehrte Dich das Alles, meine herrliche Sara?“

„O, Du weißt es, wer den Schwung in mein Leben brachte, von wann sich die Umwandlung herschrieb, — die Liebe ward meine Lehrmeisterin.“

Ein Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit legte sich auf das edle Antlitz der Sprechenden, aber ein tiefer dunkler Schatten verschuchte bald das Licht, welches darauf geleuchtet. Da, ein Schatten stieg hin und wieder aus der Vergangenheit und warf düstere Wolken über die so friedliche und glückliche Gegenwart. Was die Welt längst vergessen, Gott in seiner Güte lange verziehen, was sie gesühnt hatte durch unsträflichen, makellosen Wandel und edles freigebiges Thun,

Sara vermochte es selbst weder zu vergessen noch sich zu vergeben. Zu dieser Frau, die nicht nur groß als Künstlerin, die groß als Weib war — denn selbst in ihren Fehlern war sie nicht kleinlich gewesen — kam jetzt Isabelle; an ihr fand sie nicht nur eine Lehrerin, die mit voller Liebe und redlichem Eifer das große Werk unternahm, sondern auch eine Freundin. In ihrem Hause waren Isabelle und selbst Frau Linde stets gern gesehene Gäste, und das Geheimniß, daß das junge Mädchen nicht Isabelle Richards, sondern eine erlauchte Reichsgräfin war, ruhte geborgen in Frau Sidney's Brust. —

Langsam aber sicher reifte Isabellens bedeutendes dramatisches Talent der schönsten Entfaltung entgegen. Die edle Knospe wurde mit rührender, sorglicher Muttergärtlichkeit von der gütigen Lehrerin gepflegt und zu einer ebenso naturgemäßen, als echt künstlerischen Entwicklung und Vollendung geführt. Sara hatte sich lange eine begabte Schülerin gewünscht, auf die sie übertragen konnte, was sie selbst groß und bedeutend gemacht, welche, nachdem die älter werdende Frau allmählig von mancher Lieblingsrolle scheiden mußte, diese übernehmen konnte, und nun wurde ihr dieser Wunsch so herrlich erfüllt. — Natürlich konnte es nicht fehlen, daß Isabelle in ihrer ganzen Erscheinung, wohin sie trat, Aufsehen erregte. Man fragte und forschte, wer die stete Begleiterin von Frau Sara Sidney wäre, und als man hörte, es sei eine Kunstnovize, welche für die Bühne ausgebildet werde, erreichte das Interesse, das Isabelle schon an sich erregte, einen höheren Grad.

In den Salons der großen Schauspielerin, zu denen sich alle Notabilitäten der Hauptstadt drängten, alle ausgezeichneten Fremden Zutritt suchten, war Isabelle in diesem Winter einer der ersten Sterne. Und daß sie so stolz und unnahbar sich zeigte, wenigstens für alle fade Schmeichelei unzugänglich, daß sie trotz aller Einfachheit und Natürlichkeit selbst in diesem auserlesenen Kreise als etwas Eigenthümliches und Einziges dastand, erhöhte vielleicht noch die Anziehungskraft. Man sprach davon, daß verschiedene hochgestellte und reiche Männer sich bemüht hätten, Isabelle von ihrem Wunsche zur Bühne zu gehen, abzubringen, indem sie dem schönen, stolzen Mädchen Herz und Hand boten, aber erfolglos. Es hieß selbst, daß sie Frau Sara's Vermittlung erbeten, die diese auch mit einem feinen Nücheln zugesagt und sich auch warm der Sache der unglücklich Liebenden angenommen hatte, wohl wissend, sie laufe keine Gefahr, dem Tempel der Kunst eine würdige Priesterin zu entziehen. Wochen und

Monate vergingen, und Isabelle war immer noch Isabelle Richards, deren einziges Streben dem einen großen Ziele zugin. Frau Sidney hatte niemals erlaubt, daß ihre Schülerin durch das Deklamiren von Gedichten oder Monologen, das Spielen einzelner Scenen mit ihrem Talente glänze oder es zersplittere; voll und ganz sollte der Eindruck sein, den sie mache. Im engsten Privatkreise — das Publikum bildeten Sara, ihr Gatte, Frau Linde und einige bewährte Kunsttrichter — hatte Isabelle ein Paar Mal mit einigen Mitgliedern der Hofbühne gespielt, die aus Gefälligkeit für Sara zuerst, dann aus eigenem Interesse an dem Talente des jungen Mädchens sich dazu bereit fanden. Nach den verschiedenen, stufenweise immer höher steigenden Leistungen ihres Schüglings hatte die erfahrene und gewiegte Kunsttrichterin ermessen, wenn es Zeit sei, nun wirklich vor die Doffentlichkeit zu treten. Denn von den jungen unvergleichlichen Talenten, die aus stiller Erkerstube hinaus, gleich fertig und vollendet, ohne Lehrzeit auf die Bühne kommen und unermessliche Erfolge erzielen, von diesem Allem findet man im wirklichen Leben nichts. —

4.

Der wichtige Tag, der über Isabellens ganze Zukunft entscheiden sollte, war erschienen. Die vielvermögende Frau Sara Sidney hatte es durchgesetzt, Isabellen ein erstes Debüt am Hoftheater auszuwirken, es war ihr gelungen, die Intriguen und Rabalen zu beseitigen, die ohne sie des jungen unbekanntes Mädchens Weg sehr erschwert und gekreuzt haben würden; und schon in sofern konnte man nicht abläugnen, daß Isabelle vom Glück begünstigt ward. An diesem Abende sollte sie als Marie Stuart — Frau Sidney gab die Elisabeth — auftreten. Die ganze Stadt, oder besser die Kreise, welche sich „die Gesellschaft“ nennen, waren in Aufregung. Isabelle hatte durch ihre Erscheinung zu viel Aufsehen gemacht, in der Langeweile, die jene Kreise auszeichnet, ist ein ungewöhnliches Ereigniß zu willkommen, als daß man sich nicht gern einer Erregung hingäbe, schon weil sie etwas Abwechslung in die Eintönigkeit des Lebens bringt. Alle Theaterbillets waren verkauft, und die Unterhändler, welche draußen von Allen gesehen wurden, nur nicht von der Behörde, die ihr Treiben bemerken sollte, machten glänzende Geschäfte. Schon war das Haus dicht besetzt, und ein Schwirren und Summen, wie es stets in einer so vollen Versammlung herrscht, wogte durch die Räume.

In ihrem Ankleidezimmer hinter den Coullissen

weilte Isabelle. Daß sie vollkommen ruhig gewesen, wäre zu viel behauptet; ihr ganzes Sein war tief bewegt, doch nicht von kleinlicher Angst, mehr von einer feierlichen Bangigkeit; es war ihr, als stände sie vor den Thüren eines Tempels und solle nun bekunden, ob sie würdig sei einzutreten.

Sie war schon im vollen Kostüm. Mit der Hand auf einen Sessel gelehnt, denn sie zitterte leicht, stand sie neben ihrer treuen Gertrud, die vor Angst und Zagen fast nicht mehr sie selbst war, und die sich trotzdem bemühte tapfer und muthig zu sein, um ihrem geliebten Kinde nicht das Herz noch schwerer zu machen.

Elisabeth — Frau Sidney — trat herein, noch einige Worte zu ihrer Schülerin zu sprechen, ihren Anzug, ihr Aussehen zu mustern. Mit einem Blick triumphirender Liebe — denn diesem wirklich großartigen Charakter war jede kleinliche Regung des Neides oder der Eifersucht fern — überflog sie die ganze Erscheinung des jungen Mädchens. So königlich stolz und doch so bestrickend reizvoll, eine echte Marie Stuart. Anzug, Haltung, Alles wie es sein mußte.

„Ich finde nichts zu erinnern. Wir sind bereit — und meine Schülerin wird mir Ehre machen. Nur Muth, mein liebes Kind! Ich zage und bange nicht für Sie!“ sagte Sara mit fröhlicher Zuversicht.

Ein tiefer Seufzer hob Isabellens Brust und leise flüsterte sie:

„Ihr Weiden, die Ihr mir Mutter und Freundin seid, Ihr, die Einzigen auf der Welt, welche jetzt Theil an mir nehmen, gebt mir Euren Segen mit auf den schweren Weg, bittet Gott mit mir, daß er mein Streben, eine würdige Priesterin der Kunst zu werden, gedeihen lasse! Es hat mich ja so viel, so viel gekostet, möchte ich die Opfer nicht umsonst gebracht haben!“

Frau Linde, die schon mit ihren Thränen kämpfte, brach jetzt in leises Weinen aus, sie vermochte nur ihre Hände auf Isabellens sich neigendes Haupt zu legen, doch Sara sagte feierlich:

„Ich segne Dich mit meinen besten Wünschen! In Dir wird der Kunst ein Stern aufgehen, wie er reiner und voller nie gestrahlt hat, das prophezeihe ich Dir und meine Verheißung wird sich erfüllen! — Doch jetzt, Isabelle, sammeln Sie sich, der Vorhang ist aufgegangen, bald wird Ihr Stichwort ertönen.“

Die erste Scene zwischen Hanna, Kennedy und Paulet war bald vorüber und wurde mit Gleichgültigkeit und Zerstreuung angehört, Alles war nur gespannt auf Marie Stuarts erstes Erscheinen. Schon bei den Worten der Kennedy:

„Da kommt sie selbst.“

und Paulets Entgegnung:

„Den Christus in der Hand
Die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen.“

entstand Unruhe im Hause. Aller Augen hingen an dem Eingange, durch welchen Marie erscheinen mußte.

Sie kam — ein seltsames Gefühl erfaßte all' die Hunderte von Menschen, ein Gefühl, das wohl in jeder Brust das gleiche war, denn Jugend und Schönheit sind siegreiche Waffen und groß ist die Macht weiblicher Holdseligkeit. Wie sie dahinschritt in den langen wallenden Schleier gehüllt, das Cruzifix im Arme, langsam, in sich versunken und doch hoheitsvoll. Es war ein Bild, eine Gestalt, vollendet bis in die kleinste Einzelheit, jeder Zoll eine Fürstin, trotz der rührenden Demuth, der Wittwenkleider, doch die Herrscherin, die Königin von Gottes Gnaden, die Besiegerin aller Herzen.

Durch die jetzt lautlose Stille ertönte ihre weiche, klangvolle Stimme, die edle Sprache und schon jetzt machte sich ein leises Beifallsgeflüster in der Menge kund. Die erste Angst ist überwunden; weiter trägt jetzt die Begeisterung die Künstlerin. Als Königin, Paulet gegenüber, sogar die zürnende gebietende Herrscherin bei Mortimers nichtachtendem Benehmen, steht da, dann aber wie weich und rührend ist sie in ihrer Selbstanklage gegen Hanna, die treue Amme, welche Schmerzenslaute entquellen da dem tiefsten Herzen, daß manches starken Mannes Auge feucht wird, bis in der Scene mit Elisabeth die Leidenschaft, doch in großartiger Majestät losbricht. Jetzt war der Gipfelpunkt erreicht, damit aber auch Isabellens Schicksal entschieden. Ein Beifallssturm, wie er selten sich kund that, brach los, nach Beendigung dieser Scene. Immer wieder mußte Isabelle erscheinen; fast wurde es ihr zu viel. Noch hatte sie der Rausch nicht ergriffen, der in dem Beifallsklatschen des Publikums so hohe Befriedigung findet. Sie war selbst so aufgegangen in ihre Rolle, daß es ihr fast wie eine Profanation vorkam, nachdem sie zitternd von allen Leidenschaften davon gestürzt, nun mit lächelnden Lippen und tiefen Verbeugungen immer wieder vor dem Publikum erscheinen zu sollen. Es lag etwas darin, so auf Gebot zu kommen, was Isabellens stolzen Sinn beleidigte, und in den Wonnetrank, den ihr der Erfolg dieses Abends reichete, war dies ein Wermuthstropfen.

Wie für Viele die junge Schauspielerin in ihrer Scene mit Elisabeth — als das beleidigte königliche Blut siedend emporglühete und doch nicht das edle Maß überschritt — am Größesten war, so gab es wieder

Anderer, welche sie in der Abschiedsscene vor dem Sterben unvergleichlich fanden. Aber entschieden war ihr Loos, das erste Auftreten war ein so glänzendes und siegreiches gewesen, daß selbst ihre eigenen Hoffnungen und Träume dadurch übertroffen wurden. — Der Vorhang war gefallen. Erschöpft, bis in's Innerste erregt, lag Isabelle in ihrem Ankleidezimmer auf dem Sopha; indessen draußen die jubelnde Menge nach ihr rief.

„Ich kann nicht kommen, sagt, daß ich es nicht vermag.“

„Sie müssen!“ Sara Sidney, bis jetzt der Liebling des Publikums, zog die Gefeierte des Abends mit Gewalt auf die Bühne. Ein schönes Paar diese beiden Frauen, und manchen Kunstgenuß versprach man sich noch von ihrem gediegenen Zusammenwirken. —

In den nächsten Tagen waren die Zeitungen erfüllt von dem interessanten Ereigniß, und Isabellens Lob wurde in allen Journalen gesungen. Ein Blatt, welches doch Einiges und vielleicht mit Recht, an der so schnell zum Ruhme Gelangten auszusetzen fand, erregte das höchste Mißfallen und der Fehbehandschuh wurde von einigen der schärfsten Kritiker aufgenommen. In der Gesellschaft, ja, selbst in den Lebenskreisen, die etwas Wichtigeres zu thun haben als sich nur mit Neuigkeiten und leerem Geschwätz zu beschäftigen, bildete das Erscheinen der hochbegabten jungen Künstlerin das Tagesgespräch. Die seltene Vereinigung eines so reichen Talentes mit so herrlichen äußeren Mitteln war jedenfalls etwas Außergewöhnliches. Und wenn auch das wahre Genie eine unvortheilhafte Erscheinung vergessen machen kann, so hat doch gerade eine Schauspielerin oder Sängerin an Schönheit und Anmuth siegreiche Verbündete. Fast alle die idealen Gestalten, welche die Dichter vorführen, sind holdselig, wie gut für die Darstellerin, wenn zwischen ihr und dem Bilde Harmonie waltet.

Am Morgen nach Isabellens erstem Auftreten kamen Briefe, Blumen, schwungvolle Gedichte und wurden angenommen, doch als in späterer Tagesstunde die Spender derselben, junge und alte Herren sich einstellten, dem so leuchtend heraufgezogenen Gestirn ihre Huldigungen darzubringen, fanden sie zu ihrem höchsten Staunen die Thür der Schauspielerin verschlossen. Und nicht etwa unter dem Vorwande, das Fräulein sei nicht daheim, sondern der Diener meldete, seinem Befehle gemäß handelnd, Fräulein Richards empfangen keine Herrenbesuche. Erstaunt sah man sich an, lächelnd dann, die Abweisung mußte auf einem Mißverständnisse beruhen. In die Hand des Dieners glitten Trinkgelder,

Alles vergebens — er nahm die Karten, versprach sie seiner Herrin zu überreichen, doch der Eintritt war nicht zu erlangen.

Indessen saß Frau Sara bei Isabelle und Beide stritten über den fraglichen Punkt: das Abweisen der Besuche.

„Sie werden es nicht durchführen können, Isabelle, es scheint mir in den Grenzen der Unmöglichkeit zu liegen.“

„Mir nicht, und ich will wenigstens den Versuch machen.“

„So wollen Sie auch Ihren Freunden Ihre Thür verschließen, interessante Freunde, auf deren Besuch man stolz sein kann, nicht empfangen?“

„Wenn ich erst Freunde, wirkliche Freunde unter den Herren hier habe, werde ich mich vielleicht nicht weigern, sie zu einer passenden Zeit bei mir zu sehen und es ebenso mit interessanten Fremden halten. Daß ich aber für Jeden, dem es einfällt, mir seine Gegenwart aufzudrängen, sichtbar sein sollte, kann Niemand verlangen. Denken Sie doch, wie ich zu studiren habe, wie ich meine Zeit nützlicher anwenden kann, als solchem leeren Geschwätz zu lauschen, fade Schmeicheleien anzuhören, die mich statt zu erfreuen, beleidigen. Und überdies paßt es mir nicht. Es steht doch in jedes Menschen, besonders in jeder Frau freiem Willen, bei sich zu empfangen, wer ihr gut dünkt, ihre Thür dem zu verschließen, der ihr nicht zusagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Still und tief wie das Meer.

Es war an einem Maientage,
Die Flur war frisch und morgenschön,
Noch schwankten Nebel hin und wieder,
Wie Geister, auf des Berges Höh'n,
Schon schwelgt in neuem Leben Alles
Und jubelt froh im Morgenlicht;
Das Meer war furchenlos und eben,
So glatt wie Kindesangeficht.

Da dacht' ich stille bei mir selber:
Wie kann das große Wasserreich,
Das mächt'ge, unabsehbar weite,
So tief sein und so still zugleich!
Die Antwort schwieg; doch leise klang es
Wie ein Verständniß zu mir her:
Das Frauenherz, das stille tiefe,
Das gleicht so ganz und gar dem Meer.

Karl Koch aus Moselb.

Feuilleton.

(Ein Stadtreisender.) In Paris werden die Leute zuweilen auf wunderliche Weise reich und es giebt dort Industriezweige, wie man sie nirgends anders findet. Wenn der unkundige Provinziale oder Ausländer zuweilen wie geblendet dasteht, indem er eine elegante Reiterin oder eine prächtige Equipage an sich vorüberreiten sieht und dabei denkt, was für eine vornehme Dame dies wohl sein möge — gewiß irgend eine Gräfin oder sonst eine betitelt Aristokratin — so hört er dann mit Erstaunen, es sei irgend eine frühere Limonadenverkäuferin oder Blumenhändlerin gewesen, die in allen Ehren zu Reichthum gelangte.

Den Männern glückt dies noch öfter; so hören wir von Herrn Jalochard, der ein Stadtreisender ist und „in Wein macht,“ wobei er in unerhört schlauer Weise zu Werke geht. Vor etwa einem Jahre kam Jalochard aus Bordeaux nach Paris; er bezog mit seinen Weinproben ein bescheidenes Zimmer in der Rue de la Huchette, und trotz den achtzehntausend Zunftgenossen, welche Paris täglich durchziehen, um mit ihm zu wetteifern, indem sie ihre Fußstapfen mit brennendem Cognac, schäumendem Aiz, kräftigem Burgunder und Wohlgeruch verbreitendem Lafitte bezeichnen, hat Jalochard es doch dahin gebracht, binnen dem einen Jahre über 50,000 Franken zu gewinnen! Wie hat er das angefangen bei einem Geschäft, von welchem die Eingeweihten behaupten, daß dabei nicht mehr als das Wasser zum Trinken zu verdienen sei? Die folgende Verhandlung vor Gericht wird uns darüber einen kleinen Aufschluß erteilen.

Der Richter stellt die Frage: „Was verlangen Sie, Herr Jalochard?“

Jalochard: „O, eine Kleinigkeit, eine bloße Kinderei! Ich würde sogar nicht einmal davon sprechen, wäre es nicht der Ordnung meiner Bücher wegen. Aber diese müssen durchaus in gehöriger Form sein — ich bin's nicht, der das verlangt, sondern der Handelscodez — doch darum nicht ängstlich; das wäre einstweilen eine überflüssige Sorge, denn ich bin noch nicht reich genug, um bankrott zu werden —“

Richter: „Ich muß Sie nochmals fragen, was Sie eigentlich wünschen.“

Jalochard: „Ich verlange von Herrn Godfroy die Bezahlung von 600 Franken für gelieferten Wein.“

Eine alte Haushälterin: „Wein an Herrn Godfroy, an meinen Herrn? Er ist todt, der arme, liebe Mann!“

Jalochard: „Ich hörte, daß ihm diese Unannehmlichkeit begegnet sei; ich bedauere ihn sehr — er war ein vortrefflicher Mensch, ein braver Gatte, ein guter Vater.“

Haushälterin: „Er ist niemals verheirathet gewesen.“

Jalochard: „Gleichviel, Madame, er war auch so ein guter Vater — anonym. Das Vaterland verliert in ihm einen tugendhaften Bürger im wahren Sinne des Wortes, einen guten Franzosen —“

Haushälterin: „Was sagen Sie, einen Franzosen? Er war gar kein Franzose, er war ein Schweizer.“

Jalochard: „Was thut das? Wenn er kein Franzose war, so hätte er doch einer sein können und hätte verdient, einer zu sein. Die Tugend ist weltbürgerlich, und er besaß sie wie Niemand auf der Welt.“

Haushälterin: „Das ist Alles recht schön und gut, aber ich sage Ihnen, daß Sie kein Recht haben, eine Bezahlung für an meinen Herrn gelieferten Wein zu fordern.“

Jalochard: „O, darüber kann kein Zweifel sein. — Herr Godfroy war ein Weinkenner und darin einigermaßen Gourmand, der gute Mann!“

Haushälterin: „Wie kann man nur so etwas von ihm sagen!“

Jalochard: „Ich erinnere mich, daß er in meinen Keller kam und Alles kosten wollte. O, er zechte wacker, der lustige Bruder! Die spanischen Weine liebte er besonders — er ist mir noch fünfzig Flaschen Madeira schuldig, aber er war auch ein Verehrer des Chateau Margaux.“

Haushälterin: „Das ist eine Nichtwürdigkeit! Er ist Ihnen nichts schuldig, er kann Ihnen nichts schuldig sein, denn seit fünf Jahren hat er kein Glas Wein getrunken.“

Jalochard: „Bah! Ich weiß das besser.“

Haushälterin: „Er genoß nichts als Wassersuppe.“

Jalochard: „Das wäre eine sehr magere Diät.“

Richter: „Wenn der Verstorbene überhaupt keinen Wein trank, so wird Ihnen der Beweis schwer fallen, wie er die Bestellungen habe machen können, für welche Sie Bezahlung beanspruchen.“

Jalochard: „Er war noch einige Tage vor seinem Tode bei mir.“

Haushälterin: „Rein, es ist doch zu arg, wie man nur so etwas behaupten kann!“

Jalochard: „O, Madame, das kann ich mit Fug und Recht behaupten, denn ich habe es in meine Bücher eingetragen mit deutlichen Worten: „Den und den war Herr Godfroy bei mir, ein Duzend Flaschen Chateau Margeaux zu bestellen.““

Haushälterin: „Das müßte merkwürdig zugegangen sein, denn seit fünfzehn Monaten hatte er das Bett gar nicht verlassen können, weil seine Sehnen ganz zusammengezogen waren.“

Jalochard: „Das bedaure ich sehr, das ist wirklich recht traurig.“

Haushälterin: „Nun werden Sie mir doch nicht mehr sagen wollen, daß er kurz vor seinem Tode bei Ihnen gewesen ist?“

Jalochard: „Dann werde ich ihn wohl mit einem Anderen verwechselt haben. Es wird sein Vater oder sein Bruder sein, der die Bestellung bei mir gemacht hat.“

Haushälterin: „Er hatte gar keinen Vater oder Bruder mehr, er war der Einzige seiner Familie, der noch am Leben

war. Uebrigens muß ich dem Herrn Richter nur mittheilen, wie ich von dem Verfahren des Herrn Jalocharb schon gehört habe. Er schickt nämlich seine Weine nur den Todten. Sobald irgend ein anständiger Mann gestorben ist, sendet er schnell einen Korb mit Sauterne oder Ribesalles den Erben desselben zu, als wäre der Wein von dem Verstorbenen bestellt. Die Erben bezahlen dann aus Pietät gegen den Seligen, und der Herr Weinhändler macht ein gutes Geschäft."

Da der Kläger nun auch nicht beweisen konnte, daß die Bestellung, für welche er Bezahlung verlangte, wirklich bei ihm gemacht sei, und der Mandatar der Erben im Gegentheil die Unmöglichkeit dieser Bestellung nachwies, so wurde er mit seiner Klage zurückgewiesen und in die Kosten verurtheilt. Allerdings war dies noch sehr gelinde, da er eigentlich wegen Versuchs von Fresserei hätte bestraft werden sollen.

Ueberhaupt macht die Ausbildung der Spitzbuben in Paris noch täglich die bedeutendsten Fortschritte und sie wissen stets Neues aufzubringen, um die Menge auszubeuten.

So declamirte neulich ein junger Mann in den elysäischen Feldern eine Rolle aus einem beliebten Schauspiel. Man fragte sich zunächst, ob dieser Mensch nicht verrückt sei. „D nein,“ lautete die Antwort eines unter den Zuschauern stehenden Herrn, „er will sich nur gewöhnen, vor dem Publikum zu sprechen, weil er nächstens die Bühne zu betreten gedenkt.“

Indessen begannen die Freunde des Declamators sich ebenfalls an das Publikum zu gewöhnen und dessen Taschen zu leeren, bis die Polizei ergreifende Kritiken lieferte. F.

(Ein Unglück, was sich noch ertragen läßt.) In Brüssel trat kürzlich in eine Apotheke ein Mann, welcher irgend ein Arzneimittel bereiten ließ. Als man ihm sagte, daß dasselbe fertig sei, fragte er: „Was kostet die Geschichte?“

„Zwei Francs zehn Centimes.“

„Hier ist das Geld.“ Damit nahm er seine Flasche und verließ eiligst die Apotheke. Der Apotheker streicht das Geld zusammen, bemerkt aber mit Schrecken, daß die zehn Centimes wohl richtig, das Zweifrankstück jedoch von Zinn sei, worüber er einen kräftigen Fluch ausstößt.

Der Gehülfe fragt ihn: „Soll man dem Kerl nachlaufen? — vielleicht kann man ihn noch erwischen.“

Der Prinzipal tritt an die Thür, blickt auf die Straße und entgegnet dann: „Es nützt nichts, bemühen Sie sich nicht erst, es ist nichts mehr von dem Menschen zu erblicken — und übrigens,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „habe ich immer noch zwei Centimes Profit bei der Sache.“ F.

(Eine moderne Griseldis?) Die R. Btg. erzählt aus Paris: Eine sonst ganz vortreffliche junge Frau hat den Fehler, sehr excentrisch in ihrer Toilette zu sein. Sie ist schön, geistreich, gebildet und tugendhaft, und diese Eigenschaften wären doch gewiß hinlänglich, um ihr alle Herzen zu gewinnen. Ihr selbst scheinen sie indessen nicht zu genügen. Sie ist von einem wahr-

haft junonischen Wuchse, und hätte wahrlich nicht nöthig, zur Crinoline, zu dieser in Reifen geschlagenen Nothlüge, Zuflucht zu nehmen; dennoch trägt sie eine, und zwar eine solche, deren Umfang an das Heidelberger Faß erinnert. Sie hat ein reizendes, blühendes Gesicht, große, dunkle Augen, einen kleinen, fein geschnittenen Mund, und einen Hals, der an blendender Weiße den Marmor von Paros übertrifft; dennoch schminkt sie sich die Wangen mit Azurine, färbt sich die Augenlider mit Circasienne, malt sie mit Purpurine ihre Lippen und bestreut sie ihren Schwanenhals mit einer dicken Schicht von Poudre de Riz. Kurz, sie sucht jeden Morgen durch Kunst alles zu verderben, womit die gütige Natur sie so reichlich bedacht. Ihr Anzug ist eben so bunt wie ihr Gesicht, und da sie sehr häufig allein ausfährt, wird man leicht versucht, sie für eine jener Frauen zu halten, „die so unschuldig wie längst gefallener Schnee sind“. Ihr Gatte, der sie wahrhaft liebt, hat schon unzählige Male alle Mittel der Beredsamkeit angewandt, um seine Hälfte zu überzeugen, wie sehr sie sich in den Augen der Welt durch ihr buntes Auftreten schade. Seine oratorischen Bemühungen waren aber umsonst. So reich er auch an Gründen für seine Ansichten war, seine Frau war noch viel reicher an Gegengründen, und alle seine rhetorischen Blumen welkten schnell hin vor der Gluth, mit der sie ihr Recht vertheidigte, in Toiletten-Angelegenheiten ihren eigenen Geschmack als maßgebend zu betrachten. Als sie nun vor einigen Wochen in einem offenen Wagen ohne Begleitung nach Vincennes fährt, um dort dem Wettrennen beizuwohnen, wird sie im Faubourg St. Antoine von einem jungen Manne auf eine Weise angerebet, als ob sie zur Halbwelt gehörte. Empört über das Betragen dieses Herrn, fordert sie ihren Kutscher auf, ihm einen Peitschenhieb zu versetzen. Inzwischen drängt sich das Volk herbei und die Scene droht einen sehr ernsten Charakter anzunehmen, als ihr Schwager herbeikommt, mit dem jungen Manne die Karten wechselt, zu seiner Schwägerin in den Wagen steigt und mit ihr nach ihrer Wohnung zurückkehrt. Zu Hause angelangt, vernimmt sie von ihrem Gatten, daß der Austritt im Faubourg zu ihrer Besserung und Belehrung von ihm veranlaßt und sein Bruder als Deus ex machina dahin gesandt worden. Kaum hatte er aber diese Mittheilung gemacht, als ihm seine Gattin erklärte, nicht ferner mit einem Manne leben zu wollen, der sie mit kaltem Blute der öffentlichen Verachtung Preis gegeben.

Am folgenden Morgen reiste sie zu einer ihrer Verwandten nach Orleans, und es ist bis jetzt dem verzweifelten Ehemanne nicht gelungen, sie zur Rückkehr in sein Haus zu bestimmen.

(Eine vernachlässigte Gattin.) In Chicago kam unlängst eine Frau in das Bureau des Militär-Comités und beklagte sich: „Mein, meine Herren, denken Sie sich, ich habe nun drei Männer in der Unionsarmee und auch kein einziger schickt mir nur einen Cent, da kann ich mir nicht helfen, ich muß mich an das Militär-Comité wenden, das muß mir Unterstützung gewähren!“ F.

Allgemeine Moden-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.
mit Stabstichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Weshalb sollte mir dieses Recht verweigert sein? Wem würde es einfallen, irgend einer Privatperson, einem Fräulein Meyer, oder einer Frau Müller plötzlich seinen Besuch zu machen, und nur weil er im Visitenanzuge kommt und seine Karte hineinschiebt, zu beanspruchen, vorgelassen zu werden? Keinem. Ja, man würde dieses Begehren einer Dame gegenüber anmaßend und unerlaubt finden."

"Aber wir Künstlerinnen stehen auch auf einem anderen Standpunkte, wir sind keine Privatpersonen mehr, wir müssen andere Concessionen machen —"

"Nein, das müssen wir nicht. Ich wenigstens werde es nicht thun, ich will doch sehen, wer mich dazu zwingen könnte," entgegnete Isabelle mit blinkenden Augen; denn der Stolz ihrer Natur (ihr altes edles Blut, würde der Oheim gesagt haben) wallte leicht empor. „Ich kann uns Künstlerinnen keine solche Sonderstellung von den übrigen Frauen zuerkennen. Wenn wir auf den Brettern stehen, auch wenn andere schaffenden Künstlerinnen mit ihren Werken vor die Oeffentlichkeit treten, dann hat das Publikum ein Recht, uns und sie zu kritisiren, seine Zustimmung oder sein Mißfallen auszudrücken; doch sobald die Schauspielerin die

Bühne verlassen hat, ist sie eine Privatperson wie jede Andere, hat dieselben Ansprüche auf Rücksicht wie alle Frauen, und ich werde diese Ansprüche geltend machen. Ich will nichts mir Widerstrebendes thun müssen, ich will frei sein in meinem Handeln."

„Es wird dieses Abweichen vom Hergebrachten Ihnen Feinde bereiten, Sie werden bald die Folgen davon sehen, Isabelle."

„Und auf der anderen Seite noch wärmere Freunde. In meinem Alleinstehen in der Welt muß ich meinen Ruf doppelt sorgsam wahren. Ich kann nur Solchen, die es wirklich gut mit mir meinen, den Zutritt in mein Haus gestatten, und da ich für jetzt noch keine Freunde unter den Herren hier habe, als vielleicht Ihren Herrn Gemahl und den alten Theaterarzt, so bleibt meine Thür geschlossen, mein Johann als der Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Eingang zum Paradiese agirend," fügte sie scherzend hinzu. „Nein, Sara, wollte ich Ihrem Systeme folgen, so müßte ich als Schauspielerin Beden, auch den ärgsten Roué empfangen, und ihn am ersten, denn er kann mir gewiß am meisten schaden. Wenn mein Talent nicht so groß, mein Spiel nicht gut genug ist, um solche Feinde, die bösen Leymund schaffen, aus dem Felde zu schlagen, dann ist es nicht das, wofür ich es hielt."

„Kleiner Starrkopf!" sagte Frau Sara mit freundlichem Blick auf die Sprechende, die erhitzt, mit glühenden Wangen neben ihr saß. „Gott gebe, daß Alles so geht wie Sie in Ihrer Reinheit und Großherzigkeit

sich ausgemalt haben! Ich will Ihnen immer treu zur Seite stehen, und überdies können Ihre armen schmachtenden Anbeter Sie ja auch in meinem Salon sehen.“

„Möglich, daß ich später selbst einen Empfangsabend einrichte, an dem ich unter Ihrem gütigen Schutze Damen und Herren bei mir sehe. Keinesfalls aber werde ich meine kostbaren Vormittagsstunden, welche mir die Proben übrig lassen, dem Vergnügen jener Elegants opfern, die, wenn sie vielleicht nichts Besseres zu thun haben, nachlässig sagen: „Wir wollen doch ein Wenig zur Richards gehen!“ Nein, einem solchen Zeitvertreiber will ich nicht dienen.“

Lächelnd verabschiedete sich Sara, mit den besten Wünschen, daß Isabelle ihre Pläne gut durchführen möge. Bald aber erfüllte sich die Weissagung der weltkundigen Frau; die junge Schauspielerin machte sich Feinde durch ihr Benehmen, welches man lächerlich und launenhaft fand, einen Kunstgriff, um noch interessanter zu werden. Aber auf der andern Seite erwarb ihr diese Zurückhaltung auch wieder Freunde und besonders unter den Damen, die gar nicht so leicht anzuschlagende Verbündete sind. Und wer ihr am Tage zürnte, wurde am Abend durch ihr wirklich großartiges und hinreißendes Spiel wieder ausgeföhnt. Isabellens bedeutender Erfolg lag hauptsächlich in dem Feuer, mit dem sie spielte und in der Naturwahrheit, mit der sie ihre Rollen in lebenswarme Gestalten umschaffte. Und doch wie einfach war sie wieder, wie fern von hohlem Pathos und jedem Haschen nach Effect. „Das ist kein Spiel mehr, das ist eigenes Sein,“ dieses kurze Urtheil war vielleicht das beste, welches je über der jungen Künstlerin Leistungen geäußert wurde. Und in dieser Wärme und Hingebung an ihre Aufgabe, riß Isabelle nicht nur das Publikum, nein, auch ihre Mitspieler riß sie mit fort, die solcher Begeisterung gegenüber unmöglich kalt bleiben konnten.

„So geht es nicht lange, Isabelle,“ sagte ihre Lehrerin und Freundin oft warnend, „so vollkommen sich zu identificiren mit seiner Rolle ist zwar erhaben und schön, aber es reibt Sie auf, das vermögen Sie nicht lange auszuhalten.“

Doch Isabellens Aussehen widersprach all den Warnungen und Befürchtungen. Sie erblühte erst recht zu voller Frische und Schönheit, wie eine Blume, die in den richtigen, ihr zusagenden Boden verpflanzt ist. Nach Beendigung Ihrer Proberollen wurde sie zuerst auf einige Jahre am Hoftheater engagirt und zwar unter so glänzenden Bedingungen, wie die jetzige

Zeit solchen ausübenden hervorragenden Künstlern gewährt; und als ihr kurz darauf nach einem Gastspiele in einer andern Residenz, von verschiedenen großen Bühnen noch vortheilhaftere Anerbieten gemacht wurden, folgte das lebenslängliche Engagement bald nach.

5.

Und war nun Isabelle glücklich, fühlte sie sich vollkommen zufrieden, blieb ihr nichts zu wünschen übrig — oder hatten sich die unheilvollen Prophezeiungen des Dufels erfüllt? Nein. Aber wem blieben hienieden nicht noch unerfüllte Wünsche? In Isabellens Freude über ihren Erfolg, in die Befriedigung, welche ihr Beruf ihr gewährte, in all das Licht, das sie umgab, streckte sich der Gedanke an den Jörn und die Mißbilligung ihres Oheimes wie ein düsterer Schatten hinein, der oft die Macht besaß ihre Zufriedenheit zu trüben. Ein Versuch nach Versöhnung war auf eine so entschiedene und harte Weise von dem alten Grafen zurückgewiesen worden, daß sie keinen zweiten wagen konnte. Immer aber vertraute sie noch, die Liebe zu ihr werde einst wieder siegreich durchbrechen, es werde ihr selbst gelingen sich den Platz im Herzen des Dufels wieder zu erringen. Diese feste Hoffnung minderte das Weh, welches die Erinnerung an die Heimath oft hervorrief; und dann kam eine Zeit, wo Isabelle Alles vergaß in der Seligkeit, die sie erfüllte. Seitdem nun auch noch ihr Herz zum vollen Leben erblüht war, von einem andern edlen Herzen zum Erwachen gerufen, wenn auch noch nicht mit Worten, doch unlängbar, seitdem war Isabelle schrankenlos glücklich, vielleicht noch mehr so, weil ihre Liebe still und ungeahnt — außer von dem, dessen Seligkeit sie war — in dem heiligen Schreine ihres Herzens ruhte. Wenn die Welt mit ihrem Urtheile und ihren Meinungen, wenn gute Freunde mit ihren wohlgemeinten Rathschlägen sich erst eines solchen Liebeslebens annehmen, dann ist es oft, als sei der erste Blüthenhauch davon abgestreift.

Isabelle hatte mit Frau Linde in einem kleinen stillen Badeorte, der noch nicht durch die Mode um seinen größten Reiz, Frische und Einsamkeit gebracht worden war, einige Sommermonate verlebt. Dort hatte sie den Baron Günther von Stromfels kennen gelernt. Ob es ihr gelungen sein würde, wenn er sie zuerst auf der Bühne erblickt, dieses stolzen Mannes Herz zu gewinnen, möchte nach der ganzen Eigenthüm-

lichkeit seines nicht nur ernsten, sondern strengen Charakters schwer zu glauben sein. Er würde sie bewundern, doch wohl nie geliebt haben. So aber sah er sie in ihrer einfachen Weiblichkeit, die trotz aller Hoheit Isabelle stets begleitete, in jener anmuthigen Natürlichkeit, welche vielleicht ihren größten Reiz bildete. Und als er später erfuhr, daß sie Schauspielerin sei, hatte die Liebe schon so sicheren Besitz von ihm genommen, daß die Vorurtheile nicht mehr dagegen aufzukommen vermochten, wengleich sie nicht ohne harten Kampf das Feld räumten. Bis tief in den Sommer hinein lebten sie dort in dem kleinen stillen Stranddorfe, schwelgend in seinen Naturschönheiten, glücklich in dem Bewußtsein erwideter Liebe, und als sie schieden, wußten sie, trotzdem kein erklärendes oder bindendes Wort gesprochen war, daß getrennt für sie kein Glück mehr denkbar sei. —

Nach einiger Zeit war Günther Isabellen in die Hauptstadt gefolgt. Der Abend, als er sie zum ersten Male auf der Bühne, das Ziel aller Blicke, der Gegenstand der Gespräche sah, stimmte die frohe Erregung, mit der er gekommen, schmerzlich herab. Unbehagen und Unruhe, ein peinliches Gefühl erfaßte ihn, er hätte das Haus verlassen mögen, und doch war er wie auf seinen Platz gebannt; er wollte die Augen von ihr wenden, denn es that ihm weh, sie so zu sehen und doch war sie so unvergleichlich schön, so echt weiblich in Anzug und Wesen, und zuletzt riß sie ihn so fort mit dem Feuer ihres Spieles, daß er in den Jubel der Menge einstimme. Als er es inne wurde, daß er der Frau, die er liebte, öffentlich Beifall geklatscht, ergriff ein Gefühl des Zornes und Grimmes seine Seele. Er preßte die Hände zusammen, damit er sie nicht wieder zu gleichem Zwecke gebrauche, und ein Sturm der widerstrebendsten Empfindungen wogte durch seine Brust. Ja, bis zu der Höhe der Ungerechtigkeit und Bitterkeit verstieg er sich in diesem unseligen Augenblick, daß er wünschte, er möchte Isabelle nie begegnet sein, daß es ihm war, als müsse er sie verantwortlich machen für die Qualen, welche er in den letzten Stunden erlitten.

Und als er ihr dann wieder begegnete, nachdem der Sturm seiner erregten Gefühle sich ausgetobt, und die Vernunft die Oberherrschaft gewonnen, als er sie wieder sah in ihrer hehren Jungfräulichkeit, in ihrer edlen Natürlichkeit, die auch nicht eine Spur von der Schauspielerin mit hinüber nahm ins gewöhnliche Leben, als er die achtungsvolle Rücksicht und Werthschätzung bemerkte, welche ihr in Privatkreisen von anerkannt geehrten und ausgezeichneten Persönlichkeiten gezollt wur-

den, wo blieben da seine Zweifel und Bedenken? Da ward Alles verweht, was sich hindernd zwischen ihn und seine Liebe stellen wollte. Wie Balsam fielen die Worte eines berühmten Fremden in sein Ohr, der als er Isabelle erblickte, verwundert fragte: „Das ist die hochgefeierte Künstlerin? Nie hätte ich in diesem schönen, doch so einfach auftretenden Mädchen eine Schauspielerin vermuthet. Solchen Mangel an Auffallendem und Excentricität kann man auch nur in Deutschland finden, nur eine Deutsche vermag, trotzdem sie Schauspielerin ist, so ganz eine echte Frau zu bleiben.“

Wie viel Wahres an diesem letzten Urtheile ist, mag unerörtert bleiben, Günther klang es wie ein Himmelspruch. — Doch ist es schon immer bedrohlich für eine Liebe, wenn die Meinung eines Anderen überhaupt dabei in die Wage fällt. —

Es war einer der großen Empfangsabende bei Frau Sara Sidney. Günther hatte sich in seiner Ungeduld, Isabelle zuerst zu begrüßen, gegen seine Gewohnheit sehr früh eingefunden. Sein Herz schlug heute hoch vor Glück, er hatte den Brief, der ihm die Einwilligung seines Vaters zu seiner Verbindung brachte, erst vor einer Stunde erhalten. Der junge Mann war ein zu guter und pflichttreuer Sohn, um jemals, ohne die väterliche Zustimmung, ein Weib zu erwählen, nun er sie erlangt, war es aber auch als vermöchte er den Jubel gar nicht mehr in sich zu verschließen. Ueber sein sonst stets ernstes und etwas kaltes Gesicht, das nicht leicht die inneren Eindrücke verrieth, hatte sich an diesem Abend ein so sonniges Leuchten, der Widerschein des inneren Glückes gebreitet, daß es dadurch unendlich anziehend wurde.

Seine Freunde sahen ihn verwundert an, Frau Sara, deren Liebling er war, drohte scherzend mit dem Finger, indem sie sagte:

„Lieber Baron, was ist Ihnen geschehen? Sie strahlen ja heute. Ihre Augen leuchten jetzt schon, daß alle anderen Sterne davor erbleichen müssen, denn unsere Sonne ist noch nicht aufgegangen. Ich weiß gar nicht, wo Fräulein Richards so lange bleibt.“

„Sie wird doch nicht krank sein? — Gnädige Frau, ist es auch gewiß, daß sie kommt?“

Es sprach eine so leidenschaftliche Angst aus Ton und Blick, daß Sara verwundert auf den jungen Mann schaute.

„Sie reißen mich heute immer zu neuem Erstaunen hin, Herr von Stromfels, ich hätte nie vermuthet, hinter Ihrem ruhigen, gehaltenen Wesen könne solche Gluth verborgen sein. Doch da kommt Isabelle! Wie

lieblich sie aussieht! Fräulein Richards ist eine der wenigen Frauen, die zugleich schön und reizend sind. Daß die vollendeten Züge auch reichen, wechselvollen Ausdruck haben, macht sie so anziehend, das rechtfertigt den so oft gehörten Ausspruch: So schön wie heute war sie noch nie."

So dachte auch Günther als er auf die edle Gestalt blickte, die sich jetzt der Frau des Hauses nahte.

Weißer duftige Gewänder umflossen Isabelle, eine einzige frische Rose blühte in dem reichen, nachtschwarzen Haar, und trotz dieses einfachen, schmucklosen Auszuges stand sie doch Alles verdunkelnd und besiegend in dem Kreise der Damen, deren Toiletten Sammet und Seide, wallende Federn und bligende Juwelen in Fülle zeigten.

Die namenlose Beseligung des Gedankens, er werde Isabelle nun bald sein nennen, sein bestes höchstes Glück, raubte Günther fast die Besinnung, so daß er vergaß die Geliebte zu begrüßen. Isabelle bemerkte es nicht, denn auch sie stand in Verwirrung vor ihm, getroffen von dem Blick seiner Augen, der ihr deutlich gesagt, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei, und auch ihr Herz durchzitterte ein leiser Jubel.

Ein fröhliches, etwas spöttisches Lachen der Wirthin brachte beide jungen Leute zur Besinnung und zum Bewußtsein der ihnen obliegenden gesellschaftlichen Pflicht zurück, die ja vor Allem darin besteht, nie, auch nicht im Kleinsten den vorgeschriebenen schablonenmäßigen Weg des Herkommens zu verlassen, und durch nichts aufzufallen. Bald auch wurde Isabelle von dem Schwarm ihrer Freunde und Bewunderer umdrängt und von Günther getrennt.

Es lag an diesem Abend ein eigener Zauber über dem ganzen Wesen des jungen Mädchens, ein Hauch der Weichheit war über sie ergossen, der weit entfernt ihrer stolzen Schönheit Abbruch zu thun, dieselbe mit einem neuen Reiz umkleidete. Niemals früher hatte man sie so freundlich gesehen; selbst zu den ihr Fernstehenden, denen gegenüber ihre Zurückhaltung oft an Kälte und Stolz streifte, war Isabelle an diesem Abend zuvorkommend und gütig und sie gewann dadurch noch einige Herzen mehr, die sich bis jetzt theils aus Laune oder Widerspruch immer noch gegen sie erklärt hatten.

Günther sah mit Staunen, doch nicht mit Freude diese neue Seite ihres Seins sich entfalten; er war eifersüchtig, daß sie sich Allen so hold erwies, und doch hätte er wohl wissen können, wie diese weiche Stim-

mung nur aus dem Glück erblüht war, dessen Urheber er war.

Söthe sagt so schön: „Habe nur einen Menschen so recht von Herzen lieb, da kommen dir auch alle anderen liebenswerth vor.“

Dieses Ausspruches gedachte entweder der junge Mann nicht, oder vielleicht hätte er ihn gar in seiner düsteren Laune angezweifelt. Immer von Neuem erstieg der Wunsch in ihm, die Geliebte nur erst daheim zu haben, auf seinem schönen alten Schlosse, als höchstes Gut seines Lebens, das er ihr ganz weihen wollte.

„Ich will sie so mit Liebe umgeben, daß sie die Welt mit ihren Huldigungen leicht vergessen und nicht vermessen soll,“ flüsterte er.

Aber der strahlende Glanz war von seinem Antlitze gewichen, und gleich einem Wetterleuchten zuckte es in seinen Augen, wenn sie auf den Kreis blickten, der sich huldigend um Isabelle als seiner rechtmäßigen Königin drängte.

„Ich werde das Concert beginnen lassen,“ sagte Frau Sara beschwichtigend, indem sie sich dem Fenster nahte, in welchem Günther stand; „dadurch werden jene Gespräche unterbrochen und der Weg zur Sonne ist auch anderen Sterblichen wieder erreichbar.“

Günther war beschämt so seine Gefühle verrathen zu haben und nahm sich vor, mehr auf seiner Hut zu sein. Bei den Vorbereitungen zum Concerte, das in diesem Kreise stets von den ersten Künstlern ausgeführt wurde, zertheilten sich die Gruppen und jeder wählte sich einen ihm zusagenden Platz. Durch einen alten Herren in ein kurzes Gespräch verwickelt, hatte Günther Isabelle aus den Augen verloren, und er begab sich nun in einen der Nebensäle, sie vielleicht dort zu finden. Doch nirgends vermochte er sie zu entdecken, und als das Stimmen der Instrumente aufhörte und das Concert nun wirklich begann, zog er sich still in eine der tiefen Fensternischen zurück; und gerade dort saß die Geliebte, von einem der schweren Damastvorhänge den Blicken verborgen.

In tiefen Gedanken versenkt saß sie dort, einer ihrer Arme ruhte auf dem Sims des Fensters, und die schöne Hand, von der der Handschuh abgestreift war, stützte ihr Haupt. Die Kerzen eines Kandelabers, der unweit einer Säule stand, warfen einzelne Streiflichter auf sie, die auf ihrem Haar glänzten und ihre weiße Gestalt von dem dunkleren Hintergrunde weich abhoben. Isabelle hatte Günthers leises Kommen nicht bemerkt, ihre Blicke ruhten auf dem Garten draußen, über dem der Mond mit hellem Glanze lag, seine lie-

bestreuten Gänge, die weißen Statuen in seine volle Fluthen tauchend. Dann wieder zogen düstere, schwarze Wolken herbei, und sein Leuchten wurde verdunkelt, die ganze Landschaft in Nacht gehüllt. Dieser Wechsel von Licht und Schatten schien Isabellens Aufmerksamkeit zu fesseln. Ab und zu stahl sich auch ein Mondesstrahl auf ihr liebes Antlitz, es mit einem Hauche der Verklärung umleuchtend, wie nur die Sonne der Nacht sie zu verleihen vermag. Dann war es Günther als läge ein Ausdruck der Wehmuth, stillen Grames auf diesen reinen Zügen, wie er ihn früher dort nie erschaut. War Isabelle vielleicht durch das Herabblicken in den Garten an den stillen Park daheim, an das einsame Schloß und den armen, einsamen Greis gemahnt worden, über den sie Kummer gebracht, tiefen Herzenskummer? Ja, gerade an diesem Abend, da sie sich so unaussprechlich glücklich fühlte, da Günthers Blick ihr die Bestätigung dessen gegeben, was sie als höchste Seligkeit längst geahnt, und sie sich in der eigenen Herzeneigenschaft Jedem hold und lieb erweisen mochte — an diesem Abend waren ihre Gedanken mehr als je nach der Heimath geeilt, und eine stille Trauer hatte sich dabei in ihr Glück gemischt. —

Dieser Ausdruck des Wehes auf dem theuren Antlitz, — welches überdies das Mondlicht noch bleich machte — und welches er sonst nur froh und jugendfrisch gesehen, erfüllte Günther mit einem Bangen, das ihm unwillkürlich einen tiefen Seufzer auspreßte. Augenblicklich wandte Isabelle das Haupt, ein warmes Errothen färbte ihre blassen Wangen, ein Strahl des Glückes leuchtete aus den erst so ernstigen Augen. Seine Blicke haften fest an ihr, in ihrem Herzen zu lesen, und sie drangen tief ein in das jungfräuliche Heiligthum, die Pforten erschlossen sich dem Herren und Meister, den sie über sich erkannte mit Stolz, dem sie sich beugte in Demuth. — Noch kein Wort war gesprochen worden; Günther war näher zu ihr herangetreten, sanft und leise berührte seine Hand die ihre, und nach dem Blick, der sie dabei traf, legte sie dieselbe ohne Zögern in seine Rechte. So standen sie bei einander; die süßen Töne der Musik umrauschten sie, würzigen Hauch sendeten die Blumen zu ihnen; und von Licht, Duft und Harmonie umflossen, tauschten ihre Herzen wortlos ihr seliges Geheimniß aus. —

„Du weißt, daß ich Dich liebe, Isabelle?“ flüsterte Günther endlich nach langem Schweigen.

„Ja.“

„Und Du willst mein Weib sein, mein geliebtes, liebendes Weib?“

„Von Herzen gern, Günther.“

Ein Schauer des Entzückens durchrieselte ihn — er beugte sich nieder, und seine Lippen ruhten auf ihrem weichen Haar.

„Günther!“ flüsterte sie mit einem leisen Vorwurf in ihrer Stimme, während ihre Blicke nach dem Saale hin ihn baten, vorsichtiger zu sein.

Er that sich Gewalt an, seine wogenden Gefühle zu beherrschen, und es gelang ihm. Noch rauschten die vollen Töne der Musik dahin, während sie still bei einander weilten.

„Darf ich morgen zu Ihnen kommen, Isabelle?“ fragte Günther, der jetzt wieder Herr seiner selbst war.

„Um elf Uhr erwarte ich Sie. Doch jetzt bitte ich, führen Sie mich zu meinem Wagen — ich vermöchte nicht länger hier zu bleiben. Ich muß allein sein —“

„Um an mich, an unser Glück zu denken?“ fragte Günther von Neuem fortgerissen, während ihre Augen ihm die gewünschte Antwort gaben.

6.

Sie waren bei einander in Isabellens schönem, stillem Zimmer. Jene erste entzückende Stunde ungestörten Zusammenseins zweier glücklich Liebenden war mit ihrem Zauber für sie angebrochen und entschunden wie ein Gedanke. Vielleicht für Viele die glücklichste Stunde ihres ganzen Erdenlebens.

„Wie es gekommen, das Wunderbare?“ — „Wie und wann der goldene Strahl der Liebe zündete?“ — „Weshalb Du mich, gerade mich gewählt unter so viel Tausenden?“ Schüchterne Fragen, mehr geblickt als ausgesprochen — halbe, leise Antworten mehr errathen als gegeben — flammende Blicke, all der Rausch, der Zauber, jenes stille Geheimniß, das sich einem Dritten nie verräth, weshalb auch dieses erste glückselige Beieinandersein und Aussprechen nie beschrieben, sondern sich von Jedem selbst ausgemalt werden muß. Wer's erfahren, tauche zurück in die Vergangenheit, daß die Erinnerung ihn mit ihrer Macht umfange und Versunkenes wieder als beglückende Gegenwart heraufzauhere, wer es noch zu erwarten hat, der blicke mit freudigem Ahnen vorwärts und halte Herz und Sinn rein, damit jene Weihestunde eine vollkommen frohe und ungetrübte sei, damit der Frage des geliebten Herzens das eigene mit gleicher Stimme antworte und sich ihm voll und ganz erschließe und kein unseliges Geheimniß

sich gleich im Anfange zwischen Zwei stelle, die Eines sein sollen in würdiger Vereinigung für Zeit und Ewigkeit. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein verlorener Schatz.) Zu Geistthal in Steiermark hat sich vor Kurzem eine merkwürdige Geschichte zugetragen, welche den Beweis liefert, wie tief der Aberglaube noch im Geiste des Volkes wurzelt. Es lebte da ein alter Bauer, ein Hagestolz, der personifizierte Geiz, der jeden Anderen in der Gemeinde als seinen geschworenen Feind betrachtete. Nur ein armer, verschmitzter Häusler wußte sich die Gunst des alten Geizhalses zu erwerben und sein Rathgeber, sein Advokat und Vertrauter zu werden. Dieser einzige Freund gab dem geizigen Bäuerlein auf seine Aeußerung, daß er sich sehr fürchte, es könne ihm sein Geld gestohlen werden, den wohlgemeinten Rath, er sollte das Geld mit ihm unter einem von ihm bezeichneten Baume eingraben, so könne es ihm kein Mensch wegnehmen. Er werde das Geld und die Grube mit Gebeten und Ceremonien einweihen, dadurch werde das Geld nicht nur vor Diebstahl sicher sein, sondern sich sogar vermehren, jedoch dürste der Besitzer des Geldes von dieser Begrabung Niemanden etwas erzählen und auch vor Verlauf von sieben Jahren nicht nachsehen. Der Rath wird befolgt; das Bäuerlein vergräbt seinen Mammon, der Freund segnet denselben ein, die Erfüllung der gestellten Bedingungen wird versprochen. — Nach fünfzehn langen Monaten vermochte es der Bauer nicht länger auszuhalten, die Sehnsucht nach seinem Schatz und die Neugierde ließen ihm keine Ruhe, er mußte sein Versprechen brechen und nachsehen, um wieviel sich seine Silberlinge schon vermehrt hätten. Doch, o Schrecken! er mochte graben so tief er wollte, von seinem geliebten Schätze fand sich keine Spur. In seiner Verzweiflung rennt er zu seinem Freunde, um diesem die haarsträubende Nachricht zu hinterbringen.

„Hab' ich's Dir nicht gesagt,“ herrschte ihn derselbe an, „daß Du vor sieben Jahren nicht nachsehen darfst? Du bist durch Deine sündhafte Neugierde selbst an Deinem Unglücke Schuld!“

Das Bäuerlein, voller Angst um seine Bagen, bittet den Freund händeringend um ein Mittel, welches ihm wieder zu seinem Gelde verhelfen könnte.

„Da giebt es kein Mittel! — Doch, eines weiß ich, aber es ist sehr schwer.“

„Ich werde mich gern in Alles füllen,“ verspricht der Geizhals.

„Nun, so komm' in die Küche, mache Feuer, stelle einen Topf mit Wasser darauf und halte die Hand so lange im Wasser, bis ich mit meinem Gebete und Ceremonien fertig sein werde.“

So geschah es; im Anfange war das Bäuerlein guten Muthes,

aber nicht lange dauert es, so wird das Wasser siedend, das Bäuerlein mit der Hand im Topf zappelt hin und her, schreit und stöhnt, doch sein Bosco wird nicht fertig. Endlich kann es der geprellte Alte vor Schmerzen nicht mehr aushalten und zieht seine Hand zurück.

„Drin lassen!“ ruft der Zauberer.

„Ich kann nicht mehr!“ stöhnt der Bauer.

„Nun, so kann ich Dir nicht helfen, so ist Dein Schatz für immer verloren!“

So war es auch; der Bauer bekam nichts mehr von seinem Gelde zu sehen. —

(Eine verwickelte Verwandtschaft.) In einem Orte in der Nähe von Lilla lebt ein wohlhabender Gutsbesitzer, Wittwer und in dem Alter, welches die Herren gar zu gern mit dem Ausdruck „der zweite Männerfrühling“ zu bezeichnen pflegen. Dieser gute Mann verliebte sich vor einiger Zeit bis über beide Ohren in ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren und als er derselben seine Hand und sein Herz antrug, sagte sie nicht Nein, sondern schlug vielmehr freudig ein und wurde die Frau des Herrn N. und damit die Herrin eines sehr behäbigen Hausstandes. Einige Monate nach dieser Heirath kam der Sohn des Herrn N. nach vollendeten Studien nach Hause, um sich in der nächsten Nähe des Vaterhauses niederzulassen. Dieser Sohn, ein angenehmer und hübscher junger Mann von einigen zwanzig Jahren, verliebte sich bald nach seiner Ankunft ebenfalls, aber nicht etwa in irgend ein junges Mädchen, auch nicht in seine jugendliche Stiefmama, o nein, so tragisch war die Sache nicht — sondern in die Schwiegermutter seines Vaters, die Mutter seiner neuen Stiefmutter, eine sehr lebenswürdige und interessante Frau von etwa sechsunddreißig Jahren, also etwa noch einmal so alt wie ihre Tochter. Diese Liebe, welche nicht unerwidert blieb, steigerte sich immer mehr; der junge Mann will durchaus seine Angebetete heirathen, aber sein Vater kann sich nicht entschließen, seine Einwilligung dazu zu geben, bis es endlich dem Verliebten gelingt, alle Hindernisse zu beseitigen und den Vater wohl oder übel zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Kurz, der junge Mann und die Wittve feierten vor wenigen Wochen ihre Hochzeit.

Die beiden sonderbaren Heirathen bringen die Familie in eine eigenthümliche Lage. Der Vater ist dadurch der Schwiegerjohn seines eigenen Sohnes und seine Frau die Stieftochter und dazu noch die Schwiegermutter ihrer leiblichen Mutter, welche wiederum ihrerseits die Stieftochter ihrer Tochter ist, während ihr Mann gar der Stiefvater seiner Stiefmutter und der Schwiegervater seines Vaters geworden ist! Die guten Leuten müssen gar nicht wissen, wie sie einander tituliren sollen und die Verwirrung in den Verwandtschaftsverhältnissen wird noch viel schlimmer werden, falls beide Familien Kinder bekommen sollten. —

(Lobenswerthe Rücksichtnahme.) Ein amerikanisches Journal berichtet, daß eine Dame zu New-Haven in Folge einer kurzen Krankheit in einen betäubenden Schlaf versiel, welcher drei Tage währte. Nach Verlauf dieser drei Tage erklärte ihr

Arzt, daß sie todt sei. Da jedoch der Körper der Schläferin noch warm und das Athmen zwischen den Schultern noch sichtbar war, so rief man zwei andere Aerzte herbei, um die Todeserklärung zu bestätigen. Diese erklärten, daß die Kranke durchaus nicht todt sei und um keinen Preis begraben werden dürfe; sie wurde aber trotzdem doch begraben, weil die Familie der Dame den Arzt, welcher sie für todt erklärt hatte, nicht kränken wollte durch ein solches Zeugniß des Unglaubens. F.

(Wie viel oft auf einen Apostroph ankommt.) In Paris wurde unlängst die Vermählung des Fräulein X., Tochter eines hohen Beamten, gefeiert, welche einen jungen Mann heirathete, der von der Mutter Natur auf das Glänzendste ausgestattet ist. Leider muß ich bekennen, daß die Braut, obwohl mit allen moralischen Eigenschaften versehen, welche der Häuslichkeit Glück und Achtung zu sichern vermögen, doch nicht alle äußeren Eigenschaften besaß, welche dazu gehören, um den Mann anzuziehen und stolz zu machen. Sie ist bei weitem reicher an Tugend als an Schönheit, ja sie treibt die Entbehrung dieser letzteren fast bis zum Superlativ.

Der Geistliche, welcher dazu ausersehen war, die Vereini- gung des Brautpaares einzufegnen und ihm zuvor noch eine passende und wohlgemeinte Anrede zu halten, ist ein äußerst geistvoller Mann; man sagt, er habe Witz und Geist wie eine Dame, und dieser weibliche Geist ist vielleicht nicht allemal der barmherzigste, aber es ist doch Geist, wenn auch ein etwas böshafter Geist.

Der Redner hatte sich die Ansprache aufgeschrieben und las dieselbe ab. Er begann höchst gefühlvoll und salbungreich und wir wollen seine Worte im ursprünglichen Text wiedergeben. Sie lauteten: „Mademoiselle, il y a beaucoup de jeunes filles qui attachent leur bonheur et leurs espérances à des avantages frivoles, aux dons de la jeunesse et de la beauté. Aussi, quand la jeunesse s'en va, quand la beauté passe, les voilà désespérées et malheureuses; vous, mademoiselle, vous n'avez pas cela à craindre, vous êtes laide“ . . .

Hier unterbrach sich der Redner, um sein Blatt umzuwenden; man kann sich jedoch leicht die Wirkung des schredlichen, grausamen Wortes „laide“ vorstellen, von einem Verkündiger der Wahrheit zu einem jungen Mädchen in Gegenwart ihres Bräutigams, ihrer Verwandten und Freunde ausgesprochen. Eine Bewegung des Erstaunens, fast der Entrüstung durchlief die ganze Versammlung.

Allein der Geistliche, welcher inzwischen sein Blatt umgewendet und Athem geschöpft hatte, fuhr sehr ruhig folgendermaßen fort:

„Vous êtes laide et le soutien des pauvres“ etc. etc.

Ein allgemeines Gelächter, welches diesmal ganz unbarmherzig von allen Zuhörern angestimmt wurde, entweichte fast die Heiligkeit des Ortes und seitdem hört man nichts als Scherz- und Witzworte über die Gefährlichkeit der Apostrophe, die sich nicht deutlich heraus hören lassen. Man spricht jetzt nicht mehr von einer Dame, sie sei häßlich, sondern sie sei „le soutien des pauvres“. (Laide statt l'aide.) F.

(Das Geld her oder — die Kleider!) In Paris spielte in jüngster Zeit ein Prozeß, welcher schonungsloser als irgend ein Roman oder Theaterstück dies vermöchte, das erbärmliche Treiben in gewissen Kreisen enthüllt. Diesen Prozeß führte eine sehr bekannte Dame der Demimonde, Mademoiselle Klara Blum, gegen einen jungen Mann aus vornehmer Familie, weil derselbe mit der Zahlung einer Leibrente von zweitausend Francs, die er sich von jener Person hatte abschmeicheln lassen, im Rückstande geblieben war.

Dies hatte Mademoiselle Blum natürlich nicht nur so hingehen lassen, obgleich sie wußte, daß ihr früherer Liebhaber ein ruinirter Mann war, sondern hatte mit anerkannter Beharrlichkeit, um zu ihrem Gelde zu gelangen, bei ihrem Schuldner Alles, was sie dort aufstreifen konnte, nämlich: vierzehn Hemden, acht Taschentücher (so weh, nicht einmal ein volles Dugend), fünf Paar Strümpfe, vier Paar Schuhe, drei Paar Stiefeln, sechs Paar Beinkleider, drei Ueberröcke, einen Frack, fünf Westen, einen Balletot, zwei Hüte und zwölf Halsbinden mit Beschlag belegen lassen, und ward nun flagbar, weil, als es zur effectiven Pfändung kommen sollte, der Schuldner die Herausgabe dieser Kleidungsstücke verweigert hatte.

Hören wir nun, was Herr Grandmanche, der Vertheidiger des Beklagten, über die Sache sagt; sein Plaidoyer überhebt uns jeder weiteren Betrachtung. Er beginnt folgendermaßen: „Der gegenwärtige Prozeß könnte allen jungen Verschwendern zur Lehre dienen, welche ihr Vermögen mit Frauenzimmern von dem Schlage der Mademoiselle Blum durchbringen, indem er ihnen zeigt, bis zu welchem Grade von Schamlosigkeit diese Geschöpfe, von welchen sie sich zu Grunde richten lassen, gelangen können. Diese Mademoiselle Blum ist seit zwanzig Jahren in der Lebewelt von Paris bekannt. Sie hatte um zwölf Jahre mehr Erfahrung als mein damals dreiundzwanzigjähriger Client, der ein Vermögen von mehr als zwei Millionen Francs besaß, und sie wußte diesen jungen Menschen dahin zu bringen, daß er ihr binnen zwei Jahren mehr als zweimalhunderttausend Francs gab. Unter anderen Freigebigkeiten, die sie ihm noch außerdem abzuschwätzen verstand, hat ihr mein Client auch eine Rente von jährlich zweitausend Francs ausgeworfen, welche er, so lange ihm noch etwas von seinem ungeheuren Vermögen übrig geblieben, stets in der generösesten Weise ausgezahlt hat.

Jetzt ist er mit einer reichen und achtbaren jungen Dame verheirathet. Die Folgen seiner früheren Verschwendung, vielleicht auch ein allzu großes Bögen so vernünftig zu werden, wie man hoffte, ihn durch seine Heirath werden zu sehen, verschlangen die letzten Trümmer seines Vermögens. Seine Gattin mußte eine Gütertrennung durchsetzen, und nun, da er heute ruinirt ist, da in Folge einer Liquidation seine Möbel verlaust sind, erscheint dieses Weib, das theilweise Ursache seines Ruins ist, in der öden Bohnung, und wagt es, um sich für ihre Rente, die letzte Wohlthat des von ihr ausgebeuteten Geliebten, zu decken, dessen Beinkleider und Hemden zu pfänden, welche selbst seine wirklichen, dringendsten Gläubiger ihm belassen hatten. Sie wagt es, den Mann, welchen sie ausgeplündert hat, vor

das Zuchtpolizeigericht zu laden, indem sie ihn beschuldigt, die Kleidungsstücke, die er nicht entbehren konnte, angezogen zu haben. Welche Schamlosigkeit und welche Lehre!

Mein Client konnte sich des Jernes nicht erwehren und weigerte sich, die bewußten Kleidungsstücke herauszugeben. Wenn das Tribunal denkt, daß er sich einfach geirrt hat, indem er die Herausgabe dieser ihm unentbehrlichen Gegenstände verweigert, und daß er dieselben nicht bei Seite schaffen wollte, so werden sie in acht Tagen ausgeliefert werden. Sie werden dann ein neues Liebesandenten für Mademoiselle Blum sein, welche sie ohne Zweifel sorgfältig aufbewahren wird.“

Nachdem der Angeklagte selbst sich zur Auslieferung der bewußten Kleider bereit erklärt, erläßt der Gerichtshof folgendes Urtheil: „In Anbetracht, daß die gepfändeten Gegenstände einen Augenblick lang von dem Orte, wo sie gepfändet worden, verschwunden waren, allein wieder herbeigeschafft worden sind, und daß keine betrügerische Absicht dabei zu Grunde lag, enthebt der Gerichtshof den Angeeschuldigten der Anklage ohne jede Kosten.“ Mademoiselle Blum, die nicht persönlich erschienen, sondern durch den Advokaten Desmarest vertreten, hatte die Verurtheilung des ausgeplünderten Millionärs wegen „Entwendung“ (der Kleidungsstücke) und außerdem fünfhundert Francs Schadenersatz beantragt, mußte jedoch statt Dessen die Gerichtskosten bezahlen. Das ist das Ende der Liebe von den Cameliendamen! —

(Pariser Lazzaroni.) Kürzlich hat man in Folge einer Arrestation in Paris die Existenz einer ganzen Bande von Lazzaronis entdeckt, die in dem vollständigsten dolce far niente leben und die Wohlthätigkeit auszubeuten wissen, deren sie die wirklich Bedürftigen berauben.

Man kann Stunde für Stunde das tägliche Leben dieser Zigeuner verfolgen, indem man beobachtet hat, wie sie ihrer Nahrung nachgehen. Um sieben Uhr Morgens sieht man sie in der Anzahl von etwa zweihundert in der Rue de l'Echiquier, wo die Schwestern des Wohlthätigkeitsbureaus Suppe an sie vertheilen. Um acht Uhr giebt ein Fleischwaarenhändler in demselben Viertel den Armen warme gekochte Speckswarten und Fleischüberreste. Die Lazzaroni sind hier wieder auf dem Platze, um diese Leckerbissen zu erhaschen und sie anderen, hilflosen Armen wegzuschnappen.

Sodann begiebt sich die zerklumpte Horde zur Kaserne der Garde-Gensdarmarie im Louvre und dann noch zur Napoleonskaserne, wo neue Suppenpenden stattfinden. Von da aus eilen sie im Galopp nach le Mail, wo jeden Morgen auf Kähnen die Früchte ankommen, welche zum Verkauf in Paris bestimmt sind. Nach Beendigung des Verkaufs bleiben auf dem Pflaster alle halbverfaulten und angeschlagenen Früchte liegen; jetzt erscheinen aber unsere Schmarotzer und man sieht sie auf der Erde lauern und mit Hilfe eines elenden Taschenmessers die wurmfressigen und fauligen Aepfel ꝛc. abschälen und jedes gute Stückchen, das sich noch daran befindet, verzehren.

Schlag zwölf Uhr macht sich die Schaar wieder auf die Beine, denn um diese Zeit wird im Kapuzinerkloster, Rue Saint-Jacques, Suppe und Bohnen vertheilt; eine letzte Speisung findet Nachmittag vier Uhr in der Prinz-Eugenkaserne statt.

Uebrigens entbehren die Pariser Lazzaroni auch nicht die Genüsse des Lebens; die Cigarrenendchen, die sie auf der Straße sammeln und mit ihren Messern klein schneiden, liefern ihnen den Tabak zu ihrer Pfeife oder Cigarette. Die Contremarken, die sie von den Leuten erhalten, welche das Theater vor dessen Schluß verlassen, erlauben ihnen, ihren Geschmack an diesen schönen Künsten zu befriedigen.

Indem sie die Wagenthüren für die Aus- und Einsteigenden öffnen, verschaffen sie sich das nöthige Geld zu ihrem Nachtlager, wofür sie etwa 20 Centimes bedürfen, und können auch noch außerdem so viel ersparen, um sich von Zeit zu Zeit im Temple einen vollständigen Anzug anzuschaffen, dessen Preisliste folgendermaßen lautet:

Pantalon d'été . . .	50 Cent.
Paletot saute-en-barque	50 „
Escarpins d'occasions .	25 „
Casquette	50 „
Chemise échangée . . .	50 „

Summa: 2 Frs. 30 Cent.

Es giebt nämlich Buden, wo man sofort sein schmutziges Hemd gegen ein reines vertauschen kann. Man tritt hinter eine spanische Wand, die Verkäuferin wirft einem ein reines Hemd zu und nimmt anstatt dessen das getragene Hemd; außerdem bezahlt man noch 50 Centimes, und dies ist es, was in der Preisliste unter „chemise échangée“ verstanden ist.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß störte vor Kurzem das ruhige Dahinleben unserer Suppenesser. Einer von ihnen war von dem Schenkewirth bei der Bonapartekaserne beauftragt worden, Petroleum für ihn zu kaufen und hatte dazu eine Blechflasche und die Summe von 3 Francs erhalten. Der Lazzarone ging jedoch und kehrte nicht wieder. Er hatte sich die drei Francs zu Gemüth gezogen und die Blechflasche bei einem Weinhändler gelassen. Der Schenkewirth beklagte sich bei der Suppencommission und die Suppenvertheilungen in der Kaserne hatten ein Ende.

Die anderen Lazzaronis, welche sehr aufgebracht über die Taktlosigkeit ihres Gefährten waren, die sie so einer ihrer Nahrungsquellen beraubte, suchten denselben auf, ließen ihm eine freundschaftliche Züchtigung andeuten und lieferten ihn dann an die Polizei ab. Trozdem waren und blieben die Suppenvertheilungen der Bonapartekaserne doch zu Ende und wahrscheinlich werden sie auch an den übrigen Orten aufhören, oder vielmehr man wird die nöthigen Maßregeln ergreifen, damit bloß die wahrhaft Bedürftigen diese Wohlthat genießen, während dieselbe den privilegierten Müßiggängern und Tagelöhnen entzogen werden soll. —

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.
mit Stabstichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle
von
Sophie Verena.
(Fortsetzung.)

Isabelle hatte natürlich nie die Absicht gehabt, Günther ihre Verhältnisse, ihre Geburt zu verheimlichen, doch in diesem ersten Beisammensein, in welchem die Gefühle so hoch wogten und das Herz so ganz seine Rechte verlangte, da hatte sie noch nicht einmal daran gedacht, davon zu reden. Günther hatte sich auch so ganz des Gespräches bemächtigt; mit einer flammenden Beredsamkeit, die anscheinend verschlossene Naturen oft besitzen, schilderte er immer von Neuem sein Glück, seine Liebe, und das Thema war ein zu anziehendes für Isabelle, daß sie nicht mit stiller Andacht hätte lauschen sollen.

„Weißt Du, ich fürchtete erst, mein Vater würde seine Einwilligung versagen, deshalb habe ich so lange gezögert, bis ich zu Dir sprach. Aber er hat so viel Gutes und Rühmendes von Dir gehört, daß er Dich mit Stolz und Freude in unsere Familie aufnimmt, und sein Herz Dir jetzt schon offen steht. Was wird er sagen, wenn er Dich sieht — mein Vater ist ein echter Ritter, auch noch im Greisenalter von Frauenschönheit und weiblicher Holdseligkeit entzückt. Was wird er sagen, wenn er Dich sieht, Isabelle? Ich muß am Ende noch gar auf meinen alten würdigen Vater eifersüchtig werden!“

So scherzte Günther in der überfließenden, fast rührenden Seligkeit seines Herzens, dabei die Geliebte mit Blicken betrachtend, welche deutlich seine Bewunderung und Verehrung aussprachen; doch fast betroffen schaute er auf den so plötzlich veränderten Ausdruck ihres Gesichtes. Ihre Augen fest und forschend auf ihn richtend, fragte sie ernst:

„Weshalb glaubtest Du, Dein Vater würde seine Einwilligung zu unserer Verbindung verweigern, aus welchem Grunde mußten erst Erkundigungen über mich eingezogen werden?“

Hoch und stolz stand sie vor ihm, eine Antwort gebietend. Günther fühlte, er sei unvorsichtig gewesen, indem er vielleicht zu früh ein gefährliches Thema berührte, und das Gespräch auf einen sehr zarten, unsicheren Boden führte. Aber wie gern er auch das Gesagte zurückgenommen hätte, zu Ausflüchten konnte er seine gerade Natur doch nicht zwingen, und Isabelens Augen erheischten eine offene Antwort. Fast schüchtern und mit einer Zartheit, die ihr in einem weniger erregten Moment nicht entgangen und ihre Wirkung auf sie nicht verfehlt haben würde, entgegnete ihr Günther, daß, obgleich er selbst Standesunterschieden keinen Werth beilege und alle Gebildeten zu einem Stande zähle, sein Vater doch nicht ganz frei von Vorurtheilen sei, daß er aus Liebe zu ihm diese besiegt habe, die ihm auch überdies nicht so anzurechnen wären, da er aus einem Zeitalter stamme, in welchem scharfe Grenzlinien gezogen würden.

„Und eine Schauspielerin nicht für würdig erachtet

wurde in eine adliche Familie zu treten," sagte Isabelle mit etwas kaltem, verlegendem Ausdruck in Ton und Blick. „Wie wird nun aber die hohe Familie sich darein finden, eine Schauspielerin als Eine der Ihrigen anzuerkennen?“

„Das holde, geliebte Weib, welches ich ihnen zuführe, wird meinem Vater eine theure Tochter, den Brüdern eine liebe, verehrte Schwester sein.“

„Aber es bleibt doch immer die Schauspielerin.“

Günther blickte Isabelle an, eine Ahnung, furchtbar und grell wie ein Blitz zuckte durch seine Seele, doch eben so schnell verwarf er sie, sich fast solches Gedankens schämend. Mit inniger Zärtlichkeit sich Isabellen nahestehend, sagte er weich:

„Nein, die Schauspielerin geht auf in meinem Weibe, in der Frau meines Hauses, der Gebieterin meines Herzens. Diese Herrschaft ist noch schöner als die, welche Du bis jetzt geführt, diese Huldigungen sollen Dir noch werthvoller werden als alle, die Dir bis jetzt gezollt wurden.“

Isabelle war todesblaß geworden, er sah es nicht, weil er ihr Haupt sanft an seine Brust gezogen hatte und lieblosend über ihren Scheitel strich. Sie schloß einen Moment die Augen, es war als schmiege sie sich fester an sein Herz, fester und inniger, ehe sie ganz von dieser theuren Stätte schied, ehe sie es auf immer verlor. Dann richtete sie sich empor; Günther war erschreckt über die Blässe ihres Antlitzes, über den Seelenschmerz, den es ausdrückte.

„Was ist Dir, um Gottes willen, Isabelle, was ist geschehen?“

Sie öffnete die Lippen — vergebens, endlich traten Worte darüber.

„Weinst Du, Günther, daß ich meine Laufbahn verlassen soll — denkst Du, ich vermöchte meinem erwählten Berufe untreu zu werden?“

„Isabelle! — es ist keine Stunde zum Scherzen, keine zu solchen Fragen. Auf so künstliche, unnatürliche Proben mußt Du meine Liebe nicht stellen.“

„Ich scherze nicht, ich spreche im heiligen, bitteren Ernst. Niemals werde ich der Kunst untreu!“

Er starrte sie an; er forschte nach einem Zuge in ihrem Gesichte, der ihre Worte widerlege, aber es war von einer stolzen fast ehernen Ruhe, und ein unerschütterlicher Entschluß sprach aus ihren Augen. Als er diese kalte Entschlossenheit sah, wallte der leichtverlegte Stolz hoch auf in ihm, zornig, fast herrisch klang die Stimme, mit der er sagte:

„Erkläre mir, wie ich Dein seltsames Benehmen

deuten soll? Du kannst doch unmöglich denken, als meine Gattin Schauspielerin zu bleiben?“

Vielleicht lag ihm selbst unbewußt etwas Aufreizendes, Geringschätzendes in seinem Wesen, das sich besonders in dem Betonen des Wortes meine Gattin noch mehr kund that, und auch den nicht geringen Stolz von Isabellens Natur wach rief. Wie zum Kampfe gerüstet entgegnete sie der herausfordernden Frage:

„Und weshalb sollte ich das nicht denken?“

„Isabelle!“

„Günther!“

„Ich kann ein Mädchen wählen, das Schauspielerin war — durch diese Heirath erhebe ich sie zu mir, und kein Mensch hat das Recht nach ihrer Vergangenheit zu fragen, oder ungestraft etwas daran auszusagen, aber meine Gemahlin, die Baronin von Stromfels, kann doch niemals eine Schauspielerin sein. Schon der Gedanke ist entsetzlich.“

„Ja, dann muß ich freilich auf die Ehre verzichten, Ihre Gemahlin zu werden, Herr Baron.“

In ihrem Heiligsten verletzt, wieder in dem angegriffen, für das sie schon so viel geopfert, war Isabelle nun auch taub für die sanfte, mahnende Stimme der Liebe, sie wurde übertönt durch die beleidigten Gefühle.

„Es fragt sich übrigens noch, Herr Baron Günther von Stromfels, wer von uns Beiden eine Mißheirath thäte. Denn wenn ich den Namen annehmen wollte, dem ich freiwillig entsagte, so möchte ich vielleicht herabsteigen, indem ich Sie erwählte. Bis jetzt war es in unserer Familie nur gestattet, daß eine Tochter derselben einem vollkommen ebenbürtigen Gemahl die Hand reichen durfte, und es möchte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Freiherr von Stromfels der Reichsgräfin Isabelle von Waldeck nicht ganz ebenbürtig ist.“

„Reichsgräfin Isabelle von Waldeck!“ wiederholte Günther mechanisch, wie im Traume.

„Die bin ich. Eine schöne, glückliche Heimath, eine bedeutende Erbschaft, Stand und Name, und mehr noch, die treue Liebe eines guten Oheims habe ich geopfert, um dem unwiderstehlichen Rufe zu folgen, der mich zur Jüngerin der Kunst machte. Und das Alles sollte umsonst geschehen sein? Noch stehe ich am Anfange meines Weges und schon sollte ich umkehren, sollte das hohe Ziel, dem ich nachstrebe, unerreicht aufgeben — nimmermehr.“

„Isabelle, Reichsgräfin von Waldeck,“ wiederholte Günther von Neuem, als vermöchte er dem Gehörten nicht zu trauen — „das Alles vermochtest Du zu

opfern, um Schauspielerin zu werden? Dies geht über mein Verständniß. Wenn nicht um einer Laune willen, so geschah es doch vielleicht von jugendlicher, romantischer Schwärmerei hingerissen, und Du bist nun zur Vernunft, zu besserer Einsicht gekommen —“

Sie schüttelte stolz und abwehrend das Haupt.

„Nicht? — Dann müssen wir scheiden, Isabelle; aber ich gehe mit der Ueberzeugung, daß Du mich nie geliebt hast, daß Ruhm, Ehre, Anbetung und all der eitle Flittertand, der Deinen Weg schmückt, Dir mehr sind als ein treues Herz. Nein, Du hast mich nie wahrhaft geliebt.“

Ein wildes Weh zuckte über Isabellens Antlitz, all den eisigen Stolz verwischend, der früher darauf gelegen. Der heiße Schmerz, ihn zu verlieren, übertönte Alles.

„Dich nie geliebt! Gott vergebe Dir die schweren, unwahren Worte, ich liebe Dich treu und wahr, Günther, aber ich glaubte, die Liebe zu meiner Kunst diesem Gefühle vereinen zu können. So manche große Künstlerin hat uns gezeigt, daß sie die hohen Pflichten der verheiratheten Frau nicht vernachlässigte und sogar eine immer bedeutendere Künstlerin wurde, je mehr sie edel und tugendreich in der Familie, dem eigenen Hause dastand. Ich zweifelte nie, daß es mir gelingen würde, trotz der Ausübung meiner Kunst, an Deinem Herde als Hausfrau und Gattin zu walten und die Pflichten zu erfüllen, welche Du billiger Weise verlangen konntest. Ich glaubte, Du würdest mir vertrauen, und wenn Du hörtest, wie ich in dem Boden fest wurzele, in dem ich jetzt stehe, was ich opferte, den Platz, den ich einnehme zu erreichen, dann würdest Du nachgeben und mir nicht das Herz zerreißen, indem es wählen soll zwischen dem ihm Theuersten, zwischen Dir und meinem Beruf.“

Wie sie so innig, so herzlich sprach, wie ihre süße Stimme sich mit Gewalt in seine Seele schmeicheln wollte. Aber es durfte, konnte nicht sein. Sie verlangte ja eine Unmöglichkeit. Sein Weib auf der Bühne — wahnsinniger Gedanke! Günther hatte geglaubt, Isabelle werde anerkennen, daß er ihr ein Opfer brachte, indem er sie wählte, sie werde daran die Größe seiner Liebe ermessen. Er würde nie in der Zartheit seines Gefühles es sie haben merken lassen, es sei ein Opfer gewesen, aber daß sie es als etwas ganz Natürliches hinnahm, verwunderte ihn schon, daß sie nun gar noch das Unmögliche verlangte, reizte ihn auf das Empfindlichste. Ihr ganzes Handeln schien ihm unüberlegt, kindisch, romanhaft. Wenn sie ihn

liebte, so mußte sie eben nur ihn lieben und Alles aufgeben um ihn. Er betrachtete Isabellens Verlangen als eine Laune, ihr Beharren als Eigensinn, wohl gar dem Wunsche entsprungen, zu sehen, wie weit ihre Macht über ihn reiche. Wenn er nicht Alles in diesem falschen Lichte erblickt, so hätte er, ohne nachzugeben, doch wohl weniger streng und starr sich erwiesen.

„Du behauptest, Du vermagst Deinem Berufe nicht zu entsagen, Isabelle, was sollte aus dem meinen werden, wer sollte die Güter meines Vaters übernehmen?“

„Du hast mir einst erzählt, Du seiest nicht aus Wahl Landmann geworden, Dein Bruder kann dort Deinen Platz ausfüllen. Hier bei mir vermag Dich Niemand zu ersetzen; Keiner kann mir Du sein, und Keiner könnte Dich lieben wie ich. Geh nicht von mir, Günther!“

Er schloß die Augen vor ihrem Blick, er wandte sich ab vor ihm, der das härteste Herz bewältigen konnte.

„Und was wäre ich dann? — der Mann meiner Frau;“ fast verächtlich zuckte es um seine Lippen, und der Gedanke einer so kränkenden Zumuthung gab ihm Kraft und Stolz zurück.

„Mein Mann, Günther, mein Schutz, mein Schirm; der Gatte einer Frau, die man jetzt schon groß nennt, die aber einst, das gelobe ich Dir, eine der ersten und bedeutendsten Künstlerinnen werden soll.“

„Ich frage nicht viel nach solchem Ruhme, solcher Künstlerschaft. Ich liebte in Dir nicht die Schauspielerin, sondern das Mädchen, Dich selbst. Weiß Gott, es hat mich Kämpfe genug gekostet zu überwinden, daß Du Schauspielerin warst, daß Du es bliebest, vermöchte ich nie zu ertragen. Darein willige ich nimmermehr — das hoffe nicht; und deshalb laß ab von Deiner Ueberredungskunst.“

Ein Beben schüttelte Isabellens Gestalt, eine eisige Hand legte sich schwer und gewichtig auf ihr Herz, es zusammenpressend, als müsse es brechen. Aber es brach nicht — sie überlebte den Todesstoß ihres Glückes. Als sie wieder sprach, klang ihre sonst so volle Stimme fast tonlos.

„Zwischen uns ist nun Alles gesagt — wir müssen scheiden. Gott verzeihe uns Beiden, was wir einander gethan; leiden werden wir genug, aber auch den Schmerz wollen wir würdig tragen. Lebe wohl, Günther!“

Sie wandte sich von ihm, das Zimmer zu verlassen. Er eilte ihr nach, er erfaßte ihre Hand, so fest, als könne er sie damit halten für ewig. Ihre

Weichheit und Innigkeit hatten ihn glauben gemacht, sie werde nachgeben und absteigen von ihrer unausführbaren Forderung. Ihren Bitten gegenüber hatte er sich als Herr gefühlt und vielleicht seine Macht mißbraucht. Seine letzten Worte und mehr noch der Ton, in dem sie gesprochen, waren grausam hart gewesen. Jetzt brach seine Liebe wieder vor wie Sonnenstrahlen durch düsteres Gewölk.

„Isabelle, Geliebte, es kann nicht sein; Du vermagst Dein Herz nicht von dem meinen zu trennen, Du darfst mich nicht gehen heißen, um einer Laune willen!“

Ein durch seine verzeihende Milde fast göttliches Lächeln irrte um ihre Lippen, als sie flüsterte:

„Um einer Laune willen stößt man nicht sein Glück von sich, bricht man nicht Herzen.“ Ihre leidenschaftliche Erregung, ihr empörter Stolz waren verschwunden, das tiefe Weh des Scheidens hatte dies heiße Aufwallen gedämpft, die Thränen, welche ihr Herz weinte, löschten die Gluth des Zornes.

„Isabelle, folge mir!“ bat Günther flehend.

„Ich kann nicht — wir müssen scheiden! Und wenn Du jetzt Deine harten Worte zurücknehmen, wenn Du mit mir ziehen wolltest meine Bahn, ich nähme Dein Opfer nicht an, das Dich bald genug gereuen würde. Meine Kunst, die mir heilig ist, mein Beruf, der mir hoch und edel dasteht, wird von Dir mißachtet, wenigstens nicht in der Weise aufgefaßt, die mir die einzig wahre und richtige erscheint. Du siehst in dem Schauspieler nur den bezahlten Künstler, nicht den Künstler von Gottes Gnaden — denn der Genius des Künstlers ist ein göttlicher Funke — der auch in dieser Welt eine hohe und ernste Mission zu erfüllen hat. Wohl ihm, wenn er sie recht und würdig ausübt und wenn sie richtig von den Anderen erfaßt und aufgenommen wird. Auch mir ist eine solche große Aufgabe geworden, Gott hat mir ein schönes und reiches Talent verliehen, damit aber auch die Pflicht auferlegt, es zur höchsten Stufe auszubilden, es zum Nutzen und Frommen meiner Mitmenschen zu verwenden. Ihnen die erhabenen, vollendeten Schöpfungen unserer unsterblichen Dichter in edler, lebenswahrer Gestaltung vorzuführen und ihnen dadurch nicht nur einen Kunstgenuß zu schaffen, sondern Vorbilder zum Nachstreben hinzustellen, das ist eine würdige Lebensaufgabe, wird sie erreicht, ein großes Werk. Es ist ein Mitarbeiten an dem Fortschritt, der höheren, sittlicheren Ausbildung und somit der größeren Beglückung des Menschengeschlechtes. Ich kann Gutes stiften auf meinem Platz, denn die Ver-

edlung, die Macht der Kunst, welche gerade von der Bühne am wirksamsten ins Leben greift, sie wirfst selbst Du, trotz Deiner Vorurtheile nicht abläugnen.“

„Du bist groß als Künstlerin, doch es hat vor Dir bedeutende Talente gegeben und nach Dir werden solche erstehen,“ erwiderte Günther ernst, „deshalb hast Du nicht nöthig unser Lebensglück zu zerstören.“

„Gewiß stelle ich meine Begabung nicht als die höchste hin, aber reiner, treuer und wahrer als ich kann es Keiner mit der Kunst meinen. Vielen ist sie nur das Mittel zum Zweck gewesen, mir der Zweck selbst, der eine, große, dem ich schon so viel geopfert.“

„Dem Du jetzt in Deinem Starrsinn auch noch unsere Herzen opferst.“

„Nicht aus Starrsinn, nicht aus Laune scheidet sich von Dir, Günther, sondern aus dem Müssen, welches oft größer und mächtiger ist als unser Wille. Zwischen uns giebt es kein Verstehen, Dir klingt wie Thorheit und Ueberspannung, was bei mir heilige Ueberzeugung ist, Du schäzest gering, was mir groß scheint — wie viele Klippen würde eine Verbindung zwischen uns bieten; und vermag ich auch den tiefen, schweren Kummer einer unerfüllten Liebe zu überwinden, den steten Kampf, den aufreibenden Gram einer unglücklichen Ehe könnte ich nicht ertragen; daran würde vielleicht selbst unsere Liebe sterben, und wir würden ganz elend sein. Für uns giebt es nur Scheiden, laß es jetzt geschehen, da die Liebe noch voll und schön in uns lebt, denn trotz Deiner harten Worte, die das Trennungsurtheil sprechen, glaube ich doch, daß Du mich liebst und keine Dir je sein wird, was ich Dir war.“

„Ich aber zweifle an Dir. Das ist keine echte Liebe, der ein Weib, außer seiner Ehre, nicht Alles zu opfern vermag. Wenn Dein Herz mehr hängt an dem Lobe und der Huldigung der Menge als an mir, so hat es nie empfunden was Liebe ist.“

„Weshalb diesen nutzlosen Streit, Günther — willst Du mich nicht verstehen, oder kannst Du es nicht? Warum uns immer mehr erbittern und erregen? Demüthig bittend trat ich zu Dir — mein Stolz könnte bei der Erinnerung aufwallen, wäre die Liebe nicht größer als er — ich flehte Dich an, zu versuchen, ob ich Dir nicht Alles sein könnte, was Du von mir erhofftest und verlangtest, ohne meinen mir theuren Beruf aufzugeben. Ich sagte Dir, was ich Alles ihm schon geopfert hatte und bat Dich, ihm nicht noch das Schwerste aufzuerlegen — die Trennung von Dir. Doch statt mich an Dein Herz zu ziehen, an dem ich Schutz suchte, sprachest Du kalte, grausame Worte, die

sich ertödtend auf mein Inneres legten. Da starb etwas in mir, nicht die Liebe, doch die volle Zuversicht, das feste Vertrauen, daß wir zusammen gehörten, und nicht von einander lassen könnten. Und wenn Du jetzt vor mir kniestest, Günther, und Alles zurücknehmen wolltest, was Du gesprochen, es wäre zu spät, ich könnte nicht mehr die Deine sein."

"Nicht knieend — ich kniee vor keinem Weibe — aufrecht stehend, wie es einem Manne geziemt, bitte ich Dich noch einmal, wähle zwischen mir und Deinem Berufe. Verzeihe, wenn ich harte Worte geredet, der Schmerz mag mich betäubt haben, doch Vernunft und Besonnenheit sind zurückgekehrt, und ich bitte Dich: verwirf mich nicht ohne Ueberlegung. Ich will Dir Zeit lassen, Isabelle, will später Deinen Entschluß hören, triff mit Ruhe Deine Wahl, ob Du mein hochgeachtetes, geliebtes Weib werden oder eine gefeierte, berühmte Schauspielerin bleiben willst."

"Ich habe gewählt — lebe wohl! Gott segne Dich, Günther!"

"So geh denn — geh! Lege die Ruhmeskränze auf Dein Haupt, laß das Beifallsjauchzen den Schrei Deines armen, einsamen Herzens übertönen. Geh, die Du mich um mein Glück betrogen, meine Jugend gemordet, meinen Glauben an Frauenliebe zerstört hast. Dein erhabener Beruf entschädige Dich für Alles, was Du zu leiden haben wirst, denn auch Du wirst nie glücklich werden, wirst stets einsam sein." —

Er stürzte davon in seiner Leidenschaft wildem Toben.

Isabelle neigte schauernd das Haupt unter dem schweren Schlage, der zweite geliebte Mund, der so harten Urtheilspruch über ihren Beruf verhängte, denn unwillkürlich umtönten die grausamen Worte ihres Dunkels sie wieder; freilich im Zorne ausgestoßen, die sich aber jetzt erfüllten:

"Kein ehrenhafter Mann wird Dich, die Schauspielerin, zu seiner Gattin wählen."

Ja, sie waren auf schreckliche Art erfüllt. —

Die Stunden, welche diesem herzerschütternden Scheiden folgten, zu beschreiben, möchte unmöglich sein. Still lag Isabelle auf ihrem Sopha, so still und regungslos, als ob sie schon im Grabe ruhe. Und waren denn nicht Hoffnung und Glück gestorben? Sie klagte nicht, sie weinte nicht einmal, es war als habe der furchtbare Schlag, der auf sie gefallen, alle ihre Fähigkeiten, selbst die zu leiden, gelähmt. Regungslos, bleich, mit geschlossenen Augen lag Isabelle, während Frau Linde immer von Neuem besorgt zum Sopha schlich,

um ihr Erwachen zu erwarten. Als sie aber nach Stunden noch kein Zeichen des Regens oder Lebens von sich gab, als noch dieselbe eifige Blässe, der fast steinerne Ausdruck auf ihrem Antlitze sichtbar war, vermochte die erschreckte Freundin nicht länger ihre Angst zu bemeistern. Leise rief sie den Namen ihres Lieblinges.

Isabelle schlug die Augen auf — doch es war als seien es nicht mehr ihre Augen, so kammerschwer und fremd war ihr Ausdruck. Die Thränen, welche dem armen Mädchen versagt waren, stürzten heiß über Frau Gertruds Wangen, als sie von diesem Blick des Jammers getroffen wurde.

"Weshalb rufst Du mich — weshalb gönnst Du mir nicht Ruhe? Laß mich allein — ich bitte um weiter nichts als still und allein hier zu liegen."

"Mein theures Kind, Du mußt heute Abend spielen."

Die Angeredete fuhr wild empor. "Spielen — heute! Schicke zum Arzt, er wird mir bezeugen, daß ich krank bin — heute Abend spielen!"

Der Doctor kam, doch mit ihm zugleich der bis zum Tode erschreckte Intendant des Theaters, der den Gedanken, Isabelle heute Abend entbehren zu sollen, als etwas Unmögliches verwarf. Und trotzdem der gewissenhafte Arzt erklärte, sie habe heftiges Fieber, bat und flehte der Intendant, dies eine Mal mit ihm Erbarmen zu haben. Es war hoher und höchster Besuch am Hofe, die eigene Wahl des Königs hatte das Stück, welches zur Ausführung kommen sollte, bestimmt. Man hatte lange geschwankt, ob man den hohen fremden Gast zu ehren, ein Ballet geben solle, das durch die seltene Pracht seiner Decorationen und Costüme und die große Anzahl seiner schönen jungen Tänzerinnen sich besonders auszeichnete, dennoch hatte man eingesehen, es gäbe auch anderswo annähernd so gute Aufführungen dieser Art, doch ein Trauerspiel mit der Richards in einer ihrer Glanzrollen, sei ein Kunstgenuß, der nicht zu erreichen und zu übertreffen sei, und somit gewiß das Beste, was dem fremden Monarchen zu bieten wäre.

Alles dieses sprudelte der Intendant in seiner Herzensangst mit einer Fluth von Worten hervor und durchstürmte dabei das Zimmer, daß Isabelle, deren Kopf heftig schmerzte, es kaum mehr zu ertragen vermochte. Er wollte ihr von morgen an eine ganze Woche — zwei — drei Wochen Urlaub gewähren, doch diesen Abend, dieses einzige Mal möchte sie gnädig sein und seine Ehre als Intendant nicht untergraben. Isabelle

lag noch immer regungslos, die Augen mit ihrer Hand beschattet, aber Röthe und Blässe wechselten jetzt auf ihrem Gesicht, welches der Arzt besorgt betrachtete. Sie dachte nach. Spielen mußte sie doch wieder. Mußte! Es sollte ja kein Zwang sein, im Gegentheil sie hoffte und erwartete in der Ausübung ihrer Kunst Ersatz zu finden für das was sie verloren, Linderung ihres Schmerzes — weshalb nun sollte sie nicht schon heute damit beginnen? Wenn Günther hörte, daß sie krank sei, nicht auftreten könne, würde er dadurch nicht von Neuem Hoffnungen schöpfen, die sie jetzt nicht mehr nähren wollte, da sie doch nur zu einer Wiederholung jener schrecklichen Scene führen konnten? Und dann rührte sie auch die große Noth und Angst des Intendanten, er war stets gütig zu ihr gewesen, hatte ihr mehr als ein rathender Freund, denn als Vorgesetzter gegenüber gestanden, und nun sie zum ersten Male seine Freundlichkeit vergelten konnte durch ein Opfer ihrerseits, nun wollte sie dieses nicht bringen? Das widersprach ihrer Großmuth. Alle diese Gedanken wogten chaotisch an ihr vorüber, und dabei verlangte sie nur nach Ruhe, einige Stunden ungestörter Stille — was dann kam, gleichviel.

„Verlassen sie mich Alle, ich will mich noch ruhen und erholen, vielleicht kann ich, wenn mir besser wird, doch meiner Pflicht genügen.“

Ein Jubelruf entfuhr dem gequälten Herzen des Intendanten.

„Sie werden spielen, Gnädigste? Ihr Wort, daß Sie kommen. Ich werde Ihnen meinen eigenen Wagen schicken, er ist weicher und wärmer, aber Sie versprechen zu kommen.“

„Wenn ich bis dahin nicht sterbe — ja.“

Der Arzt verordnete beruhigende Mittel. Die Stunden der Ruhe und Einsamkeit, welche Isabelle als höchste Günst erbeten, folgten, doch wie verlebte sie dieselben. Vorhin hatte sie in einer Abspannung gelegen, die kaum mehr Leben zu nennen war, jetzt einmal aus dieser Erstarrung erweckt, erfaßten Weh und Schmerz sie mit heißer Hand; sie liebte Günther, so wie ihr reiches Herz lieben konnte, so wie ein solches Mädchen nur Einen liebt, und sie hatte ihn verloren, sie selbst hatte ihn und damit ihr Erdenglück von sich gewiesen. O, wie das junge liebebedürftige, glückverlangende Herz sich auflehnte gegen das harte Schicksal; welche Qualen sie erduldet! Verloren! nicht durch den Tod — durch das Leben verloren! Wie viel schrecklicher ist solcher Verlust. Die Gedanken, welche Isabelle verfolgten und quälten, waren so schrecklich,

daß sie, nur um ihnen zu entgehen, um durch Aufregung oder Anstrengung die verzehrende Angst zu betäuben, die mit glühendem, sinnverwirren dem Athem sie durchströmte, fast mit Freuden die Stunde begrüßte, welche sie zum Theater führte. Jetzt mußte es wenigstens momentan Vergessenheit geben, jetzt war doch ein Entrinnen vor ihr selbst möglich.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Anekdoten aus Meyerbeers Leben.) Wie viel man zuweilen von den Empfehlungsbriefen zu halten hat, welche uns von sogenannten guten Freunden auf irgend eine Reise mitgegeben werden, zeigt uns recht deutlich ein Beispiel aus Meyerbeers Jugend, welches er stets mit vielem Vergnügen erzählte. Der junge Meyerbeer hatte lange Zeit den Unterricht eines berühmten Musikers in Berlin genossen und derselbe hatte dagegen von den Eltern des jungen Mannes nicht bloß ein glänzendes Honorar, sondern auch noch eine tägliche Einladung zum Essen erhalten, die er schon seit Jahren benützte. Als Meyerbeer zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen ging und Italien zu seinem nächsten Reiseziel gewählt hatte, erbot sich sein bisheriger Lehrer, ihm ein Empfehlungsschreiben an einen bekannten Maestro in Neapel mitzugeben, welches Anerbieten Meyerbeer denn auch mit Dank annahm. Schließlich gab er jedoch nur sehr wenige von seinen vielen Empfehlungsbriefen ab, sondern zog es vor, dieselben im Koffer zu behalten und sich selbst sehr gewichtige Empfehlungsbriefe auf gewöhnlichem Notenpapier anzufertigen, die ihn bald genug in der Welt bekannt machten. Nachdem er so zwei Jahre da und dort herumgerast, fielen ihm beim Umpacken seines Koffers einst ein ganzes Bündel jener unbestellt gebliebenen Empfehlungsschreiben in die Hand und als er darunter auch den seines früheren Lehrers an den neapolitanischen Maestro erblickte, öffnete er denselben, da er neugierig war, wie er sich wohl über ihn ausgesprochen haben möchte. Wie erstaunte er jedoch, als er darin nach verschiedenen heftigen Ausfällen gegen die Juden im Allgemeinen etwa Folgendes las:

„Die Annahmungen dieses Judenvolkes steigern sich von Tag zu Tage mehr — nicht bloß, daß sie den Geldsack für sich allein in Anspruch nehmen, jetzt greifen sie gar noch nach dem Talisman! Thun Sie mir den Gefallen und suchen Sie dem jungen Menschen seinen Standpunkt gehörig klar zu machen, indem Sie seine Eitelkeit und Arroganz so viel als möglich demüthigen — vielleicht heilt ihn das glücklich von der schönen Einbildung, ein musikalisches Genie zu sein!“ . . .

Ohne irgend einen weiteren Commentar schickte Meyerbeer diesen Brief an seine Eltern nach Berlin, welche ihn am nächstfolgenden Mittag dem Schreiber desselben, welcher immer noch

regelmäßig jeden Tag bei ihnen speiste, unter die Serviette legten, jedoch ebenfalls ohne irgend eine Bemerkung darüber zu machen. Der Musiker fand den Brief, las ihn stillschweigend, steckte ihn ein, aß ruhig weiter, trank dann noch seine gewohnte Tasse Kaffee, unterhielt sich mit seinen Gastgebern wie sonst, kam aber von da an nicht wieder zu Tisch und Meyerbeers Eltern schickten auch nicht nach ihm. —

Von viel neuem Datum ist eine andere Geschichte, welche in Wien spielte, als Meyerbeer sich dort aufhielt, um die erste Aufführung seiner Oper „der Prophet“ vorzubereiten und selbst zu dirigiren. Damals stellte sich ihm ein Herr G., ein bereits ziemlich bejahrter Jüngling und Statist am Hofoperntheater vor, welcher die günstige Gelegenheit ergreifen wollte, die Aufmerksamkeit des Meisters zu erregen und dadurch vielleicht dem Ziele seines Ehrgeizes näher zu kommen, denn er fühlte das Zeug zu einem ersten Opersänger in sich. Meyerbeer sollte ihm sein Urtheil über seinen ausgezeichneten Vierfuß mittheilen und er erfüllte mit großer Kühnheit und Zuversicht dessen Verlangen, ihm Einiges vorzusingen. Nachdem er dies gethan, schüttelte der Maestro bedenklich den Kopf und sah den wackeren Musenprieſter lange prüfend an, während derselbe höchst erwartungsvoll auf seinen Ausspruch harrete.

„Sie haben Talent,“ begann endlich Meyerbeer.

„O, ist das Ihre wirkliche Herzensmeinung?“

„Ja, Ihnen fehlt nur Eines.“

„Und was, wenn ich fragen darf, Herr General-Musik-director?“

„Ein neuer Winterrod,“ antwortete der Componist, auf die etwas defecte Garderobe des Herrn G. anspielend, und drückte ihm dabei eine Hundertguldennote in die Hand.

Herr G. hat diesen berühmten Winterrod und noch manchen anderen dazu überlebt; er konnte sich später eher derartige Kleidungsstücke anschaffen, denn er wurde dann Chorführer und ist als solcher auch heute noch ein sehr beschäftigtes Mitglied des Wiener Hofoperntheaters. F.

(Eine Gerichtsverhandlung in London.) Der Lordmayer redet den Angeklagten an, welcher mit ziemlichem Gleichmuth sein Schicksal zu erwarten scheint: „Angeklagter, Sie werden von der Wittwe Difson beschuldigt, ihr ein Schwein gestohlen zu haben.“

Der Angeklagte: „Ja, Euer Gnaden, ich kann dies nicht in Abrede stellen.“

Lordmayer: „Und was haben Sie damit gemacht?“

Angeklagter: „Ich habe es getödtet.“

Lordmayer: „Und dann?“

Angeklagter: „Geessen.“

Lordmayer: „Und Sie fühlen darüber keine Gewissensbisse? Wenn der jüngste Tag herannaht und Sie befinden sich in Gegenwart der Frau Difson und ihres Schweines, was werden Sie dann thun?“

Angeklagter: „Euer Gnaden wollen entschuldigen, wird am jüngsten Tag das Schwein auch gegenwärtig sein?“

Lordmayer: „Ganz gewiß wird es sich einfinden.“

Angeklagter: „Nun dann, Euer Gnaden, werde ich der Wittwe Difson antworten: „Madame, hier haben Sie ja Ihr Schwein.““

Die Entgegnung hierauf war schwierig. Alles lachte und die Strafe fiel so mild als möglich aus. F.

(Ein neuer Stradella.) Ein italienisches Journal erzählt, daß vor Kurzem ein junger Tenorist, Herr Guglielmi, welcher auf dem Wege nach Potenza von Briganten überfallen worden war, sein Leben dadurch rettete, daß er eine Verdi'sche Romanze sang, da ihm wahrscheinlich die Mythe vom Orpheus und Arion vorschwebte. Die Räuber wurden durch seine melodische Stimme dermaßen bezaubert, daß sie ihre Waffen zur Erde warfen, ihm ihre Bewunderung aussprachen und ihn hierauf ruhig seines Weges ziehen ließen. Vielleicht waren sie auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Gold und Silber blos in der Kehle, aber nicht in den Taschen besaß. F.

(Das Ende der Ideale.) In Paris beschäftigt man sich gegenwärtig sehr viel mit einem Ehescheidungsprozeß, der das allgemeine Interesse beinahe in demselben Grade in Anspruch nimmt, wie der Prozeß zwischen Armand und Maurice Roux oder derjenige des Herrn Conty de la Pommerais, welcher seine Schwiegermutter und seine Geliebte, Frau de Pauer, vergiftet hat, nachdem er das Leben der letzteren mit der Summe von 550,000 Francs versichert hatte. Besagter Ehescheidungsprozeß ist aber auch daruna schon sehr interessant, weil eine Tochter des Herrn Alexander Dumas darin die Hauptrolle spielt und eben den ganzen merkwürdigen Roman ihrer Ehe vor den Gerichten aufgeschlagen hat.

Im Jahre 1854 war Alexander Dumas père noch nicht Ehrenbürger von zwanzig neapolitanischen Gemeinden; er wohnte noch in Paris in Gesellschaft seiner Tochter Olympia, eines jungen Wesens voll Geist, Phantasie und Liebenswürdigkeit.

Eines Tages stellt sich dem Titanen des Feuilletons ein hübscher junger Mensch von achtzehn Jahren vor mit Namen Olynde Patal, gebürtig aus Chateauroux, und zwar ausgerüstet mit dem Manuscript eines Romans, betitelt „Die Ideale“.

Mit herablassender Freundlichkeit aufgenommen, verliebt sich der Jüngling reißend schnell in das Feenkind des Halbgottes; sie ist zwar fünf volle Jahre älter als er, aber das ist für ihn nur ein Grund mehr sie zu heirathen. Und so wurde er denn, nach einigem Widerstand von Seiten seiner Familie, ihr glücklicher Gatte.

Da er schon gegenwärtig im Besitz eines schönen Vermögens war und noch weit bedeutendere Aussichten für die Zukunft besaß, hatte der junge Mann seine Frau ohne jede Mitgift nehmen wollen, was allerdings ein fast unerhörter Fall in Frankreich ist.

Obgleich ein solches Anerbieten aber ebenso großmüthig als romantisch klingt, so kann man es doch unmöglich annehmen, wenn man Alexander Dumas heißt — Noblesse oblige!

Er bestand also darauf, daß in den Contract eine Mitgift

von 120,000 Francs gesetzt werde. Welch ein guter, vortrefflicher Vater! Leider aber war diese Summe nur auf — die künftigen Ersparnisse des Schwiegerpapas verhypothekirt, und damit wird es noch gute Weile haben, namentlich bei einem Schwiegerpapa, der von seinem eigenen Sohne auf der Bühne „als père prodigne“ dargestellt wird. Bis dahin wurde es dem Eidam erlaubt, einige Schulden des alten Herrn zu bezahlen, und so verwandelte sich die fingirte Schenkung in eine wirkliche Belastung.

Allein dies war keineswegs der Grund des darauffolgenden Scheidungsprozesses, denn Herr Patal war reich genug, sein Glück zu bezahlen. Die ersten Jahre der Ehe, die Verwirklichung der „Ideale“ des Herrn Patal, verfloßen denn auch in einer fortgesetzten Extase und als der verlängerte Honigmonat in sein letztes Viertel trat, machte man eine große Reise nach dem Orient nach der Anweisung von Lamartines Tagebuch. An heiliger Stätte sollte die Liebe neu belebt werden — leider aber brach gerade dort der offene Zwiespalt aus, und jetzt sehen wir die junge Frau auf Trennung gegen den Verfasser der Ideale klagen, welcher sich nicht allein grob und brutal betragen, sondern auch sogar untreu gewesen sein soll.

Die Plaidovers führen uns wie Nebelbilder in wechselnde Scenerien berühmter Stätten der Geschichte: Jerusalem, See Tiberias, Bethlehem, überall vermischt mit Szenen, die bald an Desdemona, bald an die bezähmte Widerspenstige erinnern. Am Strom So und so fällt die Dame ins Wasser und der Mann beeilt sich nicht, ihr nachzuspriegen; in Marathon wird sie gar von ihm verfolgt, wie die Perser von Miltiades und auf dem Packetboot nach Konstantinopel erscheint vollends eine gefährliche Pariser Modistin... doch genug, denn warum Madame im Hotel zu Athen die Nacht auf einem Stuhl zubringen mußte, läßt sich gar nicht weiter ausmalen. Einer der Hauptpunkte der Anklage besteht jedoch darin, daß Madame Olympia ihren Gatten beschuldigt, er habe während einer kurzen Reise von ihr die ewige Lampe in ihrem Vouloir ausgehen lassen, während es doch sicherlich seine Pflicht gewesen wäre, sie täglich mit frischem Del zu speisen.

Und dennoch liebt Er sie noch immer! Während der Verhandlung erscheint er auf der vergitterten Gallerie und stüstert mit nassen Augen einem Freunde zu: „Die arme Frau! Mein Gott, wie sie so bleich ist!“ —

Der Gerichtshof verfügte Requisitionen nach Griechenland, Syrien und Egypten und Madame zog sich provisorisch in ein Kloster zurück. So endet eine literarische Ehe, so enden die Ideale!

Eine zweite Tochter Alexander Dumas, Mademoiselle Marie Dumas, scheint auch nicht wenig Phantasie und Excentricität geerbt zu haben. Sie stellt jetzt die Zeichnung zu einem Fries aus. Unter Klosterarcaden thronen Jesus und seine Mutter, den Klostergang füllen heilige Bannerträger, darunter Alexander Dumas Vater als heiliger Thomas mit der Bannerauf-

schrift: Spiritus Dei, und hinter ihm sieht man das Bildniß Alexander Dumas des Sohnes im Gewande des heiligen Antonius von Padua, mit der Aufschrift: Filius Dei auf seinem Banner. —

(Wie man einen Gläubiger los wird.) L., ein renommirter Pariser Maler von etwas leichtfertigem Lebenswandel, hat bedeutende Schulden. Er hat sogar soviel Schulden, daß er gar keine mehr bezahlt. Einer seiner drängendsten Gläubiger war sein Schneider. Eines Morgens sieht L. den Werkführer dieses Schneiders bei sich eintreten, der ihn mit folgender eben so höflicher als entschiedener Axtrede begrüßt:

„Ich komme, Herr L., Sie um Bezahlung Ihrer Rechnung zu ersuchen, mein Prinzipal hat erfahren, daß Sie gestern Geld erhalten haben...“

„Entschuldigen Sie, mein Lieber,“ fällt der Maler ihm ins Wort, „aber ich muß Ihnen bemerlich machen, daß Ihre Rede, wäre sie auch ein noch so großes Meisterstück der Beredsamkeit, völlig nutzlos ist, denn ich bin nicht im Stande, die Rechnung heute zu bezahlen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Ja wohl.“

„Dann muß ich Ihnen zu meinem großen Bedauern erklären, daß ich Ordre habe, dieses Zimmer nicht zu verlassen, ohne von Ihnen Geld bekommen zu haben.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, — so nehmen Sie gefälligst Platz.“

Der Werkführer setzt sich nieder, L. aber öffnet die Thür und ruft die Treppe hinunter dem Hausmeister zu:

„Ich bin für Niemanden zu Hause. Kommen Sie aber diesen Abend herauf zu mir, Sie werden auf meinem Schreibtisch Briefe finden, die Sie morgen an ihre Adressen befördern sollen.“

Nach diesen Worten verschließt er die Thür von innen, steckt den Schlüssel zu sich, setzt sich dann an seinen Schreibtisch und schreibt eine Menge Briefe, die er sämmtlich mit schwarzem Lack versiegelt. Zuletzt nimmt er einen größeren Bogen Papier und beginnt mit der Ueberschrift: „Mein Testament.“ Der Werkführer beobachtet dies Alles und denkt lächelnd: „Der irrt sich sehr, wenn er glaubt mir damit bange zu machen.“

Nachdem L. fertig ist mit Schreiben, steigt er auf einen Stuhl und nimmt von einem Regal ein großes Packet Tuchleisten von allen Farben herunter. Jetzt wurde die Neugierde des Schneiders denn doch rege und er dachte bei sich: „Was Teufel mag er mit diesen Dingen vorhaben?“

L. sucht inzwischen einen Hammer hervor und beginnt mit fast schwermüthigem Ernst alle Ritzen der Thüren und Fenster vermittelst der Tuchleisten zu vernageln. Als er damit zu Ende ist, nimmt er einen großen bronzenen Becher von seinem Bücherschrantke, füllt ihn mit Kohlen und zündet diese an.

„Der Herr spielt Komödie,“ denkt der Schneider; allein die Sache fängt jetzt doch an ihm unheimlich zu werden.

L. kehrt an seinen Schreibtisch zurück, ordnet seine Papiere, schreibt dann auf einen Bogen mit großen Buchstaben: „Niemand hat Schuld an unfrem Tode“ und befestigt diesen Bogen mit Oblaten an die Wand.

Das wird dem Schneider nun doch zu bunt, besonders da er, sei es in Folge der beginnenden Erstickung oder aus Angst, diesen muß, er springt auf, geht auf L. zu, der sich in seinem Lehnstuhl gestreckt hat und mit geschlossenen Augen dasitzt, und sagt zu ihm:

„Entschuldigen Sie, Herr L., ich bekomme 1800 Franken jährlich, um Röcke und Westen zuzuschneiden, nicht aber um mich durch Kohlendampf ersticken zu lassen.“

So sprechend, wendet er sich nach der Thür.

„Es ist zu spät!“ ruft L., indem er ihm mit seiner langen Gestalt in den Weg tritt, „unser Entschluß steht unwiderruflich fest.“

„Um Gotteswillen, Herr L., lassen Sie mich hinaus, ich ersticke! Wenn Sie mir die Thür nicht öffnen, springe ich durch's Fenster!“

L., der mit großer Mühe das Lachen unterdrückt, entschließt sich endlich die Thür aufzuschließen, und Schneider und Rechnung sah er niemals wieder.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle
von
Sophie Verena.
(Fortsetzung.)

7.

Der Abend sank herab, ein trüber, wolkenreicher Herbstabend. In seinem Schatten kehrte ein Mann nach der Hauptstadt zurück, der draußen im einsamen Walde den ersten Sturm seines heißen Schmerzes und Grimmes ausgetobt hatte. In leidenschaftlicher Erregung war Günther fortgestürzt, im Freien den Kampf auszulämpfen, der ihm fast Klarheit und Besinnung raubte. Die Wandlung seines Schicksales war zu plötzlich gewesen; die Hoffnungen wurden zu jäh geknickt. Erst ein Leben vor sich seltenes Glück verheißend, strahlend im Sonnenglanze der Liebe, und nun Nacht — sternlose Nacht. Wie er dahingestürzt, wie er gerungen in dem heißen, wilden Jammer seines Herzens, das haben nur die stillen Bäume des einsamen Waldes erschaut und wohl ihm — für Menschenaugen ist ein solcher Schmerz nicht, und niemals hätte es dieser stolze Mann überwunden, wenn ein Anderer ihn so schwach gesehen. Was der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit Schwäche nennt, ist oft sein Bestes, seine Stärke.

Jetzt war Günther ruhiger geworden, die Ruhe, grausig in ihrer Stille und Dede, welche auf den Dr-

kan folgt. Was in dem Sturme, dem Aufruhr der Elemente, der die Erde traf, zu Grunde ging, welche Blüthen er knickte, welche Früchte seine Wuth zerschlug, ist meist nicht sogleich zu überschauen — und auch nach Jahren kommt oft erst zur Geltung, was das Herz des Menschen einbüßte oder gewann in solchem Schmerzsturme. Günther kehrte als ein Anderer zurück. Die Milde und Weichheit, welche die Liebe zu Isabelle hervorgerufen, und welche einen so schönen Gegensatz zu den kraftvollen Eigenschaften seiner Natur, dem Stolze und der großen Bestimmtheit seines Charakters bildeten, waren jetzt ganz in den Hintergrund gedrängt, anscheinend erlödtet. Die edleren Pflanzen waren überwuchert von dem Unkraut: Bitterkeit, Groll, Ungerechtigkeit, das mit schnellem Wachsthum emportrieb. Während Isabelle, trotz ihres Herzenskammers, keinen Moment an seiner Liebe zweifelte, und mehr das Zusammentreffen ungünstiger Umstände und Verhältnisse beklagte, die hemmend und hindernd zwischen sie traten, während sie trotz des eigenen Leides auch noch mit warmem Mitgefühl seines Wehes gedachte, häufte er nur Schuld und Anklagen auf sie. Während sie wenigstens versuchte, das ihr Unbegreifliche zu verstehen und somit Entschuldigung für seine harten, verletzenden Worte zu finden, redete Günther sich immermehr hinein, sie habe grausam mit seinem Glück, seiner Ruhe gespielt. — Was hatte es ihn gekostet, des Vaters Einwilligung zu dieser Verbindung zu erlangen, und nun war er abgewiesen. Wie stolz und hochmüthig hatte Isabelle auf ihn herniedergeblickt, als sie ihm ihren wahren

Stand und Namen verkündete. Daß er diesen Hochmuth und Trotz, wie er es nannte, hervorgerufen, weil er ihren Stolz als Künstlerin und selbst ihre Würde als Frau verletzt, als er davon sprach, sie zu sich zu erheben, dessen gedachte er nicht, auch daran nicht, wie sie innig bittend vor ihm gestanden. Er sah nur die dunklen, nicht die lichten Seiten, fühlte nur die ihm zugefügte Kränkung, nur seinen Schmerz. Und diese Verblendung, bei ihm jedoch Ueberzeugung, stachelte ihn auf und verlieh ihm die Kraft, das zu ertragen, was ihm vor Kurzem fast unerträglich schien.

So war er durch das Thor geschritten und wanderte nun seiner Wohnung zu, die in der Nähe des Schauspielhauses lag. Das an diesem Abend so ungewöhnlich große Treiben und Drängen vor dem Theatergebäude, erinnerte ihn plötzlich daran, daß heute zu Ehren des fremden Monarchen eine besondere Vorstellung stattfand, zu der all die ersten Kräfte der Hofbühne benützt wurden. Statt finden sollte, denn unmöglich konnte es jetzt wirklich so sein. Isabelle konnte ja nicht spielen — wenn sie es vermochte, wenn sie nach dem Scheiden von ihm, nach diesen schmerzlichen Kämpfen an diesem Tage spielen konnte — dann — dann — hatte sie ihn nie geliebt. Das sollte das Amen sein, das Zeichen, welches die große, bedeutungsschwere Frage entschied. Wahnwitz des Menschen! Ob solch Beginnen nicht fast dasselbe ist, wie wenn die Alten mit ihren Hexen und Zauberern die Wasser- und Feuerprobe machten, und den von einem Zufall abhängenden Ausgang ein Gottesurtheil nannten!

Günther forschte nach rothen Zetteln, welche die Abänderung des Stückes ankündigen sollten, er fand sie nicht; und die wogende Menge sprach heiter und lebhaft von dem Doppelgenuß, der sie heute erwartete, den ganzen Hof mit dem fremden Monarchen zu sehen, und die Richards als Medea zu bewundern.

Sie spielte also. — Ein höhnisches, verächtliches Lächeln kränkelte Günthers Lippen, während er leise vor sich hin sagte: „So etwas vermag auch nur eine Schauspielerin.“ Dann eilte er nach Hause, wechselte schnell die Kleider, und saß, als der Vorhang aufging, an seinem gewohnten Platz in der Ecke einer der kleinen Proszeniumstagen.

Medea! Diese in ihren heiligsten Rechten gekränkte Frau — wie der Dichter dieser Tragödie sie wenigstens darstellt — in der glühende Gattenliebe und Mutterzärtlichkeit, mit Eifersucht, Haß und Rache einen gewaltigen Kampf kämpfen, in der alle Elemente einer großartigen, leidenschaftlichen Natur, die selbst in

ihrem Fall noch groß ist, entfesselt sind; dieses flammende Bild auf dunklem Grunde gemalt, paßte heute gerade für Isabellens Gemüthsstimmung. Daß sie weinen, jammern, ächzen konnte vor Schmerz, in wildem Weh sich das Haar zerrausen, das war eine Erleichterung für sie und der Ausbruch der in ihrem eigenen Herzen tobenden Qual, trug sie auf den Gipfel der Meisterschaft. So großartig und vollendet, wie an diesem Abend war sie nie gewesen, solche Höhe erreichte sie in dieser Leistung nie wieder. Schon als der Vorhang emporrauschte, als sie in ihren griechischen Gewändern, die so vortrefflich zu ihrer edlen Gestalt, ihrer klassischen Schönheit paßten, daherkam, die Kinder im Arme, fast erliegend unter der doppelten Last, der äußeren Bürde und der Last des Seelenschmerzes — da verbreitete sich eine Stille im Hause, die Andacht war. — Der Hof mit seiner Pracht und seinem Glanz, die interessante Erscheinung des fremden Monarchen wurde vergessen, Könige und Fürsten verschwanden, um auf sie zu blicken, die jetzt als wahre Herrscherin den Scepter der Kunst siegreich in ihren Händen schwang.

Die Versammlung vergaß, daß sie im Theater war, man glaubte sich an jene fernern Gestade versetzt, an denen das blutige, schreckliche Drama sich zutrug. Und das vermochte Medea nur durch ihr Erscheinen, durch die ersten Worte aus ihrem Munde. Das war aber auch Medea — hier vergaß selbst der Splitterrichter, daß er eine gespielte Rolle sah, hier war ein wirkliches Sein, ein mit Herzblut getränktes, tragisches Geschick, welches in einer lebendigen, naturwahren Gestalt sich vor ihm entrollte, das ihn schauern und erbeben machte und das Blut in seinen Adern erstarrte. Und doch, welches Maß in dem Aufruhr aller Gefühle, wie wußte eine edle Hand, ein hoher Sinn für Takt und Schönheit diesen bis zum Gipfelpunkt des Möglichen getriebenen Charakter so zu modeln, daß er im Kampfe aller empörten Leidenschaften nicht ein Zerrbild ward. In der Scene mit den Kindern erreichte die Tragik der Rede und des Mienenspiels eine Höhe, die Vollendung war. Erst die Verzweiflung, der Haß der tiefbeleidigten Gattin, die durch Eifersucht entflammt des Gatten Schuld an seinen, ihren Kindern rächen möchte, und in der bis zum Irrsinn gesteigerten Seelenqual den Mordstahl über ihren unschuldigen, jungen Häuptern zuden läßt — und dann der glänzende Sieg der innigsten, rührendsten Mutterliebe, die eher tropfenweise das eigene Herzblut für ihre Lieblinge vergoß, ehe sie ihnen ein Haar krümmte. Wie sie die Kinder jubelnd in ihre Arme riß, wie sie Thränen der Wonne

weinte, sie wieder ihr eigen zu nennen, noch einmal ihr geschenkt, das erschütterte selbst das kälteste Herz. In manches ernstes Mannes Augen sah man Thränen glänzen — doch Eines Wimpern wurden nicht feucht; was Alle erfaßte mit hinreißender Macht, ihn ließ es kalt. Und als nach jedem Akttschluß ein donnernder Beifall — den selbst die Anwesenheit des Hofes nicht zu dämpfen vermochte — der Künstlerin lohnte, kräufelte immer noch jenes spöttische Lächeln Günthers Lippen. Er stand nicht mehr im Hintergrunde der Loge, er war vorgetreten an die Brüstung; Isabelle sollte ihn nicht schwach sehen, er wollte ihr nicht nachstehen an Kraft und Ruhe. So lehnte er, etwas bleicher als sonst, doch anscheinend ganz gefaßt und ruhig an seinem alten Platze. Lebhaft und lachend sprach er mit seinen Nachbarn, und zuletzt vermochte er es sogar, ihr Beifall zu klatschen — ihr! Isabelle sah es und dies brachte sie beinahe um die schon so schwer behauptete Fassung, das war ihr ein Stich ins Herz, der sie fast überwältigte.

In einem der Zwischenakte sah man den König mit seinem Gaste die Loge verlassen, und das Gerücht verbreitete sich bald, die Monarchen hätten sich auf die Bühne begeben, Fräulein Richards ihre Huldigungen darzubringen, um ihr neben der Anerkennung für ihre unvergleichliche Leistung auch noch persönlich zu danken, daß sie trotz ihres Unwohlseins — der Intendant hatte die Kunde davon zu verbreiten gewußt — mit Aufopferung ihrer selbst gespielt habe, um die Feier des Abends nicht stören. Man hatte gehört, wie der fremde, sehr kunstsinelige König zu seinem Wirth ge sagt:

„Majestät, wenn ich Sie um Eines beneide, so ist es um diese Perle unter den Künstlerinnen, um diesen Stern erster Größe, wie reiner und voller nie einer am Himmel der Kunst gestrahlt. Wären die Zeiten unseres höchstseligen, ruhmreichen Friedrich des Großen nicht vorüber, so würde ich seinem Beispiele folgen und wie er die Barbarine durch bewaffnete Macht in sein Reich holen ließ, Ihnen dieses Kleinod entführen lassen. Um das Glück und den Ruhm, die erste und größte Schauspielerin der Welt an seiner Hofbühne zu besitzen, führt man schon einen Gewaltstreich aus.“

„Aber einen Krieg werden Ew. Liebden doch nicht mit mir beginnen,“ hatte der königliche Wirth, der einen Scherz liebte, dem Gaste heiter erwidert. „Ich rathe es Ihnen nicht, mein Vetter, denn in dem Falle stellte ich Fräulein Richards als Jungfrau von Orleans an die Spitze meiner Armee, und ich glaube, Ihr ganzes Heer ginge über ins feindliche Lager.“

„Und am Ende gar ihr König mit ihnen; ich würde es meinen Truppen kaum verdenken können, wenn sie die Waffen streckten vor so hoher Schönheit, wenn sie die Fahnen huldigend senkten vor solcher echten Weiblichkeit,“ entgegnete der fremde Monarch sich mit der verbindlichsten Artigkeit vor Isabelle neigend.

Sie stand dabei, beneidet von ihren Genossen — wie beneidet! An ihren Ohren klangen die huldigenden Worte, die sie zu anderen Zeiten erfreut haben würden, vorüber wie leerer Schall; und doch mußte sie lächeln und danken, und geistreich und liebenswürdig sein. Und zuletzt hatte der hohe Gast mit einem so echten Verständniß der Kunst und ihrer hehren Bedeutung, mit einer Wärme, die selbst Isabellens Herz momentan rührte, ihr seine Anerkennung ausgesprochen, und sie gebeten, den Ring, den er von dem kleinen Finger seiner Hand zog, als einen schwachen Beweis seiner hohen Bewunderung und Verehrung anzunehmen, als eine Erinnerung an diesen ihm unvergeßlichen Abend. Das äußerst werthvolle Geschenk wurde in einer Weise dargereicht, daß nicht die Gabe, sondern die Annahme wie eine Gunst erschien. —

Alle diese Vorgänge auf der Bühne waren vielleicht noch mit einigen Vergrößerungen im Publikum bekannt geworden, auch das Gerücht, die junge Schauspielerin habe das Krankenlager verlassen, nur um die Festvorstellung nicht zu stören, verbreitete sich und fachte die schon so gehobene Stimmung zu noch größerer Begeisterung an. Als Medea wieder erschien und man am Ringfinger ihrer linken Hand den prachtvollen Solitär bemerkte, der vorher nicht daran geprangt — denn Isabelle legte sonst nur, wenn die Rolle es erforderte, dergleichen Schmuck an — als somit das Gerücht von der seltenen Anerkennung des fremden, seiner Kunstsinigkeit wegen berühmten Monarchen, sich bewahrheitete — da wollte das Publikum nicht zurückbleiben in seiner Huldigung gegen seinen Liebling. Blumen und Kränze flogen ihr unter begeistertem Beifall zu. Ja, eine der jungen Prinzessinnen, deren Liebe und Bewunderung für Isabelle bekannt war, warf, hingerissen von ihrem Gefühl ihr eigenes prachtvolles Bouquet der Künstlerin zu. Das war das Zeichen, um alle hohen und vornehmen Damen, die sich sonst an dergleichen Huldigungen nicht betheiligten, dem Beispiele folgen zu lassen.

Als Isabelle im wahren Sinne des Wortes auf Blumen stand, und der Triumph, den sie feierte, eine seltene Höhe erreicht hatte, flüsterte Günther:

„Wird es ihr nun vielleicht genug des Wehrauches sein, werden Stolz und Eitelkeit sich jetzt befriedigt finden?“

Alle diese Huldigungen statt Isabelle in Günthers Augen zu heben, schadeten ihr und erweckten Grimm, fast Haß gegen sie in seiner Brust. Aber den Schmerz, den er ihr bereitet, als er vorhin mit spöttischem Blick in das Beifallklatschen einstimmt, der traf ihn jetzt zweifach; er ging aus von dem Leuchten des prachtvollen Ringes an ihrer Hand, der blitzend und funkelnd sein Licht in den vielfältigsten Farben spielen ließ. Jeder Strahl fiel wie ein heißer Tropfen in Günthers Seele. Er hätte den Ring ihr entreißen und fortschleudern mögen. Wer erlaubte ihr, so werthvolle Geschenke, solche Huldigungen anzunehmen? Er würde es ihr wehren! Er! Wohin hatten sich seine Gedanken verirrt, er hatte ja kein Recht über sie, nicht einmal das Recht der Liebe. Gut! So sollte sie fortan auch keine Gewalt mehr über ihn besitzen. Mit schnellem Griff wollte er die Bände zerreißen, die ihn noch an sie zu fesseln schienen. Fort — nur fort! Ihr entfliehen — fern von ihr würde er gesunden und Kraft und Vernunft wiederfinden. Sie vermochte zu spielen an diesem Abend! — war damit nicht Alles entschieden, konnte noch ein Zweifel obwalten, daß sie ihn nie wahrhaft geliebt! Er wollte fort, und doch stand er wie festgewurzelt, und seine Augen hingen wie gebannt an ihr. War er nicht mehr Herr seines Willens? Das mußte enden. Jetzt da sie die Bühne verlassen, stürzte auch Günther von dannen. Er wollte es nicht abwarten, daß man sie von Neuem rief, daß die Scenen und Ausbrüche der Begeisterung, welche ihm eine wahre Abgötterei schienen, sich wiederholten. Unter dem lauten, ihm widerwärtig klingenden Jubel der Menge verließ er das Haus und war somit nicht mehr Zeuge des Unfalles, der sich kurz darauf ereignete.

Todesmatt, kaum fähig sich noch aufrecht zu erhalten, war Isabelle auf ihr Sopha gesunken, doch das Rufen und Toben des Publikums war so gewaltig, daß man sie wider ihren Willen, besser noch, willenlos hinausjog. Jason und Kreusa stützten die erschöpfte Medea, die gebrochen, bleich hinauswankte, um von einem neuen Blumenregen überfluthet zu werden. Dankend neigte sie das edle Haupt — ein Schwanken, und ehe ihre erschrocken Begleiter sie zu halten vermochten, lag sie besinnungslos am Boden.

Eine große Bestürzung bemächtigte sich des Publikums, das noch im Theater verblieb, als man die Ohnmächtige schon fortgetragen, und sich erst auf die

beruhigende Nachricht entfernte, der Arzt halte den Zustand der Leidenden für nicht gefährlich, es sei eine starke Ohnmacht, aus der sie gewiß bald zum Bewußtsein zurückkehren werde. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht so schnell. Es war eine ungewöhnlich tiefe Ohnmacht, welche auf den Ueberreiz aller Sinne und Kräfte gefolgt war, und mehr als eine Stunde verging nach Anwendung der stärksten Mittel, ehe Isabelle zum Leben erwachte und mit dem irren Blick des Fiebers um sich schaute. Als sie in der Equipage des Intendanten weich und sorglich gebettet, Frau Linde und den Arzt an ihrer Seite, im langsamen Schritt ihrer Wohnung zufuhr, fauste ein anderer Wagen mit furchtbarer Schnelligkeit an jenem vorüber, so daß das laute Raseln der armen Kranken im Kopfe dröhnte und sie ein leises Stöhnen ausstieß. Er führte Günther zum Bahnhofe, der mit dem Nachtzuge noch die Residenz verließ.

8.

Ein schweres hitziges Fieber bannte Isabellen auf Wochen, ja Monate an das Krankenlager. Lange schwankte die Waage, welche Leben und Tod abmigt und mehr und mehr schien der dunkle Schatten sich über sie zu erstrecken, und die junge warme Gestalt in seine Arme zu reißen. Verzweifelt an ihrer Kunst standen die ersten Aerzte — selbst der König hatte seinen Leibarzt geschickt — an ihrem Lager, alle Mittel, auch die zärtlichste Pflege, welche Frau Gertrud und Sara ihr angedeihen ließen, nichts wollte sich wirksam erweisen. Endlich besiegte ihre gesunde kräftige Natur die hartnäckige Krankheit.

Der Ausspruch: „sie ist gerettet!“ ertönte nicht nur im Krankenzimmer wie ein Jubelklang, auch draußen von den vielen Freunden und Bewunderern der jungen Künstlerin, selbst von den Fernerstehenden wurde er mit Freuden begrüßt. Ob, wenn Isabelle zu jeder anderen Zeit erkrankt wäre, die Theilnahme eine so allgemeine und warme gewesen, möchte fast zu bezweifeln sein. Doch daß sie schon krank und nur auf besonderes Bitten auf die Bühne gekommen, damit die Festvorstellung keine Störung erleide, das wob eine Glorie der Selbstverläugnung um ihr Haupt und machte das Ganze interessanter.

Ferner glaubten Alle, welche an jenem Abend zugegen gewesen, sich gleichsam verpflichtet, ihr eine besondere Theilnahme zu bekunden, und da der Hof sich auf das Herzlichste und Theilnehmendste gegen die Schwerkranken bewies, so wurde es in gewissen Kreisen

gleichsam Pflicht und Modesache, sich in gleicher Art zu benehmen. Doch neben dieser mehr gemachten Theilnahme fand sich auch viel wahre und innige; und wenn Morgens und Mittags die reich gallonirten Bedienten Isabellens Wohnung zuschritten, sich nach dem Befinden der Leidenden zu erkundigen, oder Erquickungen aller Art ihr zu bringen, so sah man im Zwielichte wohl manche schlichte, dürftig gelleidete Gestalt an die Wand des Hauses gelehnt stehen. Es waren Arme, denen Isabellens Börse stets offen gestanden, denen ihre freigebige Hand oft selbst Speise und Almosen gereicht, die in ihrer Bescheidenheit nicht wagten zu klingeln und geduldig harrten bis Einer das Haus verließ, um dann schüchtern zu fragen, wie es der kranken Wohlthäterin ginge.

Indessen lag sie, der all dies Fragen und Erkundigen, all die guten Wünsche galten, in ihrem stillen, verdunkelten Zimmer, von sanfter, liebevoller Hand gepflegt, mit sorgsamem Auge bewacht, doch meist von heißen, ängstlichen Phantasien gequält. Als Isabelle das Fieber kommen fühlte, hatte sie noch im letzten klaren Moment gebeten: „Gott Vater, gib, daß ich in der Fieberhitze nichts von meinem, seinem Geheimniß verrathe!“ Und dies Bitten wurde erfüllt, ihre Phantasiegebilde beschäftigten sich mehr mit der Vergangenheit, führten sie zurück in die Heimath und schilderten den schweren Kampf, den sie gestritten, ehe sie zu dem Entschlusse kam, dem Zorn des Dufels zu trotzen, das Haus ihrer Väter zu verlassen, um ihrem erwählten Berufe zu folgen. Innig bittend ersuchte sie oft seine Vergebung, so süß und weich in Stimme und Worten, daß es den beiden älteren Freundinnen, welche an ihrem Lager wachten, oft die Thränen in die Augen trieb und Sara erstaunt war über die Schätze von Zärtlichkeit und Liebe, welche das anscheinend so stolze und kalte Herz des Mädchens barg. Frau Linde war oft nahe daran, dem Grafen zu schreiben und ihn herbeizurufen, doch erstens fürchtete sie, sein Starrsinn werde noch nicht gebrochen sein und dann klangen die Nachrichten, welche sie aus dritter Hand hin und wieder vom Schlosse erhielt, wenig günstig. Der alte Graf wurde gerade in diesem Winter so heftig von der Gicht geplagt, daß an Reisen nicht zu denken war. Auch wäre ja in dem Zustande, in welchem die Kranke sich befand, ein Wiedersehen mit all seinen Aufregungen gar nicht gestattet worden.

Wenn Isabelle einmal einige lichte Augenblicke hatte, dann betete sie stets, Gott möge sie genesen lassen, damit Günther nicht glaube, er habe sie in den Tod

gesandt, damit diese Anklage, dieser Kummer nicht auch noch sein Leben verdüstere. — Ein echtes Frauenherz in seiner treuen, wahren Liebe ist etwas Heiliges, vielleicht das höchste Kleinod, welches die Erde bietet. Und Isabellens war ein solches. Ihr wäre der Tod eine Wonne gewesen, eine Erlösung von dem Schmerze, der, sobald sie zum Bewußtsein kam, ihre Seele mit Qual erfüllte, doch damit er nicht noch mehr Leid empfinde, sich nicht vielleicht in der Selbstanklage über seine harten, scharfen Worte gegen sie noch unglücklicher fühle, deshalb wollte sie leben und geduldig ihr Kreuz auf sich nehmen. Selbst in ihren Fieberphantasien mußte sie sich mit ihm beschäftigen, obgleich sie nicht von ihm redete. In einer Nacht, die Allen die schlimmste schien, verlangte sie plötzlich Bleistift und Papier, forderte es mit solcher Heftigkeit, daß an Widerspruch nicht zu denken war. Hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen und Augen, die fast von einem überirdischen Feuer leuchteten, warf sie einige Zeilen schnell auf das Papier. Frau Gertrud unterstützte sie und unwillkürlich, nicht aus eitler Neugier, blickte sie auf das Blatt. Ach, ihr war ja auch Isabellens Liebe kein Geheimniß.

„Günther, wenn ich sterbe, glaube nicht, Du seist an meinem Tode schuld; ich fühlte mich schon an jenem Abend bei Sara, jenem schönen, unvergeßlichen Abend nicht ganz wohl. Ich sterbe, Dich segnend, und danke Dir für all das Glück, welches Deine Liebe mir gegeben, denn sie hat mir die wahre Schönheit, den Reichtum des Lebens doch erst erschlossen. Ich sage nicht: „vergib mich“ nein, das würde über meine Kräfte gehen, denk' zuweilen an mich, ich werde es noch mit Seligkeit im Jenseits fühlen, doch ohne Trauer denke meiner und laß mich nicht zwischen Dir und einem neuen Glück stehen. Lebe wohl, Gott sei mit Dir, mein Einzigs Geliebter.
Deine Isabelle.“

Zuletzt wurde die Schrift fast unleserlich, aber noch mußten die Kräfte so weit reichen, daß sie das Blatt faltete und fest in ihre Hand schloß; dann sank sie zurück, lang streckte sie sich aus — wie zum Sterben.

Und grade in dieser Nacht trat die günstige Wendung im Gange der Krankheit ein; als sie aus dem tiefen Schlafe erwachte, war das irre Feuer aus ihren Blicken gewichen, matt waren die Augen, bleich die Wangen, doch sie befand sich auf dem Wege zur Genesung.

9.

Herbst war es gewesen, als Isabelle krank geworden, der Winter war gekommen und entschwunden,

und jetzt erst wurde sie vom Arzte als vollkommen genesen betrachtet. Ihr erster Besuch galt Sara, die mit unermüdlicher Sorgfalt bei ihr gestanden in der schweren Zeit, und mit der sie jetzt eine treue Freundschaft verband. In warme Decken gehüllt, von weichen Kissen gestützt, die sie jedoch in einem Anfall ihres alten Uebermuthes und Ungestümes — welche nicht ganz in dem heißen Schmerze untergegangen waren — von sich warf, saß Isabelle in der Freundin Zimmer und schaute auf den Garten außen, in welchem schon das Leben und Weben des Frühlings sich kund that. Hier und da noch ein Fleckchen Schnee, doch daneben der Rasen so saftig grün, und auf den Beeten schon dichte Büschel Schneeglöckchen, die ganz emsig ihr Amt vollzogen und fleißig mit den weißen Glöckchen läuteten, die Blumen zum Auferstehungsfeste der Erde herbeizurufen. Blaue und rothe Hepatika, auch wohl eine Aurikel im braunen schöngeschmückten Sommerdöckchen waren schon erschienen und am sonnigen Treibhause blühten sogar einzelne Veilchen. Sara hatte ein Sträußchen davon für den lieben Gast gepflückt und es ruhte in Isabellens Händen, die mit Wonne den süßen Duft einsog.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Feiner Ton in Paris.) In den letzten Tagen sprach eine vornehme Dame in Paris in einem Salon über die Gandins oder Stüher der Jetztzeit und die Ausdrücke, welche dieselben in Anwendung bringen, denn die Blüthe der jungen Cavaliere dort bedient sich gegenwärtig eines förmlichen Jargons, den kein Ueingeübter im Stande wäre zu verstehen und wenn er das Französische noch so fließend zu sprechen vermöchte.

Die Marquise schloß ihre kleine Abhandlung mit folgendem Geschichtchen: „Gestern war ich auf einem Ball bei der Fürstin K.; ein junger Mann, der mir vorgestellt worden war, engagirte mich zu einem Walzer und begann eine Unterhaltung mit mir. Er sprach über den Regen, auch ein klein wenig über das schöne Wetter, und als er endlich glaubte, daß der Walzer weit genug im Gange sei, so daß er sich nicht mehr allzu sehr anzustrengen brauche, geruhte er, mich mit einem seiner Arme zu umschlingen, während er meine Hand mit dem anderen in die Höhe zerrte, so daß ich glaubte, ich solle mit meiner hoch in die Luft gestreckten Hand die Decke durchbohren, wobei wir zehn Minuten lang unsere Schuhsohlen auf dem Parquet abnützten. Als dies endlich vorbei war, sagte er zu mir in herablassendem Tone: „Wie beweglich und schmiegsam Sie sind . . . die reine Butter!“ Ich war total verblüfft über diese neue Art von Komplimenten. Chemals verglich man uns mit einer Rose oder irgend einer anderen Blume, die bei jeder ihrer Be-

wegungen einen süßen Duft aushauchte. Heutzutage sind die Anmuth und Gewandtheit einer Dame nicht einmal mehr werth erachtet mit dem zarten Crèmeschaum verglichen zu werden — nein, der Vergleich wird ganz massiv, es ist die reine Butter! Welch ein abscheuliches Wort, wie es nach der Küche riecht!“

„Sicherlich war dieser Herr nicht aus Marseille,“ erwiderte einer der Zuhörer dieser Geschichte, „anstatt der Butter würde ein Kind des Südens gesagt haben „es ist wahres Del!“

„Wahrhaftig,“ meinte ein Dritter, „ich finde die Sprache dieser jungen Leute ganz ihren Gefühlen und Manieren angemessen. Vor einigen Tagen trete ich in ein Clublocal, um dort einen Freund aufzusuchen und nehme natürlicherweise bei dem Eintritt meinen Hut ab. Als Derjenige, welchen ich zu treffen wünschte, mich mit bloßem Kopfe dastehen sah, kam er eilig zu mir und flüsterte mir ins Ohr:

„Bedecken Sie sich schnell, man würde sonst denken, daß Sie gar keinen feinen Ton besitzen“ — und als ich mich umblickte, sah ich in der That die ganze Gesellschaft mit den Hüten auf dem Kopfe dastehen.“

(Griechische Rache.) In der Umgegend von Athen lebte vor einiger Zeit ein junges Mädchen von seltener Schönheit, Namens Cleanthis, welche ein Liebesverhältniß mit einem jungen Klepthen hatte, der in Hinsicht der körperlichen Schönheit ihrer vollständig würdig war. Der holden Cleanthis zu Liebe hatte Choropulos seinen Raubzügen im Gebirge gänzlich entsagt und beschäftigte sich seit der Zeit nur noch mit dem Anbau des Safrans, denn der Vater von Cleanthis wollte seine Tochter bloß einem friedlichen Manne zur Frau geben, der weder die Dörfer jenseit des Gebirges, noch die dahertziehenden Reisenden ausplünderte. Aber bald fand Choropulos, daß es langweilig sei, hinter dem Pfluge herzugehen statt des abenteuerlichen Räuberlebens, und obgleich seine Hochzeit mit Cleanthis in vier Wochen stattfinden sollte, konnte er doch eines schönen Abends der Versuchung nicht widerstehen, einen Zug reicher Kaufleute zu überfallen, welche seines Wissens ihre Krotusernten in Athen zu Gelde gemacht hatten und über die Berge wieder heimwärts reisen wollten.

„Mein zukünftiger Schwiegervater ist ja abwesend und soll erst in acht Tagen wiederkehren,“ dachte er bei sich, „ich kann also ganz bequem mit meinen Freunden fort und werde lange wieder hier sein, ehe Cleanthis' Vater zurückkehrt, der sicherlich nichts von meinem kleinen Ausfluge erfahren wird. Was mein ihm gegebenes Wort anbetrifft, so handle ich dem dabei auch in keiner Weise zuwider. Es ist wahr, daß ich ihm geschworen habe, redlich von dem Ertrage der Safrankultur zu leben; nun werde ich den Reisenden ja aber nur solches Geld abnehmen, welches sie durch den Verkauf ihres Safrans gewonnen haben und bleibe daher ganz streng meinem Schwure treu. Er unternahm in der That seinen „Ausflug“, griff die Reisenden an, die sich jedoch vorgesehen hatten und möglichsten Widerstand leisteten, erdolchte den Hartnäckigsten unter ihnen und erkannte dann in dem Leichnam, der zu seinen Füßen sank, Niemand Anderen als seinen zukünftigen Schwiegervater.

Er war anfangs sehr bestürzt über diesen vermaledeiten Zufall, wie er die Sache nannte, und suchte die traurige Geschichte vor Cleanthis zu verheimlichen, allein diese erfuhr bald genug Alles durch einen jungen Mann, der zugleich der Rivale von Choropulos hinsichtlich seiner Liebe zu Cleanthis sowie auch sein Gefährte bei dem Ueberfall in den Bergen gewesen war.

Cleanthis erklärte Choropulos, daß sie den Mörder ihres Vaters weder lieben noch jemals ihm ihre Hand reichen könne und daß sie, um ihm die Wahrheit ihrer Rede zu beweisen, binnen kurzem jenen Anderen heirathen werde, der ihr das Verbrechen ihres Bräutigams mitgetheilt hatte.

So geschah es denn auch. Sie verheirathete sich bald darauf und lebte ein volles halbes Jahr um so ruhiger mit ihrem Manne, als man seit ihrer Hochzeit nichts mehr von Choropulos gesehen und gehört hatte. Da sahen sie eines Tages, wie ihre ausgedehnten Safransfelder, in denen ihr Vermögen und Lebensunterhalt einzig bestand, völlig durch eine geheimnißvolle Krankheit verwüßt wurden.

Da einige der Nachbarn Choropulos mehrmals des Nachts in der Nähe dieser Felder getroffen hatten, so behaupteten sie, daß er jedenfalls Schuld an diesem Unglück tragen und die Felder vergiftet haben müsse.

Vielleicht hatte er wirklich aus der Ferne den sogenannten Safrantod, wie man diese Krankheit des Krosus nennt, hergebracht, um Cleanthis zu verderben und sich an ihr und ihrem Manne, den er nicht anders als Judas Ischarioth nannte, zu rächen; vielleicht hatte sich der Safrantod auch nur von selbst gefunden, wer kann es sagen? Alle nannten dieses Unglück, welches die arme Cleanthis heimsuchte, aber nur „Choropulos' Rache.“

(Wieder eine neue Verwendung des Dienstmanninstituts.) Man muß sich wirklich verwundern, wie es kommt, daß man nicht schon früher die Idee gehabt hat, Dienstmanninstitute zu errichten, wenn man sieht, wie unentbehrlich diese Dienstmänner bereits dem großen Publikum geworden sind und welche mannigfaltige, unendlich vielseitige Verwendung die nützlichen Menschen finden. So hören wir zum Beispiel aus Göttingen, daß vor einigen Tagen zu einem dortigen Geschäftsmann ein „erimer Reisender“ kam, um zu sechten.

Vor der Thür steht gehorsam wartend ein Dienstmann, der auf die Frage: was sein Begehrt sei? antwortete, er habe dem Herrn drin die Häuser zu zeigen, wo er Geld bekommen könne.

Dies entspricht schon ganz im Ernste den Karrikaturen in den fliegenden Blättern, wenn sie uns vorführen, wie der Dienstmann mit Betteln helfen muß, weil der Bettler allein nicht fertig damit werden kann. Nächstens wird man diese Leute auch in der Wirklichkeit nach dem Muster des Münchener Witzblattes als Tänzer auf den Bühnen oder als „freisinnigen Redacteur“, der für irgend einen Artikel brummen muß, fungiren sehen. F.

(Seltsame Testamente.) In dem großen Londoner Gerichtshofe der Doctors Commons befindet sich ein ungeheurer Saal, wo in unabsehbaren Reihen von Regalen Actendübel

in Groß-Folio aufgestapelt sind, welche ein unheimlich düsteres oder wenigstens unendlich gelehrtes Aussehen besitzen. Es sind nichts als Testamente, die dort aufbewahrt sind und wenn man im Stande wäre und die Erlaubniß hätte, die wunderlichsten unter diesen hunderttausenden von Testamenten herauszufinden, so ließen sich ganze Bände der unterhaltendsten Lectüre daraus schöpfen.

So findet sich dort unter anderem der letzte Wille von Theodor, König der Corsen, der elend und verkommen in einer kleinen Privatwohnung Londons starb, nachdem er schon lange zuvor nur von der Mildbütigkeit sein Leben gestiftet hatte. Er vermachte seinen Gläubigern sein Königreich und ließ es sogar zu ihren Gunsten bei der Insolvent Court hypotheciren; die Geschichte lehrt jedoch nicht, daß die Gläubiger aus dieser Hypothek jemals einen realen Vortheil gezogen hätten. Dieser arme vertriebene König war der Sohn eines westphälischen Edelmanns, Namens Neuboff. Während er an der Universität zu Köln studirte, tödtete er im Duell einen jungen Mann von vornehmer Familie. Er floh nach dem Haag, trat dann in spanische Dienste und wurde Capitain. Im Jahre 1735, wo er als Befehlshaber einer Schaar von Abenteurern nach Corsica kam, wurde er von den Corsen zum König gewählt, ließ sich dort krönen, ernannte Hofämter und Großwürdenträger, ließ Münzen schlagen und stiftete den Ritterorden des Erlösers, kurz, er übte alle Hoheitsrechte eines Monarchen aus. Von den Genuesern bedrängt, verließ er im November 1736 heimlich Corsica, ging nach Amsterdam und erhielt hier von Kaufleuten, denen er für die Zukunft den ausschließlichen Handel mit Baumöl auf Corsica versprach, Hilfe an Kriegsbedarf, worauf er 1738 nach Corsica zurückkehrte. Inzwischen war dort der französische Einfluß so groß geworden, daß er fürchtete, von den Seinigen verrathen zu werden und eine Zuflucht in England suchte. Alle Versuche, seine Herrschaft in Corsica wieder geltend zu machen, waren vergebens, auch verfolgten ihn seine holländischen Gläubiger unerbittlich und ließen ihm keine Ruhe. Nachdem er mehrere Jahre im Gefängnisse der Kings Bench gesessen, erhielt er endlich durch die Vermittlung Horace Walpoles, des Grafen von Oxford, die Freiheit. Derselbe Gönner unterhielt ihn auch bis zu seinem Lebensende, bezahlte die Begräbniskosten für ihn, als er 1755 starb, und errichtete seinem Andenken eine Grotte in der St. Anna-Kirche zu London, wo er begraben liegt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Oberst Friedrich Sorsfeld, der lange Zeit in den fashionablen und literarischen Kreisen Londons glänzte. Im Juni 1797 speiste dieser, damals über siebenzig Jahre alt, eines Abends im Casé von Storrs Gate, trank seine Flasche Porter und seine halbe Flasche Wein, las sein Abendblatt, bezahlte die Rechnung, ohne die mindeste Aufregung zu verrathen, trat in den Park hinaus und jagte sich eine Kugel durch den Kopf.

Ältere Leute in London erinnern sich noch eines Originals, des Doctor Martin Butchell. Er erschien stets mit langem Barte und einem Dreispitz auf der Straße, und war als excentrische Persönlichkeit von Jedermann gekannt. Wahr ist es, daß er

seine Verflüchtigkeit und seine Praxis einem eigenthümlichen ärztlichen Geniestreiche verdankte. Er hatte eine Frau geheirathet, die ein beträchtliches Erbgut zu genießen hatte, „so lange sie auf der Oberfläche der Erde verweilen würde,“ wie die Worte der Testamentsclausel lauteten. Doctor Butchell nahm diese Worte buchstäblich, und um den Nutzgenuß auch nach dem Tode seiner Frau zu behalten, balsamirte er sie nach ihrem Hinscheiden ein, verschloß die Mumie in einen Glasschrank und verwahrte diesen in seinem Schlafgemach bis zum letzten Tage seines Lebens, worauf man dann Beide gemeinsam beerdigte.

Eine vornehme englische Dame verfügte in ihrem Testament wörtlich Folgendes: „Da ich die feste Ueberzeugung hege, daß mein Hund der getreueste aller meiner Freunde war, erkläre ich ihn zum alleinigen Vollstrecker meines letzten Willens und überlasse ihm die uneingeschränkte Verfügung über mein ganzes Vermögen. Ueber meine gesammten Güter verfüge ich zu seinen Gunsten und will, daß allen Denjenigen Legate ausbezahlt werden, welchen er geneigt sein sollte, seine Liebesgaben angedeihen zu lassen, oder die er durch Wobeln mit dem Schweife auszeichnen wird.“

Sehr interessant sind die letztwilligen Verfügungen des in der Blüthe seiner Jahre 1776 verstorbenen englischen Komikers Thomas Weston, der einer der begabtesten Schauspieler gewesen, welche je die Bühne betreten, aber die Unordnung in Person, stets verschuldet und dem Trunk ergeben war, daß er sich damit systematisch zu Grunde richtete. Sie lauten: „Da ich einige Verpflichtungen gegen Herrn Garrick habe, so vermache ich ihm all' mein baares Geld, das ich im letzten Augenblicke besitzen werde. Das wird freilich nicht weit langem, doch er liebt ja nichts auf der Welt so sehr als Geld und er wird niemals finden, daß er dessen zu viel habe.

Item. Herrn Kobbisch ein Körnchen Keblichkeit; das ist zweifelsohne ein leichtes Vermächtniß, aber da es für ihn etwas Neues sein wird, so hoffe ich, daß er nicht ablehnen wird.

Item. Herrn Breton eine kleine Dosis Bescheidenheit; zu viel taugt nichts.

Item. Dibble Davis will schlechterdings etwas, was von mir herrührt, unserer alten Bekanntschaft wegen. Ich mache ihm ein Geschenk mit meiner Körperbeschaffenheit; unglücklicherweise habe ich sie im Leben stark abgenüßt und fürchte sehr, daß sie nach meinem Tode nicht viel besser sein wird als die seinige.

Item. Vermache ich allen Damen im Allgemeinen wenn nicht die Wirklichkeit, so doch den äußeren Anschein der Bescheidenheit, der ihnen öfter nützen wird, als sie glauben.

Item. Den Herren Schauspielern etwas mehr Haltung.

Item. Den Schriftstellern ein wenig mehr Geist.

Item. Dem Publikum meine ganze Erkenntlichkeit.“

Uebrigens sind nicht bloß die Engländer stark darin, so eigenthümliche Testamente abzufassen, es giebt wohl überall Sonderlinge, die dies im Stande sind. Vor längerer Zeit ließ

ein deutscher Baron sein Testament neu abfassen, um darin die Bestimmung zu treffen, daß er nicht wie alle Anderen eingegraben sein wollte, sondern daß sein Leichnam stehend in einem Pfeiler untergebracht werden solle, den er eigens zu diesem Zwecke der Schloßspforte gegenüber hatte aushöhlen lassen. Er wollte nicht, daß der Fuß eines Leibeigenen oder Hörigen jemals über den Ort, wo seine Gebeine ruhen, hinwegschreiten könne.

Unter der Regierung Kaiser Karls V. machte ein Procurator zu Padua ein Testament, worin er seinen nächsten Verwandten unter folgenden Bedingungen zum Erben einsetzte:

1) Daß er zum Begräbniß alle Musiker von zehn Meilen einlade;

2) sich zehn junge, vom Kopf bis zu den Füßen in Grün gekleidete Frauen verschaffe, welche komische Lieder singen sollten, um alle bei der Leichenfeier Anwesenden dadurch zu ergötzen;

3) daß er vor dem Einsinken seines Leichnams in die Grube die Ostermesse mit dem Hallelujah singen lasse. —

Als man das Testament eröffnete, erregten diese absurden Bestimmungen allgemeines Staunen. Der Fall kam vor Gericht. Ohne zu erwägen, daß die Vollstreckung dieser Testamentsbestimmungen geeignet war, das Andenken des Verstorbenen und die Religion selbst herabzuwürdigen, entschied der Gerichtshof, der Erbe könne seine Ansprüche nicht geltend machen, bevor er nicht dem Wortlaut der letztwilligen Verfügung entsprochen habe.

In neuester Zeit machte ein jovialer alter Herr in Ungarn ein ähnliches Testament. Als man dasselbe nach seinem Tode eröffnete, fand man darin die Bestimmung, er wünsche, daß die zehntausend Stück seiner Cigarren, welche seine Erben vorfinden würden, an diejenigen Freunde und Bekannten vertheilt werden sollten, welche seiner Leiche das letzte Geleit geben würden. Bei der Rückkehr von seinem Begräbniß sollten sich dieselben in seinem Hause versammeln und dieses ja nicht eher verlassen, bis sie nicht seinen wohlbestellten Weinkeller bis auf den letzten Tropfen geleert und auf sein Wohl ausgetrunken hätten. Diese Klausel wurde von seinen Freunden mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt.

(Kurz und bündig.) Alle Diejenigen, welche nicht gern sehr lange Predigten anhören, und es giebt deren nur zu Viele, würden sich sehr erbaut haben, wenn sie am Pfingstsonntage der Predigt des Pater Schestak in der Collegiatkirche zu Kremsier beigewohnt hätten. Wie überall, so auch dort, wurde an diesem Festtage eine große Messe aufgeführt, und so wurde die Zeit des Predigens, da solches erst nach dem Hochamte zu geschehen pflegt, um einige Minuten verspätet. Pater Schestak bestieg die Kanzel, aber als er sah, daß sich die Volksmenge bereits bedeutend gelichtet hatte, rief er aufgeregt: „Ha, kommt ihr, um Musil oder Gottes Wort zu hören, herein? Dieses Standal muß abgestellt werden!“ Nun las er das Evangelium und verließ die Kanzel und die Kirche, während ihm die übriggebliebenen Andächtigen folgten.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle
von
Sophie Verena.
(Fortsetzung.)

„Wie ist die Welt doch schön, sehr schön! Wie ist es doch werth zu leben,“ begann das junge Mädchen nach einer Pause. „Ich glaube, erst wer so dicht an der dunklen Pforte des Grabes gestanden, wird sich des Werthes des Daseins recht bewußt. Es liegt schon etwas unermesslich Großes in den einfachen Worten: „Ich bin — ich lebe!“

Isabelle sprach mit einer Ruhe und stiller Freudigkeit, die, wenn sie Sara auch beglückte, doch überraschte. Hatte sie in der Krankheit die Erinnerung an die Vergangenheit verloren, war ihre Liebe, ihr Schmerz verweht und gestorben?

So fragte sich Sara, doch vermochte sie nicht diesen Gedanken nachzuhängen, denn Isabelle begann von Neuem:

„Bist Du nicht meiner Ansicht, daß es etwas Großes, Hochheiliges ist das Leben? Und wie leichtsinnig wird oft damit umgegangen, wie unrecht ist es, wenn der Mensch bei einem kleinen Ungemach sich gleich den Tod wünscht.“

„Ja, für den Glücklichen ist das Leben schön und werthvoll,“ entgegnete die Angeredete.

„Für den Glücklichen; welch ein relativer Begriff!

Wer ist wohl glücklich? und wie verschieden sind die Auslegungen dieses einen kleinen Wortes? „Glücklich!“ wiederholte Isabelle gedankenvoll, indem ein leises Roth über ihr Antlitz dahinwehte. „Dich, Sara, möchte ich glücklich nennen, doch dies ist ein Einzelfall, eine seltene Ausnahme, daß Beruf und Liebe sich so zu einem schönen Ganzen einen dursten. Im Allgemeinen erscheint mir die passendste Erklärung noch die: „Glücklich ist der, welcher seine Pflicht mit Freudigkeit thut, und den Platz ausfüllt, auf den ihn Gott berufen oder er sich selber gestellt hat.“

„Dann mußt Du glücklich sein, Isabelle.“

„Ich habe auch nicht die Absicht, mich unglücklich zu nennen, denn ich fühle mich nicht so.“

„Freust Du Dich auf Dein Wiederauftreten?“

„Ja, ich sehne mich ordentlich danach. Mein ganzes Herz und Sein will ich fortan ungetheilt der göttlichen Kunst weihen. Ich habe ihr so viel geopfert, sie muß mir so Vieles erzeigen — und sie wird es!“

Unwillkürlich gedachte die ältere Freundin mit einem Seufzer Günthers, denn wenn ihr auch Isabelle ihr Geheimniß nicht anvertraut, sie ahnte doch, wie es zwischen Beiden stand. In diesem Augenblick kam ein Diener, die Frau des Hauses abzurufen.

Isabelle blieb allein zurück, ihren Gedanken überlassen. Waren sie schwermüthiger, trauriger Art, kam, wenn sie sich unbeachtet glaubte, der Schmerz zurück, und wollte diese stolze Natur nur Anderen nicht eingestehen, sie sei unglücklich — oder hatte sie wirklich

vergessen? Nein, Isabelle war nicht Eine die vergessen konnte. Aber sie war auch nicht unglücklich. Es lag nicht in ihrer gesunden, kräftigen Natur, sich sentimentalem Bangen und Grämen zu überlassen. In der langen Krankheit, in dem schweren Kampfe zwischen Leben und Tod, und mehr noch in der langsam fortschreitenden Genesung war auch jener andere heisse Seelenkampf ausgekämpft worden. Wie hart und schwer er gewesen, wie machtlos sie oft gerungen, das hat nur Gottes Vaterauge erschaut, doch er steht gern bei dem redlichen Streiter und hilft ihm zum Siege. Isabelle hatte nicht ihre Liebe überwunden, aber die Verzweiflung; dem Schmerze war der Stachel abgebrochen. Ein kräftiger Wille, ein ernstes den Geist ausfüllendes Streben, ein hohes Ziel sind mächtige Verbündete gegen ein Versinken in Jammer und Elend. Ihres Lebens Sonne war erloschen, doch helle und freundliche Sterne strahlten ihr noch. Trauer und Sehnen nach dem versunkenen Glück, nach seiner verlorenen Liebe werden noch oft durch der Jungfrau einsames Herz ziehen, aber der wilde, nagende Schmerz, der untauglich macht zu Thätigkeit und nützlichem Schaffen, war besiegt. — Mit der frisch erblühten Lebenskraft war auch neuer geistiger Muth in Isabellens Brust gezogen. Die Krankheit wurde ihre Retterin von einem Dahinsiechen an ihrer unglücklichen Liebe. —

Während Isabelle allein saß in dem Zimmer, gerade wie an jenem Abend auf den Garten blickend überfluthete sie die Erinnerung an die glücklichste Stunde ihres Lebens, die sie hier in demselben Raume durchlebt, und es war als stehe Günther wieder an ihrer Seite. Wo weilte er jetzt? Diese Frage hatte sie schon oft beschäftigt. Inmitten all der vielen Theilnahme und Aufmerksamkeiten, die man ihr während ihrer Krankheit erzeigt, war ihr nie eine Kunde von ihm gekommen. Nach ihm zu fragen, vermochte sie nicht, und wenn sie auch wußte, daß Sara und Gertrud zu tactvoll waren, um von ihm zu sprechen, so würden sie doch Gelegenheit gefunden haben, wenn sie die Vielen nannten, die sich eifrig und ausdauernd nach ihrem Befinden erkundigen ließen, seinen Namen zu erwähnen. Dieses gänzliche Schweigen seinerseits war Isabellen nicht nur befremdlich, sondern auch sehr schmerzlich. Hatte er sie so ganz aus seinem Herzen verbannt, um nicht einmal den Antheil an ihr zu nehmen, den Fremde ihr bewiesen?

Diese Gedanken hatten einen trüben Ausdruck über ihr noch blaßes Antlitz gelegt, und ein Seufzer entstieg ihrem Herzen.

In dem Augenblick kam Sara, erregt und unruhig zurück.

„Isabelle,“ sagte sie beklommen, „er läßt sich nicht abweisen, er erslehte es als eine Gnade, als das nichts half, verlangte er es als sein Recht, Dich noch einmal zu sprechen.“

Ehe Isabelle antworten konnte, stand Günther schon im Zimmer und sobald Sara es verließ, eilte er auf sie zu. Sie hatte sich erhoben, aber die Gemüthsbewegung war zu heftig, sie fiel in ihren Sessel zurück, während alle Farbe aus ihrem Gesichte wich. Ein Blick auf dieses geliebte Antlitz, in dem Schmerz und Krankheit ihre Spuren zurückgelassen hatten, welche jetzt durch die Blässe noch deutlicher hervortraten, erschütterte Günther bis ins Innerste. Er sank an ihrem Sessel auf seine Knie nieder; er, der höhne, fast verächtlich damals gesagt, er knie vor keiner Frau, jetzt lag er gebrochen vor ihr, während es sich wie Schluchzen aus seinem Herzen rang;

„Isabelle! Isabelle, vergieb was ich damals gethan, vergieb die harten, grausamen Worte, welche ich sprach!“

„Günther, ich habe Dir längst verziehen, oder eigentlich kann von Verzeihen gar keine Rede sein. Wir Beide haben uns trotz aller Liebe viel Weh bereitet, da müßte auch ich Deine Vergebung erbitten.“

„Nein, Du warst größer als ich, Du hast nicht versucht, das Dir zugesügte Weh an mir zu rächen, wie ich es gethan, in Gedanken und Worten. Du hast meiner noch liebend und verzeihend gedacht auf Deinem Schmerzenslager, wie mir Frau Sara gestanden, während ich selbst die Erinnerung an Dich zu trüben und zu tödten versuchte. Wenn Du gestorben wärest, ich hätte nie wieder Ruhe gefunden.“

„Deshalb freue ich mich auch doppelt, wieder genesen zu sein, obgleich Deine Selbstanklage eine vollkommen ungerechte gewesen wäre. Aber steh auf — steh auf! Es schmerzt mich, Dich in dieser Stellung zu sehen!“

Sie zog ihn sanft empor, er setzte sich neben sie, doch ihre Hand, die schöne Hand, der Krankheit und Gram auch etwas von ihrer Frische geraubt, ließ er nicht los.

„Was mußt Du von mir gedacht, für wie herzlos mußt Du mich gehalten haben, daß kein Wort, kein Zeichen meiner Theilnahme zu Dir drang? Doch erst vor einigen Tagen habe ich etwas von Deiner Krankheit erfahren. Ich hatte mich, nachdem ich von hier geflohen war, auf ein zweites kleineres Gut meines Vaters begeben, das fern ab von dem Treiben der

Welt liegt. In die stillen, einsamen Wälder vergrub ich mich, und in jener Abgeschlossenheit glaubte ich Vergessenheit zu finden. So las ich selbst nicht einmal die Zeitungen. Und wenn ich wieder einen Tag verbracht in dieser Einförmigkeit, die Geist und Herz zu erlahmen schien, dann glaubte ich dem Ziele, nach dem ich strebte, näher gekommen. Weil das ganze Leben mir schal und gleichgiltig geworden, so wählte ich auch kein Hoffen und Wünschen mehr zu nähren. — Ganz zufällig kam mir ein altes Zeitungsblatt in die Hände und aus ihm erfuhr ich Deine gefährliche Erkrankung. Und nun bin ich hier, Isabelle, mit der alten treuen Liebe im Herzen, die vielleicht geläutert und gebessert durch den Kampf ist, ich bin gekommen, dich noch einmal zu bitten, mein Weib zu sein, denn ich kann nicht ohne Dich leben.“

Ein tiefes Weh sprach sich in Isabellens Gesicht aus, aber mit fester Stimme entgegnete sie:

„Und doch mußt Du ohne mich leben, mein armer Günther, denn niemals können wir vereint sein.“

„Isabelle!“ fast drohend klang der Ton und die dunklen, mächtigen Augen sprühten Flammen. „Isabelle, trotz nicht auf Deinen Zauber, Deine Macht! Die Liebe führte mich zurück, doch selbst die treueste, heißeste Liebe kann sterben, und nicht noch einmal siehst Du mich später als Bittender vor Dir.“

„Ich würde es auch gar nicht wünschen, ich leide zu sehr, bei jeder Wiederholung dieses so schmerzlichen Gespräches.“

Wie sanft und weich ihre Stimme klang, im Vergleich zu seinem dräuenden Grollen.

„So ist es Dir gelungen, mich aus Deinem Herzen zu reißen, die Liebe zu mir zu ertöden?“

„Nein.“

Ein rosiges Hauch verbreitete sich bei diesem einen Worte über ihr erst so blaßes Angesicht und gab ihm allen Zauber seiner früheren Frische und Schönheit zurück. Kein Anblick, um Günther zum Entfagen zu bestimmen, und seine Augen bekundeten es ihr deutlich.

„Du mußt mein Weib werden. Meine reiche Liebe wird Dir Ersatz bieten für Alles, was Du aufgegeben.“

„Ich kann nie die Deine sein, Günther. Meine Ansichten und Grundsätze haben sich nicht geändert, im Gegentheil, sie sind bei dem vielen Denken und Sinnen in meinem stillen Krankenzimmer noch fester und klarer geworden. Alles, was ich Dir damals sagte, bestätige ich Dir jetzt von Neuem.“

„Da konnte ich fern bleiben,“ entgegnete er düster.

„Doch ich hoffte Deine Liebe würde siegen; ich glaubte, die Trennungszeit würde Dir gezeigt haben, wie schwer ein ganzes Leben geschieden von einander sein muß. Ich dachte, jetzt da Du so lange von der Bühne fern gewesen, sollte es Dir leichter werden, sie ganz zu verlassen. Versuche es nur, geliebte Isabelle, die Frau soll ja stets dem Manne folgen.“

„Wenn Heil daraus entsprosse; wenn ich mich so ganz meiner eigensten Innerlichkeit zu entäußern vermöchte, aber dann wäre ich ja nicht mehr ich selbst. Du sagst: „Kunst und Liebe, Künstlerin und Gattin lasse sich nicht einen, im vorliegenden Falle hast Du Recht; unsere Verbindung würde keine gesegnete sein. Sara's Ehe ist die glücklichste, welche ich kenne, doch ihr Gatte findet in dem Talente seiner Frau nicht nur keine Erniedrigung, sondern eine Verherrlichung, ihr Ruhm ist sein Stolz.“

„Nein, so denke ich nicht. Ich könnte Dein Herz, Deinen Besitz mit Niemand theilen, nicht einmal mit der Kunst; ich vermöchte es nicht, Isabelle.“

„Ich glaube es Dir, Günther. Der Mensch kann nicht gegen seine innersten, heiligsten Ueberzeugungen handeln, der Pflichtgetreue darf es nicht einmal. Du vermagst es nicht, und ich ehre Deine Ueberzeugung, doch gewähre das gleiche Recht auch mir. Wir können nicht zusammengehen — aber als Freunde laß uns scheiden!“

„Bei so kalten, ruhigen Gefühlen wie die Deinen, mag wohl von Freundschaft die Rede sein können, nicht bei mir. Ich liebte Dich mit meinem vollen Mannesherzen — das sich nie in unnütze Tändeleien zersplitterte — Dein ganzes Herz und Sein sollte mein werden, mein allein, ich kann Dein Freund nicht sein. Jetzt scheiden wir auf ewig, jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, Gott möge mir beistehen, diese Liebe zu überwinden — Dich zu vergessen!“

Ein wildes Weh durchschnitt Isabellens Herz, doch er durfte den heißen Schmerz nicht sehen.

„Wenn es zu Deinem Glück ist, so gebe Gott Dir Vergessenheit — ich selbst will treu für Dein Glück beten.“

Sie hauchte die Worte nur noch hin, denn ihre Kraft war erschöpft — doch sie erreichten noch im Fort-eilen Günthers Ohr und trafen eine weichere Saite in seinem Herzen, die erst leise, dann immer stärker erzitterte, so daß wenigstens momentan Trotz und Groll schwanden.

Günther lehrte um, jetzt nahm er die zum Abschiede dargereichte Hand, die er vorhin verschmäht, fest

und warm schloß er sie in die seine, und während er seine Rechte sanft auf der Geliebten Haupt legte, sagte er feierlich:

„Ein ewiges Lebewohl, doch auch Dich segne Gott, Isabelle!“

Ein verklärtes Leuchten erglänzte auf ihrem lieben Antlitze. „So schieden wir doch wenigstens in Frieden“ — flüsterte sie, als sie allein war — einsam und allein für ihr ganzes Leben durch die Trennung von ihm.

Als nach einiger Zeit Sara zu ihr trat und weich und zärtlich ihre Arme um die trauernde, gebeugte Mädchengestalt schlang, flüsterte Isabelle unter Thränen:

„Habe mich lieb — o, habe mich lieb, denn ich bin so sehr einsam und verlassen auf Erden!“

Und die edle Frau, die Isabellen nicht nur wie eine jüngere Freundin, eine Tochter liebte, sondern in ihr die eigene Jugend und ihre Kunst neu und noch schöner erblühen sah, drückte die Weinende fest und warm an ihr treues Herz.

10.

Isabellens erstes Auftreten nach ihrer langen Krankheit wurde in einer Weise vom Publikum gefeiert, die etwas Rührendes und Erhebendes hatte. Es war nicht als wenn eine berühmte, doch bezahlte Künstlerin der Menge von Neuem ihre Kunstgenüsse bot und deshalb freudig begrüßt wurde, es war als ob Allen ein liebes Familienglied wieder erstanden sei, so warm und herzlich zeigte sich der Empfang. Wahrlich die Kunst war dem jungen Mädchen eine gütige, zärtliche Mutter und schien sie zu ihrem Lieblingskinde erkoren zu haben, indem sie aus ihrem Wege viele der Dornen entfernte, die sonst den Pfad des Künstlers so reichlich erschweren. Wollte sie ihr die Opfer vergelten, welche Isabelle ihr gebracht?

Dieser schon an sich so unvergeßliche Abend sollte Isabellen noch unvergeßlicher werden durch ein Ereigniß, welches wieder in die kaum gewonnene Ruhe ihres Lebens eingriff. In der Fremdenloge saß ein junger Mann, der, sobald Isabelle auf der Bühne erschien, wie elektrisirt emporfuhr, und mit allen Zeichen höchsten Staunens auf sie starrte, von ihr nach dem Theaterzettel und wieder hin nach ihr. Da sein seltsames Benehmen schon Aufsehen erregte, nahm er sich zusammen, doch vermochte er eine sichtliche Unruhe nicht zu verbergen. Endlich fragte er einen der Nebensitzenden höflich, ob die Schauspielerin vielleicht noch einen anderen Namen trage und nur für die Bühne diesen angenommen habe.

„Wir kennen sie nur als Fräulein Richards.“

„Und ist sonst von ihren Verhältnissen etwas bekannt, bei wem lebt sie?“

„Ihre Privatverhältnisse werden sehr wenig besprochen, weil die junge Dame in der stillen, zurückgezogenen Art ihres Lebens dem Publikum keine Gelegenheit dazu bietet. Sie steht darin wie in ihrer Kunst fast einzig da. Selten mag eine Schauspielerin so in allen Schichten der Gesellschaft, vom Hofe herab bis in die bürgerlichen Kreise, anerkannt und nicht nur geliebt, sondern hochgeachtet sein. Der Empfang heute Abend giebt Ihnen schon einen Beweis davon.“

Nach dieser ziemlich langen Auskunft wandte sich der freundliche Herr wieder der Bühne zu, und sobald die Heldin des Stückes von Neuem erschien, erstiegen dieselben Fragen und Zweifel, die dann wieder zur Gewißheit umschlugen in dem Fremden. — Isabelle auf der Bühne! Unmöglich fast, und doch mochte die Welt nicht zwei Frauen ihres Gleichen bergen.

Sobald das erste Stück beendet, in dem die Richards auch nur beschäftigt war, verließ der junge Mann das Theater. Im Hotel erfuhr er die Wohnung der Schauspielerin, und unverzüglich begab er sich dahin. Einige der Fenster waren erleuchtet, doch an dem Hause vorübergehend, gewahrte er lange nichts, was seine Annahme zur Gewißheit machte; endlich trat eine Gestalt zum Fenster, die Vorhänge niederzulassen und in ihr erkannte er die gute Frau Gertrud. Jetzt flog er die Treppe hinauf und zog getrost die Klingel.

Der Bescheid des Dieners, seine Herrschaft empfangen keine Herrenbesuche und am wenigsten zu dieser Stunde, schien den jungen Mann gar nicht zu schrecken.

„Geben Sie Fräulein Richards diese Karte, einen aus weiter Ferne heimkehrenden Verwandten wird sie selbst zu dieser etwas ungewöhnlichen Zeit ihre Thür nicht verschließen.“

Natürlich wagte der Diener keine Widerrede, ein Blick auf die Karte war auch hinreichend seine letzten Bedenken zu beseitigen.

„Erich, Graf von Walbeck.“

„Ihr Verwandter! Hab's immer gesagt, daß meine Dame nicht schlechtweg Fräulein Richards ist,“ murmelte der schlaue Johann. „Hätte nicht müssen so lange in adligen Häusern dienen, wenn ich nicht wüßte, daß die Hochgeborenen etwas Apartes haben, was höchst selten der Bürgerliche herausbekommt, wenn er noch so gebildet ist.“

„Der Herr sei willkommen!“

Raum daß der Diener die Thür des Vorzimmers

geschlossen, als die gegenüberliegende geöffnet wurde und Isabelle dem Fremden entgegenflog.

„Erich, lieber, lieber Better Erich, willkommen in der Heimath!“ rief sie, beide Arme um seinen Hals schlingend.

O, in dem Herzensjubiläum, einmal wieder einen ihrer Verwandten zu sehen und gar ihn, mit dem die Erinnerung an die schöne, sonnige Kindheit, an das liebe Daheim sie überfluthete, in dieser Freude schien Isabella keine Begrüßung zu warm und herzlich.

Erich mochte einen solchen Empfang weder erwartet noch gehofft haben, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit drückte er die blühende Gestalt an seine Brust und sie mußte es dulden, daß er sie küßte. Doch an diesem einen Kuß fühlte Isabella, daß, wie verwandelt er auch im Aeußeren war, er unverändert gegen sie zurückkehrte. Ein schmerzliches Gefühl zog durch ihr Herz, das erst so froh geschlagen in dem Bewußtsein einen treuen Freund, der zugleich durch die Bande der Verwandtschaft ihr verknüpft war, in ihrer Nähe zu haben. Ihr sagte ein leises Vorahnung, sie würde auch bald den Jugendfreund wieder von sich verbannen müssen.

Doch an diesem Abende wollte sie keinen traurigen Gedanken Raum geben, und bald saßen die beiden jungen Leute in Isabellens schönem, behaglichem Wohnzimmer, im eifrigen, interessanten Gespräche ihre Erlebnisse austauschend. Isabella hatte neue Kämpfe und Vorwürfe über ihr Thun erwartet, doch nicht ein Wort des Tadels trat über Erichs Lippen. Seine Liebe war eine derartig seltene auf Erden, die Alles was die Geliebte thut — wenn es eben nichts entschieden Strafbares ist — recht und gut findet. Ja, wenn Erich selbst ein gewisses Mißbehagen empfunden hätte über Isabellens Handlungsweise, da sie dieselbe für recht und gut befunden, mußte sie so sein. — Viele nennen eine derartige Liebe eine Schwachheit und bezeichnen den Mann, der so liebt, der Unmännlichkeit, aber es ist ein ebenso kostbares als seltenes Gefühl, und wenn es an eine echte Frau kommt, die solchen Schatz zu würdigen weiß, wird es zu einer Glorie. Freilich, wenn solche Liebe mißbraucht wird, kann sie umschlagen und statt zur Höhe zur Tiefe führen, durch das eigene Uebermaß; aber selbst der glänzendste Stern, wenn er sich in einem trüben Wasser spiegelt, wird von seinem Leuchten verlieren.

Es lag etwas in dieser unbegrenzten Liebe, in Erichs festem Vertrauen, seiner Zuversicht zu ihr, das eine rührende Gewalt über Isabella ausübte. Und in diesem Gefühle der Dankbarkeit und inniger Freude

über seine Gegenwart war sie von hinreißender Liebenswürdigkeit. Er schaute ganz trunken vor Seligkeit auf sie, wie sie so leise und anmuthig am Theetisch waltete, und wie sie von der lieben, süßen Kindheit sprach, das machte des jungen Mannes Herz hoch klopfen. Er ließ seine Blicke durch das schöne Zimmer schweifen, dessen ganze Einrichtung kostbar und gediegen in Meubles, Kunstwerken und Geräthschaften von dem edlen, feinen Geschmack seiner Bewohnerin zeugte, er richtete seine Augen auf sie, deren Schönheit und Liebreiz sich in den Jahren der Trennung noch viel herrlicher entwickelt hatten, und es war als umspinne ihn ein süßer Traum.

„Isabelle, mir ist als ob ich träume; vor noch nicht allzu langer Zeit dort im Krim-Kriege, von Gefahr und Noth aller Art umgeben, dem Tode täglich ins Auge sehend, fremd, allein in der Welt — und nun bin ich hier in Deinem schönen gemüthlichen Zimmer, bin bei Dir. Der Abstand ist groß. Daß ich Dich gleich auf meinem Heimwege treffen mußte, endlich Dich wiedersehe, nach langen drei Jahren der Trennung.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein Perlenjammler.) Mehrere Pariser Journale enthielten vor einiger Zeit Tag für Tag eine Annonce, welche scheinbar völlig harmlos klingend in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

„Für den Sultan kauft Perlen zu sehr hohen Preisen, wenn dieselben rein, makellos und von schöner Farbe sind. Die Perlen sollen auf keiner Schnur gefaßt werden, sondern haben die Bestimmung, selbstständig zu glänzen in den Palästen des mächtigen Padiſchah. — Nähere Auskunft wird ertheilt auf frankirte Zuschriften unter der Adresse: Harem, bureau poste restante, Paris.“

Viele, die sich im Besitz schöner Perlen befanden, richteten an die Adresse Schreiben mit Verkaufsangeboten, erhielten darauf jedoch keine Antwort — dessen ungeachtet paradirte dieses Inserat immer und immer wieder in den Zeitungen — der Speculation mußte irgend ein Geheimniß zu Grunde liegen.

„Perlen für den Sultan! Warum müssen dies gerade Perlen aus den Tiefen des Meeres sein — sollten damit nicht eher Perlen aus dem Menschengeschlechte gemeint sein, Perlen von blendender Weiße, mit glänzenden Augen und eben solchen Haaren? Kein Zweifel, der Annocentrer bediente sich der Blumensprache und verbarß irgend etwas Anderes unter seiner Ankündigung.“

So dachte ein Schüler Bidocs und Fouché's und schrieb an die anonyme Adresse folgendes Briefchen:

„Mein Herr, Sie suchen Perlen für den Sultan, ich bin so glücklich, ein solches Kleinod von unschätzbarem Werthe zu besitzen. Angelique ist sechzehn Jahr alt, eine lieblichere Knospe hat noch kein Lenz gezeugt. Diese Perle steht Ihrem Gebieter zur Disposition für den Preis von fünfzigtausend Francs.“

Die Antwort lautete: „Ich ersuche um eine Photographie der Perle, damit ich deren Preiswürdigkeit beurtheilen kann.“

Diesem Wunsche wurde willfahrt und hierauf verlangte der anonyme Brieffschreiber die göttliche Angelique zu sehen; sie solle sich an einem bestimmten Tage im Jardin des plantes einfänden und das Erkennungszeichen sollte eine kirschrothe, um die Taille des Mädchens geschlungene Seidenschärpe sein.

In den ersten Tagen des April saß nun auch an einem sonnigen Vormittag ein reizendes Mädchen, eine kirschrothe Schärpe um die schlank Taille, erwartungsvoll auf einer Bank unter einem grünenden Kastanienbaum; es war Angelique, deren Begleiter sich in der Nähe verborgen hielt. Da rollte eine glänzende Equipage heran; in derselben saß ein ältlicher Herr, dessen Brust der Medschidie-Orden schmückte. Kaum hatte er das Mädchen mit der kirschrothen Schärpe erblickt, so ließ er Halt machen, und auf Angelique zuwendend, sagte er ihre Hand mit den Worten: „Mein theurer Engel! Sie wollen den Sultan kennen lernen, wohlan, er wird Ihr Sklave sein — Sie werden ihn unbedingt durch Ihre Liebenswürdigkeit zwingen und zu Ihren Füßen bannen.“

Angelique erröthete und erblaßte abwechselnd, und ihre Verlegenheit steigerte sich noch, als ihr bisher unsichtbar gewesener Begleiter plötzlich auf den ordengeschmückten Herrn zutrat und ihn anrief:

„Mein Herr, im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!“

„Wer sind Sie?“ fragte erstaunt der angebliche Repräsentant des Padischahs.

„Ich bin ein Agent der Polizei!“ erwiderte derselbe, „und Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin der Graf von Surinam und werde Ihnen nicht folgen.“

„Ach, das thäte mir leid, weil ich sonst Gewalt anwenden müßte. Ihre Wohnung, Herr Graf!“

„Die werde ich nur dem Herrn Polizeipräsidenten nennen, dem ich vorgestellt zu werden wünsche und befehle.“

„Sie haben nichts zu befehlen, Sie haben nur zu gehorchen, Herr Graf, denn ich verhafte Sie im Auftrage des Polizeipräsidenten, und wenn es Sie interessiert zu erfahren, wo der Polizeipräsident sich befindet, so sage ich Ihnen hiermit, er steht vor Ihnen, ich bin es selbst. Nun, Herr Graf, was wünschen Sie noch von mir?“

Der Graf von Surinam erwiderte nunmehr im Tone eines feinen Diplomaten: „Da ich die Ehre habe, den Herrn Polizeipräsidenten selbst zu sprechen, so bitte ich in meinem Wagen Platz zu nehmen.“

Der Polizeipräsident parlamentirte nicht erst lange mit dem Herrn Grafen, sondern nahm an seiner Seite Platz, während ein wie aus der Erde plötzlich emporgestiegenes Individuum

sich auf dem Boche neben dem Kutscher placirte und die Richtung des Wagens commandirte.

Graf Surinam soll demnächst als Angeklagter vor dem Zuchtpolizeigericht erscheinen.

Der Staatsanwalt beschuldigt ihn „des Handels mit Menschenfleisch.“ Der angebliche Graf Surinam ist indessen seiner Nationalität nach ein Walache, sein Stammbaum ist in mysteriöses Dunkel gehüllt, obgleich der Graf behauptet, einer seiner Vorfahren hätte an der Seite von Gottfried von Bouillon gekämpft, so weiß doch weder der türkische Gesandte noch sonst irgend eine Autorität über dieses walachische Grafengeschlecht Auskunft zu geben.

Die Polizei konnte nur eruiiren, daß ein ziemlich wohlhabender Viehhändler des Namens Surinam in der Walachei existire, der jedoch nie in den Grafenstand erhoben wurde; sein Sohn, der angebliche Graf, verläugnet aber ganz entschieden den Vater und seine Abstammung.

Als man die Wohnung des Pseudografen durchsuchte, fand man einige Hundert Photographien jugendlicher Schönheiten und darunter auch Einige, deren Originale ausfindig gemacht wurden. So erfuhr man, daß der Pseudograf diese holden Geschöpfe thatsächlich ins Ausland verhandelt und bei dem schändlichen Geschäfte, welches er schon viele Jahre betreibt, einen so hohen Gewinn macht, daß er auf sehr großem Fuße leben konnte. Fast nach allen Städten Europas, namentlich aber nach Rußland und den Donaufürstenthümern trieb dieser saubere Patron seinen lukrativen Exporthandel — hoffentlich wird ihm jetzt das Perlensammeln auf einige Zeit verleidet werden! F.

(Eine traurige Hochzeit.) Amerikanische Blätter berichten folgende tragische Begebenheit, die sich während der Belagerung von Charleston dort zugetragen hat.

Die Tochter des früheren Gouverneurs von Charleston, Miß Anna Pickens, war nie zu bewegen, die Stadt zu verlassen, sondern blieb trotz den Vorstellungen des Generals Beauregard, trotz allen Bomben und Granaten, welche schon manches Unglück angerichtet, muthig da, indem sie die Verwundeten pflegte und alle Uebrigen durch ihre Gegenwart ermunterte. Unter den Offizieren, die sie gepflegt, befand sich auch Mr. Andrew de Rochelle, ein Abkömmling einer alten französischen Hugenottenfamilie, die einst in Charleston eine Zuflucht gesucht hatte. Der junge Mann empfand eine tiefe Dankbarkeit für seine lebenswürdige Pflegerin, welches Gefühl sich bald in die zärtlichste Liebe verwandelte. Er fand die ersehnte Gegenseite, General Pickens gab seine Zustimmung und die Hochzeit des jungen Paares wurde auf den 23. April festgesetzt.

Der Lieutenant de Rochelle hatte des Morgens Dienst im Fort Sumter und die Vermählung sollte des Abends um sieben Uhr im Hause des Generals Braham gefeiert werden. In dem Augenblick aber, als der Geistliche die Verlobten fragte, ob sie bereit seien, ihn zu hören, fiel eine Bombe auf das Dach des Hauses, drang in das Zimmer, wo die Gesellschaft versammelt war und verwundete neun Personen, darunter auch die Braut. Es entstand eine furchtbare Scene der Verwirrung, man trug

die Verwundeten hinaus — die Braut lag blutend und bewegungslos auf dem Teppich und ihr Verlobter kniete neben ihr, beugte sich über sie und weinte bitterlich, während er vergebens versuchte, das Blut, welches aus einer tiefen Brustwunde strömte, zu stillen und aufzuhalten. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß Miß Pickens keine zwei Stunden mehr zu leben habe.

Als das junge Mädchen wieder zu sich kam, wollte sie den Ausspruch des Arztes hören und da Niemand ihr ihn wiederholen wollte, sagte sie: „Andrew, ich bitte Dich, sage mir die Wahrheit. Wenn ich sterben muß, will ich versuchen, Deiner würdig zu sterben.“ Die Thränen des Geliebten waren ihr eine genügende Antwort und Miß Anna raffte alle Energie zusammen und versuchte zu lächeln. Es läßt sich nichts Herzerreißenderes denken als das Hinscheiden dieses muthigen Mädchens, welches mit allen Kräften gegen das Naben des Todes und den furchtbaren Abschiedschmerz kämpfte. Ihr Vater, der erprobte Mann der Schlachten, war außer sich und ihre Mutter saß da, starr und thränenlos, mit irren Blicken wie eine Wahnsinnige.

Der Lieutenant de Rochelle sagte endlich zu seiner Braut: „Anna, ich werde auch bald sterben, aber ich will, daß Du als mein Weib stirbst. Es ist noch Zeit, uns zu vereinigen.“

Das junge Mädchen antwortete nicht, sie war zu schwach dazu, aber eine leichte Röthe färbte ihr blasses Antlitz; man sah, wie Freude und Schmerz in ihr kämpften. Der Bräutigam ergriff ihre Hand und bat den Geistlichen, die Trauung zu beginnen. Als die Reihe an die Sterbende kam, ihr Sa auszusprechen, öffnete sie mehrmals die Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen — endlich gelang es ihr doch, während blutiger Schaum ihren Mund bedeckte. Der letzte Lobeskampf begann und der Geistliche konnte nur schluchzend die Ceremonie beendigen. Eine Stunde darauf war Alles vorbei, der Hochzeitsaal war ein Todtengemach — noch nie wurde eine so traurige Hochzeit gefeiert! —

F.

(Brief eines adligen Fräuleins aus dem Jahre 1815.)
Wir halten es für ganz interessant, aus diesem Schreiben die Ausdrucksweise und die Gesinnungen Einzelner oder vielleicht auch ganzer Kreise der damaligen Zeit zu ersehen, welche nach dem Sturze des napoleonischen Reichs die endliche Wiederkehr der „alten guten Zeit“ erwarteten. Wir theilen also wörtlich das Schreiben des Fräuleins v. U. mit:

„Dieu soit glorifié, ma chère Soeur! mille et mille fois! Nous sommes les Vainqueurs! Oui! Wir haben gefest! — Benaparte und seine Clique sind parfaitement culbutés et fricassés.“

Der Jubel, welchen diese Nachricht hier in der Résidence verbreitet hat, ist presque incroyable. Selbst die Populace scheint sich darüber zu freuen, denn — que dites vous? — der Schneider, welcher mir die Ankunft des Couriers annoncierte, vergaß sich in seinem pöbelhaften Transport dermaßen, daß er mir — die Hand drückte.

Oui, ma chère Soeur! ein Schneider hat einem Fräulein von U. —

Apropos, ma bonne! schicke mir doch mit ungehobener Occasion ein paar Pfund von Deiner schönen, selbstfabrizirten Noble-Seife. Ich finde, daß sie die Haut sehr weich und geschmeidig conserviret; ja, die Majorin von S. rühmt ihr sogar nach, daß sie die Kunzeln vertreibt und recommandirt sie en Extase. Mais grâce à Dieu! mit den Kunzeln hat es bei uns noch Zeit —

Enfin, wir haben den Feind cavalièrement geschlagen und unsere superbe Armee steht jetzt in dem Herzen von Frankreich.

Wie glücklich werden sich die guten Franzosen schätzen, die ungeachtet ihrer vielen faux Pas, doch immer die galanteste und aimabelste Nation auf Erden bleiben, schon deshalb, weil sie das Französische fast mit der Perfection sprechen, wie es in unseren Hof-Cercles gesprochen wird, — enfin! wie glücklich werden sie sich schätzen, daß sie nun wieder jene alte magnifique Noblesse zurückerhalten, die sich zu den Parvenus de la Révolution, sans Comparaison, wie ein Muffelin zu einem Sacktuch verhält. —

Ah, quel Triomphe, ma Soeur! —

Auch bei uns wird nun jene noble Zeit wieder eintreten, wo Noblesse und Bourgeoisie sich wie Del und Wasser schieben, wo keine Bürgerfrau, selbst wenn sie eine Million commandirte, es hazardiren durfte, einen adligen Cercle durch ihre Gegenwart zu incommodiren, und wo es als ein Crime exécration galt, wenn ein Gentilhomme sich mit einer Fille bourgeoise euan — — vous me comprenez! — — Mais hélas! wieviel Unkraut ist vorher noch auszurotten! welche détestables Maximes und Sentiments haben sich in dieser malheureusen Zeit bei vielen Gentilhommes eingeschlichen! Par exemple: gestern war ich in einer Assemblée mêlée bei Présidents. Da war auch der Staatsrath v. F., der sich mit einer gewissen Demoiselle N. — einer reichen Kaufmannstochter — ver — — verheirathet hat. Soeben wurde das Extrablatt vorgelesen, und als ich nun über die Culbute de la Bourgeoisie française triumphirte, so echauffirte er sich darüber auf eine sehr indezente Manier, und debilitirte ein wunderliches und unverständliches Raisonnement von Zeitgeist, Aufklärung, Abschaffung des Feudalismus, Ablegung der Standesvorurtheile, enger Vereinigung aller Klassen des Volks, und was weiß ich? —

Und als er mir so eine veritable Standrede gehalten, schloß er mit den Worten: „Doch ist es nicht thöricht, daß ich mich gegen ein Frauenzimmer über Dinge ereifere, welche außer dem Gebiete des Putzes, der Thee-Conferenzen, der Heirathen und Kindtaufen liegen? — Entschuldigen Sie!“

So sprach der méprisable und gab mich — oui, ma Soeur! — er gab Deine Schwester dem Gelächter und Gespött der anwesenden bürgerlichen Roturiers Preis. —

Mais, mon Dieu! ist es nicht zum Ohnmächtigwerden, wenn man so gemeine Raisonnements aus dem Munde eines Edelmannes anhören muß?

Wie hat dieser Esprit bourgeois seit einem halben Siecle um sich gegriffen!

Wünsche Dir Glück, ma bonne! daß Du nicht Zengin der *Décadence* zu sein brauchst, worin die Noblesse hier in der Residenz versunken ist. In euren Provinzialstädten, da hält man Gottlob! noch auf reinen und unmelirten Adel, wie auf reinen Kaffee. Aber hier, sei Du hier in welchem Cercle Du willst: überall wirst Du einen Zusatz von Bourgeoisie und Cichorien schmecken. Da sitzt die bürgerliche Frau Kammergerichts-räthin neben der abligen geheimen Staatsrätin, die bürgerliche Doctors- oder Kaufmannsfrau neben der abligen Majorin u. s. w. Und wenn es noch mit *Résignation* und *Soumission* geschähe, aber *point du tout!* Da blähen sie sich mit *precieusen* Seidenstoffen, mit theuren Merinos, türklischen Shawls und echten — *vraiment* ganz echten Edelsteinen, die doch, wie schon der Name beweist, nur zur Zierde des Adels erschaffen sind. Ja, sie schnattern sogar von *Politique* und *Nouvelles de la Cour* mit, maßen sich ein Jugement an und hazardiren es sogar, mit ihrem plumpen, bürgerlichen *Esprit* decidiren und *Raison* behalten zu wollen. — Ich frage Dich, ma Soeur: ist das nicht zum Nasendwerden? — Aber woher kommt das? Weil die Abligen sich nicht schämen, *Invitations* von Bürgerlichen anzunehmen und sich's an ihren Tischen wohl-schmecken zu lassen; weil sie sich nicht schämen, mit dem bürgerlichen *Peuple*, des lieben Geldes wegen, *Mariagen* zu schließen. —

Ich lasse es gelten, wenn ein *Gentilhomme* sich mit einer Bürgerlichen bis zu einem gewissen Point *enfilirt*, aber es muß bei der *Badinage* oder höchstens bei einer *Liaison du Coeur* sein Bewenden haben, und niemals zur *Mariage* kommen, welches besonders dann *détestable* ist, wenn ein abliges Fräulein sich so weit *wegwirft*, daß sie einem Bürgerlichen die Hand reicht — *si done!* —

Apropos, ma Soeur! Hierbei empfängst Du ein Fläschchen *eau de mille fleurs* von bester Qualität. —

So lasse ich es auch gelten, wenn ein Edelmann von einem Bürgerlichen Geld leiht und ihn und seine Familie dafür einmal zu Tisch *invitirt*, um ihn durch die unerwartete Ehre — *comme on dit!* — zu *verblüffen* und zur *Patience* zu bewegen.

Aber sich so weit zu vergessen, daß man die Bourgeoisie zu großen *Soirées* und *Bal-parés* *invitirt* oder gar seinen Stamm-*baum* durch ein *ignobles* Reis *déshonorigt* — *c'est trop commun!*

Mais que dis-je? — Ist doch der Adel durch die *Révolution française* so sehr gesunken, daß er sich jetzt sogar *sans rongir* auf die *Sciences* legt und *Künste*, ja selbst *Handel* und *Gewerbe* treibt.

Möchte man nicht vor *dépit* aus der Haut fahren, wenn man von einem Professor, Assessor, Advokaten, Poeten und Banquier, oder gar von einem Maler, Bildhauer und Comödianten hört, der Herr v. X. oder Herr v. Y. heißt? — Enfin! das macht die liebe *Aufklärung*, wovon der Herr Staatsrath sprechen, *voilà le Zeitgeist!* — Mais nous verrons! — Oui, Monsieur, wir werden sehen, wohin das führt!

Schon haben wir eine Menge bürgerliche Officiers bei der Armée und unser cher Neveu schreibt mir, daß es bei der Landwehr gar nicht mehr auszuhalten sei, weil die Bourgeoisie in dem Corps des Officiers tellement um sich gegriffen habe, daß man gar nicht mehr Herr Kamerad! sagen könne, ohne sich vorher zu erkundigen, wen man vor sich habe. Schon sind viele ablige Stammgüter von Bürgerlichen, ja sogar — *si done!* — von Juden in Besitz genommen.

Das ist der Zeitgeist, die *Aufklärung*, l'*Amalgamation du Peuple* des Herrn Staatsraths. Mais bientôt nous serons au bout — *c'est à dire*: bald werden wir diesem Unwesen ein Ende machen! — Oui, ma chère Soeur! Wir — ich und die Majorin v. B.

Ecoutez, wir haben einen Gedanken eronnen, worüber Du ganz *enchantirt* sein wirst, einen *uniquen* Gedanken, einen *divinen* Gedanken. — Aber es ist vor der Hand noch ein *Geheimniß*, denn außer mir, der Majorin und noch einigen anderen *Freundinnen*, weiß *jusqu'au moment* noch keine Seele davon.

Enfin: wir haben einen *magnifiquen* Einfall, wir wollen eine ablige *Société* stiften, deren Zweck ist, den Adel in seiner *Pureté ancienne* zu *conserviren* und zu *mainteniren* und nicht zuzugeben, daß er durch die Bourgeoisie in seinen *Vorrechten* geschmälert werde. Man hat mir, der Majorin und der Präsidentin die Ehre angethan, uns zu *Directrices* dieses *Nobeler-* Vereins zu *choisiren*. Jedes *Membre* ist *obligirt*, darauf zu sehen, daß keine bürgerliche Person zu einem abligen Cercle zugelassen werde und denselben *sogleich* zu *abandonniren*, wenn etwas von der Bourgeoisie darin *gewittert* wird.

Jedes *Membre* muß ein *Jurement* in unsere Hände ablegen, alle *Mésalliances* zwischen Abligen und Bürgerlichen nach Kräften zu *contrequarriren* und alle *Connexions* mit den Familien *abzubrechen*, die sich mit bürgerlichen *amalgamirt* haben.

Außerdem muß jedes Mitglied der *Société* bei den Männern *dahinwirken*, daß die Bourgeoisie sich nicht in *Offizierstellen* und in *ablige Güter* *hineindrängen* könne.

Wünsche Dir Glück, ma bonne! auch Dich habe ich als Mitglied in *Vorschlag* gebracht und Du bist schon halb und halb *acceptirt*. Ich *annonce* Dir dies, damit Du nicht *verfehlst*, morgen über acht Tage in der *Résidence* zu *arriviren* und unserer ersten *Séance générale* *beizuwohnen*, worin über *verschiedene* interessante *Questions* *debattirt* werden werden soll; par exemple, was zu thun ist, um dem empörenden *Luxe* der Bourgeoisie *Schranken* zu setzen und dem *Unfug* zu *steuern*, daß sich die bürgerlichen *demoiselles* Fräulein *tituliren* lassen.

Adieu, ma chère Amélie! je vous embrasse et je vous attends avec empressement. Votre soeur Eulalie de U.

Postscript. Vergiß nicht die *Seife*, ma bonne! und bringe mir auch von *Deinem* *Jugendbalsam* etwas mit — *c'est à dire*, nicht für mich, sondern für die Majorin (*entre nous soit dit*). —

F.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle
von
Sophie Verena.
(Fortsetzung.)

Und doch warst Du stets bei mir, stets, Isabelle; inmitten des Kugelregens, dem Donner der Kanonen bei Varna und Sebastopol — ach, es waren heiße Tage — im Krankenhause auf Balaclava's Höhen, in welchem ich selbst als Verwundeter unter dem Stöhnen und Seufzen der Sterbenden lag, immer dachte ich Deiner. Eine wahre Liebe ist nicht zu ertöden, nicht durch die weiteste Entfernung.“

„Sie stirbt endlich an der eigenen Hoffnungslosigkeit,“ entgegnete Isabelle leise.

Beide schwiegen. Ein Mistklang hatte sich in die erst so frohe Stimmung geschlichen, und nur mit Mühe gelang es Isabelle den tiefen Schatten von Erich's Antlitz zu verschleichen.

Was sie geahnt, geschah. Kaum daß sie glaubte, etwas zur Ruhe gekommen zu sein, begannen jetzt neue Kämpfe. Erich verfolgte oder quälte sie nicht mit seiner Liebe, doch wohin ihr Blick fiel, traf er auf Beweise davon. Wie sie auch das Gespräch begann, es führte gewiß auf diese oder jene Art zu dem einen Punkte. Was bei dem Allen ihrem armen, tiefverwundeten Herzen wohlthat, war die Weise wie Erich über ihren Beruf dachte und sich aussprach, die einen

so großen Gegensatz zu Günther's Schroffheit und Unbuddsamkeit bildete. Obwohl er in geistiger Beziehung nicht über Günther stand, so hatte ihm seine Liebe für Isabelle wie durch Inspiration ein Verständniß für die Kunst und eine Auffassung ihres eigenen Strebens gegeben, die ihn befähigten, ihr Thun richtig zu deuten. Ja er war von einer wahren Begeisterung für ihr hohes Talent ergriffen, die Isabellen sehr wohl that.

„Weshalb, weshalb dachte Günther nicht wie er — oder warum kann ich Erich nicht lieben wie ihn, wie glücklich hätte ich werden können,“ diese Gedanken erfüllten Isabelle zuweilen mit Bitterkeit; denn ein junges Herz ist nicht gern zu Einsamkeit und Trauer verbannt. Aber so gut ihr Erich's Nähe in mancher Hinsicht that, sie fühlte doch, es müsse ein Ende nehmen, das entscheidende Wort, dem Beide stets auswichen, müsse gesprochen werden.

„Wann reifest Du endlich in die Heimath, Erich?“

„Ich bin dort; wo Du bist, ist meine Heimath, Isabelle.“

„Denke, wenn der Oheim erfährt, daß Du schon seit vierzehn Tagen wieder im Vaterlande weilst, ohne zu ihm zu kommen, ich glaube, er enterbte Dich auch.“

„Laß ihn, ich frage weder viel nach der Herrschaft, noch nach dem Reichsgrafen; ich will gleich wie Du Stand und Namen entsagen, wenn ich nur immer bei Dir bleiben darf.“

„Lieber Erich, beginne nicht von Neuem, was wir längst abgethan glaubten. Dich ruft Deine Pflicht nach einer anderen Seite. Erich, Du kannst nicht

länger hier weilen. Mir würde es nur natürlich erscheinen, wenn die Welt nachgeade mit Staunen auf mich blickte, mich so oft in Deiner Gesellschaft zu sehen. Sie kennt nicht unsere Verwandtschaft; von ihrem Standpunkte aus ist die Frage, was hat Graf von Waldeck mit der Schauspielerin Richards zu schaffen, eine gerechtfertigte. Mir schien, als ob man mich gestern, da ich an Deiner Seite in den Concertsaal trat, mit seltsamer Miene betrachtete, und ich bin es nicht gewohnt, anders als mit Achtung und Ehrerbietung behandelt zu werden —

„Wage es Einer Dich zu beleidigen, sei's mit Wort oder Blick!“ rief der junge Mann erglühend. „Isabelle, gib mir das Recht, Dich zu schützen — ich weiß, Du kannst mich nicht lieben, wie ich Dich liebe, dennoch erweckt vielleicht meine treue Hingebung nach und nach eine antwortende Stimme in Deinem Herzen —“

„Ich vermöchte niemals meinem Verufe untreu zu werden —“

„Solches Opfer würde ich auch nie von Dir verlangen, ich würde es als ein Verbrechen betrachten, Dich, die Hunderte und Tausende mit ihrem Talente erfreut und erhebt, der Kunst zu entziehen. Aber gerade auf Deiner glänzenden und glatten Bahn bedarfst Du eines Beschützers; laß mich der sein, laß mich als Dein treuester Freund an Deiner Seite stehen, Dein Freund unter dem Namen Deines Gatten, bis es mir gelingt, mir Deine Liebe zu erringen.“

„Du bist großmüthig, edel — Erich,“ flüsterte Isabelle, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. O, wenn ihr Herz frei gewesen wäre, wenn nicht jenes andere Bild darin gewohnt, diese Liebe hätte sie rühren müssen. „Es geht nicht, Erich, glaube meinem Worte. Wir müssen scheiden, ich kann Dein Weib nie sein. Deine treueste Liebe vermöchte nie ein Echo in meiner Brust zu erwecken, und ohne Liebe ist die Ehe ein Frevel.“

„Dann liebst Du einen Anderen,“ entgegnete Erich dumpf, und eine tiefe Blässe verbreitete sich über sein Gesicht.

„Ja, so hoch ehre ich Dich, daß ich Dir mein Geheimniß gestehe. Ich liebe; doch niemals werde ich diesem Manne angehören, wir sind für immer geschieden.“

„Meine arme Isabelle! Wollte Gott, ich könnte Dir Dein Glück erkaufen, mir würde kein Opfer zu schwer sein.“

„Das vermagst Du nicht — aber Du kannst dennoch viel für mich thun.“

„Gebiete über mich. Mir ist es nun gleich, wie

mein Leben dahinfließt, am besten wenn es noch zu Deinem Nutzen verwandt wird.“

„Geh' heim zum Onkel, sei ihm ein treuer, liebender Sohn, verschöne ihm seine letzten Tage, suche ihm meine Abwesenheit zu ersetzen — und, Erich, wenn es Dir gelänge, mich mit ihm auszuföhnen, es wäre der höchste Dienst, den Du mir leisten könntest.“

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, verlaß Dich auf mich, Isabelle. Noch heute reise ich.“

„Gott segne Dich und denke meiner nicht mit Groll und Bitterkeit! O, Erich, wüßtest Du wie es mich schmerzt, Dir Weh zu bereiten.“

„Weine nicht um mich, Isabelle! Ich werde Deiner stets gedenken, wie des Liebsten und Schönsten, Dich immer als den hellsten Stern meines Lebens, ja, als sein einziges Licht betrachten. Weine nicht, gräme Dich nicht um mich. Jener wahnsinnige Schmerz, der mich damals von Dir in die Ferne trieb, hat ausgetobt, das Aufflammen des heißen, ungestümen Jünglingsherzens, welches um jeden Preis Glück verlangte — Glück oder Tod, ist gedämpft. Jetzt bin ich ein Mann und als solcher will ich mein Kreuz tragen, auch Du trägst ja das Deine. Gott, der Vater weiß es, wie gern ich Deine Bürde noch auf mich nähme, und allen Sonnenschein des Lebens um Dein liebes Haupt sammelte. — Gott mit Dir, Isabelle! Ich gehe nun. Doch wenn Du jemals eines Freundes bedarfst, eines Armes Dich zu stützen oder zu vertheidigen, dann rufft Du mich, Du weißt, daß Dir kein treueres Herz auf Erden schlägt.“

„Das weiß ich — Du bist mein treuester, bester Freund.“

Noch ein langer, fester Händedruck, dann schieden sie.

Und wieder war Isabelle allein. Ein zweites schweres Scheiden in so kurzer Zeit, das wenn auch weniger herzerreißend als jenes von Günther, doch auch Wunden in ihrer Seele zurückließ. —

Wochen und Monate vergingen, im Vergleiche zu der letzten aufregenden Zeit fast in Ruhe und Stille für Isabelle; wenigstens zeichneten keine besonderen Ereignisse von Außen her sie aus. Mit regem Eifer lag sie ihren Studien ob, die durch die lange Krankheit in den Hintergrund gedrängt worden waren. Ein neues Rollenfach hatte sich zu ihrem schon so reichen Repertoire gesellt. Wenn sie bis dahin nur im Drama gewirkt und Jeder geglaubt hatte, ihr Talent eigne sich nur für das Hochtragische, so wurde gleichsam durch Zufall eine neue Blüthe desselben entdeckt.

Bei einer zu einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten Vorstellung wurde die Schauspielerin, welche die Hauptrolle geben sollte, ebenso plötzlich als bedeutend krank; durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände war eine Andere, die ihre Stelle ersetzen konnte, beurlaubt, während eine Dritte den Tod ihrer Mutter betrauerte und auf einige Tage ihrer Pflicht entbunden war. Ein vollständiger Wechsel des Repertoires hätte eintreten müssen, wenn nicht Isabelle mit ihrer gewohnten Gefälligkeit sich erboten hätte, die Rolle zu übernehmen, um die Aufführung des Stückes an dem festgesetzten Tage zu ermöglichen. Daß sie niemals einen Fehlgriff thun, nie eine Rolle verderben könne, dessen war sowohl sie als Jeder sicher, aber ein so gelungenes Ganze hatte Niemand erwartet. Daß ihr Talent sie befähigen könnte im feinen Lustspiel und gar durch frischen Humor zu glänzen, das überraschte Keinen mehr als sie selbst. Aber es war ein neuer Zweig, den sie in den Kranz ihres Ruhmes flocht, und wenn sie auch in diesem Rollensache nicht jene Genialität entwickelte, welche sie als dramatische Künstlerin so vollendet machte, so wurde sie Vielen erst jetzt bekannt und lieb, da so Mancher grundsätzlich nie ein Trauerspiel besucht, unter dem Vorgeben, das Leben biete deren genug, im Theater wolle er Erheiterung finden. —

Die Zeit ging. Der Frühling wurde zum Sommer, und als die heiße Sonne die grünen, wogenden Saatsfelder zum reichen, goldenen Aehrenmeere reifte, ward das Theater geschlossen. Die von Isabelle im Stillen genährte Hoffnung, sie werde ihren Urlaub in der Heimath verleben, erfüllte sich nicht. Die Nachrichten von dort klangen nicht günstig. Erich schrieb, der Dheim sei wunderlicher und unwirscher denn je. Bei seinem ersten Versuche von ihr zu sprechen, habe er ihm so zornig Schweigen geboten, habe von Neuem befohlen, dieser Name solle nie wieder vor ihm genannt werden, daß Erich eingesehen, es hieße Isabellen schlecht nützen, wolle er diese Stimmung auf's Aeußerste treiben. Dennoch bat er Isabelle, nicht zu verzagen und stets zu bedenken, daß es seines Lebens erstes und höchstes Ziel sei, ihr zu dienen; und er würde die Mittel finden, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Guter, treuer Erich!“ seufzte Isabelle, doch „geliebter Erich“ vermochte sie immer noch nicht zu sagen.

Diesen Sommer verlebte Isabelle mit Sara und Frau Gertrud in einem der gesuchten und eleganten Badeörter, in welchem man sie bald zum Mittelpunkte der Gesellschaft machte, und sie mit Huldigungen aller Art umgab, aber wie oft sehnte sie sich aus diesem

glänzenden Treiben nach dem kleinen, stillen Strand-dorfe, in dem ihr im vorigen Jahre bei dem Rauschen des Meeres das Glück der Liebe erblüht war. Das Glück war kurz gewesen und schnell verweht, doch die Liebe lag noch treu und still in ihrem Herzen und hatte alle Stürme überlebt. — Auch so bei ihm? —

11.

Ein Jahr ist vergangen seitdem Isabelle und Günther schieden, schieden auf ewig. Wieder breitet der Lenz sein grünes blumengesticktes Gewand über die junge, vom langen Winterschlaf gestärkte Erde aus. Die Knospen der Bäume schwellen und treiben, und es ist ein Zubeln und Zwitschern, ein Keimen und Drängen in der Natur, das selbst in dieser Jahreszeit seine Macht in der Mensch. n. brust geltend macht, denn nie schlägt das Herz wohl in süßerer Unruhe und heißerem Sehnen, als gerade in der jungen knospenden, liebeathmenden Frühlingszeit.

„Ich komme, mir die ersten Veilchen aus Deinem Garten zu holen, an der sonnigen Wand müssen sie in voller Blüthe stehen; ich hoffte, meine liebe Freundin sollte sie mir bringen, doch da es nicht geschah, mußte ich sie mir selbst pflücken!“ Mit diesen Worten tritt Isabelle fröhlich zu Sara ins Zimmer. „Weißt Du noch wie ich im vorigen Jahr so matt und angegriffen hier im Sessel ruhte, und Du mir die ersten Blauveilchen brachtest? Jetzt sind doch hoffentlich alle Spuren der Krankheit verwischt?“

Das junge Mädchen beugt sich lächelnd nieder zu der älteren Freundin, deren Augen auf dem schönen, blüthenfrischen Antlitze mit Liebe, doch mit einer gewissen Unruhe und Trauer weilen.

„Was ist Dir, Sara? Weshalb siehst Du mich so seltsam an — warum verbirgst Du jenes Zeitungsblatt so ängstlich vor mir? Steht etwas darin, was mich berührt?“

„Nein — nein — laß doch, Isabelle, komm in den Garten!“

„Sara, Du kannst nicht gut die Wahrheit verbergen. Hat ein Recensent mich vielleicht getabelt? Das laß Dich nicht ärgern.“

„Nein, nein!“ rief Sara schnell und freimüthig, froh von dem wirklichen Gegenstande abgelenkt zu werden.

„Nun, was ist es denn. Was ist geschehen — ist Günther todt?“

„Nein.“

„Aber es betrifft ihn — martere mich nicht länger, gieb mir das Blatt!“

Schweigend reichte Jene ihr die Zeitung. Eine tiefe, bange Stille schwebte in dem Zimmer. Sara wagte nicht auf ihr Herzenskind zu blicken.

„Gott segne ihn und sein junges Weib!“ Diese leisgeflüsteren Worte tönten durch den Raum, und wie sie gesprochen wurden, das trieb die hellen Thränen in Sara's Augen. — Geräuschlos verließ Isabelle das Zimmer, bald sah die Freundin sie im Garten, doch sie folgte ihr nicht.

Wie im Traume wandelte Isabelle dahin, das Herz von diesem Weh beengt. „Ein Jahr, ein kurzes Jahr, seit wir schieden. Mich beschuldigte er der Kälte, meine Liebe war nichts im Vergleiche zu der seinen und sie lebt, wird stets leben, während jene — Ein Jahr, und schon vergessen!“

So klagte der Schmerz in Isabelle. Sie hatte sich oft gedacht, es werde und müsse kommen, was nun geschehen war, denn sie kannte die Welt, das wirkliche Leben und spann sich durchaus nicht in ein Dasein der Romantik und unerfüllbarer Träume, welches den Blick gegen die vernünftigen Anforderungen der Existenz trübt. Sie hatte nie geglaubt, ja in der Hochherzigkeit ihres Charakters nicht einmal gewünscht, daß Günther stets um sie trauern möge, doch daß er so bald sich vermählen, sie so schnell vergessen könnte — denn nach ihren hochheiligen Begriffen von der Ehe documentirte seine Heirath, er habe sie ganz aus seinem Herzen verbannt — das hatte Isabelle nicht erwartet, und es schnitt tief ein in ihre Seele. Daß er sich so schnell gebunden, um dadurch, wie er hoffte, eine Scheidewand zwischen ihr und ihm aufzuziehen, um die Pflicht als Abwehr zu haben gegen das Verfallen in den Strom der verbotenen Gedanken und Gefühle — das wußte sie freilich nicht. Und könnte es ihr eine Freude gewesen sein?

Als sie sich bückte, die Beilschen zu pflücken, rieselte manche heiße Thräne auf sie herab, als Isabelle aber wieder zu Sara trat, war sie still und gefaßt und mit jener innigen Lieblichkeit, die erst nach der Krankheit in ihrem Wesen sich geltend machte, und nur wenigen Auserwählten gegenüber zum Lichte trat, darum aber um so unwiderstehlicher wirkte, sagte sie:

„Gräme Dich nicht um mich, ich komme schon durch. Wie viele Freude muß ich Dir noch machen, damit Du vergißt, wie große Kummernisse und Sorgen Du um mich gehabt hast.“

Mehr als einmal hatte es sich schon gefügt, daß,

sowie das Herz des Weibes ein Weh erlitt, die Seele der Künstlerin gleich wieder durch eine Freude erhoben wurde; Isabellens Ausspruch: „Ich bin das Schoßkind meiner großen Mutter, für mich hat sie stets Güte und Erfolg bereit“ trug wirklich viel Wahres in sich. Auch in die trübe, schwere Zeit, welche auf Günthers Verbindung folgte, fiel wieder ein heller Strahl des Glückes in Isabellens Leben, der die dunklen Tage vergoldete.

In der Hauptstadt bereitete sich ein Fest vor, zu Ehren des hundertjährigen Bestehens eines der Garde-Regimenter, und die Feier sollte auf das Glänzendste begangen werden, weil viele der Prinzen, ja der König selbst zeitweise in diesem Regimente gestanden. Alle die, welche je zu diesem Truppentheile gehört und noch am Leben waren, wurden zu dieser Feier herbeibeschieden, Gäste des Königs zu sein.

Auch der alte General, Reichsgraf von Waldeck, — der als ganz junger Mann unter diese Fahnen getreten, sich im Felde ruhmreich ausgezeichnet hatte, und ehe er das Stammgut übernahm, Chef des Regimentes gewesen war — vergaß Nicht und üble Laune und folgte der huldvollen Einladung seines Königs mit Freuden. Erich knüpfte an diesen Besuch der Residenz große Hoffnungen. Obgleich der Oheim nicht einmal wußte, Isabelle weile dort, so hoffte Erich dennoch, ein günstiger Zufall könne ihn vielleicht ins Theater führen, und dann werde er, bezwungen von ihrer Macht, der gewünschten Versöhnung nicht mehr so abhold sein.

Die Feier des Vormittages war vorüber, und die Mittagstafel hatte alle Eingeladenen ohne Unterschied der Person im Schlosse, am eigenen Tische des Königs vereinigt. Schon dabei hatte sich der Monarch gegen den alten Reichsgrafen besonders wohlwollend und auszeichnend benommen und jetzt, nachdem die Tafel aufgehoben war, wandelte er Arm in Arm mit ihm auf der Terrasse vor dem Schlosse einher, die in den Garten führte, und auf welcher der Nachmittagssonnenschein golden lag.

Unweit von ihnen schwebte die Gestalt einer der jüngeren Prinzessinnen dahin, der besondere Liebling des Königs, und sandte oft die Blicke zu den beiden Herren.

„Ich glaube, Sie haben es meiner kleinen Marianne angethan, lieber Graf, sie hat zuweilen so ihre eigenen Passionen, aber es ist ein Goldherz sonst. Ich bemerkte schon bei der Tafel, wie sie unverwandt nach Ihnen hinschaute — na, sie bezeigt wenigstens einen besseren Geschmack solche Heldengestalt interessant zu

finden, als jene kleinen, spindeldürren Lieutenanten-Figuren mit ihren Wespentailen.“

Der König winkte der jungen Prinzessin, die eilig herbeikam.

„Sag' mal, meine Krone, der Herr General, Graf Waldeck gefällt Dir wohl sehr gut?“ fragte der König.

„Es ist der schönste, stattlichste alte Herr, den ich je gesehen, eine echte Rittergestalt.“

„Da haben Sie's, Herr Graf — sagte ich nicht, sie hätte Feuer gefangen?“

„Stattlichste alte Herr, Majestät, darin liegt schon wieder der Vöschapparat;“ entgegnete der Graf auf dem angestimmten Ton eingehend. „Viel schlimmer wird es mit mir werden.“

In dieser fröhlich neckenden Weise spann sich das Gespräch hin, endlich sagte die junge Prinzessin:

„Papa, wir werden doch nicht zu spät ins Theater kommen?“

„Nein, mein Liebling, sei ohne Sorge, heute beginnen sie nicht ohne uns; es ist ja eine Festvorstellung. Natürlich begleiten Sie mich, lieber Graf.“

„Ich bitte, Majestät, mich davon zu dispensiren, solchem Firtlesanz war ich stets abhold, diese Kunststücke reizen mich nicht.“

„Was Sie heute sehen werden, sind keine Kunststücke, sondern Kunstgenüsse.“

„Verlieren Sie nur nicht Ihr Herz an die bezaubernde Richards, Herr Graf. Sie sind noch empfänglich für Schönheit —“

„Das habe ich heute bemerkt, Königliche Hoheit,“ erwiderte Graf Waldeck galant, „doch eine Komödiantin hätte mir nicht einmal in den Tagen feuriger Jugend gefährlich werden können.“

„Aber Fräulein Richards ist keine Komödiantin, sie ist die größte Schauspielerin der Welt, und überdies meine Freundin,“ entgegnete die junge Fürstin in eifriger Bertheidigung.

„Das heißt, Königliche Hoheit lassen sie zuweilen zu sich befehlen, damit sie Sie amüsire —“

„Herr General!“ fast drohend klang der Ton der jungen Frau; und der König, der nichts lieber sah, als wenn sein Liebling in Eifer gerieth, that noch das Seinige, den kleinen Zwist zu schüren.

„Herr Graf, wenn ich sage, meine Freundin, so meine ich auch, was ich sage.“

„Seit wann sind Theaterdamen Freundinnen von Fürstinnen, Königliche Hoheit?“

„Fräulein Richards ist keine Theaterdame, wenigstens nicht, was Sie darunter verstehen, Herr Graf.“

Sie ist eine wirkliche Dame, und weil sie in jeder Hinsicht ausgezeichnet dasteht, wie ein reiner leuchtender Stern, so hat mein lieber einziger Schwiegervater mir erlaubt, daß ich sie zuweilen zu mir einlade; zu mir ganz allein; nicht etwa wenn sie hier in den Hofkonzerten mitwirkt. Die Oberhofmeisterin wollte erst gewaltig dagegen remonstriren, aber —“ mit einem reizenden Blick auf den Vater — „Wir waren König und Unser Wille galt. O, und wenn ich in Schönwalde bin, dann lasse ich mir Fräulein Richards zuweilen auf einen ganzen Tag holen, natürlich in meiner schönsten Equipage — einmal ist sie auch schon ein Paar Tage bei mir geblieben, das war zu prächtig. Wenn Sie nur unsere herrliche Richards kennen, Herr Graf, Sie würden dann ganz anders urtheilen, aber Sie müssen Ihre Bekanntschaft machen. Papa, befiehlt Du dem Herrn General, daß er heute ins Theater kommt — oder darf ich es vielleicht? —“

„Das würde jedenfalls noch wirksamer sein, Marianne, versuch' es einmal!“

Die kleine, zarte Gestalt der Prinzessin richtete sich hoch und würdevoll empor, ihr Gesicht nahm einen ernsten, gebietenden Ausdruck an, zu dem die vor Schalkheit blitzenden Augen in seltsamem Widerspruche standen, während sie feierlich sagte:

„Herr General, Reichsgraf von Waldeck, Erlaucht. In Unserer Machtvollkommenheit als königliche Prinzessin, befehlen wir Euch, heute Abend in Unserer Loge im Theater zu erscheinen. Unsere hohe Ungnade wird Euch treffen, edler Herr und Ritter, wenn Ihr Unserem Gebote nicht folgt.“

„Solcher Frevel wäre undenkbar, Königliche Hoheit; sterbend, ja, selbst schon als Leiche ließe ich mich noch nach dem Theater transportiren, Ihren Befehl zu erfüllen,“ entgegnete der alte Herr in dem gleich feierlichen Tone, hinter dem der Scherz lauerte.

„Angenommen, mein Ritter!“ Auf einen zustimmenden Wink des Königs, reichte die Prinzessin dem alten Herrn ihre kleine Hand zum Kusse dar, und entfernte sich dann.

Der erste Blick des Königs und der jungen Fürstin als sie in die Loge traten, suchte den Grafen, der mit tiefer Verneigung aus einer Ecke derselben grüßte. Der König winkte ihn huldreich in seine Nähe und wies ihm selbst den Platz hinter sich und seiner Schwiegertochter an.

Die Vorstellung wurde mit lebenden Bildern eröffnet, und Bellona, die Göttin des Krieges, von Isabella dargestellt, war ein Meisterwerk. Ein Ach

der Bewunderung lief durch die Versammlung, die als gebetene Gäste des Königs ihren Beifall nicht lauter bekunden durften, aber in das Entzücken mischte sich ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, glücklicher Weise von Keinem in der Nähe vernommen, mindestens nicht beachtet. Gefesselt von der Majestät der Erscheinung, geblendet fast von der hohen Schönheit hingen die Augen des alten Grafen an dem vollendeten Bilde — bis sie immer größer und starker wurden, bis er sie erkannte. Da hätte er auffspringen mögen dem Anblick zu entfliehen, der sein Herz mit Martern erfüllte. Aber die Bande der Etiquette sind oft stärker und weniger abzustreifen als eiserne Ketten.

„Ist sie nicht schön?“ fragte die Prinzessin nach dem Fallen des Vorhanges sich umwendend.

„Ja, Königliche Hoheit.“

„Sehr lakonisch, mein Ritter — doch Sie werden schon noch Feuer fangen.“

Bei den folgenden Bildern hatte der alte Graf Zeit seine Fassung wieder zu erlangen, die freilich auf noch härtere Proben gestellt werden sollte. Das darauffolgende Stück, eigens zu diesem Abend gedichtet, war, wenn auch ohne klassischen Werth, doch hübsch und ansprechend; es hatte viele ergreifende Momente, welche in die so bedeutungsreiche Zeit der Kriegsjahre fielen, und gab Isabellen Gelegenheit die verschiedensten Seiten ihres Talentcs zu entfalten.

Wie von einem Traume befangen starrte Graf Waldeck auf die Bühne, einem schweren Traume, dem er sich gern entwunden hätte. Er wollte die Augen abwenden, er vermochte es nicht, die Ohren verschließen der süßen, herzinnigen Stimme und doch lauscht er gespannt, damit nicht ein Wort ihm entgehe. Es interessirt ihn wider seinen Willen die herrliche Jungfrau dort, welche muthigen Sinnes, ob auch das Herz zuckt, den Geliebten selbst in den Kampf für Ehre und Pflicht, zur Rettung des Vaterlandes sendet — welche den Vater — der trotz seiner vorgerückten Jahre gern dem Rufe seines Königs folgte und nur bangt, sein Kind ganz allein und schutzlos in so gefahrdrohender Zeit zurückzulassen — ansieht, auf sie nicht zu achten, um sie nicht zu sorgen, sie sei sicher in Gottes Hut und ihrem eigenen Schutz.

Plötzlich hebt die Schauspielerin den Blick empor zur königlichen Loge, und hinter der zarten, duftigen Figur der jungen Prinzessin sieht sie die ehrwürdige Heldengestalt, das edle, greise Haupt, die überall, wo man sie erschaut, auffallen müssen, die aber in Isabelle einen Sturm der Gefühle wachrufen, der sie fast um

die Herrschaft über sich selbst bringt. Einen Augenblick ist es ihr, als wenn ihre Kraft erlahme, doch im nächsten fühlt sie neues Feuer, höhere Begeisterung durch ihre Brust glühen. Das Glück, einmal vor ihm ihre Kunst entfalten zu können, hebt sie empor zu seliger Freude und verleiht ihr unwiderstehliche Gewalt.

Das Bangen und Warten des einsamen Mädchens, deren Herz für den Vater und den Geliebten zittert, all die Seelenkämpfe, welche sie in der schweren, gefahrvollen Zeit zu überwinden hat, sie stehen vor dem Auge des Zuschauers in naturwahrer, lebendiger Gestalt, daß er selbst sich daran betheilt mit seinem Interesse. Ist das ein Spiel, eine eingelernte Rolle — elendes Komödiantenthum?

Die Jahre gehen dahin, die Krieger lehren heim — der Ruf: Sie kommen — sie kommen!“ dringt auch in ihr stilles Häuschen. Die Hast, mit der sie hinausfliegt den Kommenden entgegen, das Hoffen, welches ihren Fuß beflügelt, das bange Fürchten, welches ihn erlahmt — wenn nun der Vater oder der Geliebte — wenn gar Beide fehlten — Sie wagt den Blick kaum zu erheben, die so gelichteten Reihen zu überschauen — doch nun! Ein Jubelschrei aus dem innersten Herzen dringend und alle Herzen bewegend, dort steht der greise Vater, mehr gealtert in Noth und Gefahr, noch schwach nach schwerer Verwundung, doch genesen und auf den Geliebten sich stützend, der als Jüngling schied, als Mann wiederkehrt. Das wonnige Entzücken, die Thränenfluth hell, klar über die Wangen rinnend, die herzinnigen Willkommensworte, mit denen sie die Heimkehrenden grüßt — glaubt die, welche durch die innere Wahrheit ihrer Darstellung, besser noch ihres Seins dort auf der Bühne so mächtig wirkt, glaubt sie vielleicht selbst, ein theures greises Haupt nach langer langer Trennung an ihrem Herzen zu bergen, und liebe Hände segnend auf ihrem Scheitel zu fühlen, daß ihr Gefühl so voll, warm und markerschütternd hervorbricht und sie alle Herzen im Sturm mit sich fortreißt?

Ja, es ist Isabellen, als wenn sie zu ihm spräche, zu dem Greise dort, dem theuren Oheim, zu ihm allein, sie hat Alles um sich her vergessen, sie sieht und fühlt nur ihn und sich selbst in dem weiten Raume. Dringt ihre süße Stimme wirklich dahin, wo sie hineintönen soll? Ja, wie es sich auch stemmt und sperrt das Herz des Greises, das ihr die Pforten verschlossen und sie ausgestoßen hat aus der Heimath, diese Töne, diese Thränen gewinnen doch Eingang. Es hilft nichts, daß er alle Kraft anwendet und die Lippen zusammen-

hielt seine großmüthigste Verzeihung; der Freund aber reiste schon am nächsten Tage nach Algerien ab. —

Ein anderes Geschichtchen hatte einen weniger rührenden Ausgang. Eine junge, elegante Frau kehrte Abends aus einer Gesellschaft zurück, begann sich zu entkleiden und legte ihre Schmucksachen auf den Kaminsims, worunter sich auch eine Broche in Gestalt einer Biene oder Fliege von Gold mit Flügeln von Diamanten oder Bergkrystall befand, wie sie jetzt so außerordentlich beliebt sind und meistens zur Aufbewahrung eines jeuer kleinen photographischen Portraits dienen, indem sich unter den Flügeln bald das unschuldige Bild eines Gatten, eines Bruders, eines Vaters oder eines Kindes, zuweilen aber auch das Bildniß eines Liebhabers verbirgt.

Der Mann der besagten Dame schwahte noch ein wenig mit ihr über die Personen, welche man in der Gesellschaft gesehen und stüberte, ohne irgend etwas dabei zu denken, unter den Schmucksachen seiner Frau herum, die er während des Gesprächs der Reihe nach betrachtete. Er war grade kein Othello oder sonst ein Tiger, sondern höchstens so eifersüchtig als es der Anstand gestattete — kurz ein Ehemann von der guten Mittelstufe — aber er stuzte doch ein Bißchen, als er unter den Kleinodien jene erwähnte goldene Fliege fand, die er bisher noch nicht an seiner Frau gesehen, dieselbe öffnete und unter den Flügeln des Insekts das Portrait eines blonden jungen Mannes entdeckte, welches keinerlei legitimen Anspruch hatte, sich da zu befinden.

„Was ist dies für ein Portrait, meine Liebe?“ sagte der Gatte mit einem leichten Zittern in der Stimme.

Die Antwort auf eine so directe und so plötzlich gestellte Frage war nicht leicht. Glücklicherweise jedoch war die Dame mit der Fliege nicht so leicht aus der Contenance zu bringen und erwiderte ohne zu zittern mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt fast erstaunt:

„Du erkennst nicht meinen Bruder?“

„Das, Dein Bruder?“

„Ja, das, wie Du sagst, ist das Portrait meines Bruders Adalbert, der bei den Jägern steht. Als er nach dem letzten Urlaub wieder zu seinem Regiment zurückkehren mußte, ließ er mir dieses Andenken hier.“

„Das ist nur Dein Scherz,“ entgegnete der Mann.

„Nein, es ist so.“

„Du bleibst bei Deiner Behauptung . . . Das ist stark, wirklich stark! . . . Nehmen Sie sich in Acht, Madame; die Garnison Adalberts ist durch die Eisenbahn nur zwei Stunden entfernt von Paris; ich werde ihm schreiben, daß er einen Urlaub von seinem Obersten verlangen und in Familienangelegenheiten auf vierundzwanzig Stunden hierherkommen soll . . . Aber, warten wir einmal, sei vernünftig und höre mit dieser Kinderei auf . . . Ich klage Dich ja keiner Schuld an, ich will ja gern glauben, daß gar nichts Schlimmes dabei ist, wenn Du auch dieses Portrait in der Broche trägst . . . sage mir nur in aller Freundschaft, wer es ist, und vor Allem behaupte nicht,

daß es Dein Bruder sein soll, denn das heißt wirklich mich zum Besten haben.“

„Um so schlimmer für Dich, wenn die Wahrheit Dir lächerlich erscheint.“

„Ich werde sofort an Adalbert schreiben . . .“

„Gut, schreibe an ihn.“

„Er wird morgen oder übermorgen herkommen.“

„Schön, das soll mir sehr angenehm sein.“

„Ich werde ihn dann zum Photographen führen und sein Portrait machen lassen.“

„Aber natürlich zu demselben Photographen, hier hast Du seine Adresse.“

„Gut, so gehen wir zu demselben Photographen und wir wollen sehen, ob das Portrait, welches er von Deinem Bruder abnehmen wird, dann dem Portrait gleicht, von dem Du behauptest, daß es das Adalberts ist.“

„Thue das, derangire meinen Bruder; er wird Dich auslachen und sehr Recht daran thun, weil Du lieber Deine Frau der Untreue beschuldigst, als die Photographie.“

Die Unterhaltung, welche wir bedeutend abkürzen mußten, da sie sicher eine gute Stunde in demselben Tone gewährt hatte, und die gegen das Ende zu fast in einen Streit ausartete, endigte damit. Wir brauchen natürlich nicht erst zu sagen, daß das von dem Ehemanne entdeckte Miniaturbild wirklich irgend einen Arthur oder Alfred darstellte, dessen Gesicht dem Manne unbekannt war aus dem geometrischen Grunde, weil die Parallelen sich nie begegnen, und der dem von seiner Schwester vorgeschobenen Offizier so wenig gleich wie irgend zwei sehr unähnliche Dinge.

Aber, wenn man keine andere Münze hat, so muß man mit Fälschung bezahlen, hernach zieht man sich dann aus der Affaire, so gut es gehen will.

Die Dame schrieb ebenfalls sofort an ihren Bruder und fuhr dann zu dem Photographen; sie bewog Beide, auf ihre List einzugehen, und man kam darin überein, daß, um dem Ehemanne die Unschuld seiner Gattin zu beweisen, der Photograph auf die Gefahr hin, sein Objectiv mit Schande zu bedecken, das Bildniß Arthurs an die Stelle eines negativen Bildes setzen sollte, so daß das Resultat der Sitzung, zu der sich der gute Bruder Adalbert hergeben wollte, der Frau Recht und der Photographie Unrecht geben mußte.

Der Frauen Wille ist Gottes Wille, sagt ein altes Sprichwort, warum hätten der Bruder und der Photograph da widerstehen sollen, wo Gott selbst nachgiebt?

Der Gatte lachte dem Photographen ins Gesicht, der nur mit Mühe eine ernste Miene bewahrte, als er nach dem Ende der Sitzung als Resultat der Operation ein zweites Portrait Arthurs zum Vorschein brachte, zu dem Adalbert gestanden hatte.

Seitdem hört dieser gute Mann nicht auf, schlechte Witze auf Kosten der Photographie zu machen, was ihm auch gar nicht zu verdenken ist. —

F.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfische 6 Thlr.
mit Stahlfischen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

12.

Froh erregt kam Isabelle nach Hause, jubelnd verkündete sie Frau Gertrud:

„Der Oheim ist hier — er hat mich spielen sehen — er hat dabei geweint!“ Und wieder füllten sich Isabellens Augen mit Thränen, bei der Erinnerung an diesen großen Moment. „Ach, wie mein Herz ihm entgegenschlug, wie Alles vergessen war, was sich hemmend und trennend zwischen uns gelegt. Wenn ich früher doch vielleicht etwas zu stolz und trotzig gewesen bin, so will ich nun durch doppelte Hingebung das Alles gut machen. Wann er nur zu mir kommen wird — denn, Gertrud, Du zweifelst doch nicht, daß er mich auffuchen wird? Habe ich keines der Kleider mehr, die ich daheim trug? Ich will es anlegen, vielleicht denkt er, seine Isabelle von damals trete ihm entgegen. Es klingelt! Sollte er es sein? Daß nur der Diener ihn nicht abweist!“

Allein ihr Hoffen und Erwarten waren vergebens. Er kam nicht, weder an diesem Abende, noch am folgenden Tage. Nein, so weit erstreckte sich ihr Sieg doch noch nicht. Und trotzdem sah ihn der nächste

Abend wieder im Theater. In seinem einfachen Reiseanzuge, damit man ihn nicht erkenne, saß er in der Ecke einer kleinen dunklen Parquetloge. Er wollte sehen — nur um diese Probe zu machen war er hergekommen, wie er sich selbst vorredete — ob ihn gestern ein Spuk genarrt habe, ob er krank gewesen, daß er sich so hinreißen ließ, ob die Ueberraschung, Isabelle wiederzusehen und das ganz Unerwartete des Ereignisses ihn so überwältigt habe. Heute wieder vollkommen Herr seiner selbst, ausgerüstet mit allen alten Vorurtheilen, all dem neuerstandenen Groll gegen sie, heute würde er der Sieger bleiben, und dann wollte er ruhig zurückkehren in seine Heimath.

Aber wo blieben diese Vorsätze? Isabelle in einer ihrer Glanzrollen überwältigte ihn heute vollkommen. War sie gestern lieblich, anmuthig, rührend gewesen, so war sie heute groß, edel, erhaben, majestätisch selbst in aller Leidenschaft. Es packte das Herz des Greises mit einer ungelannten, unverstandenen Macht. Wäre er recht zur Besinnung gekommen, möchte gerade diese Rolle ihm nicht so zugesagt haben, aber er kam gar nicht zum ruhigen Denken, sie riß ihn hin, nahm ihn im Sturme der Begeisterung mit fort. Und war je ein Blick, eine Bewegung unweiblich, fand er auch nur das Geringste an ihr zu tadeln? Nein, an diesem Abend, oder für die Stunden, daß er sie sah, war er besiegt. Sobald eine einfache, schlichte Natur von etwas Fremdem und Unbegreiflichem erfaßt wird, so wirkt es trotz alles Widerstrebens doppelt stark. Wenn an diesem Abende der König bei ihm gesessen und ihn fra-

gend angeblickt hätte, wer weiß, ob der alte Graf nicht, sich selbst vergessend, kühn gesagt hätte:

„Majestät! Sie, der Alles hulbiget, die selbst Ihre Familie mit Auszeichnung ehrt, sie ist meine Nichte!“ —

Als die Strömung des Alltagslebens beim Heimgehe aus dem Theater den alten Herrn wieder erfaßte, legten sich freilich die hohen Wellen der Erregung, die fast jugendliche Begeisterung; mancher Zweifel und die Für und Wider traten von Neuem zu ihm heran. Doch das Eine blieb fest und sicher, einer wiederholten Probe ihrer Macht wollte er sich nicht aussetzen. Ihr gegenüber hielten die Grundsätze nicht Stich, welche er für allein richtig erkannte, sie sehend unterlag er wider Willen. Deshalb mußte er ihre Macht fliehen und daheim erst wieder sich zurechtfinden aus dem bösen Zauber, der ihn erfaßt.

Doch als ein Anderer kam er zurück. Wie sehr er sich auch sträubte, es sich selbst einzugestehen, Isabelle hatte wieder einen großen Theil der alten Liebe an sich gerissen. Erich merkte wohl, wie des Greises ganzes Wesen eine heftige Erschütterung erlitten. Er wußte auch durch einen Brief von Isabelle, die ihm gleich in ihrer Herzensfreude geschrieben, was dort geschehen war. Erich ahnte, der Dunkel warte nur auf eine Gelegenheit von Isabelle zu sprechen, dennoch hütete er sich diese herbeizuführen, wohl wissend, daß dem alten Herrn zuletzt die Geduld des Harrens ausgehen werde und er selbst gezwungen sein würde, das verbotene Thema zu berühren, wodurch für Isabelle bedeutende Vortheile entstehen mußten. So geschah es. Dem Grafen wurde das Schweigen zu lang, und eines Abends, als sie im Zwielfichte bei einander saßen, begann er mit einer Stimme, die sich vergebens bemühte, recht gleichgiltig zu klingen:

„Du fragst ja gar nicht nach Deiner Cousine, Erich.“

„Nach wem, Dunkel — meinst Du Frieda Hochheim?“

„Unsinn, Du weißt recht gut, daß ich Isabelle meine“ —

„Wie sollte ich — wie dürfte ich es wagen, diesen Namen vor Dir zu nennen.“

„Es liegt doch nur an mir, dies Verbot zurückzunehmen — und es könnte wohl geschehen. Ich war im Theater. Nun, was ist da zu staunen? Kann ich nicht auch dort hingehen? Weit entfernt Isabellens Thun zu billigen, kann ich doch nicht läugnen, sie hat mir das Herz gerührt. Trotzdem oder gerade deshalb

muß ich die Wahl dieses Berufes noch mehr tabeln. Unberechenbar, welchen Schaden ein Mädchen wie Isabelle anrichten könnte, wenn sie die Macht brauchte, welche ihr verliehen ist. Die würde alle Männer zu ihren Sklaven machen, wenn sie es darauf anlegte. Aber Gott sei Dank, davon hört man kein Wort, sie ist selbst in ihrer Erniedrigung nicht kleinlich geworden.“

„Erniedrigung! Dunkel, wie kannst Du ein solches Wort in Beziehung auf Isabelle brauchen,“ rief Erich aufflammend. So lange der Geliebten Lob gespendet wurde, hatte er ruhig zugehört, doch nicht den kleinsten Tadel wollte er dulden. Und da nun einmal die Bahn gebrochen war, so strömte seine Bewunderung, seine Begeisterung für sie in einer Weise dahin, die dem alten Herrn bald die Augen öffnete über die Art seiner Gefühle. Dies war eine ebenso überraschende als beunruhigende Entdeckung für den Dunkel. Er hatte bestimmt angenommen, Erich sei von seiner Liebe zu Isabelle geheilt. Die Gleichmäßigkeit, welche sich in dem ganzen Wesen des jungen Mannes bekundete, die Ruhe, mit der er es ertrug, fern von ihr hier auf dem Schlosse zu leben, stand in einem zu auffallenden Gegensatz zu seinem damaligen Benehmen, dem sinnlosen Schmerz, der himmeltürmenden Leidenschaft, als daß der Oheim nicht hätte glauben können, das Feuer habe sich in den Jahren der Abwesenheit aus Mangel an Nahrung verglüht. So sehr er früher selbst diese Verbindung gewünscht, so war sie jetzt nach dem Schritt, den Isabelle gethan, eine baare Unmöglichkeit.

„Steht es so“ — sprach der alte Herr, sehr unangenehm berührt zu sich selbst, „daraus kann nie etwas werden, jetzt nicht mehr, denn müssen wir einen Damm entgegensetzen.“

Als Erich nun, da einmal das verbotene Thema berührt war, auf Isabellens Herzenswunsch zurückkam und mit flammender Beredsamkeit für denselben sprach, entgegnete der Greis fest und bestimmt:

„Ich will nicht unerbittlich sein, doch auch ich habe meine Bedingungen. Dein Hochzeitstag, Erich, soll zugleich der Tag meiner Versöhnung mit Isabelle werden. Wenn Du mit Deinem jungen Weibe — das Du wählen kannst unter den edlen Töchtern des Landes, wo es Dir beliebt — hier eingezogen bist in das Stammschloß Deiner Väter, dann sollen seine Thore auch seiner verirrtten, doch nicht verlorenen Tochter wieder geöffnet werden. Jetzt kannst Du ja zeigen, wie weit Dein Wille, Deiner Cousine mit Gut und Leben zu dienen, geht.“

Wie von einem schweren, undorhergesehenen Schlage

getroffen blieb Erich allein zurück. Er hatte dem Oheim nicht ein Wort erwidert, was hätte er ihm sagen sollen? Den Schleier zu ziehen von dem Heiligsten seines Herzens, das zum Lichte zu rufen, dem doch nie Erfüllung blühte, sein Bestes wohl gar noch verhöhnt und getadelt zu sehen — nimmer. Dulden — oder handeln, aber schweigend. Die Nacht sank schon in hehrer Schönheit herab und breitete den weiten, schützenden Mantel, unter dem so manches Leid wenigstens momentan zur Ruhe kommt, über die Erde aus, als Erich immer noch rastlos so sein Zimmer durchmaß, und nach dem Wege aus diesem Labyrinth suchte, der sie Alle zum Heile führen konnte.

Indessen schrieb der Onkel an seine Nichte:

„Isabelle, obwohl meine Ansichten sich nicht geändert haben, so ist doch meine Strenge gegen Dich gemildert. Ich zürne Dir nicht mehr, vielleicht gelingt es Dir später sogar, Dir den alten Platz in meinem Herzen wieder zu erwerben. Doch nicht zum zweiten Male will ich meinen Lieblingwunsch durch Dich vernichtet sehen. Erich muß heirathen — er ist der Letzte seines Stammes, er muß der Stammherr eines neu aufblühenden Geschlechtes werden. Doch seine unsinnige Liebe zu Dir, die ich längst erstorben glaubte, da er nie ein Wort davon sprach, die ich aber jetzt dennoch entdeckt habe, steht meinem Plane im Wege. Heile Du ihn davon, vermöge Du ihn bald die ihm ebenbürtige Gemahlin hier einzuführen — denn ihm gegenüber ist Dir Alles möglich — und bei seiner Hochzeit werde ich Dich wieder als Nichte anerkennen und gern in Deiner alten Heimath willkommen heißen. An die Erfüllung dieser Bedingung dieses letzten Herzenswunsches eines Greises, dessen Tage auf Erden gezählt sind, knüpft sich unser Wiedersehen.

Bernhard, Reichsgraf zu Waldeck.“

„Armer Erich!“ seufzte Isabelle, „um den Preis Deinem Herzen, dem ich schon so viel Weh zugefügt, auch noch dieses Opfer aufzuerlegen, um diesen Preis will ich das Glück entbehren, wieder die Heimath begrüßen zu können. Nicht ein Wort der Ueberredung, nicht eine Andeutung soll meine Lippen besflecken. Schlimm genug, der Liebe seines Herzens entsagen zu müssen, fürchterlich, diesem noch andere Pflichten und Bande aufzuzwingen. Ich vermöchte es nicht zu ertragen — und auch er soll es nicht; wenigstens nicht um mich.“

Doch das Opfer war beschlossen und nie sollte sie erfahren, wie schwer es geworden.

Eines Tages trat Erich unvermuthet bei Isabelle ein. „Gott grüß Dich! Ich bringe gute Kunde. Die

Heimath steht Dir wieder offen, der Oheim freut sich, seine Nichte bald wieder in dem Hause seiner Väter willkommen zu heißen.“

„Erich! o Erich!“ jubelte Isabelle; „welch nicht mehr gehofftes Glück — die Heimath, den lieben Onkel wiedersehen! Gott ist gütig!“

Wie ihre Freude, die Seligkeit, welche aus ihren Augen leuchtete, ihn für manches Schwere entschädigte!

„So hast Du es endlich vermocht, den Starrsinn des Onkels zu brechen?“

„Ja, er erwartet Dich, ein Fest in der Familie mitzufeiern — ich heirathe unsere Cousine Frieda Hochheim.“

Eine bange Stille folgte diesem Ausspruch; doch es war ein Schweigen, das mehr als Worte sagte. Isabelle war die Erste, welche ihre Fassung wiedersand.

„Erich, es ist etwas Heiliges um die Ehe — sie verlangt ein volles Herz, ein ganzes Leben, vermagst Du das zu bieten?“

„Sei unbesorgt, Isabelle. Die Größe und der Ernst der Pflichten, welche ich übernehme, sind mir klar; und ich habe den Muth und die Kraft sie zu erfüllen. Denke nicht so klein von mir, daß ich mit einer Lüge in die Ehe träte. Ich habe offen mit Frieda gesprochen, habe ihr gesagt, daß ich eine Liebe in meinem Herzen trage, die so ganz eines mit meinem Dasein, daß sie nur mit diesem zu verlöschen vermag, daß aber dieses Gefühl, dem nie Erhörnung werden kann und das deshalb auch von meiner Seite ein wunschloses ist, mich trotzdem nicht untauglich machen soll ihr ein treuer, sorgsamer Gatte zu sein, ein liebevoller Freund, dessen Hauptaufgabe es sein wird, ihr ein glückliches Loos zu bereiten. Frieda ist arm, allein stehend in der Welt, sie ist nicht verwöhnt durch des Lebens Freuden und Genüsse, und sie hat mich von Kindheit an lieb gehabt. Als ich sie nun fragte, ob sie mir ihr Geschick anvertrauen wollte, willigte sie mit Freuden ein. Und ich gelobe ihr, Dir und mir, Isabelle, ihr Loos soll kein beklagenswerthes sein. Ueberdies bedenke, daß ich dem Oheim, dem wir viel Dank schulden, seinen letzten Wunsch durch meine Vermählung erfülle — es ist so schön, Andere glücklich zu machen.“

„Und daß Du mir die Heimath wieder öffnest?“ fügte Isabelle hinzu. „Erich, das Opfer wird doch nicht über Deine Kräfte gehen? Laß wenigstens keine Rücksichten auf mich Dich dazu bestimmen.“

„Wer spricht von Dir, Isabelle, wie kommst Du dazu, Dich mit hineinziehen?“ entgegnete der junge

Mann erglühend, denn er ahnte nicht, sie kenne die Triebfedern seines Handelns.

„Erich!“ sagte Isabelle fast feierlich — „das Größte wird meist schweigend gethan, schweigend hingenommen, aber trotzdem spricht die selbst verläugnende That mit tausend feurigen Zungen. Wenn ein Mensch verdient glücklich zu sein schon hier auf Erden, bist Du es, denn Du bist der edelste, der mir begegnet ist. Und das Glück wird kommen.“

„Glück! Nein! Es giebt nur eine Sonne; für mich blühte nur ein Glück auf Erden. Aber ich hoffe, daß mit Frieda Ruhe und Frieden in mein Haus und in mein Herz einziehen sollen. Und daß dieses Haus nun auch wieder Deine Heimath ist, eine stille, liebe Ruhestätte für Dich, wenn Du Dich erholen willst von dem bewegten Leben der Welt, daß dort treue Herzen für Dich schlagen, deren Freude und Stolz es sein wird, Dich zu hegen und zu pflegen, Dir das Vaterhaus zum wirklichen Daheim zu machen, das vergiß nie, Isabelle. Dein Kommen kann nur Glück bereiten, niemals etwas Anderes.“

Er hielt ihre Rechte lange und fest in seinen beiden Händen, er blickte sie an mit einem Blick als nähme er Abschied — Abschied von seiner Jugend und von einer goldenen Hoffnung, die er vielleicht ihm selbst unbewußt doch noch immer genährt. Dann ging er still von dannen — dem neuen Leben zu. —

13.

Isabelle war nach einer mehrjährigen Abwesenheit wieder einmal in der Heimath gewesen, die sie mit allem Zauber umwunden, den so nur die Stätte besitzt, an der wir geboren sind, die uns erwachsen und heranreifen sah, in der wir Leid und Freud mit unserer Familie erlebten. Mag sie noch so ärmlich und traurig sein diese Stätte, ihr kommt doch kein anderer Platz auf Erden gleich. Und wenn nun gar die Heimath eine so schöne und herrliche ist, wie das Stück gesegneten Landes, auf dem das Haus ihrer Väter stand, so ist es nur natürlich, daß Isabelle sie mit doppelter Freude begrüßte. Wie hatte sie geschwelgt in dem kühlen, schattigen Parke, in dem stillen, duftigen Walde, wie Herz und Auge erlabt an all dem Reizvollen, das dies schöne Daheim bot. Und die Liebe, die sie umsing, die ihr von allen Seiten wieder neu entgegenkam, gleich einem Gottessegnen war sie von ihr empfangen worden. Der Dheim schien vergessen zu haben, daß sie draußen gewesen in der Welt und daß sie in Zorn

und Schmerz von einander geschieden waren, er hatte sie wieder an seiner Seite, und inniger, weicher und zärtlicher war „die Hexe“ geworden, wohl wissend, daß sie damit noch mehr Macht über die Herzen gewinne, meinte der alte Herr.

Die Hochzeit war im engsten Familienkreise auf besonderen Wunsch des Onkels und da Frieda eine Waise war, im Stammschlosse gefeiert worden. Doch wenn es auch dort nur ein stilles Fest war, im Dorfe ging es desto fröhlicher und lauter zu, und dort wurde Isabelle bei ihrem Erscheinen mit der alten Liebe und Verehrung begrüßt. Sie war und blieb den guten Leuten immer noch: „unsere junge Gräfin,“ die Verkörperung aller Güte und Schönheit. — Isabelle selbst hatte die zarte, schüchterne Braut zum Feste geschmückt und ihr den Myrtenkranz auf die blonden Locken gesetzt. Aus ihrer Hand hatte Erich Frieda empfangen und es war ihm als sei diese dadurch geweiht worden. Ob das junge Mädchen wohl mit derselben anbetenden Liebe an der älteren Cousine gehangen hätte, wenn sie gewußt, daß Isabelle der Stern war, zu dem der Mann, den sie liebte, stets vergebens und hoffnungslos emporgeblickt? Aber davon hatte sie keine Ahnung. Das blieb für immer ein Geheimniß zwischen den beiden Betheiligten, und selbst der alte Graf meinte jetzt oft, er habe sich wohl vergebens Schreckbilder geschaffen, und Erich früher nicht richtig verstanden, als er nun dessen zarte rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, sein freundliches Benehmen gegen die junge Gattin sah. —

Nun war Isabelle wieder in die Residenz zu ihrem zwar geistig anregenden, aber trotzdem oft einsamen Leben zurückgekehrt. Und obwohl sie mit warmem Eifer sich ihren Pflichten und ernstern Studien hingab, so weitten ihre Gedanken oft mit einer gewissen Wehmuth, leisem Sehnen daheim bei ihren Verwandten.

Hier bewunderte und liebte man sie um ihres Talentes willen, das immer reicher und voller sich entfaltete; wer würde aber hier noch nach ihr gefragt haben, wenn sie nicht die berühmte Künstlerin gewesen? Dort aber liebte man sie um ihrer selbst willen, einzig und allein sie, Isabelle, und das schien ihr plötzlich sehr werthvoll.

Es war wieder ein Abend im Theater. In einer der kleinen Prosceniums-Logen saßen ein alter Herr und eine sehr junge Dame, die mit gespannter Aufmerksamkeit Isabellens Spiel folgten. In den Zwischenakten wandte die junge Frau sich oft um, zu einer hinter ihr sitzenden Person zu sprechen, die aber von dem Vorhange, der seitwärts hing, verdeckt wurde.

„Günther, Günther, siehst Du je solche Vollendung in Spiel und Erscheinung? Diese Richards ist das herrlichste Mädchen, das mir je begegnet ist, von einer solchen Vollkommenheit habe ich nicht einmal geträumt. Weshalb siehst Du so im Schatten, rücke doch her zu uns, Du kannst ja dort nicht Alles überblicken!“

„Ich sehe ganz gut, Rose, und Du weißt, ich muß meine Augen vor dem Lichte schützen.“

Mit jeder neuen Scene stieg die Begeisterung der jungen Frau, welche jedoch bei dem alten Herrn mehr Anklang als bei ihrem Manne erweckte.

„Papa, siehst Du die Richards nicht göttlich, siehst Du je eine Künstlerin, die ihr vergleichbar? Wäre ich ein Mann, dies Mädchen müßte mein Weib werden, ich würde Alles daransetzen sie zu erringen und stolz und selig würde ich sie auf ihren Triumphzügen begleiten.“

Ein Seitenblick des Vaters streifte den Sohn, doch dieser hatte sein Antlitz mit der Hand beschattet.

„Ach, lieber Papa,“ begann die junge Frau in einem Zwischenakte von Neuem, „wäre es ganz unmöglich, daß ich einmal dem Fräulein Richards meine Bewunderung und Dankbarkeit ausdrückte? Wenn ich an sie schreibe — nein? Oder wenn Du mich zu ihr führtest, sie könnte es doch eigentlich nicht übel deuten; wenn gleich ihr täglich, stündlich gewiß viel Schöneres und Besseres gesagt wird, wahrer und aufrichtiger als die meinige, vermöchte keine Huldigung zu sein.“

„Thorheit, Rosa!“ rief Günther düster, fast vorwurfsvoll. „Du hast doch gar zu romantische Ideen, kannst immer noch nicht die Schwärmerei der Pension vergessen!“

„Ich bin auch kaum achtzehn Jahr,“ entgegnete das hübsche Wesen mit einer allerliebsten schmolgenden Miene, „wenn ich erst Dein Methusalems-Alter erreicht habe, werde ich auch — noch lange nicht so weise sein wie Du. Denke doch, lieber Günther, wenn ich schon so vollkommen wäre, wie Du mich zu machen Dich bemühest, dann gäbe es ja gar keine Abwechslung mehr in unserer Ehe, kein Grollen und Schmolten, und das müßte doch recht langweilig sein. Mir gefällt es gerade gut wie es ist, Du bist zuweilen ein Bißchen ein Brummbar, — aber dessenungeachtet mag ich Dich doch gern, und ich denke, ich bin auch so leidlich. Nicht wahr, Papa? Ein wahres Glück, daß Du bei mir bist, die alten Herrn haben mehr Galanterie und Courtoisie als die jungen. Sage Du einmal, ob es denn so haarsträubend ist, solchen Wunsch zu hegen, wie ich ihn

vorhin ausgesprochen? Bist Du nicht von derselben Begeisterung erfüllt, und Du hast doch gewiß viel in der Welt gesehen, Papa.“

„Wenn eine Vorstellung ein maßgebendes Urtheil bieten kann, so gestehe ich gern, daß ich nie eine Schauspielerin ihres Gleichen sah, nie eine, die so ganz einfach, wahr und natürlich ist und dabei Herz und Seele so bis in die innersten Fugen erfaßt. Ich muß offen bekennen, auch ich würde gern die nähere Bekanntschaft dieses ungewöhnlichen Mädchens machen, das Fürstinnen Freundin nennen, und das nicht nur eines so tadellosen Rufes, sondern überall die höchste Anerkennung genießt.“

„O, wir gehen zusammen zu ihr, Du nimmst mich mit, lieber goldener Papa,“ flüsterte die junge Frau schmeichelnd.

Und was dachte Günther bei diesen Vorgängen, was empfand er bei diesen enthusiastischen Lobsprüchen — er selbst war sich seiner Gefühle nicht klar und gab sich auch nicht die Mühe, sie zu enträthseln. Doch er wünschte sich wieder zurück in die stillere Heimath, die Ruhe sagte ihm besser zu, dort hoffte er auch das verlorene Gleichgewicht seiner Seele wiederzufinden. —

Isabelle saß in ihrem Zimmer, eifrig mit dem Durchlesen einer neuen Rolle beschäftigt, als der Diener ihr eine Karte brachte.

„Friedrich, Sie wissen, daß ich heute keine Besuche empfangen, weshalb stören Sie mich?“ fragte sie ein Wenig unwillig.

„Der alte Herr will sich nicht abweisen lassen, er bittet nur um einige Augenblicke. Wäre er nicht auf der Durchreise, würde er zu anderer Zeit wiederkommen. Er meinte, wenn Fräulein die Karte läsen, würden Sie vielleicht so gütig sein, ihn anzunehmen.“

Diese lange Rede wurde von dem Diener in einer Weise vorgebracht, daß man merkte, er selbst interessirte sich dafür, daß der Wunsch des sehr freigebigen Fremden erfüllt werde.

Isabelle warf einen Blick auf die Karte: „Eberhard, Baron von Stromfels“ — Ein leichtes Zucken lief durch ihre Gestalt.

„Führen Sie den Fremden herein!“

Sein Vater — sollte er es sein? Kaum daß sie Zeit gewann, die Erregung, welche dieser Gedanke mit sich brachte, zu bekämpfen, als er schon vor ihr stand. Ja, es war kein Zweifel, auch das Schlagen ihres Herzens sagte es ihr, sie sah Günthers Vater vor sich. Auch der alte Herr, eine schöne würdige Gestalt, war sichtlich bewegt.

„Gnädiges Fräulein, legen Sie meinem Besuche ein edleres Motiv zu Grunde als das einer bloßen müßigen Neugier. Glauben Sie, daß es schon lange ein inniger Wunsch von mir war, Sie kennen zu lernen, welchem, nachdem ich Sie gestern auf der Bühne sah, sich das Verlangen, ja fast das Herzensbedürfniß zugesellte, Ihnen meine hohe Bewunderung Ihres unvergleichlichen Talentes auszudrücken. Jetzt sehe ich klar, daß Sie recht handelten, wenngleich dieses Rechtthun Einem der mir theuer ist, und somit auch mir selbst, viel Weh brachte.“

„Ist Günther nicht glücklich?“ fragte Isabelle leise.
„Hat sich mein Gebet nicht erfüllt?“

„Er ist nicht elend. Es ist schwer, dem Größten und Höchsten nahe gewesen zu sein, und dann fern davon leben zu sollen, schwer, die Sonne erschaun zu haben, und dann ihre Strahlen entbehren zu müssen. Aber unglücklich ist mein Sohn nicht.“

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Berliner Charakter.) In Berlin hört man so oft die Ausdrücke „Nassauer“ und „Potsdamer“ gebrauchen, daß es wirklich nicht unnütz sein dürfte, eine Erklärung derselben zu geben. Unter dem Potsdamer versteht man meistens einen arroganten Geldmenschen, bei dem das Portemonnaie die Stelle des Herzens vertritt, während Jeder, der auf anderer Leute Kosten lebt, wenn er damit ein argloses, fröhliches Wesen, Leichtsin und Redheit eines gewedten Zungen verbindet, der B. B. Stg. zufolge mit dem Namen „Nassauer“ bezeichnet wird. Aus praktischen Gründen zieht der Berliner den Potsdamer dem Nassauer vor; wenn er aber lediglich seinem Naturell folgte, so würde er sich umgekehrt entscheiden, denn der lustige und frivole Nassauer steht seinem Herzen ungleich näher als der ehrbare Potsdamer, den er sich immer mehr oder weniger als ein unangenehmes räpelhaftes Wesen denkt. Der Berliner Nassauer nimmt übrigens einen viel höheren Standpunkt ein als der gemeine Schmaroger, er unterscheidet sich von diesem sowohl im Prinzip als in den Manieren. In dem Bewußtsein, daß er selbst, wenn er nur erst etwas besäße, stets bereit sein würde, mit Bedürftigen zu theilen, betrachtet er es als selbstverständlich, daß seine bereits mit Gütern gesegneten Mitmenschen in gleicher Bereitwilligkeit ihm entgegenkommen. Er gedeiht unter dem Schutze der allen Berlinern gemeinsamen Lebensphilosophie, die da heißt: „leben und leben lassen.“ Kriechende Schmeichelei ist hier nirgends vonnöthen, um einen sich selbst einladenden Gast zu legitimiren, sondern nur guter Humor und leichte Manieren.

Der Nassauer von Beruf ist ein gewandter und unermüdblicher Tänzer, geschickt in Arrangements von Landpartien, er rudert den Familientahn nach Stralau oder Moabit im Schweiß seines Angesichts und nimmt im Nothfall auch die wimmernden lieben Kleinen auf den Arm. Er hält in fröhlicher Gesellschaft bis auf den letzten Mann aus, betrinkt sich aber niemals. Seine Leistungen im Gesange und allerlei freien Künsten, als z. B. Nachahmung von Thierstimmen, Trompeten auf der hohlen Hand oder durch ein auf den Rohrstuhl gelegtes Zeitungsbblatt, die Mundtrommel schlagen, Löhne und Melodien durch Zusammendrücken der Hände herausquetschen und ähnliche Virtuositäten finden die größte Anerkennung und verfehlen nicht, wie oft auch wiederholt, durch ein allgemeines Bravo immer wieder belohnt zu werden.

Bewundernswürdig ist des Nassauers seine Nase. Er wittert eine Kindtaufe, bevor die künftigen Eltern eine Ahnung davon haben, daß ihnen ein solches Glück bevorstehen könnte; während er am Schönhauser Thore mit einem Gönner beim Frühschoppen sitzt, erweitern sich plötzlich seine Nüstern, angeregt durch die geheimnißvolle magnetische Strömung zwischen seinen Geruchsnerven und dem in einem Hause auf der Kronenstraße sich ausbreitenden lieblichen Dufte eines fetten Gänsebratens. Er eilt mit wässerndem Munde dem gastlichen Hause zu und berührt unterwegs die Wohnung eines Theateragenten, um für den Abend ein Freibillet zu einem der kleinen Theater zu erlangen. Auf der Treppe begegnet ihm eine reizende junge Actrice, mit welcher er sofort ein fesselndes Gespräch beginnt und für den Nachmittag ein Rendezvous am Türkischen Kirchhofe verabredet. Er wählt diesen Ort, nicht etwa um der Einsamkeit der Gegend willen, sondern weil in der Nähe der entschlafenen Kinder Mahomets kein Wirthshaus, keine Conditorei steht, wohin er seine Schöne zu führen und wo er sie zu bewirthen sich aufgefördert sehen könnte. Die unerfahrene Jungfrau, welche noch nicht lange erst ihre Heimath verlassen, um sich in der Hauptstadt zur Liebhaberin auszubilden, würde unfehlbar den Türkischen Begräbnißplatz aussuchen, wenn sie nicht gerade im Augenblicke des Scheidens von dem jungen Manne durch eine anlangende Collegin überrascht worden wäre, welche mit einem giftigen Blick auf den Jüngling und den zornig gestüßerten Worten: „Apage Nassauer!“ den Arm des Mädchens nimmt und demselben sehr umfangreiche und belehrende Mittheilungen macht, die das Rendezvous zu Boden schlagen.

Nirgends sind die Ausdrücke Potsdamer und Nassauer häufiger im Gebrauch, als unter der demi-monde: die Freigebigkeit, welche den Bajadereu Champagner und seidene Kosen zu Füßen legt, wird ins Gesicht mit Lächeln und Günst, hinterwärts mit Lachen und Spott belohnt; den Nassauer aber, welcher sich in diese Kreise drängt, verfolgt wüthender Haß. Bei seinem Eintritt in ein Tanzlokal begrüßt den Erkannten giftiges Zischen, und auf der Straße haben die Damen geheime Verständigungszeichen zur Empfehlung oder warnenden Kennzeichnung der auf Anknüpfung von Bekanntschaften ausgehenden Cavaliere. Der Mann mit den zugeknöpften oder vielmehr leeren Taschen wird

durch eine flüchtige Berührung des Mundes mit der Fingerspitze signalisirt, während der Freigebige dadurch angedeutet wird, daß die Donna ein wenig die Backen aufbläst und dann durch einen leisen Schlag auf eine Wange ihrem Munde einen kleinen Knall entlockt, welcher wahrscheinlich das Knallen der Champagnerpfropfen nachahmen soll. Diese Bewegungen hat gewiß schon Mancher während der Promenade unter den Linden oder in der Leipziger Straße wahrgenommen, ohne sich ihre Bedeutung erklären zu können.

Bei Landpartien, Gesellschaftsbowlen und anderen in Gesellschaft genossenen Freuden übernimmt es der Nassauer, die Kosten auf die einzelnen Teilnehmer zu repartiren und legt der Berechnung die sogenannte Todtheilung für seine Person zu Grunde, was der Regel nach stillschweigend gutgeheißen wird. Einen höchst komischen Auftritt haben wir einmal beobachtet, als zwei einander fremde Nassauer in einer Weinstube zusammentrafen. Beide gleich liebenswürdig, zuvorkommend und unterhaltend, waren alsbald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, und Jeder suchte den anderen zum Trinken und zu neuen Aufträgen an den Kellner zu animiren. Jeder hielt des Anderen Uhrkette für echt, Beide prahlten wetteifernd von ihren glänzenden Verhältnissen, um dem später unausbleiblichen Ausrufe: „Ei versucht, ich habe meine Börse zu Hause gelassen,“ eine gute und glaubwürdige Aufnahme zu sichern. Beide sprachen überzeugend und bestellten abwechselnd, Jeder vermeintlich auf des Anderen Kosten. Der Eine hatte auf ein paar Augenblicke das Lokal verlassen, als einem indiscreten Munde die Aeußerung entfiel: „Der Nassauer läßt es sich heute mal wieder recht wohl sein!“ Auf die zornige Aured des Zurückgebliebenen: „Herr, gilt das mir?“ erging die Antwort: „Keineswegs, bitte um Entschuldigung, ich meinte den Herrn, welcher mit Ihnen getrunken hat, und der ist notorisch ein großer Nassauer.“ Bei diesen Worten erblaßte der Unglückliche, welcher auf des Musikdirektors Börse so große Hoffnungen gesetzt hatte. Der Letztere trat wieder ein, und es begann zwischen beiden Nassauern eine Erkennungsscene, anfangs mit gar verlegenen Mienen, allmählig sich aufheiternd, endlich in schallendes Gelächter übergehend, an welchem sich dann auch der joviale Wirth, ins Vertrauen gezogen, mit guten Mienen zum bösen Spiele, betheiligte. Auf Eisenbahnen fährt der Nassauer stets als blinder Passagier und belohnt den nachsichtigen Schaffner mit einer Cigarre, die er selbst erst von einem höflichen Mitreisenden erhalten hat. Er kauft sich niemals selbst Cigarren, weil er weiß, daß es überall Leute giebt, welche mit Vergnügen solche offeriren.

Der Nassauer giebt auch Feste, dieselben sind aber immer von gleicher Art, nämlich Picnicks, zu welchem jeder der Geladenen ein so reichliches Quantum mitbringt, daß der Gastgeber noch acht Tage nachher an den beaux restes zu zehren hat.

Natürlich giebt es sehr viele Abarten von Nassauern, und weit häufiger als die berufsmäßigen, kommen die gelegentlichen vor. Unter diesen ragen insbesondere manche Predigersfrauen hervor, welche ihre Männer zu allen Festivitäten der wohlhabenden Gemeindeglieder begleiten, stets mit einer weitbauchi-

gen Tasche versehen, in die beim Ausbruche das Backwerk für ein halbes Duzend Kinder gepackt wird. Wir haben von einer solchen nassauernden Dame gehört, die in nicht geringen Zorn verfallen, als ein Gemeindeglied, das gleichfalls nicht für Potsdam geschaffen war, ihr folgenden bösen Streich gespielt hatte.

Ein Böttchermeister feierte die Taufe seines fünften Sproßes, und da der Mann nicht unbemittelt war, hatte die Frau Predigerin die allergrößte Tasche mitgenommen und ihren acht Kindern daheim herrliche Aussichten eröffnet. Allein die gute Dame fand sich grausam enttäuscht. Dünner Kaffee und Semmeln, dann Weißbier und Käse, das war die ganze Bescheerung. Der Pastor brach mit seiner Gattin zeitig auf und die Letztere soll sich nicht mit der freundlichsten Miene verabschiedet haben. Zu ihrem größten Verdrusse vermist sie auf dem Heimwege auch noch ihr Taschentuch und kehrte deshalb nach der Wohnung des sitzigen Böttchermeisters zurück, um es zu holen. Aber wer beschreibt ihren Zorn bei dem Wiedereintritt in das Zimmer, welches sie erst vor zehn Minuten verlassen!

Weißbier, Schwarzbrot und Käse waren verschwunden; ein Baumfuchen, dem Thurm von Babel vergleichbar, Torten und Weinflaschen standen auf dem Tische der gottlosen Leute und die Letzteren drängten sich umsonst zusammen, um diese Schätze den Augen der Pastorin zu verbergen. Als sie die empörende Entdeckung hernach ihrem Gatten mittheilte, schüttelte dieser ernst den Kopf und sprach sehr eifrig von dem „Geiste des Umsturzes“, der die Menschen zu den schenftlichsten Dingen verleite.

Wie diese Predigersfrau, so denkt jeder rechtschaffene Nassauer und beklagt sich über bitteres Unrecht, wenn ihm nicht alle Thüren gastlich geöffnet sind. —

F.

(Der erste Preis.) Bei dem letzten großen Musikfest in Lyon, wo die Militärmusik des 34. preussischen Linien-Infanterieregiments aus Nassau unter der Leitung des Musikdirectors Parlow so viel Furore gemacht und die große goldene Medaille erlangt hat, hat sich folgender Spaß zugetragen. Der Gesangsverein eines kleinen französischen Städtchens oder Fleckens, welches von keinem Telegraphendraht und keiner Eisenbahn berührt wird und sehr abseits von dem Pfade der vorwärtsschreitenden Kultur liegt, war sich seiner Meisterschaft und seines Sieges im Wettgesange so sicher, daß er schon vor seinem Abgange nach Lyon die Veranstaltung getroffen hatte, die Nachricht seines Triumphes auf dem möglichst schnellsten Wege in die Heimath zu befördern. Drei Tauben wurden mitgenommen, um nach Verleihung der Preise gleich losgelassen zu werden. Alle drei Tauben sollten den ersten Preis, zwei den zweiten und eine den dritten bedeuten.

Der Verein ließ sich denn auch in Lyon hören und war sehr zufrieden mit sich selbst. Aber die Jury wußte diese Leistungen nicht zu schätzen; weder der erste, noch der zweite, noch der dritte Preis wurde den wackeren Sängern zuerkannt. Zur Ueberfülle des Mißgeschicks waren aber auch schon während der Gesangsvorträge die drei Tauben aus dem Korbe entwischt, der

sie bis zum großen Moment der Preisvertheilung hatte gefangen halten sollen. Man kann sich den Jubel denken, welcher in dem Städtchen bei der Ankunft sämmtlicher drei Tauben entstand — hatte man doch kaum die Hoffnung zu hegen gewagt, daß man den Söhnen der Stadt würde den ersten Preis zusprechen!

Jetzt wurden Ehrenpforten gebaut und alle Häuser mit Kränzen und Fahnen geschmückt zum Empfange des von Lyon als Sieger heimkehrenden Vereins. Ein Wächter mußte auf dem Thurme auspähen, wenn die Ersehnten sich der Heimath nähern würden. Mit Böllerschüssen und rauschender Musik am Thore begrüßt, mußte der Dirigent freilich den Sachverhalt berichten, indessen tröstete er die besürzte Einwohnerschaft mit der Erklärung, daß, wenn die preußische Militärmusik ihnen nicht den ersten Preis vor der Nase weggenommen hätte, sie denselben unfehlbar bekommen haben würden. Die geringeren Preise hatte man vielleicht gar nicht gewagt, ihnen anzubieten. Die ganze Stadt war aber doch so entrüstet über das Verfahren der Jury, daß wir keinem Mitgliede derselben hätten rathen mögen, an diesem Tage sich in dem Städtchen blicken zu lassen. —

(Die Theorie des Pumpens.) *Ati* Kambang nennt sich ein neuer deutscher Romanschriftsteller, der, wie Gerstäcker sagt, „lange Jahre die Welt nach allen Richtungen hin durchstreifte“, und jetzt mit einem dreibändigen Werke „Auf fremder Erde“ (Leipzig, Costenoble) aufgetreten ist. In diesem Erstlingswerke zeigt er — eine Seltenheit unter deutschen Schriftstellern — frische, heitere Laune, wenn auch nicht gerade Humor. Zur Probe sei Nachstehendes mitgetheilt:

„Was hilft es, sich einschränken, wenn man keine Einnahme hat? Verschwendung bei hohen Revenüen führt zu genügenderen Resultaten als Sparsamkeit bei geringem Einkommen. Dieser Satz ist die Grundlage aller Nationalökonomie, er ist ein einziges Mal von Graf Schwindelberg, dem Finanzminister meines Vaterlandes, dunkel geahnt, doch nie in seiner vollen Berechtigung erkannt und ausgesprochen worden.“

„Um Gotteswillen sei nie sparsam. Es kommt bei der Sparsamkeit nichts heraus, nicht einmal eine reelle Schuld. Sich einschränken heißt sich zur Null machen. Entweder erwirb oder pumpe. Kannst Du nicht im Plus excelliren, gut, so werde Minusgröße. Im Allgemeinen ist ein Capital-Minus viel sicherer angelegt als Erworbenes. Um das Capital Deiner Schulden wird Dich so leicht Niemand bringen, da dasselbe nur für Dich und Deine Gläubiger werth hat; es ist ein zartes, inniges Band, das Euch umschlingt und nicht leicht durch die Dazwischenkunft unberufener Dritter zerrissen wird.“

„Es ist wahr, man hat Beispiele, daß bei einiger Vorsicht und unter großer Anstrengung auch auf dem Wege des Erwerbs hier und da Leute zu etwas gekommen sind; jedoch bleiben das Ausnahmen und beschäftigen nur als solche die Regel.“

„Pumpen heißt die Quellen der Gesellschaft sich dienstbar machen, sie strömen lassen, darum heißt es ja eben auch pumpen.“

„Wer viel Gläubiger hat, hat viel Freunde, vorausgesetzt, daß die Schuld bedeutend genug ist, um ihr Wohlergehen an das Deine zu knüpfen. Die Summe sei stets im Verhältniß zu den Vermögensumständen des Anzupumpenden. Schätze keinen Deiner Mitmenschen zu gering; kleine Anleihen erbittern, wenn Du sie nicht zurückzahlst, und ihre Folgen sind oft fürchterlich. Man nennt dergleichen Ehrensulden und bedient sich derselben höchstens als Staffel zum eigentlichen Pump, indem man durch die pünktliche Rückzahlung das nöthige Vertrauen für größere Anleihen erweckt. Doch ist dieses Mittel schon ziemlich verbraucht und nur noch bei Gelehrten, Junkern und dergleichen Gefindel, nie aber bei eigentlichen Geldmännern anwendbar.“

„Bergiß nie, daß kleine Anleihen leicht erbittern, darum schätze Deine Freunde lieber zu hoch als zu gering, denn mit jedem Tausend steigert sich die wechselseitige Hochachtung. Junger Mann, Du läßt Dir nicht träumen, bis zu welcher rührenden Anhänglichkeit, zu welcher schwärmerischen Freundschaft sich die Gefühle eines Gläubigers steigern können, sobald er in Dir ein bedeutendes Capital investirt hat. Leider verkehrt sich diese Milch der frommen Denkart gelegentlich auch in gährenden Drachengift; das Uebermaß der Freundschaft wird zu widernatürlicher Grausamkeit gegen Wesen, die finanziell doch mit ihm eins, die Fleisch von seinem Fleisch, und Fett von seinem Fett sind. Doch lassen wir solche widerwärtigen Berührungen bei Seite.“

„Der Gläubiger, der seine Stellung richtig erkennt hat und sie wirklich nach allen Richtungen hin ausfüllt, nimmt den zärtlichsten Antheil an Deinem Wohlergehen; in Allem, was Du unternimmst, unterstützt er Dich, bei jedem Wagniß umschweben Dich seine Segenswünsche. Mit jedem Gläubiger bekommst Du einen Schutzgeist, einen Genius, der in mannichfacher Gestalt Dich umschwebt, dessen Geschick unaussprechlich mit dem Deinen verknüpft ist, der Dir dienen muß wie die Geister von Aladin's Lampe. Du bist Harun al Raschid, Beherrscher der Gläubiger.“

„Erwerb ist langweilig, Sparsamkeit lächerlich; der Pump, der Pump ist der Rosenpfad zum Glück und zugleich der sicherste Weg zu den Herzen Deiner Mitbürger. Wie süß ist der Besitz recht vieler Gläubiger. Ueberall siehst Du theilnehmende Blicke auf Dich gerichtet. Wenn Du die Hand eines Gläubigers drückst, drückst Du die Hand eines wahren Freundes, eines Mannes, der Dir Opfer gebracht hat. In seinem Auge lieft Du die aufrichtigsten Wünsche für Dein Wohl und die Erhöhung Deiner Einkünfte. Du weißt, es sind Viele, die es mit Dir recht gut meinen, die mit Hintansetzung der eigenen Bequemlichkeit für Dein Fortkommen sorgen, das heißt,“ setzte der vom Gegenstande selbst zu weit geführte Redner kleinlaut hinzu, „manchmal wollen sie auch das Fortkommen verhüten und ja, ganz recht, den Gegenstand ihrer Gefühle recht sicher hinter Schloß und Riegel aufbewahren.“ „Ja, Recht hast Du da freilich,“ meinte Böhm; „ein Gläubiger, der seinen Glauben an die Menschheit eingebüßt hat, kann schrecklich werden.“